Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 542590

Digitized by Google

Digitized by Google

830.6
U6

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1888.

Zweiter Band.

Mit 4 Karten und 5 Abbildungen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1888.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen.

Von **Ferdinand Gregorovius.**

Die Villa Malta hätte wol verdient, deutsches Eigenthum zu bleiben, denn manche vaterländische Erinnerungen haften an ihr, und 40 Jahre lang ist sie das römische Sanssouci des kunstliebendsten aller deutschen Fürsten gewesen. Ludwig von Baiern hat dort oftmals Hof gehalten, nicht mit besternten Diplomaten, sondern mit lebensfrohen und talentvollen Künstlern. Nun aber sind auch die letzten Veteranen seiner Tafelrunde dahingegangen, die Villa selbst ist das Besitzthum eines russischen Edelmanns geworden, und bald wird ihre deutsche Vergangenheit eine Legende sein. Darum will ich ihr ein paar Blätter des Andenkens widmen und sie ganz ernsthaft wie ein historisches Monument behandeln.

Der Ursprung der Villa Malta ist sehr vornehm; ihr Stammbaum wuchs in den Gärten des Lucull.

Ehe Aurelian Rom mit neuen Mauern umgab, lagen die nördlichen Hügel der Stadt im Freien, wie heute die Villa Borghese und die Monti Parioli. Sie waren immer ein beliebter Gartenbezirk. Die gesunde Luft, die Nähe der Weltstadt, die herrliche Aussicht auf diese wie auf die großartige Landschaft lockten die Römer, dort Weinberge und Landhäuser, und dann auch prachtvolle Villen anzulegen. Solche erstreckten sich vom Esquilin und Viminal bis zur Porta Flaminia. Man nannte Kunstgärten mit den dazugehörenden Gebäuden Villae oder auch Horti, und davon erhielt jenes Hügelland (der heutige Pincio) den Namen Collis Hortorum. Nach dem Quirinal hin begrenzte dasselbe die Villa des Geschichtschreibers Sallust (Horti Sallustiani); gegen die Via Flaminia dehnte sich eine Reihe schöner Parkanlagen aus mit Prachtgebäuden und Kunstsammlungen, die Gärten des Lucull, des Pompejus und der Domitier.

Lucullus war der erste Römer, welcher auf dem Pincio eine Villa von unvergleichlicher Schönheit baute. Sie lag auf der Strecke, die heute durch Santa-Trinità dei Monti, Via Sistina und Capo le Case bezeichnet wird. Zur Zeit des Claudius gehörte sie dem Consular Valerius Asiaticus, welchen Messalina in den Tod trieb, um sein Landhaus zu besitzen. Tacitus erzählt, daß vor den Augen des Verurtheilten der Scheiterhaufen aufgethürmt wurde, aber daß der Sterbende den Befehl gab, ihn an einer andern Stelle zu errichten, wo der Feuerqualm die Baumgruppen seiner geliebten Villa verschonen konnte.

Diese wurde jetzt das Lusttheater für die Ausschweifungen der Messalina und hier ereilte sie auch die strafende Nemesis. Als Claudius die Kaiserin

41c.515

Digitized by Google

umzubringen befahl, fanden sie seine Centurionen auf der Erde liegend, den Dolch in der zarten Hand, doch muthlos sich selbst den Todesstoß zu geben. Ein Tribun erstach sie.

Die Villa kam hierauf an den kaiserlichen Fiscus, und dort schwelgten die schreckliche Agrippina und ihr Sohn Nero. Sie blieb Eigenthum der Kaiser, die sich fast aller großen Villen der Stadt bemächtigten. Noch im 4. Jahrhundert behauptete sie ihren Ruf gleich den Horti Sallustiani. Weil die Westgothen Alarich's diese durch Feuer zerstörten, mag auch jene in demselben Jahre 410 das gleiche Los getroffen haben.

In der letzten Kaiserzeit war sie in tiefem Verfall. Sie gehörte dem Senatorengeschlecht der Pincii, deren Name auf den ganzen Gartenhügel überging. Die Domus Pinciana, der letzte Rest der Villa Lucull's, war zur Zeit Theodorich's so ruinirt, daß dieser von dorther Marmor nach Ravenna schaffen ließ zum Bau seiner Residenz. Weil damals noch Kunstschätze der alten Villa übriggeblieben sein mußten, so wird der Gothenkönig auch davon manches nach Ravenna entführt haben. Noch tausend Jahre später fand man im Schutt der Lucullischen Gärten den messerschleifenden Scythen, welcher zu einer Marsyasgruppe gehört zu haben scheint. Jeder kennt ihn aus der Tribuna der Uffizien in Florenz.

Im Hause der Pincier hatte noch Belisar sein Hauptquartier, als er Rom gegen die Gothen vertheidigte; und so endigte mit seiner Heldengestalt die antike Geschichte Roms eigentlich in jenen Gärten des Lucull. Denn nach den Gothenkriegen senkte sich die tiefe Nacht der Barbarei auf die verödete Stadt.

Den Mons Pinzi des Mittelalters bedeckte jahrhundertelang geschichtloses Dunkel. Da er außerhalb des täglichen Lebens und Verkehrs der Stadt lag, und dieses sich von den Höhen immer mehr in das Marsfeld nach dem Tiber hinunterzog, so blieb der Hügel der Gärten seiner Verwilderung überlassen. Weinberge, Gemüsefelder, Gebüsche, Nachkömmlinge der antiken Horti, reichten bis zur heutigen Piazza di Spagna hinab. Die Trümmer der alten Villen luden, wegen ihrer entfernten Lage, keine Barone ein, dort ihre Thürme aufzubauen. Allein sie dauerten in jener Wildniß lange fort, denn noch auf dem Stadtplan Buffalini's (um 1551) sind im Bezirk der Kirche Santa-Trinità und der Via Sistina große Ruinen verzeichnet, die der Domus Pinciana müssen angehört haben. Von unten herauf, wo die Straße Capo le Case liegt, führte seit alter Zeit ein Weg, die Via Pinciana, zu dem gleichnamigen Thore, welches erst im vorigen Jahrhundert verschlossen wurde.

Am Ende des 15. Jahrhunderts ließ Karl VIII. von Frankreich die Kirche Santa-Trinità dei Monti errichten, und seit dieser Zeit belebte sich der Hügel der Gärten wieder. Er wurde sogar seiner alten Bestimmung zurückgegeben, denn einige prachtvolle Villen des neuen Rom entstanden in der Spätrenaissance auf ihm. Der Cardinal von Montepulciano erbaute die Villa Medici, welche der Papst Leo XI. noch als Cardinal erwarb, dann der Großherzog von Toscana erhielt, endlich die französische Regierung während der Revolution sich aneignete. Im 17. Jahrhundert errichtete der Cardinal Ludovico Ludovisi die großartige Villa seines Namens, deren Park sich bis zum eigentlichen Pincio längs der innern Seite der Stadtmauern fortzog. Auf dem westlichen Rande des Circus der Sallustischen Gärten bauten auch die Massimi ein reizvolles Landhaus. Den Abschluß

Digitized by Google

aller dieser modernen Anlagen machte der öffentliche Garten des Pincio, der zur Zeit Napoleon's entstand und erst unter Pius IX. seine heutige Gestalt erhielt.

Die Villa Malta also ist ein Ableger aus den Gärten des Lucull. Sie steht auf der höchsten Erhöhung des Pincio unweit der Porta Pinciana, zwischen den Villen Medici und Ludovisi, und ist so tief versteckt, daß von der Via Sistina her nicht einmal ihr Thurm sichtbar wird. Sie war niemals eine Sehenswürdigkeit Roms, und in keiner Stadtbeschreibung wird ihrer gedacht, in keinem Album römischer Bauwerke ist sie abgebildet. Erst im 18. Jahrhundert erscheint sie als ein Garten, Giardino del Pino, von einem Pinienbaum so genannt.

Sie hieß auch Giardino di Malta. Dieser Name, größer und stolzer als die Namen Medici und Ludovisi, scheint anzudeuten, daß sie einst ein Besitz des Ordens der Malteser gewesen ist. Man hat sie auch bis heute für eine alte Sommerwohnung dieser Ritterschaft gehalten. Allein das kann nicht erwiesen werden. Auf meine Bitte ließ einer der edeln Cavaliere, der Marchese Giacomo di Pietramellara, im Mai 1886 das Archiv des römischen Ordenshauses nach Urkunden, die Villa Malta betreffend, durchsuchen, und es hat sich deren keine vorgefunden. Auch in der Villa selbst ist niemals das Wappen der Malteser gesehen worden. Die Entstehung des Namens ist daher noch heute räthselhaft.

Im 18. Jahrhundert war das Landhaus Eigenthum des französischen Klosters Santa-Trinità in seiner Nähe. Die Mönche dort besaßen in ihrem Bezirk Weinberge und Gärten, und zu diesen muß auch jenes Grundstück gehört haben. Sie selbst erbauten wol das einfache zweistöckige Casino mit einem viereckigen Thurm, von welchem man die schöne Aussicht genießen konnte. Fast alle römischen Landhäuser dieser Art sind mit einem solchen Belvedere versehen. Der Baustil der Villetta di Malta deutete höchstens auf das 17. Jahrhundert zurück.

Am 5. Juli 1764 verlieh das Kloster dies Grundstück in Emphyteuse bis zur dritten Generation der römischen Familie Parmegiani gegen einen Jahreskanon von 150 Scudi (750 Frs.). Das ist das älteste beglaubigte Datum in der Geschichte der Villa. Sie wechselte schnell ihre Pächter: noch im 18. Jahrhundert kam sie an den Grafen Domenico della Torre, und von ihm an den Ritter Giuseppe Antonio Celani. Schon diese Besitzer vermietheten, wie vor ihnen die Mönche selbst, die Räume der Villa als Wohnungen, auch an Künstler zu Ateliers.

Der stille, ländliche Pincio war schon seit langer Zeit ein Maler- und Bildhauerviertel, besonders für deutsche Künstler, und solche haben in jener Villa ihre Werkstätten gehabt, lange bevor sie namhaft geworden war. Die älteste deutsche Beziehung des „Gartens von Malta" ist an Goethe geknüpft. Er nennt zwar diesen Namen nicht, aber er hat die Villa ohne Zweifel gekannt. Die Tradition erzählt, daß die größeste der drei Palmen des Gartens von ihm gepflanzt worden sei. Er selbst sagt in seiner „Italienischen Reise", daß er kurz vor seinem Scheiden von Rom (im April 1788) Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen, einem römischen Freunde übergeben habe, von dem sie in einen Garten der Sixtinischen Straße versetzt worden seien, „wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachsen, wie ein erhabener Reisender mir zu versichern die Gnade hatte.

Digitized by Google

Mögen sie den Besitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachsen und gedeihen".

Der Garten an der Sixtinischen Straße kann nur jener von Malta gewesen sein; Goethe, der keinen schönen Aussichtspunkt unbeachtet ließ, muß ihn aufgesucht haben. Sein römischer Freund war vielleicht ein deutscher Künstler, der dort sein Atelier hatte, und der Besitzer des Casinos im Jahre 1788 konnte der Graf della Torre sein.

Bald nach Goethe traf Herder zum Besuch in Rom ein. Es gibt keinen größern Contrast, als Herder und Goethe in Rom. Dieser lebte dort in menschlich schöner Freiheit; Herz und Seele, die Flügel des Genius, wuchsen ihm empor, und die Sonne Roms gab seinen Idealen die classische Reife. Jener kam dorthin am 10. Sept. 1788, als „Appendix" launenhafter Freunde, Dalberg's und der Frau von Seckendorf. Im Anfange des October kam auch die Herzogin Amalie. Herder fand, daß er „zwischen den Weibern garstig in der Mitte sei". Er sah sich in Rom um allen Genuß betrogen. Dem Cardinal-Staatssecretär Buoncompagni und dem Senator Rezzonico wurde er als vescovo di Weimar vorgestellt. Welche seltsame Figur mußte ein vescovo di Weimar in Rom machen! Er verkehrte mit dem alten Reiffenstein, mit Zoega und Moritz, und mit Angelika Kauffmann. Der verdrießliche, krankhafte „Bischof" konnte der Ewigen Stadt nichts abgewinnen. Er begriff dort nur die Schattenseiten, die Pfaffenwirthschaft, die Nichtigkeit der Gesellschaft, das todte Meer der Wissenschaften, die falsche Weisheit und taumelnde Unwahrheit. Erst in Neapel, wohin er zu Neujahr 1789 mit der Herzogin Amalie ging, lebte er auf. Beide kehrten am 20. Febr. nach Rom zurück. Und damals hat Herder mit der Fürstin in der Villa Malta gewohnt. Er verließ die Ewige Stadt am 15. Mai 1789. Seinen Aufenthalt dort hat Haym geschildert: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken" (Bd. 2, 1885).

Im Herbste 1802 lebte in der Villa die geistreiche Friederike Brun mit ihrer Tochter, der Gräfin Ida von Bombelles. In ihrem „Römischen Leben" hat sie Folgendes aufgezeichnet: „Das Gebäude, welches wir bewohnen, war eine ehemalige, klosterähnlich eingerichtete Sommerwohnung der Malteserritter. Ein hoher Thurm erhob sich gerade über dem Theile des Gebäudes, welchen wir bewohnen. Allein es gibt noch viele Logis in dem mit vielen Treppen versehenen wunderlich aus- und eingebauten und doch zusammen um kleine liebliche Gärten gruppirten Häuserhaufen, Villa Malta genannt. Schon wohnt ein kranker Engländer, Sir Knight, hier mit ein paar Schwestern; mancher Künstler hat hie und da hinter freien Balkons sein malerisches Nestchen und phantasiebeflügelte Ausblicke. Aus meinen Zimmern führt eine Treppe in einen größern luftigen Saal, welcher einen Flügel des Gebäudes allein bildend wie ein Erker in die Fülle des Grünen blickt, und von drei Seiten mit großen Fenstern umgeben ist. Meine Wohnzimmer sehen auf die Gärten des Quirinalischen Palastes; es hat einen Kamin mit einer Marmorplatte. Ein Hofraum trennt mich von einem Gärtchen, darin sind Springbrunnen, Orangen, Reben, Akazien, Lorbern und Cactus."

Friederike versammelte dort manche ausgezeichnete Fremde, die damals in Rom lebten: Zoega, Fernow, Bonstetten, Thorwaldsen, Keller, Lund. Sie hat das Weihnachtsfest geschildert, welches sie in jenem großen Saal der Villa veranstaltete, wo später der König Ludwig

Digitized by Google

von Baiern heitere Zusammenkünfte mit ihm befreundeten Künstlern hielt. Den geselligen Kreis der deutschen Dichterin versetzte die Ankunft Wilhelm's von Humboldt in freudige Aufregung. Der Bruder Alexander's kam als preußischer Gesandter nach Rom und nahm seine Wohnung in derselben Villa Malta. Aus ihrem Fenster sah Friederike den Minister mit seiner Gemahlin und vier Kindern von der Via Pinciana den schmalen Weg zur Villa herauffahren. Sie erstaunte, die älteste zehnjährige Tochter Karoline als Knabe gekleidet zu sehen, denn der Reise wegen war diese Vermummung für sie gewählt worden. Es war der 25. Nov. 1802, als Humboldt in die Villa Malta einzog.

Das kleine Landhaus wurde alsbald der Mittelpunkt für die geistreiche Gesellschaft Roms. Alle jene Männer aus dem Kreise der Friederike Brun traten auch in diesen neuen Humboldt's über. Außerdem verkehrten hier Lucian Bonaparte, Agincourt, Canova, Angelika Kauffmann, Camuccini, Reinhardt, Koch, Schadow, während der später berühmte Alterthumsforscher Welcker Hauslehrer in der Humboldt'schen Familie war.

Anfang 1805 kam auch der Kurprinz Ludwig von Baiern zum ersten male nach Rom, nicht ahnend, welche Veränderungen sein Vaterland gerade in diesem verhängnißvollen Jahre erfahren sollte, Veränderungen, welche das Deutsche Reich durch den Rheinbund auflösten, den mit dem Feinde Deutschlands verbündeten Vater Ludwig's zum souveränen König des vergrößerten Baiern, und ihn selbst zum widerwilligen Vasallen Napoleon's machten. Der Kurprinz nahm in Rom Wohnung bei dem bairischen Gesandten Bischof Häfelin, im Palast Rondanini auf dem Corso, dem Hause gegenüber, worin Goethe gewohnt hatte. Der Name dieses Palastes lebt noch in München mit der berühmten Medusa fort, welche er im Jahre 1811 aus ihm erwarb.

Den jungen Prinzen begeisterten die Monumente und Antiken Roms; sie weckten in ihm die fürstliche Leidenschaft, nicht nur Kunstwerke zu sammeln, sondern sein Vaterland auch durch Neuschöpfungen des Schönen zu adeln. Schon ein Jahr nach seinem Aufenthalt in Rom faßte er den großartigen, patriotischen Gedanken zur Walhalla und gleichzeitig den Plan zur Glyptothek.

Sein Verkehr mit Künstlern in Rom war gleichwol im Jahre 1805 noch nicht sehr lebhaft. Nicht einmal Thorwaldsen, dessen Hebe er schon in Venedig bewundert hatte, scheint er damals persönlich kennen gelernt zu haben. Seine ersten Beziehungen zu ihm gehören ins Jahr 1808, wo er den Adonis bei ihm bestellte. Da er mit Wilhelm von Humboldt verkehrte, betrat er im Jahre 1805 auch die Villa Malta zum ersten mal.

Humboldt beherbergte dort in demselben Jahre seinen Bruder Alexander, welcher nach der Rückkehr von seiner epochemachenden Reise in Südamerika erst nach Paris gegangen war und dann im März 1805 mit Gay-Lussac Rom besuchte. Wilhelm blieb in der Villa bis zum Frühling 1807, dann zog er in das Haus Tomati, in der nahen Via Gregoriana; aber er verließ Rom für immer schon im Herbst 1808.

Die Umwälzungen, welche die Ewige Stadt durch den Sturz des Papstthums erlitt, hemmten hier für eine Reihe von Jahren die Thätigkeit der Künstler, aber sie begünstigten gerade die Absichten des Kronprinzen Ludwig, der mit Rom in beständiger Verbindung blieb. Sie erschütterten den Wohlstand der römischen Aristokratie so tief, daß selbst die Barberini, Braschi und Ruspoli sich mancher Kunstschätze entäußerten. Weil

Digitized by Google

die schönsten Antiken und Gemälde aus den Galerien des Staates durch Napoleon nach Paris fortgeschleppt waren, durfte sich niemand wundern, wenn Privatpersonen Werke ihres eigenen Besitzes verkauften. Zum letzten male bot sich fremden Fürsten die Gelegenheit dar, aus Schätzen Roms und Italiens heimische Museen zu gründen, und diesen Zeitpunkt benutzt zu haben ist das große Verdienst Ludwig's gewesen. So sind durch ihn die alten münchener Kunstsammlungen vermehrt und neue angelegt worden.

Die meisten Ankäufe besorgte für ihn Martin Wagner, sein unermüdlicher Agent in Rom. Daß der Barberini'sche Faun, die Minerva Ergane, Hunderte von Statuen und die große Vasensammlung nach München gekommen sind, ist wesentlich seiner Umsicht zu verdanken. Unter vielen Mühen und Gefahren schloß er auch den Kauf der Aegineten in Griechenland ab, und führte dann diese weltberühmte Giebelgruppe glücklich von Malta nach Rom, wo er die Bruchstücke in seinem Atelier zusammensetzte, während Thorwaldsen sie restaurirte. Dort sah sie der Kronprinz, als er im April 1818 zum zweiten male Rom besuchte.

Die durch die Französische Revolution und Napoleon aus den Angeln gehobene Welt hatte sich im Jahre 1815 wieder eingefügt, das Papstthum sich in Rom neu eingerichtet, und die Ewige Stadt war in ihr altes göttliches Nirwana, in jene von der Geschichte gesättigte, zeitlose Stille zurückgesunken, deren narkotischer Odemzug auf alle idealen Naturen immer wie ein Zaubertrank gewirkt hat. Alterthumsforscher und Künstler studirten und arbeiteten wieder, und manche Fremde von Ruf erschienen.

Die wenigsten Ausländer empfanden das thatsächliche Elend, in welches das römische Volk aus dem bessern Zustande unter der französischen Regierung wieder herabsank, als ihm das Joch der Monsignoren mit ihrem Polizeisystem von neuem aufgelegt wurde. Niebuhr aber hat das tief empfunden und in seinen Briefen nach der Heimat ausgesprochen. Dieser große Gelehrte war seit 1816 preußischer Gesandter in Rom, und sein Legationsrath wurde Bunsen.

In demselben Frühjahr 1818, in welchem Ludwig nach Rom kam, kehrte dorthin auch die Gemahlin Wilhelm's von Humboldt zum Besuch zurück. Sie nahm ihre Wohnung im Hause der Signora Buti, welches nahe bei der Villa Malta in der Via Sistina lag und die Künstlerherberge jener Zeit war. Thorwaldsen und Schadow, Wach, der Kupferstecher Senff und Wagner wohnten dort. Thorwaldsen arbeitete damals an seinem Mercur und ließ den Triumphzug Alexander's für die Villa Sommariva in Marmor ausführen. Die Malerin Luise Seidler, welcher Karl August den Aufenthalt in Rom möglich machte, hat von dem patriarchalischen Leben, dessen Mittelpunkt Frau von Humboldt war, in ihren „Erinnerungen" erzählt. Auch Henriette Herz, die mit ihrer Freundin Dorothea Schlegel zu derselben Zeit in Rom lebte, hat die Abende im Hause Buti geschildert. Dort war der Kronprinz Ludwig gern zu Gast; sein geistreiches Wesen, seine bürgerliche Einfachheit und Liebenswürdigkeit machten auf jene schöne und hochgebildete Frau einen tiefen Eindruck.

Als sie eines Tages in seiner Begleitung die Spanische Treppe hinaufstieg, fragte sie ihn: „Werden Sie denn auch als König so bleiben, wie Sie jetzt sind?" Der Kronprinz antwortete, die Schlußzeile des „Columbus" von Schiller verändernd:

Was der Jüngling verspricht, leistet der Mann euch gewiß.

Digitized by Google

Das Viertel um die Villa Malta her war zu jener Zeit der Sitz einer zahlreichen deutschen Colonie. In dem Landhause selbst wohnten immer Maler; auch Overbeck hatte dort seine erste Wohnung genommen, als er im Jahre 1810 nach Rom gekommen war. Bald darauf zog er mit seinen frommen Kunstgenossen in das nahe Kloster Sant-Isidoro. Jedem Staatswesen, jeder bürgerlichen Pflicht entfremdet, weder von der erbärmlichen Reaction in ihrem Vaterlande noch von der Knechtschaft Italiens berührt, lebten diese Künstler in Rom wie auf der Insel der Seligen, in olympischer Freiheit, als Weltbürger einer idealen Republik, versenkt in das Studium der alten Meister und zu eigenen Schöpfungen aufgeregt. Der Geist Carstens', der Classicismus Canova's und Thorwaldsen's wirkte auf diese neue Malerschule, die nach den verlorenen Formen des großen historischen Stils suchte. Die Fresken von Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow in der Casa Bartholdy auf dem Pincio erregten damals Aufsehen als kunstgeschichtliche That der Umkehr zur Natur. Selbst Niebuhr sprach in einem Briefe an Savigny (vom Februar 1817) die Hoffnung aus, „daß wir jetzt in der Kunst für Deutschland in eine Epoche treten, wie die unserer aufblühenden Literatur im 18. Jahrhundert war".

Den Kronprinzen Ludwig überraschte der kühne Aufschwung der kleinen deutschen Künstlerwelt auf dem Pincio. Er bemerkte den Widerspruch ihrer Ideale, ohne sich für eins oder das andere zu entscheiden. Die Deutschen theilten sich in zwei Schulen: die weltlich-classische der Capitoliner, deren Häupter Koch und Reinhardt waren, und die christliche der Nazarener und Convertiten, die im Zusammenhange mit den deutschen Romantikern zur vor-rafaelischen Mystik zurückkehrten. Die Führer dieser waren Overbeck, Veit, und in seiner ersten Epoche auch Cornelius. Dagegen blieb die persönliche Richtung Ludwig's unbegrenzt. Er war kein einseitiger Antiquar und Liebhaber; er liebte die ganze Kunst als solche, weil sie das Schöne schuf. Die Hebe und der Adonis Thorwaldsen's entzückten ihn ebenso sehr wie die blassen Heiligenbilder Overbeck's und Veit's.

In seinem phantasievollen Geiste vereinigten sich die Reflexe aller Kunstepochen und Stile, die griechische Antike, das byzantinische und romanische Christenthum, die mittelalterliche Gothik, die italienische Renaissance. Ihre verschiedenen Formen hat er dann in der bunten Reihe seiner Bauten mit gleichem Enthusiasmus nachgeahmt. Die Glyptothek, die Pinakotheken, die Propyläen, der Residenzbau, die Arcaden, das Siegesthor, Obelisk, Bavaria, Bibliothek, Walhalla, Basilika, Ludwigskirche, Feldherrenhalle, Ruhmeshalle: alle diese rühmlichen Schöpfungen zeigen ihn als den Sohn seiner weltbürgerlichen Zeit ohne Originalität, als einen romantischen Eklektiker auf dem weiten Gebiete des Schönen, wie es, freilich mit den Mitteln und in den Dimensionen des Römerreiches, einst der Kaiser Hadrian gewesen war, der letzte große Kunstmäcen des sterbenden classischen Alterthums. Vielleicht war sich Ludwig seiner innern Verwandtschaft mit Hadrian bewußt, als er dessen Bildsäule neben der des Perikles in einer Nische der Außenwand der Glyptothek aufstellen ließ. Es ist für sein Wesen bezeichnend, daß er im Plane hatte, der im ionischen Tempelstil errichteten Glyptothek gegenüber eine Apostelkirche aufzuführen, und so Classicismus und Romantik äußerlich miteinander zu verbinden. Solche Universalität des künstlerischen Gesichtskreises

Digitized by Google

konnte nur die That eines sammelnden und nachahmenden Zeitalters sein, welches selbst keine eigene Kunstform besaß, sondern seine Größe im philosophischen Bewußtsein der Einheit des Menschengeschlechts und ihrer edelsten Culturideale fand.

Es war noch die Zeit, wo Faust und Helena ihre Wonnemonde feierten. Der Geist Ludwig's selbst, wie mancher andere in Deutschland, entstammte dieser romantischen Verbindung des Germanenthums mit dem Hellenenthum, und nichts konnte später natürlicher sein, als daß ein Sohn Ludwig's den Thron des befreiten Griechenlands als erster König der Hellenen in Athen bestieg.

Weil Ludwig die Künste nach München verpflanzte, wurde er der Neuschöpfer dieser Stadt. Alles erschien hier noch ungünstiger für die Aufnahme des Schönen, als es früher der Boden Berlins gewesen war. Ein an ideale Anschauungen und Bedürfnisse nicht gewöhnter Volksgeist; eine gleichgültige unfruchtbare Naturumgebung in der nächsten Nähe; keine andere als die dynastische Geschichte des Herrscherhauses; keine Monumente eines alten und blühenden Gemeinwesens, welche Regensburg, Augsburg und Nürnberg so stolz und vornehm machen. Weder Berlin noch München besitzt auch nur eine wirklich schöne, alte Kirche, wie so mancher kleine Ort Deutschlands sie aufzuweisen hat. Jetzt strebt München, wie viele andere Städte unsers Vaterlandes, durch die alles belebende Kraft, welche das große nationale Reich ausströmt, mächtiger auf. Wenn aber diese freundliche Stadt mit ihren reichen Bildungsanstalten die Königin des herrlichen deutschen Alpengebietes wird, so hat sie das noch jenen Impulsen zu verdanken, welche ihr Ludwig gegeben hat. Was dieser geistvolle Fürst hier geschaffen hat, ist im Verhältniß zu den geringen Mitteln, über die er verfügen konnte, so bewundernswerth, daß er, wenn er Aehnliches zu Griechenzeiten und für Griechen gethan hätte, als Stadtheros würde verehrt worden sein. Es kommt hier nicht einmal auf den künstlerischen Werth seiner Monumentalschöpfungen an, sondern nur darauf, daß er der Kunst wieder große Aufgaben gestellt und sie als die vollste Blüte der Cultur begriffen hat.

Ich bin von der Villa Malta abgeschweift, allein sie steht doch immer im Hintergrunde des merkwürdigen Treibens deutscher Künstler in Rom während der ersten Decennien dieses Jahrhunderts. Der Kronprinz Ludwig war der Abgott dieser Künstler, nicht nur als geistvoller Mäcen, sondern als glühender deutscher Patriot. Noch im Jahre 1818 trug er in Rom die bereits von den Regierungen des Vaterlandes verpönte deutsche Tracht Jahn's und der Burschenschaft. Künstlern, welche nicht Mittel hatten, sich deutsch zu kleiden, gab er sie, und so wanderten Maler und Bildhauer unter den Göttern Griechenlands und den Ruinen Roms als Urteutonen des Teutoburgerwaldes stolz umher. Der feine Weltmann Canova wird sie mit stillem Lächeln betrachtet haben. Henriette Herz hat erzählt, daß in jenem Jahre 1818 einmal eine römische Prinzessin, mit ihrer Amme in Genzano am Nemisee spazierend, vor der plötzlich auftauchenden Erscheinung eines breitschulterigen Teutonen mit wild herabwallenden Haaren entsetzt davongelaufen sei. Dieser Schreckliche, welchen die Amme für den leibhaftigen Simon Magus hielt, war kein geringerer als Rückert. Niemand konnte diesem Urgermanen ansehen, daß in seiner zarten Seele der „Liebesfrühling" keimte.

Es gibt ein Buch von Otto Baitsch:

Digitized by Google

„Johann Christian Reinhardt und seine Kreise", worin jene Deutschthümelei unserer Künstler in Rom gezeichnet ist. Sie hinderte dieselben übrigens nicht, sich zu zeiten bei ihren Festen am Ponte Molle oder im Thal der Egeria in die Formen des antiken Römerthums zu kleiden. Das classische Heidenthum verführte selbst fromme Gemüther. Der strenge Niebuhr forderte einst (im Juni 1818), nach der Kindtaufe bei Bunsen, nachts auf der Loggia des Palastes Caffarelli stehend und mit angeheiterten Augen den funkelnden Stern Jupiter betrachtend, Thorwaldsen auf, die Gesundheit des alten Gottes zu trinken. „Von ganzem Herzen gern", antwortete der Künstler mit beklemmter Brust. Einige der Gäste stutzten, aber Cornelius stieß auf den alten Jupiter wacker an.

Mein Freund Dr. Erhardt in Rom besitzt ein altes Festprogramm der deutsch-römischen Künstlerschaft, welches sehr ergötzlich und durch die in ihm auftretenden Persönlichkeiten heute besonders werthvoll ist. Es ist auf vergilbtem Papier mit den guten Schriftzügen unserer Väter geschrieben und lautet so:

„Senatus Consultus.

Nachdem der Rath die ihm vorgelegten Ansprüche auf einen zu haltenden Triumph in Berathung gezogen und die Verdienste eines jeden reiflich erwogen hat, so bewilligt derselbe kraft dieses Rathschlusses den Nachstehenden die Ehre eines feierlichen Triumphes, und zwar jedwedem nach dem Maße seines Verdienstes in der von unsern Vorfahren herkömmlichen Weise:

1) Als dem Cav. von Thorwaldsen
einen skandinavischen, deutsch-gothischen Triumph.
2) Dem Baron von Stackelberg
einen griechischen, orientalischen, deutsch-russischen Triumph.
3) Dem Herrn von Kestner
einen deutsch-englischen Triumph.
4) Dem Herrn Byström
einen gothischen, französisch-englischen Triumph.
5) Dem Herrn Eggers
einen deutsch-mecklenburg-schwerin-preußischen Triumph.
6) Dem Herrn Launitz
einen deutsch-russischen, kur- und livländischen Triumph.
7) Dem Herrn Koch
einen wiener Triumph.
8) Dem Herrn Thürmer
ein (!) Ovation über Konstantinopel und Griechenland.
9) Dem Herrn Stier
ein Ovation über Sicilien.

Die von den Triumphirenden zu hinterlegenden Gelder haben die Quästoren in Empfang zu nehmen und davon die Kosten zu bestreiten. Die Anordnung des Triumphes bleibt jedoch den curulischen Aedilen überlassen.

S. C."

Der deutsch-englische Triumphator Kestner, der Sohn der Lotte Buff, war erst seit 1817 hannoverischer und englischer Diplomat in Rom, und der berühmte Landschaftsmaler Koch hatte sich von 1812 bis 1815 in Wien aufgehalten und dort durch seine Gemälde Aufsehen erregt. Otto von Stackelberg, der mit Bröndstedt Griechenland bereist hatte und sich hauptsächlich als archäologischer Forscher und Tourist einen Namen machte, wählte seit 1816 Rom zu seinem Aufenthalt. Demnach wird jener Triumph etwa diesem Jahre angehören.

An solchen frohen Festen auf den classischen Gefilden der Ewigen Stadt nahmen alle deutschen Künstler ohne Unterschied ihrer Richtung theil. Der Kronprinz Ludwig versäumte sie nicht, so oft er in Rom war, und die Künst-

Digitized by Google

ler selbst veranstalteten solche für ihren vergötterten Schutzherrn. Im Frühjahre 1818 gaben sie ihm zum Abschiede ein besonders glänzendes, welches Cornelius, schon im Begriffe, seinem Rufe nach München zu folgen, in einem Garten vor der Porta del Popolo mit künstlerischem Geschmack einrichtete. Es machte Aufsehen selbst im Auslande, wo die Zeitungen davon wie von einem Ereigniß berichteten. Es ist in der Lebensbeschreibung Bunsen's von dessen Witwe und auch vom dänischen Dichter Atterbom, welcher gleich Rückert dabei war, beschrieben worden.

Das Jahr 1818 bezeichnet ein neues Datum in der Geschichte der Villa Malta, denn am 18. März desselben überließ sie ihr letzter römischer Besitzer Celani dem schwedischen Bildhauer Johann Niclas Byström. Dieser Zeitgenosse Thorwaldsen's, mit dem er vergebens, doch nicht ruhmlos, um die Palme des Künstlers rang, war in Stockholm der Schüler Sergell's gewesen und, mit einem Preise der Akademie gekrönt, 1810 nach Rom gekommen. Hier entwarf er sein erstes ausgezeichnetes Werk, eine trunkene Bacchantin, welchem im Laufe der Zeit viele andere folgten, theils in Rom, theils in Stockholm ausgeführt, wo er auch eine Reihe von Monumentalfiguren schwedischer Könige schuf. Wie der große Däne, hatte sich auch der Schwede Byström an die Deutschen in Rom angeschlossen, und auch er war bei jenem prachtvollen Feste zu Ehren Ludwig's zugegen gewesen.

Byström richtete sein Atelier in der Villa ein, vermiethete aber noch ihre Räume an Fremde, oder ließ solche dort wohnen, bis ihr Termin abgelaufen war. Im Herbste 1818 wohnte daselbst der hannoverische Gesandte Baron von Reden, während sein Legationssecretär Kestner das ehemalige Humboldt'sche Quartier in der Via Gregoriana innehatte. Reden gestattete der Malerin Luise Seidler, in dem schattigen Garten zu malen.

Byström verbesserte die Villa und ihre Gartenanlagen. Deshalb bewilligte ihm das Kloster Santa-Trinità am 13. Febr. 1823 einen neuen Contract, wodurch die Pacht auf ewige Zeit ausgedehnt, der Jahreszins auf 160 Scudi festgestellt wurde. Erst Byström setzte die Villa Malta mit der Via Sistina in Verbindung. Um dies zu thun, kaufte er dort im Jahre 1825 zwei Häuser von De Amicis und Lizzani und legte einen Eingang von der Straße an, indem er eine gewundene Treppe (a cordonata) bauen ließ.

Im November 1820, dann im Mai 1821 kam der Kronprinz Ludwig wiederum nach Rom. Er stand hier mit Byström in persönlichem Verkehr und besuchte seine an Kunstschöpfungen reiche Werkstätte in der Villa Malta. Schon damals war in ihm der Wunsch entstanden, diese zu erwerben; und wol war es Wagner, der ihm solchen Vorschlag machte, um den geliebten Prinzen an Rom zu fesseln. Byström wurde oft nach Stockholm gerufen, wo er sich im Thiergarten ein schönes Landhaus anlegte, und auch in Rom selbst baute er sich auf dem Pincio, seitwärts von der Spanischen Treppe, das noch heute wohlbekannte Haus, welches von seiner freien Lage A quattro venti genannt wird. Er entschloß sich zum Verkauf der Villa erst im Jahre 1827, als Ludwig schon König war.

Wagner, welcher seit 1818 an Stelle des Bildhauers Eberhard die Privatangelegenheiten des Fürsten in Rom besorgte, war sein Bevollmächtigter bei diesem glücklichen Erwerbe. Die Summe betrug für die Villa an sich 9000, für

Digitized by Google

ihr Mobiliar 3000, für die beiden Häuser in der Sistina 10000, im ganzen 22000 Scudi oder 110000 Frs. Die Zahlung sollte in 15 Raten, vom October 1827 bis zum December 1828 geleistet werden; der an das Kloster schuldige Kanon blieb vorerst auf dem Besitze haften, um später abgelöst zu werden. Am 7. Febr. 1827 wurde der Vertrag in München vom Könige bestätigt und am 14. April in Rom vollzogen. Das Notarinstrument, welches vom Doctor Leopoldo Angelucci ausgefertigt ist, hat mir durch die Güte des heutigen Eigenthümers der Villa in einer Abschrift vorgelegen, und ihr entnahm ich auch die wesentlichen geschichtlichen Nachrichten über jene.

Sein römisches Besitzthum bezog der König zum ersten male im Anfange 1829. Dies war ein glänzender Festtag für ihn und seine künstlerischen Paladine. In demselben Winter befand sich in Rom der geistvolle Kronprinz von Preußen, dessen Empfänglichkeit für künstlerische Ideale den Neigungen Ludwig's verwandt war. Der römische Aufenthalt Friedrich Wilhelm's veranlaßte die Gründung des Archäologischen Instituts durch Bunsen und Gerhard. Während die rühmlichen Bestrebungen unserer Künstler es nicht vermochten, dort in einer deutschen Akademie einen dauernden Mittelpunkt zu finden, gelang dies unsern Archäologen. Die weltberühmte Anstalt auf dem Capitol, eine Nachwirkung des Geistes Winckelmann's, wurde mehr als zufällig in den Schutz Preußens gestellt. Sie dauert noch heute als wissenschaftliche Schule des Deutschen Reiches fort, aber sie hat seit kurzem jenen großen internationalen Charakter verloren, welchen die Gründer diesem Institut gegeben hatten. Da Preußen damals noch nicht den Palast Caffarelli erworben hatte, war Ludwig der einzige deutsche Fürst, der in Rom ein Grundstück besaß und deshalb römischer Bürger war. Sein Besitzthum war sehr bescheiden, im Vergleich zu den glänzenden Villen, in deren Mitte es versteckt lag, der Villa Medici, wo die französische Akademie ihren Sitz hatte, und der Villa Ludovisi, wo in dem schönsten Parke Roms eine der berühmtesten Antikensammlungen aufgestellt war. Aber ihre idyllische Verborgenheit gab der Villa Malta einen hohen Reiz. Sie erfüllte vor allem den Zweck, dem Könige als stilles Absteigequartier zu dienen, so oft er nach Rom kam, um dem rauhen Norden zu entfliehen, um „seine Ketten abzulegen", auszuruhen und mit Künstlern selbst Künstler und Mensch zu sein. In einem Distichon hat er das so ausgedrückt:

Wie werth bist du mir, liebes Asyl, wo endlich den Menschen
Findet der König aufs neu, welchen daheim er verlor.

Entweder lebte noch Leo XII. oder Pius VIII. war eben seit dem 31. März 1829 auf den Heiligen Stuhl gestiegen, als Ludwig seine Villa zu bewohnen kam. Sie erhielt zum ersten male die Ehre eines päpstlichen Besuches als Erwiderung dessen des Königs im Vatican. Das wiederholte sich, so oft derselbe in Rom war. Für solche päpstliche Auffahrten wurde, mit etwas verschämter Erinnerung an die Fahrten römischer und byzantinischer Cäsaren, vom Spanischen Platze bis zum Eingange des Landhauses eine Wegespur von Goldsand gestreut, über welcher dann der Papst in seiner Carrosse mit den Nobelgarden und anderm Gefolge einherzog. Er konnte dort, auf der alten Stätte Lucullischer Schwelgereien, die spartanische Bedürfnißlosigkeit des Königs mit mehr Takt bewundern, als ein reicher römischer Emporkömmling gezeigt haben

Digitized by Google

soll, von welchem man erzählt, daß er dem Könige einmal ins Gesicht gesagt habe: „Sire, dies ist keine Villa, sondern nur ein Krautgarten.“

In Wahrheit, jeder Freigelassene der Messalina würde sich geweigert haben, ein so dürftiges Haus zu bewohnen. Die Villa fuhr fort zu sein, was sie schon vorher gewesen war, ein genial vernachlässigtes Künstlerheim. Die wiederholten Beschwerden Wagner's, daß die Möbel abgenutzt seien, daß die Decken einzustürzen, die Fußböden sich zu lösen drohten, wurden nicht beachtet, oder der König erlaubte nur die nothdürftigsten Herstellungen. Dies war Sparsamkeit und vielleicht auch Künstlerlaune. Die berühmten Künstler jener Zeit lebten in einer Einfachheit, welche heute unerhört sein würde. Die enge Wohnung des großen Thorwaldsen war so ärmlich ausgestattet, daß er seinen Besuchern kaum einen Stuhl anzubieten hatte. Als ihm aber eines schönen Tages Frau Buti ein Kanapee anschaffte, dünkte er sich fürstlich eingerichtet. Die patriarchalische Einfachheit seines Asyls wollte sich der König Ludwig durch keine Standesrücksichten stören lassen. Es geschah einmal in spätern Jahren, daß sein Sohn Maximilian die Villa heimlich mit bessern Möbeln versehen ließ; kaum erblickte sie der König, so befahl er, diesen überflüssigen Luxus zu entfernen. Er hatte sich ein Arbeitszimmer eingerichtet, wo er den Morgen zubrachte. Der Nachmittag wurde zu Wanderungen in Rom, der Abend zu geselligen Zusammenkünften mit Künstlern in der Lorberlaube oder im obern Saal verwendet.

Im „Leben Thorwaldsen's“ von Thiele wird erzählt, daß der König im Jahre 1829, kaum in sein Landhaus eingezogen, die alte ungezwungene Lebensweise wieder aufnahm. Bisweilen kam er die Villa herab in die Via Sistina und rief zum Hause des Künstlers hinauf, ihn zum Mittagsessen einzuladen. In der spanischen Weinschenke des Don Raffaele de Anglada auf Ripa Grande am Tiber suchte er seinen gewohnten Platz auf, der am Tisch durch einen festgenagelten falschen Bajocco bezeichnet war. Die erheiterte Gesellschaft stieg einmal auf diesen Tisch und brachte Dom Miguel ein Pereat aus. Man sieht in der neuen Pinakothek Münchens eine Scene in jener Weinschenke dargestellt: Ludwig sitzt in einem langen, grünen Rock auf dem äußersten Ende der Bank und winkt dem stämmigen Wirth zu, welcher, einen hohen Cylinder auf dem Kopf, eine Weinflasche in jeder Hand, gravitätisch herbeikommt. Um den Tisch sitzen Thorwaldsen, Philipp Veit, Julius von Schnorr, Klenze, Wagner und Catel, sodann der Graf Seinsheim, Ludwig's Jugendfreund und beständiger Begleiter, der Hofmarschall von Gumppenberg und der Doctor Ringseis. Franz Catel, ein trefflicher Landschaftsmaler, ein wohlhabender und wohlgebildeter Mann, dessen sich alle meine Zeitgenossen in Rom gern erinnern werden, ist der Verfertiger dieses Bildes und hat sich selbst auf ihm, die Gruppe in ein Skizzenbuch zeichnend, dargestellt. Da auf der Rückseite des Bildes das Datum des 29. Febr. 1824 eingeschrieben ist, so gehört die heitere Scene noch der Zeit an, wo Ludwig Kronprinz war. Aber solche fröhliche, immer maßvolle Symposien wurden auch später von ihm fortgesetzt. Er besuchte auch die Osterie am Theater des Marcellus, welche Goethe berühmt gemacht hatte, und dort ehrte er das Andenken des Dichters durch eine Marmortafel. Den Römern war die geniale Laune eines regierenden Fürsten neu, der mit Künstlern umherschwärmte und mit dem

Digitized by Google

Volke wie mit seinesgleichen verkehrte. Seine auffallende Erscheinung, die hagere, bewegliche, gesticulirende Gestalt, seine ganze außerordentliche Art verwunderte sie, bis sie sich daran gewöhnten. Kein fremder Fürst ist in Rom populärer gewesen als er.

Die wenigsten Künstler, die in der Villa Malta aus- und eingingen, besaßen eine Bildung, welche dem Könige genügen konnte. Künstler werden, fast so leicht wie Stubengelehrte eines Specialfaches, einseitig, und deshalb auch eingebildet. Bildung ist etwas Höheres als Wissen. Oft sind stockgelehrte Professoren ganz ungebildete Menschen. Künstler aber verfallen um so eher in Dünkel, weil sie zu schaffen suchen, was das Seltenste und der Glanz des Lebens ist: das Schöne. Auch ein Stümper, welcher Farben auf die Leinwand kleckst, wird leicht vom schönen Schein zum Wahn verführt, daß er einer auserlesenen Rangordnung schaffender Geister angehört. Nur der wahrhaft schöpferische Künstler vermag den Abstand zu messen, in welchem auch das gelungenste Werk von der Natur steht. Je größer er selber ist, desto bescheidener wird er sein.

Niebuhr klagte einmal, daß der Kronprinz Ludwig solchem Dünkel zu viel Nahrung gebe. Wenn er selbst als Gesandter Preußens während seines Aufenthalts in Rom bis 1823 mit den deutschen Künstlern, namentlich mit Cornelius, Overbeck, Platner und den beiden Schadow, innig verkehrte, so that er dies weniger aus ästhetischen als aus geselligen Bedürfnissen. Von den Zuständen Roms angewidert, war dieser ausgezeichnete Mann mit dem Kassandragemüth in seiner vorurtheilsvollen verdrießlichen Abgeschlossenheit unfähig, das zu begreifen, was in der edeln Natur der Römer und Italiener immer unzerstörbar und lebenskräftig blieb. Deshalb sagte er einmal: „In der lebendigen Gegenwart haben nur unsere deutschen Künstler Werth, und mit ihnen, soweit die Sphäre reicht, versetzt man sich wol auf Stunden in ein besseres Volk.“ Gleichwol beschwerte er sich über ihren Mangel an Bildung.

Thorwaldsen war ohne alle Kenntnisse; er wußte von Geschichte und Mythologie nichts. Als ihm Ludwig die Statue Konradin's auftrug, erkundigte sich der große Meister erst, wer diese Person gewesen sei. Kestner, der ihm in seinen „Römischen Studien“ ein liebevolles Denkmal gesetzt hat, behauptete, daß Thorwaldsen nie ein Buch gelesen, wie Walter Scott nie eine Bildsäule angesehen habe. Er verlernte das Dänische, und lernte italienisch nur nothdürftig. Bei manchen Künstlern, wie bei dem ohne Schule aufgewachsenen Cornelius, wurde die mangelnde Erziehung durch das eigene Genie ersetzt, und jeder las wenigstens und lernte etwas Ungewöhnliches in dem immer aufgeschlagenen illustrirten Weltbuche Rom. Andere waren von ihrer Jugend her wohlgeschulte Männer, wie Overbeck, Martin Wagner und der von Originalität sprühende Naturmensch Koch, ein tiroler Bauer, aber wie Schiller in der Karlsschule erzogen. Mit ihm wetteiferte der Landschaftsmaler Reinhardt, welchem der König Ludwig im Jahre 1829 auftrug, die vier Aussichten der Villa Malta zu malen, wofür ein eigenes Zimmer in München bestimmt werden sollte.

Unter den Besuchern der Villa zeichnete sich der Leipziger Ernst Platner aus als ein edler Mann von Studium und Bildung. Er erkannte in Rom, wohin er schon im Jahre 1800 als Maler gekommen war, daß er seinen Beruf verfehlt habe, und wandte sich

Digitized by Google

literarischer Thätigkeit zu. Auf Niebuhr's Aufforderung widmete er diese der römischen Stadtbeschreibung, und in ihr sind viele das Mittelalter betreffende Partien von ihm verfaßt. Er war im Jahre 1823 diplomatischer Agent Sachsens in Rom geworden: als er dort 1855 starb, erhielt seine Stelle der Maler Thürmer, ein schöner, aber mit einem kleinen Verdruß von Natur behafteter, und vielleicht diesem zum Trotz sehr selbstgefälliger Mann. Daß Maler damals in Rom diplomatische Posten erhielten, war immerhin ein Zeugniß sowol für die idyllischen Zustände jener Zeit in der Ewigen Stadt, als für die Achtung, welche dort die Künstler genossen. Freilich waren diese Stellungen sehr bescheidener Natur, allein diese sächsischen Consuln durften doch behaupten, daß sie seit Rubens die ersten Maler seien, die es zu einer diplomatischen Carrière gebracht hatten.

Viele andere Künstler, die Brüder Riepenhausen, Overbeck und Veit, Führich, Riedel, Rhoden, Flor, die Engländer Gibson und Macdonald, die Römer Camuccini und Tenerani, sah der König in seiner Villa, eifrig an ihren Arbeiten theilnehmend. In den Nischen der Außenwände seiner Glyptothek ließ er die Statuen Canova's, Thorwaldsen's, Tenerani's und Gibson's aufstellen, sowol um ihre Verdienste zu ehren, als zum Denkmal seines persönlichen Verkehrs mit diesen Meistern in Rom.

Die Villa Malta verwaltete für den König sein langjähriger Vertrauter Martin Wagner, mit dem er seit 1810 einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Sie blieb nach wie vor ein Anziehungspunkt für die deutsche Künstlerwelt, aber nur soweit das ihr strenger Custos erlaubte. Eine kleine Bibliothek zum Gebrauch der Künstler, wozu der König den Grund gelegt hatte, war in ihr aufgestellt. Diese mehrte sich durch ein Vermächtniß aus der Nachlaßschaft des Prinzen Heinrich von Preußen, jenes Bruders Friedrich Wilhelm's III., welcher sein Leben in Rom im Bette liegend zwischen hoch aufgeschichteten Bücherhaufen zugebracht hatte. Moltke war im Jahre 1845 kurz vor des Prinzen Tode bei ihm als sein Adjutant, und damals entwarf er seine noch heute geschätzte topographische Karte der Umgegend Roms. Auch diesen herrlichen, unsterblichen Mann hat die Villa Malta in ihren Räumen gesehen.

In einem Nebengebäude besaß Wagner sein großes, düsteres Atelier, welches mit der Zeit zu einem Museum aufgesammelter, auch werthvoller Alterthümer geworden war. Ursprünglich war Wagner Maler gewesen und als solcher im Jahre 1804 nach Rom gekommen; aber ein gelungener Friesentwurf zum Eleusinischen Feste Schiller's, den er gemacht hatte, war dem Kronprinzen Ludwig gezeigt worden und hatte diesen bestimmt, dem talentvollen Künstler Aufträge zu ähnlichen plastischen Werken zu geben. Das erste war ein Relief für die Reitschule in München im Jahre 1821, dann folgten der große Walhallafries und die Figuren für das Siegesthor.

Die Verdienste, welche sich Wagner in der Kunstwelt erst durch die glückliche Gewinnung, dann durch die geschickte Zusammensetzung der Aegineten erworben hatte, seine langjährigen Bemühungen für die münchener Antikensammlungen, seine Vertrauensstellung zum Könige Ludwig, seine Lebenserfahrungen, die gründlichen Kenntnisse im Gebiete der Künste, endlich seine Beziehungen zu vielen namhaften Meistern, machten ihn in Rom zu einer künstlerischen

Digitized by Google

Autorität. Er war ein scharfsinniger Mann von gewiegtem Urtheil. Rahl hat sein Bildniß gemalt, welches sich in der Neuen Pinakothek befindet; es ist idealisirt, denn das Angesicht Wagner's hatte, zumal im Alter, die Züge eines Cynikers oder Satyrs. Eine Kernnatur in rauher Schale, ein aufrichtiger Ehrenmann, aber derb bis zur Grobheit. Wer ihn nicht kannte, fürchtete ihn. Seine Art wird, wenn auch in scherzhaft greller Uebertreibung, durch eine Anekdote gezeichnet, die noch in Rom unter ältern deutschen Künstlern fortlebt. An den äußern Stadtmauern gibt es von Strecke zu Strecke hölzerne Gehege, in welche sich Fußgänger flüchten können, wenn sie dort hochgehörnten Campagnaochsen begegnen, die von Hirten zu Pferde dahergetrieben werden. Eines Tages ging Wagner an den Mauern spazieren, und der witzige Maler Riedel kam ihm zufällig entgegen. Sobald Riedel ihn erblickte, schlüpfte er in das nächste Gehege, wo er jenen schweigend vorübergehen ließ. Beide Freunde brachen darauf in ein schallendes Gelächter aus.

Mit den zunehmenden Jahren wurde Wagner immer mehr ein mürrischer Einsiedler in der Villa, und diese selbst stiller und weniger zugänglich. Sie belebte sich nur, so oft der König zum Besuche kam, aber auch dann nur mit immer schwächern Erinnerungen der Vergangenheit. Die Zeiten und die Menschen änderten sich. Der Schwerpunkt der neuen deutschen Kunst, welcher im Anfange des Jahrhunderts in Rom gelegen war, befand sich nicht mehr hier, sondern im Vaterlande, wohin ihn zum Theil Ludwig selbst verlegt hatte. In München hatten Klenze, Ohlmüller, Gärtner, Schnorr, Cornelius, Kaulbach, Schwanthaler, Rottmann und andere seine Ideen ausgeführt oder sie waren noch damit beschäftigt. In Dresden, in Düsseldorf, in Berlin schaffte man eifrig, ohne einen mehr als zufälligen Zusammenhang mit Rom. Hier aber waren die ehemaligen Genossen der genialen Jugendzeit alt geworden oder fortgezogen oder ins Grab gesunken. Koch starb im Jahre 1839, Reinhardt 1847. Thorwaldsen verließ Rom im Jahre 1838 und starb in Kopenhagen 1844. Cornelius arbeitete in München und Berlin, und erst im Jahre 1853 kehrte er nach Rom zurück, wo er bis 1861 in seiner geräumigen Wohnung im Palast Poli ein zurückgezogenes Leben führte. Eine jüngere Generation hatte den Deutschen Künstlerverein gestiftet, der im Palast Simonetti auf dem Corso seinen Sitz nahm.

Der gesunde Sinn Wagner's konnte nicht mit manchen Richtungen übereinstimmen, durch welche der König, dessen Größe als Schöpfer einer neuen Kunstepoche er bewunderte, seine Regierung verdunkelte. Man mag sich vorstellen, wie tief ihn jene Verirrungen bekümmerten, welche die Thronentsagung Ludwig's nöthig machten.

Der königliche Privatmann besuchte seither Italien und seine römische Villa Jahr für Jahr, von seinem alten Freunde Seinsheim und dem geistreichen Grafen Pocci begleitet; doch von Herzen froh ist er dort nicht mehr gewesen. Die Revolution des Jahres 1848 hatte auch in das Leben Roms einen tiefen Einschnitt gemacht. In die neue Zeit konnte sich keiner der alten Gefährten mehr zurechtfinden. Wagner starb im Alter von 81 Jahren am 8. Aug. 1858 in der Villa Malta. Seine Sammlungen und sein Vermögen, durch rastlose und ehrenvolle Arbeit erworben und in einem diogenisch bedürfnißlosen Leben gemehrt, vermachte er seiner Vaterstadt Würzburg.

Digitized by Google

Einige Zeit vor seinem Tode gab mir der ausgezeichnete Mann einen Beweis seines Vertrauens, indem er mich aufforderte, sein Leben zu beschreiben. Ich mußte diesen Antrag ablehnen, obwol ich erkannte, daß eine Biographie Wagner's als Gemälde der deutsch-römischen Kunstwelt seiner Epoche eine lohnende Aufgabe sein könne. Im Jahre 1866 hat Ludwig Urlichs in Würzburg eine kleine, aber sehr lehrreiche Schrift: „Johann Martin Wagner, ein Lebensbild", veröffentlicht.

Nach dem Tode dieses Künstlers wurde Custos der Villa Peter Schöpf, ein Baier von Geburt. Im Jahre 1847 hatte er jene Bildsäule Konradin's für die Kirche del Carmine in Neapel ausgeführt, welche von seinem Lehrer Thorwaldsen schon 1838 modellirt worden war. Auch durch andere Arbeiten war er vortheilhaft bekannt geworden. Seine schlichte, sympathische Persönlichkeit erwarb ihm viele Freunde unter Römern und Deutschen.

Am 13. Oct. 1864 empfing er in der Villa den König Max, welcher einen römischen Winter im Besitzthum seines Vaters zubringen wollte. Um die Staaten des neuen Italien zu vermeiden, welches er noch nicht anerkannt hatte, war er von Nizza zu Schiff nach Civita-Vecchia und von dort mit der Eisenbahn nach Rom gefahren. Hier begrüßten ihn als die Opfer der großen Revolution, welche die Völker Italiens endlich vereinigte, seine aus Neapel vertriebenen Verwandten, der Exkönig Franz und dessen Gemahlin, die Tochter des Herzogs Max von Baiern. Der Sohn fand ein anderes Rom, als jenes gewesen war, in welchem sein Vater sich zu hohen künstlerischen Entwürfen begeistert und die glücklichsten Tage seines Lebens zugebracht hatte. Die Stadt war zwar noch vom Papste beherrscht, aber bereits tief aufgeregt, und schon des nahen Augenblickes gewiß, wo auch sie sich mit dem italienischen Vaterlande vereinigen durfte. Es war nicht die Zeit für den König Max, unter den Ruinen des Alterthums und in Kunstmuseen ungestört sich selbst zu leben. Schon in der ersten Woche des December rief ihn jene schleswig-holsteinische Krisis in sein Land zurück, welche auch für Deutschland der Beginn nationaler Wiedergeburt sein sollte. Der König gab ein Abschiedsdiner in der Villa, und hier sprach er die Hoffnung aus, bald nach Rom wiederzukehren. Sie erfüllte sich nicht, denn wenige Monate später starb der edle Fürst, am 10. März 1864, ein Mäcen wie sein geistvoller Vater, doch nicht mehr auf dem Gebiete der Kunst, sondern dem wichtiger gewordenen der Wissenschaft.

Der König Ludwig hat seine Villa zum letzten male im Jahre 1867 besucht und dort einige Zeit einsam gelebt. Er trug damals Schöpf auf, Thorwaldsen's Mercur in Marmor auszuführen. Sein nahes Ende ahnend, nahm er Abschied von dem geliebten Rom, von den vaticanischen Museen, von seiner römischen Vergangenheit. Am Abend vor seiner Abreise trank er aus dem Brunnen Trevi, von tiefer Wehmuth ergriffen, sodaß er weinen mußte. Der alte schöne Aberglaube, daß man nach Rom wiederkommt, wenn man beim Scheiden von der Ewigen Stadt aus jenem Wasser getrunken hat, bewahrheitete sich diesmal nicht. Der König starb zu Nizza, am 29. Febr. 1868. Von allen deutschen Fürsten, so viele deren die Geschichte kennt, hat keiner ein ähnliches, ausschließlich auf den Idealen des Kunstschönen gegründetes Verhältniß zu Italien und Rom gehabt. Vielleicht darf man behaupten, daß culturgeschichtliche Wirkungen dieser Art, welche von dort

Digitized by Google

her auf deutsche Geister seit Winckelmann ausgegangen sind, mit jenem Könige ihren Abschluß gefunden haben.

Noch einige Jahre blieb die Villa Malta in ihren hergebrachten äußern Verhältnissen, obwol das Lebenslicht in ihr mit Ludwig erloschen war. Wie in der Vergangenheit, wurden jetzt wieder ihre Räume vermiethet. Eine Zeit lang wohnte daselbst der bairische Gesandte Graf Taufkirchen. Die Umwälzung aller Dinge in Rom nach dem Falle der päpstlichen Regierung im September 1870 und die Verwandlung der Ewigen Stadt in die Hauptstadt Italiens machten es endlich den Erben Ludwig's I. wünschenswerth, ein Besitzthum zu verkaufen, welches unpraktisch geworden war.

In den deutschen Künstlerkreisen hegte man einen Augenblick lang die Hoffnung, daß der preußische Staat oder das Deutsche Reich die Villa erwerben werde, um in ihr eine Akademie oder doch Ateliers für deutsche Künstler einzurichten. Für den letzten Zweck würde sie ausgereicht haben, für den ersten aber doch zu klein gewesen sein.

Am 19. Juni 1873 ging die Villa in den Besitz des Grafen Leon Bobrinski über, welcher seit vielen Jahren Rom zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, gleich seinem Freunde, dem Grafen Stroganow, und dieser hat sich in der Via Gregoriana unweit des ehemals von Humboldt und Kestner bewohnten Hauses einen schönen Palast aufgebaut. Die Villa Malta, erst skandinavisches, dann deutsches Besitzthum, ist jetzt russisch, und der Pincio ein Quartier für russische Aristokraten geworden, sodaß die deutschen Traditionen dort verblassen. Selbst das berühmte Denkmal deutscher Kunst aus der Epoche ihres jugendlichen Aufschwunges in Rom, die Frescogemälde in der Casa Bartholdy, sind heute in Gefahr, dort zu verschwinden, da man im Plane hat, sie aus den Wänden zu heben und als eine nationale Urkunde nach Berlin fortzubringen.

Nach dem Verkauf der Villa mußte Schöpf die Stätte verlassen, wo er so viele Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Er zerschlug in Verzweiflung die Gipsmodelle seines Ateliers: bald darauf ist der treffliche Künstler im Gram gestorben.

Der Graf Bobrinski hat die Villa mit großem Kostenaufwande umgebaut. Ihr Aussehen ist so sehr verändert, daß man Mühe hat, ihre ehemalige Gestalt wiederzuerkennen, wie sie Bilder aus Ludwig's Zeit von Quaglio und Alston in der Neuen Pinakothek zeigen. Sie hat zwar nicht den Charakter der Villetta verloren, welchen sie ihres geringen Umfanges wegen behalten mußte, aber ihre alte Einfachheit eingebüßt. Mehrere Räume sind neu gebaut. Das obere Geschoß des Thurmes ist durch romanische Säulenfenster verschönert, der große Saal mit einem reichen Plafond geschmückt und mit vornehmer Wohnlichkeit ausgestattet. Unten ist eine auf Marmorsäulen ruhende Halle erbaut, deren Fußboden mit köstlicher Steinmosaik bedeckt ist. Der schönste Schmuck dieser Halle ist ein kunstvoller Marmorkamin, welchen der Graf aus dem Palast Altemps erworben hat. Einen solchen Luxus hat das bescheidene Landhaus nie zuvor gesehen. Selbst die Pferde edelster Rasse stehen in einem Stall, der einem Saale gleicht.

Eine breitere Rampe führt jetzt zwischen blühenden Ranken und Gebüschen aufwärts in den sorgsam gepflegten Garten und zum Säulenportal der Villa. In diesem Garten erinnern noch die Fontaine, einige ehrwürdige Bäume, hohe alte Lorbern, die Pinie, drei Palmen, von denen zwei vom Kö-

Digitized by Google

nige Ludwig gepflanzt worden sind, an die alte Zeit. Ueberall umschlingen Rosen die Baumstämme. Der liebenswürdige Besitzer ist ein Rosenzüchter von Passion; mehrere hundert Arten hat er dort cultivirt, und seine Prachtexemplare erregen auf den Blumenausstellungen die Bewunderung der Kenner.

So ist die Villa Malta zur Villa Bobrinski geworden, doch bei all ihrer neuen, geschmackvollen Ausstattung trägt sie noch immer einen unverwüstlichen Zug idyllischer Heimlichkeit.

Neben ihr nach der Porta Pinciana hin steht noch unverändert die hohe Mauer der Villa Medici mit einem großen Portal, und am Ende der Via Pinciana liegt noch heute, wie zur Zeit Goethe's, vor der innern Stadtmauer ein verwildeter Raum, wo Steinmetzen ihre Werkstätte aufgeschlagen haben. Auch das alte Stadtthor, Belisarischen Angedenkens, ist noch immer in Epheu und Grün begraben. Aber der Villa Malta gegenüber hat sich alles verändert; die hohen Mauern und die einst weltberühmten Gärten der Ludovisi sind gefallen und für immer zerstört. Bald wird ein neues Stadtviertel auf dieser Seite alle Reize ländlicher Stille vernichtet haben. Ich will deshalb nicht behaupten, daß die Axt des Speculanten auch über diesem ehemaligen Besitzthum Ludwig's von Baiern schwebt. Heute aber sieht es so aus, als habe sich die Villa Malta in den Schutz der Villa Medici geflüchtet, an welche sie gerade grenzt, und solange dieses herrliche Eigenthum Frankreichs dauert, wird vielleicht auch jene fortbestehen.

Fortschritte und gegenwärtiger Stand der geologischen Forschung.

Von **Dr. Hans Pohlig** in Bonn.

Das große Publikum bringt der Geologie heutigentags immer noch, im Vergleiche mit andern Naturwissenschaften, bei uns in Deutschland weit weniger Interesse entgegen, als dies in andern Ländern, wie Frankreich, England und namentlich Amerika, seit lange der Fall ist. Es mag dies darin begründet sein, daß diese Wissenschaft auf unsern Schulen entweder gar nicht, oder nicht, wie sie es neben der Mineralogie verdient, Beachtung findet; und das mag wiederum seinen Grund haben in gewissen Vorurtheilen, welche man an den maßgebenden Stellen gegen die Belehrung in der Geologie zu haben scheint, Vorurtheilen, welche gleich denjenigen der Gebildeten bei uns überhaupt gegen jene Wissenschaft, eben wiederum in der Unkenntniß oder nicht genügenden Kenntniß gipfeln und als Dogma von einer Generation auf die andere vererbt werden.

Auf diese Weise gehen die riesenhaften Fortschritte, welche die Geologie in den letzten Jahrzehnten mehr als andere Naturwissenschaften gemacht hat, an der großen Menge spurlos vorüber. Und doch greift diese Wissenschaft tief ein in zahlreiche praktische Zweige des Lebens, wie in das Bergfach, den Erd-

Digitized by Google

bau, die Quellenkunde, Landwirthschaft u. s. w.; erstere ist auf das engste verknüpft mit einer Reihe allgemein wichtiger Schwesterwissenschaften, vor allem mit der Geographie, deren einer Theil heutigentags auf geologische Basis gestellt ist. Würde man sich die Mühe geben, eins der zahlreichen unter den gegenwärtig vorhandenen populären Geologiebüchern zu durchblättern, so würde man bald finden, daß wenigstens die eine Hälfte unsers Faches, die allgemeine Geologie, nichts weniger als eine trockene, abstracte Materie bietet, daß dieselbe im Gegentheil voll ist von belebender Anregung für Kinder wie für Erwachsene; sie beschäftigt die Phantasie und reizt den Geist zum Nachdenken über die Welt, die uns umgibt, mögen wir uns befinden, wo wir wollen.

In andern Ländern hat man, wie erwähnt, der Geologie den ihr gebührenden Rang unter den Bestandtheilen der allgemeinen Bildung längst eingeräumt, ihren außerordentlichen Nutzen in dem Unterricht einerseits zur Anregung und Schärfung des Beobachtungsvermögens, in dem Leben eines jeden andererseits zu gelegentlicher praktischer Verwerthung längst erkannt; am meisten ist dies bei den praktischen Amerikanern der Fall. So fand ich bei allen amerikanischen Missionaren, welche ich auf meiner orientalischen Reise bis nach Persien hin besuchte, als einziges naturwissenschaftliches Hülfsmittel geologische Lehrbücher, ein solches aber, wie gesagt, bei allen; und man versicherte mich, daß dergleichen bei wenigen der über die ganze Erde verbreiteten gottesgelehrten Sendlinge der Neuen Welt zu vermissen sein dürfte. Diese Mittheilung mag genügen, um einen Schluß aus derselben auf die Allgemeinheit einiger Kenntniß der Geologie in Nordamerika ziehen zu können.

Daß unsere Wissenschaft mehr noch als andere Zweige der in diesem Jahrhunderte so rasch aufblühenden Naturforschung in den letzten Jahrzehnten sich zu entwickeln vermochte, ist vorzugsweise zwei Thatsachen zu verdanken. Einmal der Erleichterung des Vordringens in fremde Länder und dem erwachten Eifer der Pioniere, was in gleicher Weise den sonstigen beschreibenden Naturwissenschaften zugute gekommen ist; den letztern voraus aber derjenigen Thatsache, daß allseitig die Regierungen, in richtiger Erkenntniß wenigstens des oben betonten praktischen Nutzens, den eben die Geologie auch vor jenen ihren Geschwistern voraus hat, derselben doch insofern ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben, als sie vor allem eine umfassende geologisch-kartographische Bearbeitung ihrer Landesgebiete veranlaßten und unterhielten.

Es liegt auf der Hand, daß dadurch diese so nützliche Wissenschaft auch als solche einen ganz besonders raschen Aufschwung gegen früher nehmen mußte. Während vorher die Herstellung geologischer Karten, auf welchen die Oberflächenverbreitung der mannichfachen, durch die Geognosten abgegrenzten Schichtensysteme und sonstigen Gebilde der festen Erdrinde durch verschiedene Farben dargestellt wird, lediglich in der Hand einzelner Gelehrten lag, welche nur selten sich auch staatlicher Unterstützung dabei erfreuen durften, erstanden nunmehr in den verschiedenen Ländern geologische Staatsanstalten, in welchen unter der Leitung je eines oder mehrerer Directoren eine ganze Schar von Geologen, für eine Kartirung in größtem Maßstabe ausschließlich, Verwendung fand.

Anfangs hielt es für die Directoren vielfach schwer, das nöthige Gelehrtenmaterial für solche Arbeiten zu erlangen, und sie mußten an den Universitäten

Digitized by Google

jugendliche Kräfte heranzuziehen und selbst heranzubilden suchen, was freilich bei dem Interesse des Gegenstandes namentlich an den größern Plätzen bald gelang. In kurzem war die Anzahl der Geologen in der ganzen Welt verzehnfacht, die literarische Thätigkeit aber bei dem steigenden Wettbewerbe gegen früher noch weit beträchtlicher erhöht. Nicht nur geben die einzelnen staatlichen geologischen Landesuntersuchungen außer den fortlaufend erscheinenden Specialkartenblättern nebst deren Texterläuterungen noch Jahrbücher und Abhandlungen heraus: auch die Anzahl der sonst periodisch erscheinenden Zeitschriften und der Lehrbücher auf dem Gebiete der Geologie und der eng mit dieser verknüpften Paläontologie oder Versteinerungskunde ist in den letzten beiden Jahrzehnten ganz beträchtlich vermehrt, beziehungsweise deren Umfang verstärkt worden. Das Gleiche gilt für die selbständig erscheinenden Schriften, sodaß schon gegenwärtig im allgemeinen nur bei strengster Arbeitstheilung nach amerikanischem Muster ein ersprießliches Wirken für den einzelnen ermöglicht, eine vollkommene Uebersicht des betreffenden Specialgebietes gewahrt werden kann.

Freilich wird dadurch gar manchem die Fähigkeit benommen, bei hinreichender Gründlichkeit sich doch zugleich über Einseitigkeit und wissenschaftliches Handlangerthum zu erheben. Ueberhaupt hat diese fast zu rasche Entwickelung der Wissenschaft manche Schattenseiten. Wie man in literarischer Beziehung, bei uns in Deutschland wenigstens, wol gegenwärtig von geologischer Ueberproduction zuweilen reden kann, so hat das einmalige starke Bedürfniß nach fachgenössischen Kräften eine Flutwelle von Angebot erzeugt, die im günstigsten Fall in andere Bahnen abgeleitet werden mag. Doch das findet man ja in unserm überfüllten Vaterlande gegenwärtig fast in allen Berufszweigen! Eine andere Frage ist die, was bei der beschränkten Dauer der meisten unter den genannten Staatsanstalten einst aus dem Heere der gegenwärtig daselbst untergebrachten Geologen werden soll.

Um einen Begriff von dem Umfange des letztern zu geben, mögen in Folgendem die wichtigsten der bestehenden geologischen Landesuntersuchungen hervorgehoben sein. In dem Deutschen Reiche steht voran diejenige von Preußen und den thüringischen Staaten mit zwei Directoren und einer großen Anzahl von Geologen, welche allerdings theilweise noch eine andere Stellung bekleiden und dann, wie auch anderwärts, mehr nebenbei an jener Arbeit sich betheiligen; als topographische Grundlage für die geologischen Aufnahmen dienen die Meßtischblätter des Generalstabs im Maßstabe 1 : 24000. Diese Anstalt wurde 1869 begründet, ihre Dauer wird eine jetzt noch nicht berechenbare, jedenfalls sehr lange sein; neben den geologischen Specialkarten werden in dem Gebiete des Tieflandes zugleich agronomische angefertigt, wie auch sonst die textlichen Erläuterungen wenigstens auf landwirthschaftliche, bergbauliche u. s. w. Verhältnisse überall Rücksicht nehmen. Der Preis der Kartenblätter und zugehörigen Texte ist ein sehr mäßiger.

In ganz gleicher Weise arbeitet die 1872 zusammenberufene Geologenschar der königlich sächsischen geologischen Landesuntersuchung, deren Karten sich durch besonders glänzende Technik auszeichnen; dieses Kartenwerk wird in wenigen Jahren bereits vollendet sein. In der Form von Monographien mit Kartenbeilagen veröffentlichen schon seit längerer Zeit die betreffenden Staatsinstitute Baierns, Würtembergs und

Digitized by Google

Badens, während die nach dem Kriege begründete Landesuntersuchung von Elsaß-Lothringen mit dem Sitze in Straßburg, sowie diejenige von Hessen und die geplante von Mecklenburg in der Publicationsweise sich der preußischen eng anschließen.

Eine größere Zahl von Geologen beschäftigt zu dem gleichen Zwecke seit mehrern Jahrzehnten die K. k. Geologische Reichsanstalt in Wien. Ganz ähnliche Einrichtungen bestehen gegenwärtig in England, Skandinavien, Holland, Belgien, Frankreich, Portugal u. s. w., während Spanien, Italien und Rußland in minder regelmäßiger Weise ihre staatlichen geologischen Landeserforschungen angelegt haben.

In großartigstem Stile, mit dem erheblichsten Aufwande an Mitteln, darf zweifellos das Geologenheer der „Geological survey" der Vereinigten Staaten von Nordamerika vorgehen; ferner bestehen in Canada wie in den andern größern englischen Colonien, in Australien, Indien u. s. w. selbständige geologische „Surveys" der Staaten. Selbst Japan besitzt seit einer Reihe von Jahren eine derartige Anstalt, anfangs unter Leitung eines deutschen Gelehrten.

Einen noch mehr einheitlichen Charakter haben diese Arbeitsstätten so verschiedener Länder durch internationale Congresse erhalten, welche neuerdings von drei zu drei Jahren abwechselnd in Hauptstädten Europas Fachgenossen aller Weltgegenden vereinigen, und deren letzter (dritter) im Herbst 1885 zu Berlin tagte. Die wichtigsten Gegenstände der Berathung bilden da Einheitsbestrebungen auf dem Gebiete der Systematik, der Nomenclatur und der Farbenwahl für Colorirung der Karten. Auf Grund der getroffenen Uebereinkünfte lassen die europäischen Regierungen eine geologische Wandkarte Europas anfertigen und haben die Oberleitung dieses Unternehmens deutschen Gelehrten übertragen. Die Astronomie, mit welcher ja die Geologie außer dem gemeinsamen kosmopolitischen Charakter noch zahlreiche Eigenschaften theilt und sich an ihrem einen Ende unmittelbar berührt, ist sonst die einzige unter den Naturwissenschaften, welche das Bedürfniß solcher internationalen Congresse schon jetzt gefühlt und befriedigt hat.

Man wird nunmehr begreifen, welche Sturmflut literarischer Production die Errichtung der genannten Anstalten in den letzten Jahrzehnten bewirken mußte, wenn man bedenkt, daß außerdem der Geologie ja mindestens noch die gleiche Anzahl von Universitäts- und Privatgelehrten in allen Ländern zur Verfügung steht, auf welche Botanik, Zoologie u. s. w. allein angewiesen sind. Kommen ja doch unserer Wissenschaft caeteris paribus auch noch die gewaltigen Fortschritte zu statten, welche der Verkehr und zahlreiche Industriezweige in jetziger Zeit genommen haben: die Bauten von Eisenbahnen, Straßen und Kanälen, von Bergwerken, Häfen, Wasserleitungen und tausend andern gewerblichen Anlagen durchwühlen die Eingeweide der Erde und schaffen der Geologie neues und kostbares Material in Menge.

Das mächtige Aufblühen dieser Wissenschaft hat eine ganze Anzahl eigenartiger Erwerbszweige geweckt. Zu diesen gehört der Handel mit allen jenen Gegenständen, welche zur Vervollständigung oder Anlegung geologischer Sammlungen dienen. Der Preis von 20000 Mark, welcher vor einer Reihe von Jahren in Berlin für die nur etwa Quadratfuß große, das zweite, vollständigere Skelet der Vogelechse (Archaeopteryx) enthaltende Doppelplatte lithographischen Schiefers gezahlt worden

Digitized by Google

ist, war zwar bei weitem der höchste bis dahin für Derartiges erzielte; aber immerhin mag man aus dieser Mittheilung entnehmen, welcher Werth in solchen von dem Unerfahrenen misachteten Dingen enthalten ist. Deutsche Handelshäuser der genannten Art haben ganze geologische Museen an neugegründete überseeische Universitäten geliefert und Hunderttausende im Laufe der letzten Jahrzehnte umgesetzt; überseeische Geschäfte des gleichen Handelszweiges versorgen uns mit den Fundstücken ihrer Länder. Auch in dieser Richtung zeigt sich wieder der eminent praktische Zug unserer Wissenschaft: der Geologe könnte es fertig bringen, daß ihm seine Forschungsreisen in fremde Länder nicht nur nichts kosten, sondern neben dem wissenschaftlichen noch materiellen Gewinn bringen, welcher aus dem gesammelten Steinmaterial sich ergibt. Die häufige Thätigkeit in der freien Natur einerseits und im internationalen Geistesverkehr andererseits erhält und erweitert eine gesunde, unbeengte Anschauung, und das Ueben des Beobachtungsvermögens an den Naturkörpern schärft auch den Blick für das Leben.

Ein fernerer Erwerbszweig in dem Dienste der Geologie ist die Herstellung der für die mikroskopischen Untersuchungen nothwendigen Gegenstände. Die Schwierigkeiten, welche sich einer mikroskopischen Beobachtung der Steine entgegenstellen, haben es bewirkt, daß unsere Wissenschaft weit später als Zoologie und Botanik umfassenden Gebrauch von den Hülfsmitteln machte, welche das Mikroskop bietet, indem dann Gesteinsplättchen bis zu Papierdünne, vollständig durchsichtig, erzielt wurden; gegenwärtig hat auch in diesem Fache die mikroskopische Technik eine hohe Vollendung erreicht. Es ist begreiflich, daß diese Fortschritte ihrerseits epochemachend in der Geologie werden mußten; die groben unscheinbaren Felsmassen und Pflastersteine lösten sich unter dem Mikroskop auf in eine ganze Welt der wunderbarsten zierlichen Krystallgebilde, die eingeschlossenen Reste von Pflanzen und Thieren wurden nun erst ganz der Erforschung zugänglich. Ein eigener Zweig der Geologie, die Lithologie oder Gesteinslehre, wurde damit neu begründet und in Deutschland vorzugsweise ausgebildet.

Die Entwickelung der experimentellen Seite hat mit den übrigen Zweigen in der Geologie nicht ganz gleichen Schritt gehalten und wird auch gegenwärtig noch lange nicht genug gepflegt. Immerhin haben auch auf diesem Gebiete die letzten Jahrzehnte staunenswerthe Ergebnisse zu verzeichnen gehabt; ist es doch unter anderm französischen Geologen gelungen, der Natur selbst ihre Geheimnisse abzulauschen und gemengt krystallinische Silicatbildungen auf künstlichem Wege herzustellen.

Auch unserer Zeit fehlt es nicht an genialen Geologen; aber Namen von dem Klange eines Werner, Leopold von Buch und Charles Lyell haben wir unter den Zeitgenossen nicht. Jene sind die Hauptbegründer unserer Wissenschaft, sie lebten in einer idealen Periode, als alles gewaltige Neue, und das war damals die Geologie, auch auf wissenschaftlichem Gebiete, in weitere Kreise einzudringen vermochte als heutigentags; die Namen jener Grundpfeiler glänzen daher noch jetzt weithin, nachdem ihre Ansichten großentheils schon längst nicht mehr gelten.

In den letzten Jahrzehnten durchdrang in ähnlicher Weise die Neubegründung der Descendenzlehre durch Darwin, Wallace und Häckel weitere Kreise, bewirkte in der Zoologie und Botanik eine wahre Umwälzung und

Digitized by Google

beeinflußte auch die Geologie wesentlich. Die Lehre Cuvier's von den Erdumwälzungen, deren jeder ein neuer Schöpfungsact, je einem der geologischen Systeme oder Bildungen entsprechend, gefolgt sein sollte, ist heutigentags ebenso ein längst überwundener Standpunkt, wie der alte Streit zwischen „Neptunisten" und „Vulkanisten" oder ferner die frühere Ansicht von der Hebung der Gebirge durch „vulkanische Kraft", beziehungsweise von den Erhebungskratern. Der dogmatische Formationsbegriff Cuvier's erwies sich in der Geologie mit den neuern Forschungsergebnissen in gleicher Weise unvereinbar, wie desselben starre Auffassung des Artbegriffes in der Zoologie und Botanik; wie hier zwischen einzelnen Arten, so fand man dort Uebergänge zwischen einzelnen Formationen, welche die Grenzbestimmungen nur mehr als rein conventionelle bestehen ließen. So erwies sich und erweist sich noch fort und fort die Diogeneslaterne der Theorie als kräftige Hülfe auf der dunkeln Fahrt zur Tiefe.

Denn noch hat man auf diesem gewaltigen Gebiete immerhin erst einen kleinen Anfang gemacht. Wie es in der Zoologie und Botanik eine der wichtigsten Aufgaben für alle Zukunft bildet, die „Reihe der Lebendigen", die Verkettung der organischen Welt immer vollständiger und lückenloser nachzuweisen, so gilt dasselbe in der Geologie für die Verkettung, die Aufeinanderfolge der einzelnen Schichtensysteme, welche in ihrer Gesammtheit die feste Erdrinde bilden. Es gilt, die räumliche Ausdehnung jeder bestimmten Ablagerung zu verfolgen, soweit dieselbe überhaupt besteht, darüber hinaus aber zu parallelisiren, die Wechselbeziehungen zu nahe Verwandtem darzulegen, über die ganze Erde hin an der Hand der organischen Einschlüsse gleichwerthige Schichten aufzusuchen und das Gesammtgepräge ihrer Thier- und Pflanzenreste sorgsam abzuwägen und zu vergleichen; oft findet man infolge der ungleich einander gefolgten Hebungen und Senkungen die Mittelglieder zweier örtlich unmittelbar übereinander gelagerten Schichten an weit entfernten Punkten der Erdoberfläche wieder auf. Freilich ist jenes Parallelisiren in völlig genauer Weise oft dadurch bedeutend erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, daß gleichzeitig an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche Ablagerungen zu Stande gekommen sind, deren organische Einschlüsse ganz verschiedener Herkunft sein müssen, wie etwa solche von Meeresabsätzen es sind gegenüber denjenigen des Landes und des süßen Wassers. Unter derartigen Verhältnissen kann, wo nicht die Lagerungserscheinungen zu Hülfe kommen, höchstens ein Zufall, welcher einen Bewohner der einen Schicht in die benachbarte andersartige gerathen ließ, dem Forscher als Schlüssel dienen. Am schwierigsten wird diese Art der Arbeit in den Urkunden der zeitlich jüngsten Perioden, in welchen zu dem bereits angedeuteten Gegensatze noch derjenige der klimatischen Abstufungen hinzukommt.

In ähnlicher Weise gilt es, auch die seit den ältesten Zeiten auf der Erde abgelagerten Massen feuerflüssiger Entstehung systematisch zu ordnen und zu parallelisiren, und in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge, wie in ihrer mineralischen Zusammensetzung miteinander zu verketten.

Allgemeiner verständlich und anziehend als diese hier nur angedeuteten Fortschritte auf dem Gebiete der Systematik sind diejenigen in den übrigen Theilen der Wissenschaft. Gar viele Fachgenossen begnügen sich wol mit jener ordnenden Thätigkeit, man könnte sie als die Bureaukraten unter den Geologen bezeichnen, die, ähnlich wie viele Astronomen, von der tiefern Bedeutung der

Digitized by Google

Gegenstände, mit welchen sie zu thun haben, wenig oder gar nicht berührt werden.

Andere mögen und dürfen sich indeß daran nicht genug sein lassen, sondern müssen sich auch dem andern Abschnitte der Wissenschaft widmen, welcher verlangt, aus den organischen Resten und sonstigen Anhaltspunkten eines jeden Schichtensystems ein möglichst vollständiges Gesammtbild von dem jedesmaligen Zustande unsers Planeten zu construiren, von der inductiven zur deductiven Methode überzugehen, und so schließlich aus dem Ganzen der Schichtensysteme eine Geschichte der Erde zu liefern, immer ausgehend von den heute auf der letztern herrschenden Verhältnissen und Vorgängen.

Das Studium eben dieser, als da sind die land- und gebirgebildenden Factoren, die Thätigkeit des Wassers und Eises, der Vulkane und Erdbeben in Beziehung zu der Urzeit ist in den letzten Jahrzehnten gewaltig fortgeschritten; ich will versuchen, in Folgendem eine Reihe der wichtigsten neuern Forschungsergebnisse zusammenzustellen, ohne den Leser mit Namen beschweren zu wollen, welche ohnedies, in der dann erforderlichen Anzahl, in den kleinen Rahmen des vorliegenden Aufsatzes nicht leicht hineinzuzwängen wären.

Der lange Streit der Neptunisten und Vulkanisten wurde schließlich dadurch beigelegt, daß man das Richtige, wie gewöhnlich, als in der Mitte zwischen den beiden äußersten Ansichten liegend erkannte, indem eben die Gebilde der Erdrinde theils aus wässerigem Medium abgesetzt, theils aus glutflüssigen Ausbrüchen erstarrt und sonst hervorgegangen sind. Die alte Ansicht von der Hebung der Länder und Gebirge insbesondere durch vulkanische Kraft ging aus von der Beobachtung, daß an Vulkankegeln die solche zusammensetzenden Schichten allseitig nach dem Krater hin ansteigen; man glaubte, die letztern seien ursprünglich horizontal gewesen und erst durch die vulkanischen Ausbrüche des Kraters emporgedrängt worden. Gegenwärtig weiß man, daß diese Schichten der Vulkanberge von Anfang an in jener geneigten Lage durch die Kraterthätigkeit selbst aufgeschüttet worden sind; man nimmt an, daß die Festlandsmassen in der ältesten Zeit der Erdkrustenbildung bereits in ihren allgemeinen Umrissen über die größern Meerestiefen erhoben wurden und es blieben, indem nach den ersten großen, meist diagonalen Rißbildungen in der Erstarrungskruste die umfangreichern Schollen des heute ausschließlichen Meeresbodens sich gegen die leichtern der künftigen Festländer senkten.

Man gewann ferner eine Menge neuer Beweise für die Theorie der säcularen Hebungen und Senkungen, nach welcher in langen Zeiträumen die Erdrinde sehr langsam, nicht augenfällig, aber stetig undulirenden Schwankungen ihres Niveau ausgesetzt ist, sodaß abwechselnd Festlandstheile unter den Meeresspiegel sich senken und umgekehrt andere wieder emportauchen; und man führte diese Erscheinung zurück auf die Schrumpfung der Rinde, welche nothwendig die zunehmende Verringerung des Glutflusses im Innern, die stetig fortschreitende Abkühlung des Himmelskörpers, bedingen muß, weil jeder Gegenstand zugleich mit Wärmeverlust auch seinen Umfang verringert.

Aus der gleichen Ursache erklärt man jetzt die Entstehung der nichtvulkanischen Gebirge, als Falten oder Runzeln in dem alternden „Antlitz der Erde", die ihr jugendliches Feuer mehr und mehr einbüßt: und zwar ist es Seitendruck, welcher bei dieser Volumver-

Digitized by Google

ringerung die Oberfläche zu Gebirgsketten zusammenschiebt und emporstaut; auch diese Thätigkeit ist meist eine säculare, für das Auge des einzelnen unmerklich sich vollziehende. Durch den gewaltigen dabei ausgeübten Druck erhitzen und erweichen sich nach den Gesetzen der mechanischen Wärmetheorie in der Tiefe ganze Gebirgscomplexe, sodaß sie wie Papier gebogen und gefaltet, auch theilweise umkrystallisirt werden; andere Gebilde lassen sich nicht in dieser Weise strecken und biegen, bersten vielmehr schon bei geringem Seitendruck, wobei die in der Längenrichtung sich fortpflanzenden Erdstöße, sowie Risse in der Gebirgsmasse entstehen, welche sich zu Spalten erweitern, zur Bildung von Aufrißthälern und Erzgängen einerseits und Empordringen von Glutfluß aus der Tiefe andererseits Anlaß geben können.

Bei weitem am großartigsten, aber auch am verwickeltsten sind alle die aus der seitlichen Zusammenschiebung sich ergebenden Erscheinungen in den Hochgebirgen. Früher stand man vor diesem Wirrwarr ebenso rathlos wie vor den eigenartigen auswärtigen Aequivalentbildungen für unsere heimischen Schichtensysteme; erst der unermüdlichen Thätigkeit der Geologen in neuerer Zeit ist es gelungen, auch in jene Einzelheiten, wie in die Erscheinungen der Gebirgsbildung auf der Erde überhaupt Licht zu bringen.

Die gleiche Gesetzmäßigkeit in der Anordnung, wie für die Gebirgskettensysteme, hat man ferner für jene Kamine des unterirdischen Glutflusses, die Vulkane nachgewiesen. Eine Menge anderer Errungenschaften haben wir auch auf diesem Gebiete aus den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen: das Mikroskop hat erst die wunderbar mannichfaltige Zusammensetzung der vulkanischen Gebilde recht kennen gelehrt. Man hat erkannt, daß es keine „Erhebungskrater" gibt, daß die Laven infolge von Kluftbildungen in der Erdrinde emporgepreßt werden und nur da, wo sie in der Tiefe auf Quellenschichten oder sonstige Gewässer treffen, Explosionen und Kraterbildungen verursachen, sonst aber ungehindert an dem Eruptionspunkt hervorquellen, zu mehr oder minder kegelförmigen Felskuppen, „Domvulkanen", erstarrend und den Communicationsweg nach dem Erdinnern mit einem male verstopfend. Das Austreten von Laven an zahlreichen Punkten der großen Spaltensysteme, welche geotektonischen Linien von Gebirgsketten oder Festlandsrändern entsprechen oder erstere kreuzen, bedingt eben die Erscheinung der Vulkanreihen. Man hat ferner erkannt, daß durchaus nicht alle Erdbeben und warmen Quellen mit vulkanischer Thätigkeit in Beziehung stehen, daß vielmehr erstere häufig von Sprungbildungen bei der Gebirgserhebung, von Einstürzen unterirdisch durch die Thätigkeit des Wassers bewirkter Höhlungen u. s. w. herrühren, die warmen Quellen dagegen theilweise nur aus bedeutender Tiefe kommen, in welcher, nach dem Gesetz der Wärmezunahme in der Richtung nach dem Erdinnern, das Wasser auch in nichtvulkanischen Gegenden bedeutend erwärmt werden muß.

Den raschesten Fortschritt hat aber die Geologie noch in jüngster Zeit zweifellos in demjenigen Zweige gemacht, welcher sich mit den merkwürdigen, fast in allen civilisirten Ländern vorkommenden Eiszeiterscheinungen beschäftigt. Während man früher gewaltige Fluten zu Hülfe nahm, um die Anwesenheit großer Findlingsblöcke alpinen Gesteines auf den Höhen des schweizer Jura zu erklären, und noch vor nicht viel mehr als zehn Jahren allgemein bei uns die

Digitized by Google

bis nach Thüringen hinein verbreiteten Wanderblöcke skandinavischer Herkunft durch eine ehemalige Meeresbedeckung auf treibenden Eisbergen angeschwemmt sich dachte, wurde man durch eine genauere Untersuchung der Thatsachen neuerdings genöthigt, Gletschereis als Transportmittel jener erratischen Gesteine anzunehmen.

Die genauere Untersuchung der Eiszeitablagerungen ist eine unter den zahlreichen Früchten der staatlichen geologischen Landesanstalten. Bei weitem in den meisten Ländern hat man früher jene oberflächlichen lockern Schichten wenig beachtet, obwol gerade diese durch ihre unmittelbare Beziehung zu der historischen Zeit, zu den heutigen Verhältnissen, ein ganz besonderes Interesse wol beanspruchen dürfen. Durch die Untersuchungen skandinavischer Gelehrter an den modernen arktischen Vergletscherungen wird das Verständniß jener alten Eiszeiterscheinungen wesentlich unterstützt.

Freilich steht man erst an dem Anfange des Werkes; man kennt noch nicht die Ursache der einstigen umfassenden Vergletscherungen, wird sie vielleicht auch nie erfahren können. Doch hat die sehr umfangreiche Literatur des letzten Jahrzehnts über den Gegenstand bereits ein gutes Stück Arbeit zu Tage gefördert; man weiß nunmehr, daß in einem, geologisch gesprochen, nicht gar lange vor unserer geschichtlichen Periode liegenden Zeitabschnitte die Erde an beiden Polen eine gewaltige Eiskappe trug, deren Rand in unsern Gegenden theilweise bis zu dem 51., in Nordamerika sogar zu dem 38. Breitengrade von Norden aus herabreichte, und daß auch noch zwischen deren Rändern vereinzelt sich zahlreiche größere und kleinere Vergletscherungen auf der Erde befanden, wie diejenigen unserer mitteldeutschen Gebirge und der Alpen, deren Eismantel nördlich bis in die Gegend des heutigen München und Lyon reichte.

Man hat berechnet, daß damals infolge der gewaltigen Anhäufung von Eis an den beiden Polen dem Meere eine entsprechend große Menge von Wasser entzogen war, die sich so bedeutend herausstellt, daß der Meeresspiegel um ein Erhebliches niedriger gewesen sein muß als sonst, daher sehr viel mehr Land über denselben emportauchte, als jetzt, ganze Binnenmeere und Meeresarme verschwanden und Inseln mit dem Festlande vereinigt wurden. Das trug seinerseits zu der völligen klimatischen Verschiebung der damaligen Periode bei; die Funde von fossilen Pflanzenresten in arktischen Gegenden haben gelehrt, daß in frühern Perioden und noch kurz vor der Eiszeit in dem Tertiär ein gleichmäßiges Klima über die ganze Erde vorhanden war, ohne Absonderung in verschiedene Zonen, welche augenscheinlich erst mit jener großen Vergletscherung begonnen hat.

Die genauere Erforschung der glacialen Ablagerungen hat Veranlassung gegeben, zugleich die in den gleichalterigen Schichten begrabenen Organismenreste in umfangreichster Weise an das Tageslicht zu fördern, deren Charakter die aus den rein geognostischen Beobachtungen gezogenen Schlüsse über die abnormen damaligen Verhältnisse unserer Erde bestätigt und bereichert hat. Diese Ergebnisse haben zuerst in neuerer Zeit die Geologie eng mit zwei andern Wissenschaften verknüpft, mit der Anthropologie und der Thier- und Pflanzengeographie; denn auch die Funde von Resten und sonstigen Beweisen des diluvialen Menschen haben in den letzten 20 Jahren sich ganz erheblich vermehrt und somit den vereinzelten, so viel angezweifelten frühern gegenüber die That-

Digitized by Google

sache von der Anwesenheit primitiver Menschenrassen in dem Wirrwarr der Gletscherzeit zur vollen Gewißheit gemacht.

Andererseits wies das wunderbare Gemisch nordischer und südlicher Thier- und Pflanzenformen während der Eiszeit in unsern Gegenden nachdrücklicher auf die Verschiebungen hin, welche die großen thiergeographischen und pflanzengeographischen Provinzen in dem Laufe langer Zeiträume erlitten haben; die Geologie der glacialen und vorhergegangenen tertiären Epoche namentlich liefert den Schlüssel zu zahlreichen Räthseln, welche an sich die heutige Verbreitung der Thiere und Pflanzen enthielt.

Noch in anderer Hinsicht erweist sich nun unsere Wissenschaft ihrer modernen Lehrmeisterin, der Descendenzlehre, dankbar, indem erstere die progressive Entwickelung der organischen Welt, soweit deren Reste nach der Tiefe hin erhalten sind, in den geologischen Zeiträumen offenbart, aus dieser Urwelt zahllose Lücken des modernen Thier- und Pflanzenreiches ausfüllt und mit dem Nachweise der großen Epochen in der Erdgeschichte, als da sind: Oceanbildung, Wärmeabnahme, Bildung und fortwährende Umbildung von Inselerhebungen, Scheidung von Küsten, Buchten, Flachsee und Tiefsee, Süßwasserbildung, Festlandsbildung, Gebirgsbildung u. s. w., und endlich Entstehung klimatischer Zonen und gar Eiszeit, die Hauptmomente liefert in der Veränderung des Planeten selbst, die mit der Veränderung seiner thierischen und pflanzlichen Bewohner Hand in Hand gegangen ist und dieselbe zweifellos in erster Linie bewirkt hat.

Die großartigen mechanischen Wirkungen der Thätigkeit des Gletschereises während der Glacialperiode und in heute vergletscherten Gegenden hat man ebenfalls erst durch jene neuern Untersuchungen recht kennen gelernt. Die Verschiebung gewaltiger Gesteinsblöcke auf Tausende von Kilometern Entfernung, die Bildung der Seenplatten, wie der Fjorde, Alpenseen und Kare, die seitliche Zusammenschiebung ganzer Schichtencomplexe nach Art der Gebirgserhebung sind als Beweise der durch jenes alte Inlandeis in unsern Gegenden bewirkten Veränderungen des Bodens erkannt worden. Nunmehr erst hatte man auch für die Spuren von mehr als zehnfacher Verstärkung der heutigen fließenden Gewässer, in jener Zeit, aus dem Abschmelzen der großen Eismassen eine befriedigende Erklärung.

Vor der Gefahr einer erneuten umfangreichern Versenkung unter den Spiegel des Meeres möchte man die Continente wohl bewahrt glauben, wenn man deren stetiges Wachsen, erst seit dem Beginn der Tertiärperiode, bedenkt. Nicht aber gilt das Gleiche für jene Eisgefahr, es ist vielmehr nach den in der Geologie festgestellten Thatsachen sehr wahrscheinlich, daß die umfangreichern Vergletscherungen periodisch wiederkehren, und daß daher nach Ablauf langer Zeiträume die Bauwerke und Stätten des Menschen unter der unheimlich und unwiderstehlich vorrückenden Eismasse werden zermalmt werden. Nun, wenn den Menschen die Noth der ersten Eiszeiten, der Kampf um das Dasein gegen das Element und die Thierwelt zu dem gemacht hat, was ihn über die höchststehenden andern Organismen erhebt, dann wird er aus einer neuen ähnlichen Prüfung erst recht gestärkt hervorgehen!

Wie man die verändernden Wirkungen des Eises auf die Erdoberfläche demnach erst jüngst in ihrer wahren Großartigkeit erkannt, und gefunden hat, daß glaciale Thätigkeit in erster Linie es gewesen ist, welche die Kuppen unserer Tiefländer rasirt und diese geebnet hat,

Digitized by Google

so weist man jetzt auch der zerstörenden Kraft der Brandung und der aufbauenden des Windes einen ungleich wichtigern Platz in der Umgestaltung der Erdoberfläche zu als früher. Danach ist auch die Brandung im Stande, in dem Verlaufe geologischer Zeiträume ganze Continente zu rasiren; und in trockenen regenlosen Gegenden Innerasiens vermögen die das ganze Jahr hindurch herrschenden Staubstürme gewaltige Schichtensysteme von Lehm und Sand über weite Gebiete hin zu verbreiten und aufzubauen, sodaß also außer Feuer, Wasser, beziehungsweise Eis und Organismen auch noch die Luft an dem Aufbau der Erdrinde sich betheiligt hat.

Von ganz besonderm Interesse sind schließlich in der Geologie, gleich den erwähnten jüngsten, die ältesten bekannten Ablagerungen, weil diese den eigentlichen Uebergang aus dem wahrscheinlich sonnenartigen Urzustande der Erde in einen dem heutigen ähnlichen markiren, wie derselbe schon in den unmittelbar zunächst überlagernden Systemen angedeutet ist; und gerade jenes älteste System, wie ebenso das jüngste, ist in früherer Zeit recht stiefmütterlich behandelt und erst neuerdings durch die staatlichen Landesuntersuchungen und durch die Zuhülfenahme des Mikroskops eingehender erforscht worden. Auch auf dem europäischen Festlande sind große Gebiete solcher Schichten bald nach ihrer Ablagerung über den Meeresspiegel gehoben worden und bis heute nicht wieder untergetaucht, daher von jüngern Gebilden nicht bedeckt worden; andere sind von solchen durch spätere Entblößung nach geschehener Emporschiebung befreit und auf diese Weise dem Geologenhammer zugänglich geworden.

Durch die genauere Erforschung dieses ältesten Schichtensystems ist die Geologie der Descendenzlehre ebenfalls zu Hülfe gekommen. Die betreffenden Ablagerungen enthalten nicht, gleich den jüngern, organische Reste, sind aber auch nicht, wie jene, aus Kalken, Sandsteinen, Thonschiefern und verwandten Gebilden, sondern aus krystallinischen Gneisen, Glimmerschiefern und entsprechenden Einlagerungen zusammengesetzt, die sich nicht, gleich erstern Gesteinen, ohne weiteres aus dem Meerwasser ausscheiden können; man war daher früher über die Entstehung der ältesten Schichtgesteine sehr im Unklaren. Nach Obigem hat man nun neuerdings erkannt, daß durch entsprechenden Druck und Wärme gewöhnliche Schiefer zu derartigen krystallinischen umgewandelt werden, daß aber zugleich mit einem solchen Umwandlungsprocesse Spuren organischer Einschlüsse um so mehr verwischt werden, je vollkommener letzterer ist.

Man darf daher nicht mehr der Descendenzlehre den Einwurf machen, daß die ältesten in der Erdrinde zu findenden Reste von Organismen bereits hochstehenden Thieren und Pflanzen angehört haben: zweifellos haben einst unter den jetzigen versteinerungsführenden Systemen noch gleich bedeutende Massen ebensolcher bestanden, sind aber unter dem Drucke der neuern zu versteinerungsleeren krystallinischen Schiefern geworden. Freilich ist nicht die ganze Masse jenes ältesten Schichtensystems als Umwandlungserzeugniß zu betrachten, die ältern Glieder desselben sind zweifellos mehr oder minder ursprünglich in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit bereits abgelagert worden, denn ganz gleiche Gebilde können auf sehr verschiedenartige Weise entstehen. Aber es mag auch hinzugefügt werden, daß die Gesammtmasse eben der versteinerunglosen krystallinischen Schiefer allein, nach den neuern Untersuchungen, besonders in Nordamerika, diejenige aller andern

Digitized by Google

überlagernden, versteinerungführenden Systeme zusammengenommen noch ganz erheblich übertrifft.

Hinsichtlich der Entstehung der in dem ältesten Schichtensystem ganz vorzugsweise auftretenden Erz- und Mineralgänge hat die neuere Geologie die alte Ansicht, welche jene in ähnlicher Weise zu erklären versuchte, wie die Gänge lavenartiger Gebilde in der Erdrinde, gänzlich verlassen. Man hat vielmehr nachgewiesen, daß die erstern Spaltenausfüllungen auf nassem Wege sind, und daß deren Bestandtheile ursprünglich fein vertheilt in dem Gesteine vorhanden gewesen sind, welches von diesen Gängen entweder unmittelbar durchsetzt, oder doch sonst benachbart, und des betreffenden Materials durch flüssige Auslaugung verlustig gegangen ist.

Ich habe es in Vorstehendem versucht, einige der wesentlichsten neuern Errungenschaften der Geologie zu skizziren; vielleicht gibt diese Skizze einem oder dem andern Leser Anregung, sich an der Hand eines Lehrbuches mit einzelnen Punkten eingehender zu befassen. Freilich schreitet die Wissenschaft mit solchen Riesenschritten vor, daß ein Lehrbuch schon in ein oder zwei Jahren veraltet und eine neue Auflage erfordert, und daß es überhaupt kaum möglich ist, vollständigere Behandlungen aller einzelnen Gebiete Einem übersichtlich gehaltenen Werke einzuverleiben.

Jedenfalls mag diese kurze Schilderung einen oberflächlichen Einblick gewähren in eine der großartigen neuen Werkstattbezirke des Geistes in unserm Jahrhundert, und mag die oft aufopfernde Hingebung der Jünger an ihre Wissenschaft begreiflich machen, welche in so besonderm Maße das höchste Geistesvermögen, die Combinationsgabe, als Zusammenwirken von lebhafter Phantasie, treuem Gedächtnisse und scharf sichtendem Verstande zu reizen und zu bilden geeignet erscheint.

Der junge Liszt.

(Paris 1823—1834.)

Von **Heinrich Reimann.**

Am 31. Juli 1888 sind zwei Jahre verflossen, daß Franz Liszt in der freundlichen Wagner-Stadt, mitten während des freudigen Drängens und Treibens der Festspielwochen, sein Auge zu ewigem Schlafe schloß. Was dieser große Meister der Tonkunst als Pianist geleistet, ist längst gebucht und mit unvergänglichen Zügen eingezeichnet in die Annalen der Geschichte des Tasteninstruments. Wie ein Blitzstrahl, aus des Donnerers Zeus Hand geschleudert, traf seine neue, unbegreiflich scheinende Kunst das Salongeklimper eines Kalkbrenner, Herz u. a., und machte es in kurzer Zeit für immer verstummen.

Bei weitem nicht so unbestritten und unbezweifelt als Liszt's Verdienste um die Technik des Klaviers und die gesammte Kunst der musikalischen Reproduction ist seine Thätigkeit als Componist geblieben, vorausgesetzt, daß man hierbei seine Klaviertranscriptionen und einen Theil seiner Klaviercompo-

Digitized by Google

sitionen als zu dem erstgenannten Gebiete gehörig ausnimmt. Man hat nicht einmal so viel Anstand genommen, die zu Ehren des verstorbenen Meisters veranstalteten Feierlichkeiten in den Concertsälen vorübergehen zu lassen, ohne frivole, gehässige Schmähartikel gegen den Verewigten zu richten. Ich verweise, um ein Beispiel anzuführen, auf Hanslick's „Liszt-Feier in den Concertsälen (1886—87)" im „Musikalischen Skizzenbuch" (Berlin 1888). Auch über Liszt's Charakter und seine Persönlichkeit urtheilt man häufig genug durchaus ungerecht und — namentlich mit Rücksicht auf „den Roman seines Lebens" — höchst abfällig. Erst durch das Erscheinen des „Briefwechsels Wagner-Liszt" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1887) ist die beispiellose Hingebung dieses unvergleichlichen Künstlers an seinen Freund und der Adel und die Hoheit seiner Seele auch weitern Kreisen bekannt geworden. Allein die Briefe umfassen ja nur verhältnißmäßig wenige Jahre seines an Wechselfällen überreichen Künstlerlebens: das Bild, das uns aus jenen Zeilen entgegentritt, muß also ergänzt, die goldigen Lichtstrahlen, welche die Wagner-Liszt-Briefe auf den Charakter Liszt's werfen, müssen durch anders gefärbte Strahlen, wie durch Schattenrisse zu einem Gesammtbilde vereinigt werden, das sich wiederum von einem in kurzen, kräftigen Strichen treu und klar gezeichneten historischen Hintergrunde abhebt. So allein wird sich Liszt's „chamäleonartige Individualität", wie Hanslick die Eigenart unsers Meisters zu bezeichnen beliebt, verstehen und begreifen lassen, so wird man den richtigen Gesichtspunkt sowol für die Beurtheilung seiner Werke, als auch für die Kritik seiner „Fehler und Verirrungen" gewinnen.

Daß die bis zum Jahre 1847 gediehene, in vieler Hinsicht recht verdienstvolle Biographie Liszt's von L. Ramann: „Franz Liszt. Als Künstler und Mensch" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1887), den Anforderungen nicht genügt, darin stimmen alle berufenen Beurtheiler überein. Von andern Mängeln abgesehen, liegt dem Werke kein genügendes Quellenmaterial zu Grunde. Am auffälligsten leidet unter diesem Mangel die Zeit des Aufenthalts unsers Meisters in Paris, eine Periode, die in Rücksicht auf die vielverzweigten und mannichfach sich kreuzenden Geistesströmungen jener Zeit, an denen Liszt regen Antheil nahm, der allersorgfältigsten und gewissenhaftesten Darstellung schon deshalb bedarf, weil sie die Zeit des künstlerischen Wachsthums und der körperlichen wie geistigen Entwickelung Liszt's in sich schließt, und, wie Hanslick treffend bemerkt, die „hervorstechendste Farbe zu Liszt's ... Individualität" geliefert hat. Die folgenden Zeilen sollen nach dieser Seite hin ein kleiner Beitrag zu einer etwaigen „zukünftigen" Liszt-Biographie sein.

Die ungeheuern Erfolge, welche der elfundeinhalbjährige Franz im April 1823 in Wien davongetragen hatte, bahnten ihm den Weg nach Paris und eröffneten ihm zugleich die Hoffnung, im Conservatoire daselbst Aufnahme zu finden. Zwar scheiterte diese frohe Zuversicht des „kleinen Wundermannes" an der peinlichen Gewissenhaftigkeit Cherubini's, des Directors jenes Instituts, das jeden Ausländer von der Theilnahme am Unterrichte ausschloß. Allein die zahlreichen Empfehlungsbriefe ungarischer Magnaten, österreichischer Fürsten und Edeln erschlossen ihm ohne weiteres die Salons der höchsten pariser Aristokratie. Es vergingen wenige Wochen, und „le petit Litz" war der Held des Tages, war der Liebling von

Digitized by Google

Herzoginnen, Prinzen und Prinzessinnen; ja selbst Rossini's Stern, in dessen Zeichen damals das musikalische vornehme Paris stand, schien vor ihm zu erbleichen. Nur eines Namens aus der musikalischen Vergangenheit der Capitale erinnerte man sich, der einst einen ähnlichen Zauber ausgeübt hatte: es war der Name Mozart. In Liszt sah man einen zweiten Mozart. So bestimmt erkannte man in dem jungen Künstler die gewaltige musikalische Kraft, so genau unterschied man damals schon den bloßen Virtuosen von dem echten, gottbegnadigten Genie. Im Alter von zwölf Jahren hatte Mozart auf Befehl Kaiser Joseph's II. die Buffooper „La finta semplice" componirt: dem zweiten Mozart mußte daher die gleiche Gelegenheit, sein Talent zu zeigen, geboten werden. Die Dichter Théaulon und de Rancé vereinigten sich, dem „Wunderkinde" ein Libretto zu schaffen. Sie wählten hierzu eine Novelle Florian's: „Don Sanche, ou le Château de l'Amour", die sie mit geringen Veränderungen zu einer einactigen Opéra féerie umgestalteten. In ihrer Bewunderung für den jungen Maëstro gingen sie sogar seltsamerweise so weit, in einem „Avertissement", das dem Texte vorgedruckt war, zu erklären: ihr einziges Ziel bei Abfassung des Buches sei gewesen, dem Wunderkinde Scenen zu liefern, deren Mannichfaltigkeit dem Talente desselben die Mittel bieten sollte, sich nach verschiedenen Richtungen zu entfalten. Man glaube diese Erklärung den Literaturkennern und dem Publikum, das vielleicht zwischen einigen Scenen wenig Zusammenhang finden könnte, schuldig zu sein. „In diesem Falle", so hieß es weiter, „hat die Poesie ihre Ansprüche völlig zu Gunsten der Musik verleugnet, und das Interesse, welches sich an den jetzt schon so berühmten Namen des jungen Liszt knüpft, legt unserer Autoreneitelkeit Stillschweigen auf. Dieser Künstler war noch nicht elf Jahre alt (?), als ihm das Buch anvertraut wurde."

Die Zeit, während welcher Franz an der Composition seines Buches arbeitete, wurde durch Concertreisen: im Mai 1824 nach London, 1825 in die Departements und wiederum nach London unterbrochen. Bei seiner Rückkehr war das Werk vollendet, und am 17. Oct. 1825 wurde es unter der Leitung Rudolf Kreutzer's und unter Adolphe Nourrit's Mitwirkung in der Académie royale de musique (d. i. in der Großen Oper) aufgeführt. Der Gang der Handlung in dieser Jugendoper Liszt's, deren Partitur der Brand der pariser Oper vernichtet hat, war kurz folgender: Elvira, die Tochter eines spanischen Granden, flüchtet sich vor den Nachstellungen eines verhaßten Bewerbers, dem sie nach des Vaters Willen die Hand reichen soll, aus dem väterlichen Schlosse in den Zauberwald, der das Château de l'Amour umgibt. Dort findet sie Don Sancho, der hier als Abenteurer umherstreift. Dieser glaubt, einen Gegner vor sich zu haben: er nöthigt Elvira zum Kampfe. Ein wuchtiger Hieb Sancho's wirft den Helm von ihrem Haupte und der Ritter erblickt ein herrliches, lockenumwalltes Mädchengesicht. Besiegt von der Schönheit des Anblicks sinkt der Sieger im Kampfe zu Elvira's Füßen. Elvira liebt ihn alsbald und will ihm allein gehören. Die Nacht bricht herein und ein mächtiger Sturm erhebt sich. Die Liebenden beschließen, sich in das Schloß Amor's zu flüchten, in das jedoch der Eintritt demjenigen allein gestattet ist, den eine reine und treue Liebe beseelt. Vor dem Eintritt in das Schloß stellt sich dem Paare der Zauberer Alidor, der die Züge des verhaßten Bewerbers um Elvira's Hand angenommen hat,

Digitized by Google

entgegen. Im Kampfe verwundet er Don Sancho, und als nun Elvira in der Meinung, Sancho sei getödtet, in laute Klagen ausbricht und ihre treue Liebe zu dem Gefallenen offen gesteht, erscheint Amor am Portal des Schlosses, um die Liebenden aufzunehmen. Der Gott und Elvira pflegen der Wunden Sancho's, der bald wie durch Zauber Genesung findet und nun auch von Elvira's Vater als Eidam angenommen wird. Ueber die Musik zu dieser Oper ist eine Anzahl ziemlich eingehender Notizen und Berichte erhalten. Der Erfolg des Werkes scheint keineswegs unangefochten und allgemein anerkannt gewesen zu sein. Indessen geht aus den erhaltenen Nachrichten mit Sicherheit hervor, daß der junge Liszt eine bewundernswerthe und weit über seine Jahre hinausgehende musikalische Intelligenz gezeigt hat, und daß einige Chöre und das große Duo (Elvira und Don Sancho) von vortrefflicher Wirkung waren. Die Oper wurde noch viermal: am 19., 21., 26. Oct. und 13. Nov. desselben Jahres, aufgeführt.

Wenn der Berichterstatter über die erste Aufführung der Liszt'schen Oper im „Journal des Débats" vom 19. Oct. 1825 den Erfolg derselben einzig und allein den „détestables flatteurs" zuschreibt, die Liszt umschwärmten, so mag das Urtheil vielleicht etwas allzu hart sein; allein man wird sicher annehmen können, daß, wäre Liszt eins der Dutzend-Wunderkinder gewesen, wie sie heutzutage für die Concertsäle als künstliche Treibhauspflanzen gezogen werden, das empörende Treiben solcher Schmeichler ihn von der Bahn zur Vollendung seiner Künstlerschaft abgebracht hätte. Bei Liszt äußerte jenes Gebaren der Gesellschaft seine Folgen nur in einem frühzeitigen Erwachen eines künstlerischen Selbstbewußtseins, eines zwar frühreifen, aber edeln Stolzes und einer gewissen harmlosen Eitelkeit. Indessen standen alle diese kleinen Unebenheiten seines Wesens wieder im engsten Zusammenhange mit dem hohen Ideal, das sich der jugendliche Künstler bereits als sein Lebensziel gesteckt, und mit dem heiligen Ernste, der ihn bei Ausübung seiner Kunst ganz und gar erfüllte. So heilig wie die Kunst war ihm nur noch die Religion; beide ergriffen sein Herz mit verzehrender Gewalt; die Schauer der Andacht schienen ihm identisch mit der gewaltigen Erregung, die seine Kunst in ihm hervorbrachte. Und doch wieder haftete sein Auge mit Wohlgefallen und innerstem Behagen an dem Glanze des Reichthums, der Sinnenschönheit und des Wohllebens, den das gesellschaftliche Leben in Paris in unerhörter Fülle um ihn ergoß.

So erhoben denn in seinem Innern damals zum ersten male zwei sich widerstreitende Gewalten ihre Stimme, erst leise anklingend, dann immer stärker werdend; und je gewaltiger sich Liszt's Künstlernatur im Laufe der Zeit entfaltete, desto furchtbarer wurde der Kampf, der in seinem Innern tobte, und dem die historischen und socialen Zustände der damaligen Zeit von außen her immer neue Nahrung zuführten.

Der wiederholte Verkehr in den vornehmen Kreisen der europäischen Großstädte Wien, Paris, London hatte den jungen, liebenswürdigen Künstler sehr schnell zu einem vollendeten Weltmanne gemacht. Allein der äußere Glanz und die verführerischen Lockungen des geselligen Lebens vermochten das geistige Triebrad nicht zu hemmen, das sein Inneres bewegte und ihn nie ruhen, oder in selbstgefälliger Zufriedenheit mit seinem schnell erworbenen Ruhme sich begnügen ließ. Vor allem fühlte er, daß seine allgemein geistige, insbesondere

Digitized by Google

wissenschaftliche Ausbildung weit hinter der specifisch musikalischen zurückgeblieben sei. Nun galt es, das Versäumte nachzuholen! Zwar unterstützte ihn bei diesem Streben seine leichte Empfänglichkeit, sein ungemein reger Geist und sein vielseitiges Talent und Interesse für bildende Kunst, Poesie, Philosophie und Religion, insbesondere aber auch seine schnelle Fassungskraft und sein ungewöhnliches Aneignungstalent. Allein eins fehlte ihm und blieb unersetzlich: die leitende Hand eines Lehrers, der dem wissensdurstigen Jüngling die Bahn vorzeichnete, die er, um zu einer geordneten, allgemein wissenschaftlichen Bildung zu gelangen, wie sie einem Künstler zukommt, innehalten mußte. Liszt selbst fühlte diesen Mangel und beklagte ihn oft bitter. Dazu kam noch, daß kein Ort der Welt verwirrender und betäubender auf einen ernste Belehrung und Unterweisung suchenden Geist wirken konnte als Paris in jener Zeit.

Durch das französische Volk ging bereits jener mächtige social-revolutionäre Zug, der die Tage des letzten Herrschers der Restaurationsperiode, Karl's X., gezählt sein ließ. Und wie immer in der französischen Geschichte, begann auch diese neue Revolution mit einem Vorspiel in Gestalt eines heftigen literarischen Kampfes; diesmal zwischen dem neu sich erhebenden Romanticismus und dem Classicismus des ersten Kaiserreichs. Victor Hugo's Dramen und Romane riefen ein literarisches „1793" hervor und gaben das Signal zu einem wilden Streite der Geister. Mitten in diesen Kampf hinein tönten die Stimmen der Philosophen und socialistischen Reformler, vor allem die Saint-Simon's und seiner Anhänger, später die des Père Enfantin und des gewaltigen Streiters für die Sache der Demokratie, die des Abbé Lamennais. Und wie bei jeder neuen überraschenden Erscheinung, fiel es auch hier den streitenden Parteien schwer, in der Bekämpfung wie in der Vertheidigung der neuen Sache das richtige Maß innezuhalten. Die französische Literatur, insbesondere der Roman, nahm sich der Sache der Demokratie mit unerhörtem Eifer an; an Stelle ruhiger Ueberlegung trat phantastische Schwärmerei, die Würde mußte der Leidenschaft, dem nüchtern berechnenden Geiste des Kaufmanns der enthusiastische, über alles Materielle — und sei es selbst Sitte und gesellige Ordnung — sich hinwegsetzende künstlerische Geist weichen. Nicht nach Ruhe und Seelenfrieden, Heiterkeit und Gelassenheit suchte und verlangte man in dieser Art Poesie: man wollte in den fiebernden Zustand allgemeiner Nervenerregung versetzt sein; nicht das Schöne und Edle gefiel, sondern einzig allein das Seltsame, Unerhörte, das Groteske, mochte es selbst das Häßliche sein. Damit nun aber diesem wunderlichen literarischen Hexensabbat der grelle Contrast nicht fehle, schrieb Lamartine seine Poesien, „die Seufzer und christlichen Empfindungen" eines pantheistisch angehauchten, ultrakatholischen Dichters, in mystisch-feierlicher Sprache. Wie das Aroma des Weihrauchs dufteten seine Gebete, die ihm die Schönheit der Natur und der Schmelz der Blumen eingab, und die er, keusch und fromm, in farbenreicher und doch einfacher, tändelnder Sprache dem gläubigen Volke lehrte.

Diese mystische Richtung der neu aufblühenden französischen Romantik war es, die unsern jungen Künstler zuerst ganz und gar gefangen nahm. Von der Lektüre des Thomas a Kempis, von dem beschaulichen Legendenbuche der Pères du désert, wandte er sich Châteaubriand's und Lamartine's Poesien zu, die in ihm eine tiefe Sehnsucht nach

Digitized by Google

etwas Unbekanntem, Räthselvollem erweckten. Es mußte dies Unbekannte etwas Höheres sein, als was ihm bisjetzt die Welt geboten hatte, etwas Ueberirdisches, Transscendentales. Bald schien es ihm, als ob er aus dem Gewirr dieser Gedanken und Gefühle den Ruf zur Weltentsagung, zum geistlichen Stande heraushörte; bald wieder trat das hohe ideale Bild, das er sich von seiner künstlerischen Zukunft entworfen hatte, vor seine Seele. Dieser Widerstreit mächtiger Gefühle zu einer Zeit, wo sein Körper in der Entwickelung begriffen war, und wo der junge Künstler nicht blos ernsten contrapunktischen Studien bei dem bekannten Musiktheoretiker Reicha oblag, sondern, um sich und den Seinigen den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen, auch anstrengende Kunstreisen (in die Norddepartements, nach England und in die Schweiz) unternahm, griffen seine Gesundheit an und veranlaßten ihn, zur Stärkung seiner Nerven in Bologne-sur-Mer einen Aufenthalt zu nehmen.

Hier erwartete den jungen Liszt einer der schwersten Schicksalsschläge. Sein Vater, der ihn nach Paris begleitet, der alle äußern Sorgen und Vorbereitungen in Paris wie auf Concertreisen mit aufopfernder Liebe und Sorgfalt übernommen hatte, erlag einem typhösen Fieber. Gerade jetzt, wo Franz in den Jahren der Entscheidung stand, wo er einer leitenden Hand, eines fürsorglichen Rathes mehr denn je bedurfte, fühlte er diesen Verlust doppelt schwer. Nie hatte der geniale Künstler sich um die materiellen, rein geschäftlichen Sorgen des Lebens gekümmert: ohne Erfahrung in allen Geldangelegenheiten, in sich eine ganze Welt widerstreitender Gefühle, wußte er keinen bessern Rath, als seine Mutter aus Wien nach Paris zu berufen, damit sie wenigstens für die materielle Seite seiner Lebensbedürfnisse sorge. Eine bescheidene Wohnung wurde in der Rue Montholon gemiethet, und Liszt dachte daran, als Musiklehrer thätig zu sein. Ein herrliches, fesselndes Lebensbild unsers Meisters aus dieser Zeit hat W. Lenz in seiner überaus interessanten Schrift „Die großen Pianofortevirtuosen unserer Zeit aus persönlicher Bekanntschaft" (Berlin 1872) entworfen. Mit einer seltenen Lebendigkeit führt uns Lenz in seinem „Liszt" eine vollkommen abgeschlossene künstlerische Individualität vor, fest und sicher, pikant und liebenswürdig in seinem Wesen, und von einer wahrhaft divinatorischen Musikbegabung. Durch Lenz wurde Liszt mit Weber's Klaviercompositionen bekannt, die bis in die letzte Zeit der Virtuosenthätigkeit desselben den eisernen Bestand seines Concertrepertoires bildeten.

In dieselbe Zeit fällt auch die Episode der ersten Liebe Liszt's (Comtesse Saint-Crig). Die kränkende Verweisung des jungen Künstlers aus dem gräflichen Hause hatte einen tiefschmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht. Mit neuer Macht traten die alten Wünsche, in der Stille des Klosters sich einem beschaulichen, mönchischen Leben zu widmen, vor seine Seele. Mit Musik beschäftigte er sich, nach der Mittheilung seiner Mutter an W. Lenz, damals überhaupt gar nicht mehr und war fast immer in der Kirche. Er fühlte seinen Künstlerstolz auf das tiefste verletzt. Alle die Ideale von der Würde und Hoheit des Künstlers, von dessen vermeintlicher Gleichberechtigung und Gleichstellung mit dem Höchsten, was die gewöhnliche Welt an Ansehen und Würden zu bieten vermag, waren grausam zerstört worden. Tiefer Unmuth und Erbitterung über diese geselligen Misverhältnisse erfüllten ihn und lenkten, sobald

Digitized by Google

er den Gedanken an ein zurückgezogenes, beschauliches Leben aufgegeben hatte, sein Interesse den Lehren Saint-Simon's zu.

Unter den Aufregungen, welche diese Zeit mit sich gebracht hatte, hatte jedoch seine Gesundheit schwer zu leiden gehabt. Eine hartnäckige Krankheit schwächte ihn derart, daß man seine Auflösung nahe glaubte. Die „Étoile" brachte sogar bereits einen Nekrolog auf den jungen Liszt. Als der Künstler wieder genesen war, wandte er sich zunächst mit großem Eifer der neuen socialen Bewegung zu. Wiederholt besuchte er die Versammlungen der Anhänger des St.-Simonismus, deren Lehren von der Beseitigung aller Unterschiede der Religion, der Familie, des Standes, als unheiliger Gegensätze und als Beschränkungen des gesellschaftlichen Fortschreitens, in ihm ein begeistertes Echo fanden. Nur Eins, so lautete ein Hauptglaubensartikel dieser Sekte, scheidet die Menschen voneinander: der Grad ihrer Fähigkeit im Dienste der Menschheit, in der neuen Saint-Simonistischen Welt. Der Thätigste soll an der Spitze der Gesellschaft stehen und jeder den Platz einnehmen, der ihm nach seiner Befähigung, die Menschen zu bessern und ihnen zu nützen, zukommt. Es gibt nur eine Gemeinschaft, eine Wissenschaft, eine Kunst; und drei Stände, deren höchster und wichtigster jener der Künstler oder Priester ist. Ihnen folgen die Gelehrten, diesen die „industriels".

Dies ungefähr waren die Ideen, die eine mächtige Anziehungskraft auf Liszt's Gemüth ausübten, und die es zugleich erklärlich machen, daß er der Julirevolution 1830 zujubelte. Galt sie doch allgemein als eine populäre Bewegung, hervorgerufen „par le sentiment général du pays". Er gedachte jene große, alles zur Begeisterung stimmende Volksbewegung in einer „Symphonie révolutionnaire" zu verherrlichen; allein das neue Régime, das der „großen Woche" folgte, das Bürgerkönigthum eines Ludwig Philipp, war ihm so wenig sympathisch, daß er die begonnene Arbeit unvollendet liegen ließ.

Waren somit auch die social-politischen Träume unsers jungen Meisters nicht in Erfüllung gegangen, einen großen Vortheil hatte ihm jene sturmbewegte Zeit gebracht: sie hatte ihn aufgerüttelt aus mystisch-asketischen Grübeleien, hatte ihm neuen Lebensmuth und Kampfesfreudigkeit verliehen: kurz, er war durch jene Zeit der Revolution sich selbst wiedergegeben worden. In Châteaubriand's „René" hatte er vordem sein eigenes Bild wie im Spiegel wiedergefunden; dieselben Widersprüche, wie sie René zeigt: sein vor Empfindung überfließendes und doch in keiner Empfindung Ruhe findendes Gemüth, dieses ewige Sehnen nach etwas Unbekanntem — der contradictorische Gegensatz zu Voltaire's Grundsatz: „On ne peut désirer ce qu'on ne connaît pas"; die mit ungemeiner Zartheit dargestellte Geschwisterliebe — ein bisher unerhörtes Motiv —, dieses Schwelgen im Weltschmerz, alles das hatte ihn ehemals mit elementarer Gewalt ergriffen und ihn lange Zeit unablässig beschäftigt. Nunmehr schien er alles Weltschmerzliche abgestreift zu haben; wie neu geboren strebte er mit frischer Kraft neuen Zielen zu. „C'est le canon, qui l'a guéri" pflegte öfters seine Mutter zu sagen, freudestrahlend über die glückliche Veränderung in dem Wesen ihres Sohnes.

In dieser Zeit (1831) war es, wo Paganini's Erscheinung in Paris, wie überall, höchstes Aufsehen verursachte und Liszt eine überreiche Fülle von Anregungen gab. Durch Paganini gestaltete sich das Künstlerideal, das Liszt in sich trug, concreter und bestimmter;

Digitized by Google

durch ihn, dessen „Gott allein sein eigenes düster trauriges Ich" war, wurde es Liszt klar, daß man die Kunst nicht als Mittel für egoistische Vortheile, sondern „als sympathische Macht", welche die Menschen verbindet, aufzufassen habe; „daß der Künstler die öffentliche Meinung beherrschen müsse durch das edle Uebergewicht eines hochsinnigen Lebens; daß er endlich in den Gemüthern die dem Guten so nahe verwandte Begeisterung für das Schöne zu entzünden und zu nähren habe".

Nachhaltiger noch als Paganini war aber der Eindruck, den das Erscheinen Frédéric Chopin's in Paris auf Liszt machte. In ihm begrüßte Liszt einen genialen Geistesverwandten, ihm ähnlich, wie er ein Poet, ein echter Jünger der Kunst, „weder Pole, noch Franzose, noch Deutscher", „aus dem Lande Mozart's, Rafael's, Goethe's" entstammt, während sein wahres Vaterland „das Traumreich der Poesie" war. So hat Heine kurz und trefflich Chopin charakterisirt. Neben Liszt erscheint Chopin ungefähr wie ein Rafael neben einem Michel Angelo. Jener, ein universaler Geist, den nichts gleichgültig ließ, was die Geister seiner Zeit bewegte, ein unruhiger Kopf, der, wie Heine ironisirend sagt, „von allen Nöthen und Doctrinen der Zeit in die Wirre getrieben wird ... und gern die Nase in alle Töpfe steckt, worin der liebe Gott die Zukunft kocht". Unter dem Flügelschlage seines Genius erbebte oft genug das Instrument und es erklang „eine Wildniß von himmelhohen Gedanken, wozwischen hie und da die süßesten Blumen ihren Duft verbreiten, daß man zugleich beängstigt und beseligt wird, aber doch noch mehr beängstigt". (Heine, „Französische Zustände", Bd. 4.) Chopin, eine friedlich stille, in sich versunkene Natur, auch im größten Affect immer noch von einer gewissen Zartheit, ganz in sich und seine poetische Traumwelt versunken, deren Geheimnisse seinem übervollen, sanften Herzen in den süßesten Weisen entströmen. Die Vereinigung beider zu einem Freundschaftsbunde war für beide Theile von weittragender Bedeutung, da jeder in dem andern so vieles fand, was dem eigenen Wesen fehlte.

Neben Chopin war es aber ganz besonders Hector Berlioz, der bedeutsamen Einfluß auf Liszt gewann. Das „Antediluvianische" seiner Erscheinung, die ungebändigte Phantastik seines Geistes, das gänzlich Neue, mit nichts Vergleichbare, was seine „Symphonie fantastique" („Episode de la vie d'un artiste") bot, erregte in Liszt's dem Romantischen zugewendeten Geiste die lebhafteste Sympathie.

So gestaltete sich denn die Periode von 1831 bis 1834 zu der fruchtbarsten in Liszt's gesammter musikalischer Entwickelung. Eine Fülle von neuen Ideen nahm er in sich auf, vor allem aber erkannte er nunmehr deutlich, welche Mission ihm dereinst als Componist gegeben sei: „Vermählung der Poesie mit der Musik" hieß das Losungswort, dessen weittragende Bedeutung und fruchtbringende Kraft seinem innersten Wesen immer klarer wurde.

Es ist bemerkenswerth, wie Liszt trotz dieses bedeutenden Fortschritts, den er in diesen Jahren auf der Bahn seines speciellen Künstlerberufs gethan hatte, und trotz der allmählichen Concentration seiner musikalischen Lebensaufgaben immer noch im Banne seiner Zeit stand; und wie jede hervorragende Erscheinung, auf welchem Gebiete sie auch immer sich kundgab, zwingenden Einfluß auf ihn übte. Die Gemäldeausstellungen französischer Maler in Paris fesselten sein Interesse in höchstem Maße, und nament-

Digitized by Google

lich war es Ary Scheffer's absonderliche Kunst, die er hoch verehrte. Die seltsamen, ganz neuen Lichtwirkungen, seine grotesken, stark aufgetragenen braunen Schatten, die fahle Gesichtsfarbe seiner Porträts, und bei alledem die poetische Gestaltungskraft, die in allen seinen Bildern sich kundgab, fesselten ihn ungemein; er fühlte eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen Scheffer's Kunst und der seinigen. Dieses anfangs unbestimmt auftretende Gefühl erweiterte sich bald darauf zu der Ueberzeugung von der engen Verwandtschaft der Malerei und der Tonkunst, und der Poesie mit beiden; alle drei Künste üben eine gegenseitige Wirkung die eine auf die andere aus: das war sein fester Glaube, demgemäß erschienen ihm auch der Eindruck eines Gemäldes, die Empfindung, die es hervorrief, ebenso musikalisch ausdrucksfähig als die Grundstimmungen eines Gedichtes. So entstanden denn später Compositionen wie: „Sposalizio", „Fantasie après une lecture de Dante" (nach dem Vorgange Alfred de Musset's), die „Harmonies poétiques et religieuses" nach Lamartine's gleichnamigen Poesien (1830). Am bezeichnendsten aber für die Wechselbeziehung der drei Künste untereinander ist die „Legende des heiligen Franciscus von Paula", die zunächst Liszt zu einer musikalischen Darstellung anregte; Liszt's Composition aber wurde dann wieder für Doré die Anregung zum Entwurfe jener Franciscus de Paula-Cartons, die sich jetzt im Nationalmuseum zu Pest befinden. Aehnlich verhielt es sich mit der venediger Franciscus-Legende von der „Vogelpredigt", die nach Liszt's Composition von Smallfield gemalt wurde. Erwähnt seien hier noch die „Consolations" Sainte-Beuve's, die „Pensées des morts" Lamartine's, die Hunnenschlacht Kaulbach's und die ganze Reihe von Poesien, die Liszt später zu seinen gleichnamigen symphonischen Dichtungen begeisterten.

Wir haben hier auf eine spätere Periode im Leben Liszt's hingewiesen, um zu zeigen, wie die erste Hälfte der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts für die künstlerische Individualität unsers Meisters grundlegend gewesen ist.

In dieselbe Zeit fällt noch Liszt's Verkehr mit zwei der bedeutendsten Geister jener Zeit: mit Ballanche und Abbé Lamennais.

Ballanche's historisch-philosophische Werke übten eine große Anziehungskraft auf unsern Meister aus. Die eigenartige Vermengung von Geschichte, Religion, Philosophie und Poesie in den Werken dieses bedeutenden Geistes, die feine, spiritualistische Auffassung des modernen wie antiken Zeitgeistes, die interessante, in Mystik und Mythologie sich einhüllende Darstellung erschienen neu und überraschend. Mochte auch vieles phantastisch (wie Heine sagt: „vaporisch") erscheinen und der streng logischen Folgerichtigkeit zuwiderlaufen: es war trotzdem oder vielleicht gerade deshalb für Liszt durchaus sympathisch. Vor allem begeisterte ihn aber der ideale demokratische Grundton, der namentlich aus dem „Essai sur les institutions sociales" und der „Palingénésie" hervorklang. Bildete ja doch die Lehre von der Wiedererhebung des Menschen die Grundlage des Saint-Simonismus. „Gott und Volk" war Liszt's Wahlspruch geworden, seitdem er Ballanche's „Formule générale" (1834) kennen gelernt hatte.

Dieser neue socialistische Geist, der nunmehr Liszt's ganzes Wesen zu erfüllen schien, hatte zur naturgemäßen Folge ein Zurücktreten jener klerikal-mönchischen Anschauungen und Neigungen, die ihn so lange gefesselt hatten.

Digitized by Google

Ja, die nahen Beziehungen zu Abbé Lamennais gestatten sogar den Schluß, daß er direct in das antirömische Lager übertrat. Abbé Lamennais war wegen der in seiner Zeitschrift „L'Avenir" ausgesprochenen Grundsätze in Rom zur Verantwortung gezogen worden. Infolge eines päpstlichen Breve war das Weitererscheinen dieser in demokratisch-katholischem Sinne redigirten Schrift verboten worden. Von dem Abbé verlangte man ferner eine vollständige Unterwerfung unter die Bestimmungen des Concordats. Da dieser jedoch eine durch eine Clausel beschränkte Unterwürfigkeitserklärung abgab, und nach längerm Zaudern seine „Paroles d'un croyant", „die Jakobinermütze auf dem Kreuze Christi" erscheinen ließ, folgte der offene Bruch mit Rom, und alle seine Freunde, selbst der treffliche spätere Cardinal Montalembert, verließen ihn. In der Zeit, wo Lamennais vereinsamt dastand, machte Liszt dessen Bekanntschaft und gewann in ihm bald „einen väterlichen Freund und Berather". Es war dies die Zeit, wo Lamennais seine „Affaires de Rome" schrieb; mithin darf nicht angenommen werden, Lamennais' „Esquisse d'une philosophie" und die darin ausgesprochenen Ideen über Kunst seien das geistige Band gewesen, das Liszt mit diesem verbunden habe. Zudem weist Liszt's Composition „Lyon" (1834) mit der Widmung „à Mr. F. de L....." (Lamennais) und mit dem Motto: „Vivre en travaillant ou mourir en combattant" auf die Stelle in Lamennais' „Affaires de Rome" hin, welche von dessen Aufenthalt in Lyon, dem Siege der Arbeiterpartei daselbst und deren späterer, grausamer Behandlung durch den Marschall Soult handelt. („Oeuvres de Lamennais", Paris 1844, VIII, 7.) Inwieweit Lamennais' Sympathie für Polen, die er in einem begeisterten Hymnus aussprach („Dors, ô ma Pologne, dors en paix, dans ce qu'ils appellent ta tombe: moi, je sais que c'est ton berceau"), von Liszt getheilt wurde, läßt sich nur vermuthen. Bezeichnend ist jedoch, daß in dem unvollendeten Oratorium Liszt's: „Stanilaus", ein gleicher polnischer Nationalhymnus sich findet. Auch gewährt seine Schrift über Chopin jener Vermuthung einen festern Anhalt.

In Liszt's Leben bereitet sich nun jene Zeit vor, in der des Père Enfantin und George Sand's Ideen über Liebe, Ehe und Familie nicht ohne Einfluß auf ihn blieben. Es ist die für den Biographen schwierigste Periode aus Liszt's Leben. Nur der Schriftsteller wird im Stande sein, sie richtig darzustellen, der wirklich Menschenkenner ist und volles Verständniß für die verborgenen Fäden und Probleme hat, die sich in der dunkeln Tiefe eines Menschenherzens entspinnen. So unzweifelhaft es ist, daß Liszt in seinem Verhältniß zur Comtesse d'Agoult nach bestem Gewissen überzeugungstreu und ohne Falsch gehandelt hat, und daß auf ihn das Wort in vollstem Umfange Anwendung finden muß: „Les fautes du génie ont leur absolution dans elles mêmes", ebenso unzweifelhaft ist es auch, daß den Charakter der Comtesse d'Agoult verdächtigen und schnöde herabsetzen so viel heißt, als Liszt einer seiner selbst unwürdigen Herzensneigung beschuldigen, ihm für seine Handlungsweise die Worte entgegenschleudern, die er zu der Comtesse d'Agoult einst ironisirend gesprochen haben soll: „Poses et mensonges." Was in Daniel Stern's Roman „Nélida", der einzigen Quelle für diesen Abschnitt aus Liszt's Leben, Dichtung, was Wahrheit ist, wird nur, wie oben bereits bemerkt, ein Psychologe mit einiger Wahrscheinlichkeit enträthseln können. Im übrigen

Digitized by Google

ruht über diesem letzten Lebensabschnitte des jungen Liszt ein dunkler, undurchdringlicher Schleier.

Mit der verhängnißvollen Reise nach Bern (1835), der Verbindung mit der Gräfin d'Agoult und dem nun folgenden gemeinsamen Aufenthalte in Genf hat die Jugendzeit unsers Meisters ihr Ende erreicht. Der Jüngling ist frühzeitig zum Manne gereift und entfaltet nunmehr in dem Ringen nach immer höhern künstlerischen Zielen seine schönste und edelste Lebenskraft.

Das heutige Frankreich.

Ein Vortrag von **Dr. Gustav Koenig.**

Es ist das Unterfangen, über ein Land berichten zu wollen, nicht sehr ermuthigend, wenn man bedenkt, daß es kein anderer als Voltaire war, welcher sagte: daß man bei nichts mehr Lügen antreffe als bei Reisebeschreibungen. Er gründete sein Urtheil auf die Angaben eines Deutschen, der in Blois bei einer rothhaarigen und, ganz zufälligerweise, zänkischen Frau wohnte und dann sagte, in Frankreich seien die Frauen rothhaarig und zänkisch.

Man sieht daraus, daß man sich zu jeder Zeit hüten müßte, die Meinung zu hegen, ein Land zu kennen, wenn man in irgendeiner Stadt desselben drei Stunden allgemeine Stadtbesichtigung, zwei Portionen Museen, eine Tasse Theater und drei Acte Modenmagazine mit oder ohne Umgebung genossen und sich sonst während des Aufenthalts nur auf 2000 Meter Asphalt bewegt hat, wo die besten Wirths- oder Kaffeehäuser sich vorfinden. Zu dieser Art Wahrnehmung braucht sich heute niemand mehr aus seiner Stadt hinauszubegeben. Die Künste der Vervielfältigung veranschaulichen alle Kunstwerke, die zu besichtigen man sich ohnehin nicht die Zeit nimmt, und das Gast- und Kaffeehausleben ist jetzt in aller Welt gleich. Es bedarf eben noch immer genauer Durchstreifung eines Landes, vielleicht sogar der Fußwanderung, um genügende Kenntniß von demselben zu erlangen.

Die Aufgabe, welche ich mir hier gestellt habe, war nicht, mit Büchern und Zeitungen, mit ihren Nachrichten und Referaten in die Schranken zu treten, nicht von einzelnen Personen und Dingen zu erzählen, sondern nur gewisse an Dutzend und aber Dutzend Sachen und Personen betrachtete allgemeine Andeutungen zu geben, die vielleicht aber doch für die Vorkommnisse und Geschehnisse, für den Charakter der Massen, wie für die Eigenthümlichkeiten der Einzelnen, also für das heutige Frankreich Anhaltspunkte liefern könnten.

Das Leben eines Volkes kann in dreierlei Arten getheilt werden: in das Volks- oder Straßen-, in das öffentliche oder Staats- und in das private oder Gesellschaftsleben. Ich werde auch nun meinen Stoff nach diesen drei Richtungen hin behandeln.

Um das Straßenleben Frankreichs kennen zu lernen, dürfte es aus mehrfachen Gründen am meisten vorzuziehen

Digitized by Google

sein, dasjenige von Paris zu beobachten. Paris ist ja nicht nur der ersehnte Wunsch jedes Franzosen, sondern dahin kommen sie alle, um zu wissen, wie sie es zu Hause machen sollen; dort war jeder Franzose, sei es um sich über die Mode zu orientiren, um Studien zu machen, Prüfungen zu bestehen, Stellen nachzugehen, Personen kennen zu lernen, Kenntnisse zu erwerben, Museen zu besichtigen u. s. f. Ist Paris der Strom, durch den Frankreich hindurchgeht, so ist es auch werth, daß wir es einen Augenblick betrachten.

Es ist dies für uns heute einfacher als früher. Früher, da gab es ein politisches Paris, das sich gleichsam an den „Wällen", und ein gesellschaftliches, das sich in der Nähe von Paris oder in den von den früher gedachten abgelegenen Stadttheilen abwickelte. Die Actionen des Volks spielen sich aber jetzt nur mehr dort ab, wo die wohlhabende Gesellschaft zu treffen ist. In London wie in Paris finden wir sie in den besten Straßen, so auf den eleganten Boulevards, auf der Place de la Concorde u. s. w.

Diese stark belebten pariser Boulevards sind eine langgestreckte Straßenader, während der mit ihnen in Wien z. B. zu vergleichende Straßenzng, der Ring, rund ist. Ich erwähne das, weil dieser Unterschied uns neben andern Gründen ein sehr wichtiges ökonomisches und Verkehrsverhältniß aufweist. Nämlich nur längliche Straßen können einen bedeutenden Verkehr aufzeigen. Eine runde Straße, ein Ring, kann keinen großen Verkehr haben, weil die Anlage der Straße selbst den Verkehr und ganz besonders die Uebersicht desselben jede Minute abbricht. Es ist also gewiß kein Zufall, daß geradegestreckte Straßen, wie etwa die Kärntnerstraße in Wien, die Friedrichstraße in Berlin, die Boulevards in Paris, der Strand in London die besuchtesten und doch elegantesten Verkehrsadern dieser Städte sind.

Die großen, bekanntlich über 4 1/2 Kilometer langen, nie unter 30 Meter breiten Boulevards greifen durch die sehr bekannte Rue royale, wieder eine Art Boulevardstraße, nach der Place de la Concorde aus. Von ihr ist gewiß zu sagen, was man von Paris so oft gesagt hat: „il faut venir voir Paris" — man muß den Concordienplatz sehen! Ich trachte aus einem sehr einfachen Grunde mit der Place de la Concorde ein Analogon nicht zu suchen, da sich zu dem architektonischen und perspectivischen Meisterstück der Place de la Concorde wol keins finden läßt. Ueberhaupt ist es eine auffallende Thatsache, wie wenig anderwärts noch bei neuen Straßenanlagen die perspectivische Rücksicht mit bestimmend ist.

Ueber das andere Paris nur ein Wort, das von Adolf Woltmann. Er nennt Paris in künstlerischer Beziehung eine schöne Stadt. Dem Wiener oder Berliner wird sie heute vielleicht zu wenig Abwechselung in baustilistischer Hinsicht bieten. Deshalb wird aber das Wort Woltmann's nicht umgestoßen.

Es ist eine ebenso bekannte als wahre Thatsache, daß es keine lärmendere Stadt gibt als Paris. Damit ist jedoch nicht zu verwechseln Lebhaftigkeit, an Lebhaftigkeit wird Paris von den italienischen Städten übertroffen, oder Großartigkeit des Stadtlebens in Bezug auf Wagen und äußern Glanz, an dem ihm London vor sein dürfte.

Man hat den Lärm, d. h. den Singsang der Rufe, in denen die verschiedenen Gegenstände ausgeboten werden, in Noten niedergeschrieben und ein Musiker stellte sogar eine Symphonie über die verschiedenen Melodien der Straßenrufe zusammen. Die Rufe währen vom

Digitized by Google

Morgen bis zur Nacht und vermindern sich erst in den spätern Abendstunden. In der Umgebung der Centralmarkthalle finden wir das späteste Nachtleben von Paris; denn um für die spätern Stunden noch das äußere Leben der französischen Metropole zu sehen, müssen wir die großen, von früher her für ihre späten Stunden so berühmten Boulevards verlassen.

Unter Nachtleben ist nämlich nur zu verstehen, was eine Stunde nach Schluß der Theater vor sich geht. Bei uns enden die Theater zwischen $9^1/_2$ und $10^1/_2$ Uhr, in Paris und dem übrigen Frankreich zwischen $11^1/_2$ und $12^1/_2$ Uhr. Also alles das, was in Paris nach $1^1/_2$ Uhr vor sich geht, gehört erst zum wirklichen Nachtleben. Denn Personen, die nach dem Theater ein Glas Bier, eine Tasse Thee nehmen und vielleicht etwas essen, um möglichst schnell nach Hause zu gehen, können doch nicht gut zum sogenannten Nachtleben einer Stadt gerechnet werden. In dem von mir gedachten Sinne, glaube ich, gibt es in Paris heute kein Nachtleben. Es müssen ganz außerordentliche Gelegenheiten herhalten, um auch nach 1 Uhr Beleuchtung in den bekannten Nachtrestaurants der Boulevards zu sehen. Die pariser Opernbälle z. B. geben eine solche Gelegenheit. Wer aus dem Erlöschen des Nachtlebens in Paris viel für die Sittsamkeit folgern wollte, würde vielleicht fehlgehen. Wir haben es hier mit einer neuen Form des leichten Lebens zu thun, einer Form, die nichts mehr der Oeffentlichkeit zugute kommen lassen will.

Vor 9 Uhr morgens kommt es auf den Boulevards nicht zu bedeutendem Leben. Um diese Zeit aber gewahren wir, wie emsig diese Franzosen arbeiten, wie fleißig dieser Mittelstand an die Arbeit geht; denn wir sehen ihn jetzt in Unmassen in allen Straßen, in allen Stadttheilen von Stunde zu Stunde mehr ausrücken. Wir bemerken da, wie in einem höchst eleganten Geschäft ein Mann oder eine Frau, nicht unfein aussehend, bald den Fußboden, bald die Glasscheiben reinigt oder Aehnliches vornimmt. Diese Geschäftslente wagen eine solche Arbeit jetzt selbst zu thun, denn erst in zwei oder drei, wenn nicht gar in vier oder fünf Stunden kommen ihre reichen Kunden, welche jenen die hohen Preise zahlen für die Dienerschaft, die sie nicht haben, für die Wohnungen, die sie nicht nehmen, für die großen Steuern, die sie nicht drücken. Sie lassen sich einfach die hohen Preise bezahlen, damit sie sich vom 45. oder höchstens vom 50. Lebensjahre ab mit dem halben oder ganzen Kinde, das sie haben, zurückziehen können und ein süßes Alter genießen.

Betrachten wir noch die Personen, die an uns vorüberziehen, so finden wir, daß es zumeist mittelgroße, nicht zu kräftige Figuren mit dunkeln Haaren und Augen, oft genug ebensolcher Gesichtsfarbe sind. Vor allem wird uns auffallen, wenigstens war ich ganz betroffen davon, wie vorzeitig alt die jungen Männer scheinen. Greise Jünglinge sind auffallend oft zu sehen. Die Menschen zeigen überhaupt Neigung zur Schwächlichkeit, zur Verweichlichung. Das Gesicht trägt zumeist das Merkmal feinerer Cultur, längliche Züge; in ihm ist noch immer der kleine Schnurrbart, man möchte fast sagen, nicht nur bei den Männern, zu treffen; die kleinen Füße und Hände, der Gang, alles deutet auf die culturdurchtränkte Nation.

Mit dem Worte „Gang" meine ich nicht nur den Schritt an sich, sondern auch die Haltung, die Bewegungen beim Gehen. In diesem Sinne ist der Gang der französischen Nation also selbstverständlich, der der Frauen noch mehr

Digitized by Google

wie der der Männer, ein in seiner Schönheit unübertrefflicher. Ein Gang, der uns aber vielleicht auch erklären könnte, warum die Nation nicht so marschtüchtig ist wie andere.

Ueber dasjenige, was das Aeußere der Französin betrifft, kann ich nur wagen, als Sprachrohr anderer mich hinzustellen. Da gibt es Leute, welche an der Französin eine ihr ganz eigene Gesichtsfarbe bemerkt haben wollen, welche ihr eine kunstvollendete Eleganz und Vornehmheit zuschreiben, die sich so mit plastischer Schönheit paaren, daß die Französin, und besonders die Pariserin, völlig wie in ihre Toilette hineingeboren aussehen soll. Dagegen gab es wieder Leute, denen gerade manche Partie des Oberkörpers die frisch gesalzenen Heringe von Bergen in Norwegen in Erinnerung brachte.

•

Bevor ich das öffentliche oder Staatsleben Frankreichs behandle, glaube ich noch einmal hervorheben zu sollen, daß es sich für mich nicht darum handeln kann, einzelne hervorragende Politiker oder politische Ereignisse, zu besprechen, sondern nur die Politik und die Politiker überhaupt.

Jeder Staat hat eine innere und eine äußere Politik. Zu der äußern gehören wol ganz besonders die diplomatische und in der Hauptsache die militärische Thätigkeit. Wer wollte hier auch darüber sprechen, selbst wenn man daran dächte, daß es die französische Sprache war, welche die spanische im diplomatischen Verkehr der Culturvölker verdrängt hat. Ein Zeichen seltener politischer Eignung von Sprache und also auch von Volk! Oder selbst wenn man sich erinnerte, daß es Montesquieu war, der da sagte: „Il faut que l'armée soit peuple, et qu'elle ait le même esprit que le peuple", und gern wüßte, wie die allgemeine Wehrpflicht, welcher der voranstehende Satz wol mit zu Grunde liegt, sich seit den wenigen Jahren, die sie in Frankreich besteht, bewährt hat.

Fordern wird man aber, hier zu vernehmen, wie es um die Revanche, um einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich steht? Nun, dieser Revanchegedanke, der zu einer nationalen Gehirnkrankheit Frankreichs geworden ist, hat, glaube ich, eine viel tiefere Bedeutung, als man ihm gewöhnlich zuschreibt. Im allgemeinen sagt man, der Franzose wolle Elsaß-Lothringen wiederhaben. Wenn es das allein wäre, so würden schon heute wenig Franzosen diesem Ideal nachhängen. Mir scheint eben, daß Elsaß-Lothringen gegenwärtig nur die Verkörperung einer ganz andern Idee ist. Seit zwei Jahrhunderten haben sich die Franzosen nicht nur hineingewöhnt, sondern sind auch von andern Nationen daran gewöhnt worden, das „erste Volk" der Erde zu sein! Und da mit Einem Schlage sind sie es nicht nur nicht mehr, sondern es gibt, und das ist das Bitterste für die Franzosen, ein äußeres Zeichen, das beweist, daß etwas anders geworden ist! Das ist zu viel! Die Franzosen sind und werden stets für die Revanche sein. Jeder Franzose wünscht den Revanchekrieg, aus tiefstem Herzen sogar, aber nur unter einer Voraussetzung: daß er gewonnen wird. Nun, jemand, der nur hazardiren will, um zu gewinnen, wird gar nicht hazardiren, und so glaube ich, daß der Deutsch-Französische Krieg direct nie oder nur in sehr ferner Zeit losbrechen wird. Es soll aber nicht vergessen sein, daß die Franzosen jede indirecte Gelegenheit gern beim Schopfe nehmen werden, um sich durch den Krieg wieder zum premier peuple de la terre zurückzustempeln. Welch verfehltes Ideal!

Digitized by Google

Nationen werden nicht groß, weil sie Schlachten gewinnen, sondern gewinnen Schlachten, weil sie groß an Fähigkeiten sind.

Wahrscheinlich wird man auch begierig sein, von einem Oesterreicher zu hören, wie es mit den Gefühlen Frankreichs für Oesterreich-Ungarn steht? Und deshalb soll auch dieser Punkt hier erwähnt werden. Die frühern großen Sympathien der Franzosen für dieses Land sind auf eine so unmerkbare Dosis zurückgegangen, daß man nicht selten beginnt, es mit Deutschland in Einen Topf zu werfen. Das französische Nationalgefühl war in weiten Kreisen für Oesterreich-Ungarn.

Mancher Leser wird aber denken: mit dem Nationalgefühl ist niemand geholfen; man muß Leute, Personen haben, mit denen selbst und mit deren Worten und Handlungen man rechnen kann. Kurz, der Leser wird auf die republikanische Organisation des französischen Staates anspielen wollen. Ich weiß nicht, ob die Geschichtsforschung das Entstehen und Vergehen der republikanischen Regierungsform schon hinreichend beleuchtet hat; ganz besonders, ob schon genügend hervorgehoben wurde, inwieweit Art der Regierung und einheitliche Nationalität Zusammenhang haben. Unter allen Umständen ist Frankreich der älteste europäische nationale Staat im modernen Sinne. Heute fühlt jeder Franzose die nationale Einheit in sich und ist sich — ich möchte sagen, seines Königthums im Staate in dem Sinne bewußt, wie es die demokratische Auffassung des l'état c'est moi zuläßt. Zu alledem tritt der Frankreich eigene Gleichheitsgedanke. Eine Gleichheit, die sich nicht durch Rechtsanschauungen emporgearbeitet hat, sondern durch die banalsten Begriffe, durch Vergleich, Nachahmung: Er hat das, ich habe das auch; er thut das, ich habe das auch gethan. So sieht Erklärung und Begründung für die in Frankreich herrschende Gleichheit aus. Man wird zugeben, daß eine so in Fleisch und Blut übergegangene Gleichheit unausrottbar ist. Ich bin daher auch der Anschauung, daß eine monarchische Restauration in Frankreich auf die Dauer sich nie mehr halten könnte. Wenn ich auch kein Gewicht darauf legen will, daß innerhalb der zwei oder drei Jahre, die sich ein Alleinherrscher in Frankreich vielleicht halten könnte, sich Dutzende bis Hunderte von Attentätern fänden, so kann ich doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Masse des Volkes heute das größte Interesse hat —, und das sagt alles in Frankreich —, die Republik zu erhalten. Mit jedem Tage, den sie länger besteht, ist ihr Bestand unvergleichlich gesicherter, und zu vergessen ist nicht, daß sie schon 18 Jahre besteht.

Was den französischen Politiker betrifft, so glaube ich, herrscht auch heute noch fast bei jedem die Ansicht vor, daß alles, also die ganze Politik nach innen und außen, noch zu machen sei, und daß er selbst der Berufenste wäre, die Neuerungen auszuführen. Bei allen Erfahrungen, welche die französischen Politiker haben sollten, sieht noch immer eine viel zu große Zahl nicht im Aus- und Weiterbau des Vorhandenen ein Mittel des Fortschritts, sondern in der Nichtberücksichtigung des Bestehenden und im Aufwerfen verschwommener Ideen.

Da es ja nicht unmöglich ist, daß Männer mit solchen Ideen in die Regierung treten, so möchte ich mir erlauben, diesen Schritt zu schildern und zwar, weil er Gelegenheit gibt, den Einfluß des französischen Beamtenthums zu kennzeichnen. Mit dem Antritt der Ministerschaft gibt es für den Minister

Digitized by Google

kaum eine Partei mehr, außer bei Ernennungen u. dgl. Die frühern Ideen sind nicht in den Handlungen, sondern nur noch öfters in deutungsfähigen Worten zu finden, bis nach kurzer Zeit klar wird: mit den respectiven Ideen ist's nichts! Dieses: damit ist's nichts, hat die Beamtenschaft gesagt; denn sie natürlich kann nichts mit Ideen allein anfangen, sondern muß eine concrete Fassung in Paragraphen für die Ausführung jener Ideen haben. Diese Fassung kann der Ideenbesitzer selbst nicht beistellen und somit fällt sie den Beamten zu. Das Resultat dieser Beamtenarbeit aber kennen wir schon.

In einem Lande wie Frankreich, wo jeder einzelne glaubt, daß nur er eigentlich die Lösung aller Fragen bewirken könne, ist es nur natürlich, daß die Gier, zur Regierung zu gelangen, dem Parteiwesen eine ungemeine Entwickelung gegeben hat. Aber ich erwähne dessen nur, um davor zu warnen, sich schon von dem Klange eines Namens einer solchen Partei abstoßen oder anziehen zu lassen. Man hat es da zumeist mit einem Aushängeschilde zu thun, das für die Handlungen der Partei nicht zu viel Bedeutung hat.

Thatsächlich sind alle diese politischen Verhältnisse nur möglich, weil, allem Anscheine und allen weit verbreiteten Anschauungen entgegen, das französische Volk leicht zu regieren ist. Es ist nämlich leicht zu regieren, weil es regiert sein will, aber — und hier ergibt sich der unermeßliche Unterschied zwischen Franzosen und andern Nationen — aber nur auf wirklich demokratische Weise. Es bedarf deshalb in Frankreich nur eines fähigen Kopfes, eines muthigen, festen Willens, um zu regieren. Wenn der Franzose die Leitung solcher Männer spürt, so ist es unglaublich, wie wenig er wagt unzufrieden zu sein. Aber sobald er die Zügel erschlaffen fühlt, wird er schimpflustig, erhitzt sich und andere so lange, bis er vielleicht Schaden anrichtet. Wer politische Wirren im heutigen Frankreich mitgemacht hat, wird wahrscheinlich erstaunt gewesen sein über die Jovialität, mit der sie sich abspielen. Man hat den Eindruck, als ob das Volk sagte: heute spielen wir Theater, ob's dem Director gefällt oder nicht.

Es ist nicht zu verwundern, daß gerade in jenem Lande, wo schon im Mittelalter Turniere und Feste die öffentlichen Vergnügungen aller andern Länder überragten; es ist nicht zu verwundern, daß gerade in Frankreich das gesellschaftliche Leben sich am meisten und tonangebendsten herausbildete. Gestehen doch alle, so auch Goethe, den Franzosen eine Geselligkeit von Natur zu.

Unter Gesellschaft ist hier von mir verstanden das gesellige Zusammenleben verschiedener Klassen und Berufe eines Staates. Denn Gesellschaft kann sich nur durch die Mengung verschiedener Elemente ergeben. Das Ineinandergreifen, Aneinanderpassen dieser Elemente kann auf zweierlei Weise geschehen und ergibt die formale und die intime Gesellschaft, ohne behaupten zu wollen, daß es nicht auch unzählige Lückenbüßer geben mag, die weder zu der formalen, noch zur intimen Gesellschaft zählen.

Die Gesellschaft in unserm Sinne, wo Personen nicht gleichen Standes, nicht gleicher Kenntnisse, Beschäftigungen u. s. w. miteinander verkehren, kann nur und muß ihren Verkehr auf das Aeußere richten, dem Herkommen huldigen, Gepflogenheiten annehmen, dem Conventionellen und Formalen ausschließlich den Platz einräumen. Ich kann mir nicht erlauben, hier aufzuweisen, wie durchaus nothwendig dieses Verhalten ist. Es ist aber nicht nur nicht verwerfungs-

Digitized by Google

werth oder verabscheuungswürdig, sondern es ist geradezu das erlösende Moment für die Gesellschaft, natürlich auch das erdrückende, wenn es ihr Leben sein soll. Zu einem reich quellenden Leben kommt es in dieser Gesellschaft nicht, da die nur von der Artigkeit beherrschten Gespräche sich in allbekannten Formen, in hübschen, leeren Redewendungen, in stehenden Phrasen bewegen. Zu dem kommt die dauernde Absicht, nie zu missfallen, jedem nur zu gefallen, immer angenehm zu erscheinen durch stattliches Aeußeres, durch würdevolles Auftreten.

Wenn wir diese Lebensart der formalen Gesellschaft auch in andern Ländern als in Frankreich antreffen, so tritt doch in letzterm noch etwas hinzu, nämlich eine gewisse, nicht unverständige Schlagfertigkeit, ein talent de l'apropos, welches diese Art der Gesellschaft von derjenigen anderer Länder verschieden gestaltet. Durch was aber diese Art der Gesellschaft erst recht ihre Bedeutung gewinnt, das ist, daß sie tief in alle Volksschichten eingedrungen ist, daß der Fremde erstaunen muß, bei den unansehnlichsten Leuten einen Sinn für Repräsentation und Anstand anzutreffen, der nicht nur in der Behausung, sondern auch schon auf der Straße in angenehmster Weise auffällt.

Ich hätte mich nicht so lange bei dieser Seite der Gesellschaft aufgehalten, wenn ich nicht glaubte, daß zwei ganz bedeutende Folgerungen daraus zu ziehen wären: eine politische und eine ökonomische.

Die Wohlanständigkeit, die Feinheit, die Großartigkeit des Lebens sind es, welche die Fremden seit langer Zeit nach Frankreich, nach Paris ziehen. Der Fremde ist von der gesteigerten Feinheit der französischen Nation entzückt; er glaubt, daß die Liebenswürdigkeit ihm gelte; daß er sie durch seine Person, seine Vornehmheit bewirke, und gerade deshalb empfinden die Besucher Frankreichs seit fast zwei Jahrhunderten ein solches Behagen, daß sie bleiben, oder häufig wieder zurückkehren. Die natürlichste Kehrseite dieser Verhältnisse ist, daß sich der Franzose im Auslande nicht wohl fühlt; er vermißt die große allgemeine Freundlichkeit formaler Natur, die Großartigkeit in der Art und Weise des Lebens, in den Gebräuchen.

Neben dieser ganz bedeutenden ökonomischen Errungenschaft, Fremde anzuziehen, zu fesseln und zurückzuhalten, muß ich dieser zur Nationalgewohnheit gewordenen feinen Lebensart auch eine sehr wichtige politische Bedeutung beilegen. Ohne die in das französische Volk gedrungene Höflichkeit wäre die Erhaltung der Republik gar nicht denkbar. Wo die Hitze der Leidenschaften, die persönliche Erbitterung und Gegnerschaft, die Wucht der Interessen so häufig aufeinanderplatzen, wie das in Frankreich der Fall ist, wäre oft gar kein anderer Ausweg zu finden aus der Verwirrung! Da wie durch einen Zauberschlag ist plötzlich wieder alles ruhig und in Ordnung; der gute Geschmack, die Schicklichkeit, die politesse haben wieder über alles gesiegt! Diese meine Behauptung sollte nicht misachtet, sondern als weiterer, früher absichtlich nicht erwähnter Erhaltungsgrund der republikanischen Regierungsform in Frankreich gelten gelassen werden.

Vielleicht wird man aber einwenden: Voraussetzung aller Gesellschaft muß der geistige Verkehr derselben sein. Nun, eine so ausschließliche Rolle dem Geiste bei der nun zu betrachtenden Gesellschaftsart zukommt, eine so störende, eine so ungehörige Rolle würde der esprit bei der formal gehaltenen Gesellschaft spielen. Aber nicht dieses auch noch zu erweisen, sondern davon zu sprechen,

Digitized by Google

wie die intime Gesellschaft, das ist die andere Art, in Frankreich beschaffen ist, soll jetzt meine Aufgabe sein.

Wie anders ist alles da! In der intimen Gesellschaft gibt es nur einen Rechtstitel: esprit haben, geistreich sein. Man schließt sich von dieser Gesellschaft aus durch den Mangel, und man berechtigt sich zu ihr durch den Besitz von Esprit. Die Vorbedingung einer Gesellschaft aber, welche vom Esprit regiert wird, muß die Vertraulichkeit sein. Die Vertraulichkeit wieder schließt Unterschiede von Menschen zu Menschen aus, gibt der größten Freidenkerei, der unbeschränktesten Gleichheit Raum. Tradition, Dogma, Geburt, Geschlecht, Alter: alles wie verwischt. Alles huldigt nur einem Princip: geistreicher Principlosigkeit.

Der Esprit ist ja ein Scharfsinn für Geselligkeit; eine Feinheit der Umgangsart; eine entzückende Freimüthigkeit, die den Wechsel der Anschauung umrankt, aber nicht aufklärt oder begründet; eine liebreiche Anmuth, welche die bezweckte Intrigue freundlichst verdeckt; ein leckeres Ausrichten der Anwesenden oder Nichtanwesenden gelungenster Art; eine beredte Vernachlässigung der Aufrichtigkeit und Wahrheit, welche die guten Absichten und Vorhaben nie außer Zweifel stellt; eine Oberflächlichkeit, die über die Schwächen der menschlichen Natur grübelt, die über die gesellschaftlichen, wie über die geschlechtlichen Verhältnisse herzieht, über alles Schöne und Gute spöttelt, über die heiligsten Gefühle sich lustig macht, die Inhimmelhebung des Launscherzes über alles und alle — das ist der Esprit.

Die tausendfältigen und nicht zu selten höchst wichtigen Zwecke, welche die intime französische Gesellschaft mit diesen geistreichen Tändeleien verfolgt, hier aufzuzählen, wäre vergebliche Mühe; denn nicht im Aufzählen und Erklären, sondern im Erleben allein liegt hier das Verständniß. Welch ein Urquell für die Eigenthümlichkeiten, welch ein Born für die Erkenntniß eines Volkes ist die intime Gesellschaft!

Wenn von „Gesellschaft" gesprochen wird, so denken wir mehr oder weniger dabei an die Familie. Wir denken uns eben, daß diese der Kern aller Beziehungen sein muß. Man wird bemerkt haben, daß ich bei Frankreich nicht von dieser für die Gesellschaft ausging, sondern vom Hause und seinen reichen Annehmlichkeiten — vom Salon. Ich möchte nur wissen, wo soll man dort das Familienleben finden? Aeltern und Kinder kommen bis zur Großjährigkeit kaum außerhalb der Schulferien zusammen. Wer weiß, wie oft die Aeltern froh sind, daß die Kinder in ihre Anstalt abzurücken haben, oder wie oft sie nachsuchen, die Kinder nicht nach Hause zu schicken! Wir sehen, daß von Anfang an keine innige Beziehung zwischen Kindern und Aeltern hergestellt wird. Und bei Mann und Frau?

Vielleicht charakterisire ich die Verhältnisse der französischen Familie für die uns hier ausschließlich beschäftigenden maßgebenden Kreise der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten am besten, wenn ich sage: das sind nicht mehr Familien, das sind kleine Höfe. Da sind die Vermögensverhältnisse der Frau längst nicht unter der Leitung des Mannes, da ist oft genug der Herr nicht in diejenigen der Frau, und die Frau nie in die Geschäftssachen des Herrn eingeweiht; da hat jeder Theil seine eigene Gesellschaft, jeder seine eigenen Vergnügungen u. s. w. Der Mann ist der Frau nicht — nach deutscher Anschauung — Beschützer, sondern ein Compagnon, ein Genosse. Beide sehen in einander ständige, oder vielleicht sollte ich in modernerer Weise sagen:

Digitized by Google

auf Kündigung ständige Begleiter. Es würde mir aber widerstreben, nicht auch hervorzuheben die gute Sitte, die ehrenhafte Tradition wirklichen Familiensinnes in den andern Schichten der französischen Bevölkerung.

Wagen wir uns nun an jene Aufgabe, welche sich der Kennzeichnung der Charaktereigenschaften des Franzosen und des französischen Volkes zuwendet.

Den Franzosen bewegt vor allem ein Ideal, nämlich nicht ideal zu sein! Jemand, der dieser Anschauung huldigt, wird nicht suchen, einer Idee an sich gerecht zu werden, auch nichts für eine Idee an sich wagen, dadurch aber auch von vornherein dem Anspruch auf die Ursprünglichkeit der Idee entsagen. Es paßt zu dem nur das Wort des Fürsten Bismarck: „Gesetzt, daß ein Franzose einen Gedanken haben könne . . .“ Ich glaube, die Eigenschaften der Franzosen lassen sich aus diesen Grundanschauungen gut heraus erklären.

Die Gesprächigkeit — „nur wenn ich rede, so denke ich“, sagte der politische Romanheld Alphonse Daudet's — je nach Umständen Geschwätzigkeit, Ruhmrednerei, Prahlerei, Großsprecherei, Aufschneiderei — die Gesprächigkeit wird ganz besonders jenem eigen sein müssen, der nicht Urheber und Bahnbrecher ist, dafür aber gelten will. Soll die Gesprächigkeit von Erfolg begleitet sein, so muß sie zu einer Fertigkeit werden; es muß sich die Darstellungsgabe, die ja den Franzosen in so seltenem Maße eigen ist, mit ihr paaren.

Einer der weitern durchgehendsten Züge allen französischen Charakters ist: sich für den gegebenen Augenblick zu behaupten. Das erfordert eine gewisse theatralische Haltung, die bei dem guten Geschmack der Franzosen ihre Wirkung erzielt.

Neben diesem bühnenmäßigen Thun sind es zwei weitere Eigenheiten, welche den Franzosen in unvergleichlicher Weise zieren: Höflichkeit und Laune. Während die Höflichkeit bald Schmeichelei, bald List sein kann, ist die Laune, welche fälschlich so oft als Leichtfertigkeit genommen wird, unveränderlich gut, um den Effect des Zweckes zu decken. Ist der Zweck nicht erreicht worden, so staunt man über die gute Laune der Franzosen; ist er erreicht, so wundert man sich über ihre Bescheidenheit, welche die Selbstgefälligkeit immer so gut verdeckt.

Es wird das vielleicht theoretisch erscheinen und manchem Beispiele aus dem Leben erwünscht machen. Aber diese Darstellungsweise ist wol die kürzeste und dürfte für die Erkenntniß des leibhaftigen Handelsmannes oder Beamten, Politikers oder Privaten doch nicht ganz undienlich sein.

Man könnte nicht sagen, daß die Französin sich mit dem Idealismus mehr plage als der Franzose; sie huldigt zumeist kalter Berechnung. Man würde ihr aber unrecht thun, wenn man ihr deshalb die schönsten Eigenschaften der Frauen vorenthalten wollte. Ob sich die bei der Französin einstellende Berechnung durch manche Partien des Code Napoléon erklären läßt, oder ob es das ist, was eine deutsche Dame einmal schrieb: „in Frankreich gebe es keine Jugend“, und ihren Charakter in Frankreich erklärt, wer wollte sich darüber aussprechen? Thatsächlich dürfte die Französin wenig mädchenhaft sein und alle ihre Entscheidungen als „Frau“ treffen.

Die Berechnung der französischen Frau ist leicht erträglich, weil sie dieselbe als Kunst handhabt und weil sie selbst vor allem Künstlerin ist. Künstlerin im Vergnügen, Künstlerin im Ernst.

Digitized by Google

Für den Ernst des Lebens muß die Französin zwar das Sprichwort erfunden haben: „On ne meurt pas de chagrin"; sie versteht ihn aber doch unglaublich gut. Denn mit seltener Hartnäckigkeit verfolgt sie bald die Politik, bald die Geschäfte ihres Mannes oder alle andern Gebiete. Vielleicht erklären sich dadurch die stehenden Redensarten: „Rien ne se fait que par la femme; la femme est tout!" Für die Künstlerin des Vergnügens wird eine Bemerkung genügend Aufklärung geben. Ich möchte nämlich behaupten, daß die Pariserin weniger vergnügungssüchtig ist als beispielsweise die Wienerin, aus dem einfachen Grunde, weil in Frankreich das Vergnügen einen ganz bestimmten Theil des Lebens ausmacht, vollkommen zum Organismus des Lebens in der Welt gehört. Gerade diese Organisation des Vergnügens ist eine Ersparniß. Sie setzt zwar ein Minimum von Vergnügen voraus, macht aber doch weniger vergnügungsbedürftig.

Schwierig ist, eine bestimmte Vorstellung über den französischen Volkscharakter zu bekommen; denn ebenso wenig wie ein guter Mann und eine gute Frau ein gutes Ehepaar abgeben müssen, ebenso wenig läßt sich eigenthümlicherweise in Frankreich von den Eigenschaften des einzelnen auf die der Nation schließen.

Während der einzelne Bewunderer von Intriguen und Ränken ist, gibt sich das Volk ein Ansehen von Offenmüthigkeit und Freimüthigkeit. Während der einzelne nicht gerade knauserig, aber sparsam ist, will man in Frankreich haben — und wie reizbar in diesem Punkte die Franzosen sind! — daß das französische Volk als freigebig angesehen werde. Während jeder einzelne eine liebenswürdige Geschwätzigkeit hat, einen leichten Weltmann vorstellen will, fordert man, daß das französische Volk als ernst angesehen werde. Während der einzelne keinen festen und entschiedenen Willen hat, soll doch der des französischen Volkes als der eisernste und unverbrüchlichste angesehen werden. Während jedem einzelnen nur sein Wohl und nichts als sein Wohl am Herzen liegt, wollen doch alle Franzosen glauben machen, daß sie nur dem öffentlichen Wohle leben.

Neben diesen abweichenden Zügen bei Individuum und Nation gibt es jedoch zwei durchgängige volksthümliche, welche sich bei keinem Stande und zu keiner Zeit verleugnen. Es ist das vor allem der allen Franzosen anhaftende Sinn für praktische Dinge. Es ist weiter unzweifelhaft, daß eine Eigenschaft nicht nur die andern bei den Franzosen beherrscht, sondern sich durch alle hindurchzieht. Diese Eigenschaft ist die von keinem andern Volke übertroffene Anhänglichkeit an die Nation, die Vaterlandsliebe.

Uebersehen wir nun den durchschrittenen Weg, so wird uns jenes Paris vor Augen schweben, dem bald Benennungen wie „Sammelkanal von Laster und Thorheit", bald von „Welt-Central-Tingeltangel", aber auch von „Archiv der Civilisation" beigelegt wurden. Wir werden bemerken, daß es seine hervorragende Rolle in der Politik ausgespielt hat, und daß es nur mehr König in der Gesellschaft, vielleicht nicht nur für Frankreich, ist. Wir werden es aber einer Sache wegen hochhalten, nämlich weil man sich daselbst in einem Tage mehr Menschenkenntniß verschaffen kann als anderwärts vielleicht in Jahren.

Wir werden uns von Frankreich in gesellschaftlicher Beziehung noch immer am besten ein Gesammtbild verschaffen können, wenn wir uns das unter Ludwig XIV. entstandene geflügelte Wort vorhalten: „Sei nicht Gemahl, nicht

Digitized by Google

Liebhaber, sei Mensch des Augenblicks und du gefällst."

In politischer Beziehung werden wir erwägen, daß von den 38 Mill. Franzosen nur 8 Mill. in Städten über 10000 Einwohner wohnen, also fast viermal soviel Personen in kleinen Gemeinden ansässig sind, wodurch sich uns manche in Frankreich herrschenden Gegensätze erklären werden. Und wenn es nach Shakespeare wahr ist, daß die Magerkeit ein Zeichen des Politikers ist, so werden wir nur um so eher die große politische Veranlagung des französischen Volkes begreifen.

Das heutige Frankreich aber werden wir uns in kürzester Weise folgendermaßen veranschaulichen. Für die Franzosen ist Beaumarchai's Wort: „Le savoir-faire vaut mieux que le savoir", in der Bedeutung: „Pfiffigkeit geht über Ehrlichkeit", Richtschnur. Für den heutigen Franzosen ist Frankreichs Boden nichts als „Interesse", steht in Frankreichs Himmel nichts als „Erreichen".

Und jetzt, nachdem ich glaube, einige der allerwichtigsten Seiten des heutigen Frankreich hervorgehoben zu haben, denke man ja nicht, daß ich mir nicht bewußt bin, viele ganz wichtige Dinge, welche für die Beurtheilung einer Nation von Werth sind, nicht erwähnt oder nicht gebührend berücksichtigt zu haben.

Wie gern hätte ich über das Verhältniß der Religion in Frankreich ein Wort gesagt und nachgewiesen, wie selbst die Religion nicht etwa eine Glaubenssache ist, sondern wieder nur eine politische Parteisache zu sein scheint. Wie gern hätte ich von dem Erziehungssystem der Franzosen gesprochen und vielleicht gesagt, wie viel heute in Frankreich studirt und wie wenig gedacht wird. Wie gern hätte ich an hundert Dingen dargethan, wie falsch es ist, den Franzosen einen großen Individualismus zuzuschreiben. Wie gern hätte ich von den Milliarden erzählt, die Frankreich so reichlich besitzt, von seiner Industrie, seinem Handel ein Bild entworfen. Wie gern hätte ich von seiner nationalen Kunst erzählt und z. B. die gar nicht genügend bekannte Thatsache aufgewiesen, daß das französische Volk als unmusikalisch zu bezeichnen ist, während es die ausgesprochensten Anlagen und den besten Sinn für Malerei und Sculptur besitzt. Wie gern hätte ich darauf aufmerksam gemacht, wie man in Frankreich durch die Zeitungen in viel deutlicherer Weise als anderswo alle politischen und gesellschaftlichen Strömungen verfolgen kann.

Aber fast jeder hier erwähnte Punkt würde wieder eine Abhandlung für sich erfordern. Zu bedenken möchte ich geben, daß es von vornherein nicht meine Absicht war, alles, sondern nur einige Züge der Franzosen vorzuführen, die erweisen sollten, daß man an der französischen Nation nicht zu verzweifeln braucht. Denn wenn auch manche Grundelemente nationaler Größe fehlen, wenn auch das Selbstbewußtsein bei den Franzosen heute längst nicht so stark ist, als es den Anschein hat, so ist doch sicher, daß die ausgezeichneten Naturanlagen des Volkes in wenig Generationen eine Umbildung und Umwandlung des französischen Lebens vollbringen und solche Volks- und Staatsanschauungen herbeiführen können, welche die Franzosen wieder in die vorderste Reihe der Nation stellen und dadurch das Wort Varnhagen von Ense's neu bestätigen werden: „Ein Europa ohne Frankreich ist undenkbar!"

Digitized by Google

Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.

Von **Fritz Lemmermayer.**

Wenn man die geschmackvoll ausgestatteten Räume des Künstlerhauses in Wien, wo sich die internationale Kunstausstellung zur Feier des vierzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers von Oesterreich befindet, auch nur flüchtig durchschreitet, so fällt dennoch die Fülle fleißiger, sorgsamer und talentvoller Arbeiten angenehm ins Auge. Bei näherm, kritisch prüfendem Betrachten wird man zwar diesen ersten Eindruck bestätigt finden und die reiche Zahl des Gelungenen und Hübschen nicht verkennen können, aber gewahren, daß Bilder von bedeutendem künstlerischen Werthe, dem innern Gehalte sowie der Ausführung nach, doch sparsam vertreten sind. Landschaft und Genre überwiegen; die höhern Gattungen: das fein individualisirte, kräftig-lebendig ausgeführte Porträt, das historische Gemälde, welches einen weltbewegenden Vorgang behandelt, sind seltener. Unsere Künstler sind leider, der Ungunst der Zeit ästhetischen Dingen gegenüber Rechnung tragend, zum guten Theil Geschäftsleute geworden und suchen durch kleine, niedliche Sächelchen — just wie unsere populärsten Lyriker — zu fesseln und zum Kauf zu bewegen. Das Große und Wichtige macht die Menge zwar staunen, aber das Kleine und Niedliche heimelt sie an. Mitunter findet sich ein genialer Gedanke mit ungenügender Mache, wie an dem Bilde Ahasver am Weltende von dem jungen Adolf Hirschl in Wien, häufiger ein nichtiger Gegenstand mit anerkennenswerthem Fleiß und Geschick ausgearbeitet. Die Malereien jedoch, welche Geist, Phantasie und Gemüth nachhaltig anregen, sind bald hergezählt. Der Laie beurtheilt an einem Bilde vor allem Stoff und Gegenstand und läßt sich von ihm gefangen nehmen — so wie der gewöhnliche Romanleser und Theaterbesucher von der äußern Handlung des Romans und Dramas; der Künstler vom Fache fragt zunächst nach der Ausführung, prüft das Einzelne, die Zeichnung, Farbe, Pinselführung u. s. w. Aber das wahre Kunstwerk entsteht erst dort, wo alle Litaneien zusammenklingen, wo ein nach irgendeiner Richtung hin wichtiger Vorgang oder Gegenstand, sei es der Natur oder des Menschenlebens, in für ihn charakteristischer Weise veranschaulicht wird, wo Inhalt und Form, Sache und Ausführung zu einem reinen, wahren, harmonischen und darum schönen Ganzen sich fügen. Was nützt es mir, wenn einer einen Kürbis so naturalistisch malt, daß man mit einem Messer hineinschneiden möchte — es bleibt immer ein Kürbis, dem Gegenstande fehlt das Fesselnde, Wichtige und Kunstwürdige, das immer nur im Individuellen, in der Landschaft, im Leben, wirklichen und phantastischen, liegt, vor allem im Menschen mit seinen Leiden und Freuden, Fehlern, Tugenden und Gebrechen, seinen großen und kleinen Schicksalen. Und was nützt es mir hinwiederum, wenn einer einen erhabenen Gegenstand mit ungenügenden Mitteln, mit unvollkommener Technik, verworren und verwahrlost hinstellt? Stückwerk hier und Stückwerk dort und ein künstlerischer Fehlbetrag in beiden Fällen. Malerwerke der angedeuteten echten und rechten Art, in der prachtvollen Zeit

Digitized by Google

der Renaissance mit krösusartigem Reichthum geschaffen, sind in der Gegenwart weiße Raben und kommen, wie schon gesagt, auch in der wiener internationalen Kunstausstellung nicht häufig vor.

Mislich ist's, daß die Franzosen fehlen und zwei der bedeutendsten deutschen Meister, Gabriel Max und Arnold Böcklin, nicht vertreten sind; auch Michael Zichy, einer der interessantesten Maler unserer Zeit, hat nichts ausgestellt, und von dem vielbegabten Munkâcsy ist nichts zu sehen als ein mislungenes Porträt Franz Liszt's. Indessen des Vorhandenen ist genug, um eine Uebersicht zu gewinnen über Können und Streben der modernen Malerkunst. Hier ist nicht der Ort, um auf Einzelheiten einzugehen. Manches Erwähnenswerthe muß unerwähnt bleiben, und nur die trefflichsten und auffallendsten Schöpfungen können berührt werden, und diese selbst nur flüchtig.

In zwei große Hauptabtheilungen zerfällt die Ausstellung: die historische und die zeitgenössische. Die historische enthält Bilder der alten Wiener Schule. Klangvolle Namen weist der Katalog auf, künstlerische Richtungen bezeichnend, welche tief eingriffen in das geistige Leben Deutschlands. Die Romantische Schule aus den ersten Jahrzehnten des sich neigenden Jahrhunderts, groß in ihren Zielen, ihrem Können und selbst ihren Irrthümern, eine nothwendige Reaction gegen die Erstarrung in einer dem deutschen Geiste fremden, unvolksthümlichen Alterthümlerei, sie gab nicht allein der Literatur Geist und Richtung, sie beeinflußte auch das Gebiet der bildenden Künste, und mit nicht geringerer innerer Nothwendigkeit. Denn auch in der bildenden Kunst hatte sich ein antikisirender Stil einseitig und anfröstelnd herausgebildet. Die Lehren Winckelmann's und Lessing's waren Samenkörner, die einen fruchtbaren Boden fanden. In bewußter Opposition traten die Romantiker auf. Dem auf das Aeußerliche gerichteten, formalistischen Streben setzten sie Innerlichkeit und Gemüth entgegen, zum Volksthümlichen und Mittelalterlichen griffen sie zurück. In der Architektur wurde der gothische Stil wieder belebt; die Plastik jener Epoche hat nichts Bedeutendes geleistet, um so mehr die Malerei. Wir finden in unserer Ausstellung einige ihrer hervorragendsten Vertreter: Overbeck, Führich, Steinle, Schnorr von Carolsfeld. Wenn man diese Meister nach den hier aufgestellten Sachen beurtheilte, würde man ihnen nicht gerecht werden und ihre geschichtliche Wichtigkeit für die Malerei kaum begreifen können. Von Führich z. B. sind einige Oelgemälde zu sehen, die langweilig sind in Composition und Ausführung. Ich nenne seinen Grafen von Habsburg. Interessanter sind seine Zeichnungen sowie jene seiner Genossen. Diese Darstellungen behandeln fast durchweg Stoffe der Bibel und Heiligenlegende und zeichnen sich durch Schwung und Wärme aus. Die schönsten Blätter sind Schnorr's Bibelzeichnungen.

Der historischen Abtheilung gehört auch Waldmüller an, welcher in Verbindung mit dem gemüthvollen, leider fehlenden Danhauser die Genremalerei in Oesterreich erweitert und vertieft hat. Sie zogen neue und bedeutsamere Vorfälle des Menschenlebens in den Kreis ihrer Darstellung. Weniger ist es Humor als poetische Empfindung, die ihre Werke auszeichnet, und ein liebevolles Eingehen auf die Einzelheiten. Bezüglich Waldmüller's muß wiederholt werden, was von der poetisch-romantischen Gruppe gesagt wurde: die Ausstellung bietet nicht seine besten Bilder. Das Erwachen zum neuen Leben, Der Mann

Digitized by Google

mit dem Hunde, Die Hochzeit in Perchtoldsdorf, und wie Waldmüller's Gemälde sonst noch heißen, die unsere Großväter entzückt haben, sie machen trotz der zart-anmuthigen Empfindung, trotz der Feinheit und Reinheit der Zeichnung, der Glätte und Frische des Pinsels doch einen steifen und schablonenhaften Eindruck. Es fehlt die Energie der Individualisirung, die Kraft der Charakteristik, jener volle Realismus, der eine unerläßliche Bedingung der Kleinmalerei ist, eine Bedingung, deren Mangel um so auffallender wirkt, wenn man von Waldmüller weg zu den modernen Meistern dieser Gattung tritt, etwa zu Vautier. Weiter schreitend, stoßen wir auf den blassen Schwind, dessen Zeichnungen zur Legende der heiligen Elisabeth all seine deutsche Innigkeit aufweisen; auf Anselm Feuerbach, den edeln, zum Großartigen neigenden Idealisten, dessen römisches Frauenbildniß mit seiner Farbenpracht weithin durch den Saal leuchtet; auf Rahl, einen der größten Coloristen seiner Zeit, und auf manchen andern Namen, der ehrenvoll genannt wird in der Geschichte der Kunst. Die Landschaft ist in der historischen Abtheilung am würdigsten durch Gauermann vertreten, der das Leben und Weben in der Natur nach der düstern Seite hin, noch mehr nach der idyllisch-schäferlichen einfach und wahr zu veranschaulichen verstand. An guten Porträtisten besaß Wien ehemals eine stattliche Zahl. Wir finden Daffinger, Kriehuber, Amerling, Schrotzberg, Zeitgenossen, deren jeder eines vollen Erfolges sich rühmen durfte. Frisch und herzhaft wußten sie das Menschenbild auf die Leinwand zu zaubern, in feinen Linien und Tönen, sorgsam in allem Beiwerk, ohne sich im Kleinlichen zu verläppern. Sie malten ähnlich und wußten doch maßvoll zu idealisiren, indem sie die schönen Theile eines Angesichts in das günstigste Licht setzten und die häßlichen nur verschwimmend und verschwindend andeuteten. Der beliebteste unter ihnen war Amerling, echtes wiener Vollblut, dessen Bilder in purpurne Sinnlichkeit getaucht sind. Der crasse und verwegene Naturalismus war ihnen fremd. Diese Porträts mit ihren Zeitfrisuren und Zeittrachten, verbunden mit den Genregemälden aus derselben Epoche, sie zaubern das vormärzliche Wien vor unser Auge hin, das vielgeschmähte und vielgepriesene Wien mit seiner gedankenlosen, lachlustigen, im Kerne gesunden Gemüthlichkeit. Der sinnende Enkel, der sie betrachtet, fühlt sich, in ernstern und schwerern Zeitläufen lebend, altväterisch-behaglich angeheimelt und wird unwillkürlich von der Empfindung ergriffen, daß er es mit ursprünglichen, naiven und ehrlichen Talenten zu thun hat, die jede durch unsaubere Mittel hervorgerufene Wirkung verschmähten. Es ist südländische Anmuth im Wienerthum; Schubert bezeugt es, und — in geziemender Entfernung von dem Tongewaltigen — Lanner und der alte Strauß und jene Maler, manch anderer nicht zu gedenken. Es ist in ihnen „edle Einfalt", um ein Wort Winckelmann's über die Antike zu gebrauchen, fehlt ihnen auch die andere Eigenschaft: die „stille Größe".

In der historischen Abtheilung treffen wir einige österreichische Künstler, welchen der Tod erst vor wenigen Jahren Pinsel und Palette aus der Hand gewunden hat: Kurzbauer und Grottger, Canon und Makart. Kurzbauer starb zu früh für seine Kunst. Er war ein herrliches Talent; seine Bilder gehören zu dem Allerbesten, was in der Gegenwart auf dem üppig gepflegten Felde des Genres geschaffen wurde. Ernst und sinnig, warm und wahr, ver-

Digitized by Google

stand er es, lebensvolle Gestalten und Scenen auf die Leinwand zu werfen, besonders aus dem Leben des Landvolkes. Großzügig sind seine Schöpfungen und doch gründlich auch im Nebensächlichen gearbeitet, musterhaft in Composition, Zeichnung und Farbe. Seine Illustrationen zu Gottfried Keller's classischer Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe", die Gemälde Im Trauerhause, Die erreichten Flüchtlinge sind vollgültige Beweise, und auch sein diesmal ausgestellter Abgewiesener Freier läßt seine Vorzüge erkennen: vor allem eine aus dem Innern der Menschenbrust herausgearbeitete energische Charakteristik. Mit Kurzbauer theilte das Schicksal eines vorzeitigen Todes der geniale Arthur Grottger. Pole von Geburt, liebte er es, aus der Geschichte seines unglücklichen Vaterlandes Motive zu holen. Ein eigenthümlicher, stiller Hauch von Melancholie schwebt über seinen Zeichnungen. Wo Thränen rollten, wo ein tiefer Schmerz im Herzen wühlte, dort fühlte er sich am mächtigsten angezogen. Ein großes Menschheitsunglück, den Krieg, stellte er am liebsten dar. Aber nicht in das Getümmel der Schlacht führt er uns, nicht mit einem tollen Aufgebot von Soldatenmassen, mit verworrenen Gefechtsscenen langweilt er uns, er geleitet uns in die Stille des Hauses und offenbart uns mit reinen, schlichten und edeln Kunstmitteln den Jammer und die Zerstörung, welche hier der Krieg angerichtet. So ist's in dem schönen Thal der Thränen, einer cyklischen Darstellung, und in der gegenwärtig im Künstlerhause aufgehängten Lituania. Sie besteht aus sechs Cartons und behandelt den Polenaufstand im Jahre 1863. Eine anziehende, ergreifende Reihe von Zeichnungen. Gleich das erste Blatt ist von zauberhafter Wirkung, sodaß man sich kaum abwenden kann, immer aufs neue magisch gebannt wird: dichter Wald, darüber schwebt, gleichsam aus dem Geäste der Bäume wachsend und eins mit ihnen, der Tod, in leichte Schleier gehüllt, die Sense in der Hand. Die unheimliche und zugleich poetische Naturscene ist eine bedeutsame Einleitung zu der Tragödie, die sich im folgenden abspielt. Ein Pole, jung, schön, kräftig, wird zum Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit gerufen; er leistet den Schwur — dieses Blatt ist von hoher Schönheit —, eilt auf die Walstatt, wo er fällt, eine Witwe und eine Waise zurücklassend. Er erscheint dem armen Weibe als Geist, und dieses findet Trost in der Liebe zu unserer Lieben Frau, welche mild-inniglich vor sie hintritt. Das ist der pathetische, geisterhafte, menschlich-einfache Inhalt der fünf übrigen Cartons.

Noch seien Canon und Makart genannt, die berühmten Widersacher. Von Canon hat man sein Hauptwerk: Die Loge Johannis, aus dem wiener Belvedere herübergeholt. Dieser Künstler hatte kein Auge für die Natur, um so zärtlicher versenkte er sich in die Werke der alten Meister, insonderheit der venetianischen und brabantischen. Von ihnen hat er die Energie der Composition und der Farbengebung. Diese Vorzüge, verbunden mit Schwung der Phantasie und realistischer Auffassung, machen sich auch an der umfangreichen Loge Johannis geltend. Ein großer, derber Zug ist in den Physiognomien wie in den schweren, prachtvollen Gewändern. Aber das Ganze macht dennoch einen kalten Eindruck: es fehlt das unmittelbar Wirkende und Ueberzeugende, die Beseelung. Anders Makart, der Vielumstrittene, der liebenswürdige Sünder wider Natur und Schönheit. Ihm fehlen Geist und Größe, aber er hat eine

Digitized by Google

starke Unmittelbarkeit, ist eine durch und durch originelle Individualität. Man möchte dieses und jenes an ihm kritisiren, aber in demselben Augenblick bestrickt er auch schon durch seine lebensfreudigen, herrlich-üppigen Offenbarungen der Farbe, die ihm einen ersten Platz unter den Malern der Gegenwart sichern, so lange — bis diese unglücklich gemischten Farben verblaßt sind. Die Zerstörung beginnt hie und da schon jetzt. Viel wurde von Makart nicht herbeigebracht. Man gewahrt von ihm die verschwommene Siesta am Hofe der Medici, ein Stoff, der diesem Maler prunkhafter Aufzüge und Feste gut paßte, und neben anderm das schöne, feine Porträt einer vornehmen Blondine, interessant in jeder Linie, ein echter Makart. Damit verlassen wir die historische Abtheilung, um uns der vollen Gegenwart zuzuwenden.

Wo hinaus bei dem Reichthum! möchte man dieser Fülle von Bildern gegenüber rufen. Eine bunte Musterkarte der verschiedenartigsten Nationalitäten. Zuerst Italien. Es ist lange nicht mehr das Land der Malerei. Bedeutende Vorwürfe und, damit verbunden, große Compositionen fehlen. Der Schwung der Phantasie scheint gelähmt, die Kraft der Gestaltung geschwächt zu sein. Eine fast ermüdende Gleichmäßigkeit macht sich in den ausgestellten Bildern geltend. Dieser Umstand deutet auf den Mangel starker Individualitäten hin, in welchen nicht zum letzten der Reiz der Kunst besteht. Die behandelten Gegenstände wiederholen sich. Am häufigsten sind die Episoden aus dem welschen Volksleben, das freilich unerschöpflich, immer reich und anziehend, immer eine Quelle erfrischenden Genusses ist. Das ergiebigste Material liefert Venedig, die alte, schöne, schwermüthige, unergründliche Sphinx. In diesen Malereien findet sich, wie verbraucht die Motive auch sind, manch Erfreuliches, besonders was die Farbe betrifft. Das specifisch Malerische, die schwierige Kunst, die Farben hell und harmonisch, sicher und ohne Vertreibung aufzulegen und nebeneinanderzusetzen, haben die Italiener nicht verlernt. Wie wäre das auch in einem Lande möglich, wo das Auge, wenn es zum Himmel blickt, zum Meere, zu den Landschaften, zu Kirchen und Palästen, Farbenfeste feiert, die nicht beschrieben, wohl aber gemalt werden können, und die ihren höchsten, ewig mustergültigen Ausdruck in der Venetianischen Schule, vor allem in Tizian und Veronese gefunden haben. Diese Meister tauchten ihren Pinsel nicht in die Palette, sondern in die göttliche Natur selbst. Die Modernen eifern ihnen nach und dürfen sich manches Gelingens berühmen. Die Farbe ist froh, leider mitunter auch grell und unruhig wirkend. Mit der frohen Farbe steht eine gewisse Lebensfreudigkeit in Einklang. Der Volkscharakter, die unverwüstliche Daseinslust, die frische Sinnlichkeit, die scherzende, spielende, anmuthige, pracht- und festeslustige Naivetät des Italieners haben daran ihren Antheil. Eins muß noch anerkannt werden: Fleiß und Sorgfalt der Ausführung sind gewöhnlich, Schluderei und Schlampigkeit finden sich selten. Diese Künstler haben etwas gelernt, sie verfügen über eine gediegene Technik, sie deuten nicht skizzenhaft an, sie führen mit einer gewissen Breite aus.

Anders sind die Belgier beschaffen. Sie stehen in der Malerei den Franzosen in Geist und Form nahe. Ein Meisterwerk haben sie nicht ausgestellt, doch mancherlei Ergötzliches, noch mehr Ernstes. Die Bilder sind leichthin gemalt, mit flottem Strich. Eine Sucht nach Originalität macht sich bemerkbar

Digitized by Google

und ein manierirtes Haschen nach Effecten, die nicht immer künstlerisch sind. Einzelnes braucht ebenso wenig angeführt zu werden, wie aus der Abtheilung der Engländer, die niemals ein Malervolk waren. Hingegen sei das Bildniß der Miß Catharine Grant genannt, gemalt von Hubert Herkomer, einem Deutschen, der in Amerika studirt hat. Dieses interessante, allgemein gepriesene Porträt, eins der gelungensten der gesammten Ausstellung, fesselt sowol durch feine Farbe — es ist weiß in weiß — als durch liebliche Eleganz und Frische. Die dunkeln Augen der schönen Miß sind ein treffliches Malerkunststück.

Große Gemälde, sowol dem Stoffe als der Ausführung und dem Format nach, bietet der spanische Saal dar. Die Spanier sind, auf der Ausstellung wenigstens, die Alleinigen, welche den historischen Stil mit Schwung und Kraft beherrschen. Es thut einem ordentlich wohl, einmal auch anderes zu sehen als Genre, Landschaft und Porträt. Vor allem zieht eine umfangreiche Leinwand den Blick an sich: es ist Checa's Einfall der Barbaren in Rom. Der Maler veranschaulicht deutlich und plastisch einen erschütternden Geschichtsvorgang; er spricht mit Gestalten und Gruppen, klar und entschieden, eine Sprache, welche einer Erläuterung nicht bedarf. Eine Horde wilder, kraftgeschwellter Germanen, auf schnaubenden Rossen sitzend, sprengt in Rom ein. In einem tempelartigen Gebäude sieht man römische Gestalten mit dem Ausdruck und der Geberde der Angst und Verzweiflung. Die Einfachheit der Motive erhöht die Wirkung und nimmt die Phantasie sogleich gefangen. Das Bild ist leidenschaftlich dramatisch bewegt, großzügig und kühn, saftig im Colorit. Man glaubt die Erde beben zu hören unter dem Gestampfe der erregten Thiere, und die Luft scheint zu erzittern von dem Triumphgeheul der berserkerhaft anstürmenden Schar. Die geschichtliche Achse wendet sich, die Geschichte der Völker erfährt einen ungeheuern Umschwung. Die durch Uebercultur und Laster erschlaffte und zerbröckelnde Römerwelt geht aus den Fugen und versinkt in Nacht, während die Sonne emporsteigt über das jungfrische, in Mark und Knochen gesunde Germanien. Man erschreckt über den ausgelassenen Vandalismus, welcher die feinsten Kunstblüten der Cultur erbarmungs- und verständnißlos zu Grunde richtet, und fühlt zugleich das Walten des gerecht und furchtbar rächenden Weltgeistes. Das ist das Gefühl, das Checa's Malerei in der Brust des nachdenksamen Beschauers beschwört. Einen eigenthümlichen Gegensatz hierzu bildet Die Bekehrung des Herzogs von Gaudia vor der Leiche der Kaiserin. Ist jene voll Bewegung, so ist diese, dem Stoffe gemäß, von imponirender Ruhe und Hoheit. Von Nachtheil für das Gemälde ist der Umstand, daß die Begebenheit zu wenig bekannt und historisch wichtig, zu sehr der Specialgeschichte Spaniens angehört, um augenblicklich verstanden zu werden. Eine Kaiserin liegt todt auf der Bahre. Zur Seite steht ein Höfling, der sich vor den Folgen der Verwesung die Nase verhält. Ein stark naturalistischer Zug, der sich übrigens auch auf den weltberühmten Frescodarstellungen der Gebrüder Lorenzetti im feierlich stillen Campo santo zu Pisa findet. In der Mitte steht, schmerzlich ergriffen, die ritterliche Gestalt des Herzogs von Gaudia, an die Brust eines Freundes gelehnt. Andere Personen gruppiren sich in schöner Harmonie. Es ist dem Maler gelungen, die Vorstellung zu erwecken, daß ein Mensch, von der Maje-

Digitized by Google

stät des Todes durchschauert, eine tiefe Wandlung in seinem Innern erfahren hat; und damit ist sein Zweck erreicht. Die coloristische Wirkung ist die beste. Noch mancher Name würde genannt werden müssen, wenn es sich hier um mehr handelte, als um eine allgemeine Uebersicht über den Charakter der gegenwärtigen Malerei.

Die Norweger. Sie übertreffen auf dem Gebiete der Landschaft alle andern. Der poetische Zauber ihrer großartigen Natur ist mit stimmungsvoller Pracht wiedergegeben. Besonders das Meer beim Scheine des Mondes. Es ist, als ob diese Bilder in glitzerndes Silber getaucht wären. Die Malerei zu beschreiben, vermag das Wort nicht. Die Natur ist wahr wiedergegeben und ideal aufgefaßt, die Technik besonders in Farbe und Beleuchtung meisterhaft. Zum Beispiel Normann's Sommernacht im nördlichen Norwegen: heller Himmel, das Meer von einem Steinufer umsäumt und das Meer selbst mit seinem Wellenspiel und seinem Leuchten; das Ganze von warmer Empfindung beseelt, durchgeistigte Natur. Nicht minder schön ist desselben Meisters mit seinem Pinsel gemalter Norwegischer Fjord. Genannt werden müssen: Nordgren, Fischerdorf an der schwedischen Küste; Rasmussen, Abend im Hardangerfjord in Norwegen; Smith-Hald, Sommernacht in Norwegen; Munthe, Winterabend auf dem Eise; Jacobsen, Mondscheinlandschaft. Der Abend, der Mond und das Meer sind die Motive, welche die norwegischen Künstler am meisten verlocken, jeden anders; und jeder ist originell und weiß die Magie des Meeres, des ewig veränderlichen und unergründlichen, in Glanz und Farbe nachzuschaffen. Man meint, das Meer sprühe Diamanten, ein Feuerwerk werde in seiner Tiefe abgebrannt und werfe nach allen Seiten hin Sterne aus. Sie copiren die Natur nicht, sie geben deren Seele.

Oesterreich-Ungarn weist eine Reihe beachtenswerther Talente auf, ältere und jüngere. Als Landschafter sei Lichtenfels erwähnt. Seine Partien aus dem Krainer Hochgebirge, aus Gmünd u. s. w. sind reine, feine Leistungen. Die Porträtisten haben diesmal gediegene Sachen ausgestellt. Angeli's Bildnisse sind vornehm und mit einem gewissen breiten Behagen ausgeführt. Hervorragend ist Benczur's Porträt des ungarischen Ministerpräsidenten Koloman Tisza. Es ist lebendig, geistvoll und frisch; in der Farbe weich und warm abgetönt. Am häufigsten ist wieder die Genregattung gepflegt, und gut gepflegt. Von den Ungarn scheint Bihari den Vogel abgeschossen zu haben mit seinem Gemälde Vor dem Dorfrichter. Ein launiges, charaktervolles Stück aus dem ungarischen Volksleben, leider etwas schluderhaft gemacht. Vor dem Stuhlrichter steht eine Truppe Zigeuner, sicher und ausdrucksvoll hingeworfene Gestalten, deren Charakter: Unterwürfigkeit und Verschmitztheit, auf das glücklichste zum Ausdruck gebracht wurde. Auch der Richter, der Profoß, die Stube mit ihren Geräthschaften, alles ist bis aufs kleinste herab mit kecken und flotten Strichen voll realistischer Treue gemalt. Die cisleithanische Reichshälfte Oesterreich-Ungarns hat viele gute Bilder aufzuweisen, welche dem Genre angehören oder ihm verwandt sind. Karl Zewy's traurig anmuthender Armer Poet sei erwähnt; ebenso Kinzel's Zu spät. In einer dürftigen Stube liegt eine alte, todte Frau. Die Tochter kniet vor ihr, in eleganter Straßentoilette, allem Anscheine nach ist sie eine Gefallene. Sie kam zu spät. Der greise Vater sitzt abseits mit der Geberde des Grames

Digitized by Google

und Zürnens, eine kernige Gestalt, mit Fleiß und Geschick behandelt. Ein Kindlein ist tröstend an seiner Seite, wahrscheinlich das Kind der Gefallenen. Das Ganze ein stark wirkendes Alltagsstück menschlicher Tragödie. Noch wirksamer ist Bacher's Erlöst. Auch dieses Werk stellt eine Todtenscene dar. In seiner Zelle liegt ein Mönch; er hat ausgelitten. Edel-schön sind seine Züge, in die der Schmerz tiefe Spuren gegraben. Nicht blos Krankheit, auch Seelenschmerz muß diesen jungen Körper zerstört haben. Ein geistlicher Bruder und Freund sitzt sinnend und bekümmert an seinem Lager. Er muß dem Verblichenen der einzige Helfer in den letzten Nöthen gewesen sein. Draußen in der Natur keimt und sproßt neues Leben: es ist Frühling, wie der liebliche Baumzweig andeutet, der in einem Glase blüht — eine letzte Liebesgabe des treuen Freundes und dem Todten ein letzter Gruß des vollen Lebens. Die Sonne bricht in warmen Strahlen leuchtend durchs Fenster herein, über die still-ernste Scene ein verklärendes Licht breitend. Der hat die Kutte nicht gern getragen, so grübelt der Betrachter. Hat sie ihm eine unvernünftige Mutter aufgedrängt im Wahne, durch den Sohn selig zu werden, hat ihn unglückliche Liebe ins Kloster getrieben? Das Bild ist eine Novelle, die sich jeder selbst dichten mag, dem Maler für die Anregung dankend. Ich mußte der schönen Verse Gottfried Keller's gedenken:

Im Glase blüht ein frischer Rosenstrauß,
Daneben webt ein Jünglingsleben aus.

In technischer Hinsicht hat der Maler die Stufe der Vollendung noch nicht erreicht; aber sein Werk besitzt einen poetischen und zugleich rein menschlichen Inhalt, und das ist viel, ist mehr als blos äußerliche Form und routinirte Mache. Weit über das Genre hinaus erhebt sich Krämer's Kreuzabnahme. Diesen wichtigen, von ersten Meistern, z. B. Rubens, häufig behandelten Vorwurf malerisch zu gestalten ist eine schwierige Aufgabe, die hervorragende Begabung erheischt. Krämer hat sie im ganzen glücklich gelöst. Sein Gemälde ist gut componirt und beweist ein vorgeschrittenes Können. Wird er es erst noch lernen, ein gewisses decoratives Element durch Vergeistigung und Verinnerlichung des Stoffes zu verdrängen, so dürfte ihm eine ehrenvolle Stellung in der Kunstgeschichte nicht fehlen. Fra Angelico bietet ein herrliches Muster.

Mehrere schon bekannte und genannte Maler haben neuerlich rühmliche Talentproben abgelegt. Karl Probst mit seiner eleganten, zierlichen Botschaft, Tina Blau mit ihrem feinen Blühen und Verblühen, Karl Blaas mit seinem kräftigen Dorfpolitiker, Johannes Wehle mit seiner Alten Hausmagd, einem Bilde, das besonders durch eigenartige Beleuchtung auffällt, Spitzer mit seinem frischen, fröhlichen Die Lehrerin kommt, einer köstlichen Darstellung jugendlichen Uebermuthes, Ellminger mit seinem tumultuarisch belebten Markttag in Langenlois, Friedländer mit mehrern sorgsamen Bildern im Geiste Waldmüller's, Franz Alt mit seinen zarten Aquarellen, welche architektonische Motive behandeln, und wie sie sonst noch heißen die begabten Maler Oesterreichs. Besonders hervorgehoben seien Golz und Eugen Blaas. Golz' Gemälde Christmorgen ist eine Illustration zu der Evangeliumstelle: „Gekommen ist ein neuer Tag, durch Jesus, das Kindlein, welches ist das wahre Licht, und von uns hat genommen die Finsterniß.“ Das wahre Licht — mit frommer Innigkeit hat es der Maler veranschaulicht. Maria mit dem Kinde, Joseph daneben, eine Gruppe Bewundernder und Anbetender ringsum, ein

Digitized by Google

liebreizendes Idyll mit orientalischem Gepräge. Ein rosiger Himmel wölbt sich darüber, zarte, sonnige Farben sind über das Ganze gebreitet, einen freundlichen Eindruck hinterlassend. Eugen Blaas malt mit Vorliebe Stoffe aus dem italienischen Leben. Er verfügt über frische, gesättigte Farben und weiß ausdrucksvoll zu gestalten. Dermalen zieht besonders seine Ninetta die Aufmerksamkeit an sich. Es ist eine anmuthige italienische Maid, halb schwärmerisch, halb schalkhaft. Die Wirkung wäre vielleicht eine noch günstigere, wenn Blaas das reizende Figürchen nicht lebensgroß, sondern in verkleinertem Maßstabe dargestellt hätte.

An Kunstwerken am reichsten ist die deutsche Abtheilung. Hier ist Ernst und Gründlichkeit, Fleiß und Talent, behaglicher Realismus und gemüthvoller Idealismus vereinigt. Im großen Saale fallen zunächst drei Porträts auf. Es sind die Geschichtsforscher Ranke und Mommsen, gemalt von Schrader und Knaus, und Bismarck von Lenbach. Schrader hat das Geistige im Kopfe Ranke's zwar verständnißvoll herausgearbeitet, aber seine Auffassung hat etwas Steifes. Ranke gleicht weniger einem Gelehrten und Denker als einem Hofmann und Diplomaten. Möglich, daß in dieser Behandlungsweise Absicht liegt; vielleicht wollte der Maler andeuten, daß Ranke der Begründer und Meister der diplomatischen Historik ist, und als solcher einflußreich wie kein anderer Geschichtschreiber. Anders ist Mommsen's Bildniß von Knaus. Ein echter Gelehrtenkopf. Er ist in ganzer Gestalt gemalt, auf einem Stuhle sitzend, just bei der Arbeit. Er trägt ein schwarzes, abgenutztes Gewand, an den Füßen derbe Stiefeln, wie ein Mann, der das Aeußere vernachlässigt und für den nur geistige Dinge Werth haben. Das Gesicht ist interessant und originell, aber fast unheimlich, hager wie ein Skelet, vogelartig geformt, leidenschaftlich besonders in den Augen, die groß und bohrend blicken, gewöhnt dunkle Inschriften zu enträthseln, vergilbte Schriftstücke zu studiren. Den ausgezeichneten Genremaler verleugnet Knaus auch an diesem Porträt nicht. Von einem Wuste von Büchern, Documenten, losen Blättern ist der Verfasser der „Römischen Geschichte" umgeben; mit fast peinlicher Gewissenhaftigkeit ist jede Kleinigkeit ausgeführt; das Werk ist eine Illustration des deutschen Gelehrtenfleißes. Einen geraden Gegensatz hierzu bildet Lenbach's Bismarck. Dieses Bild zieht den Besucher mit bezaubernder Gewalt immer aufs neue in seinen Bannkreis. Lenbach ist unter den Porträtisten der Gegenwart der genialste; er malt nicht, wie so viele andere, blos die anatomische Form, er malt die Seele. Sein Bismarck ist ein unanfechtbarer Beweis. Das Bild ist ein Kniestück, ernst und dunkel gehalten, im Nebensächlichen ganz flüchtig behandelt. Die Hände z. B., die zwar als Nebensache nicht gelten dürfen, sind nicht ausgeführt; ohne Umrisse, verschwimmend, sind sie fast keine Hände mehr. Aber der Kopf — seine ganze Kraft hat der Künstler auf den Kopf des Kanzlers concentrirt. Gemalt mit starken, kraftvollen Strichen, schaut er uns plastisch lebendig an. Obwol jedes Fältchen gezogen ist, ist das Bildniß doch nicht kleinlich, sondern von großem Zuge. Sein Ansehen ist finster, fast drohend, ein Gemisch von Herrscherwillen und Melancholie. Die mit Runzeln gekerbten, etwas schlaffen Wangen, die tiefen Furchen, welche schwere Sorgen in die Stirn gegraben, die mächtigen Wülste und Gedankenbuckel über den buschigen Brauen, die kurze, kräftige Nase, der

Digitized by Google

energische Mund mit dem harten Bart auf der Oberlippe — ja, das sind die Züge des Eisernen. Und vor allem die Augen mit ihrem tiefen Blicke. Das sind die Augen, welche das Dunkel der modernen Weltgeschichte durchschauen, gewohnt zu leiten und zu herrschen. Spätere Geschlechter werden die Thaten Bismarck's begreifen, wenn sie diesen Kopf betrachten.

Ein gutes Frauenbild hat Fritz Kaulbach geliefert: eine ernste, kalte Schönheit, blaß in der Farbe, zart in der Pinselführung. Erwähnenswerth sind das weiche, saftige Selbstbildniß von Karl Werner, ein feines Porträt von dem Grafen Harrach, ein an Rembrandt erinnerndes Selbstporträt von Alois Erdtelt, endlich die großen, flotten, bewegten Reiterbildnisse von Schuch, die Generale Zieten und Seydlitz in entscheidenden Schlachten darstellend. Unter den Landschaftern seien Fehdmer genannt mit seinem Spätherbstbild Buchen am Wasser, in Aquarell gemalt; ein Motiv aus der schönen Riviera von Schönleben; Ende's Herbst, ein Gemälde, das eine reiche Stimmung mit sich führt; Gude's Am Strande der Ostsee, in der Farbe von wunderbarem Effect; und Achenbach's Mondnacht.

Von den Genregemälden dürfte Vautier's Bange Stunde die meisten Bewunderer finden. Es ist ein Meisterwerk des ausgezeichneten Seelenmalers. Wir sehen eine stattliche, von Wohlstand zeugende Bauerstube. In der Mitte ruht auf einem Lehnstuhl eine schwer Kranke, ein blasses Weib mit verglastem, ersterbendem Blick. Ein alter Arzt mit unbeweglichen Gesichtszügen sitzt vor ihr, ihr den Puls fühlend. Die Angehörigen des Hauses sind rings versammelt in stillen, ergreifenden Gruppen. Der Ehemann der Kranken, eine hübsche, kräftige Gestalt; an seiner Seite sein ältestes Büblein, das eine rührende Angstbewegung zum Vater hin macht. Hinter dem Stuhle steht ein junges Mädchen, vermuthlich eine Schwester des armen Weibes. Im Hintergrunde sitzt die greise Mutter, die jüngsten Kinder bewachend, und die Hausmagd steht an der Thür. Tiefe Ruhe ist über das schlichte Familienbild gebreitet. Alle lauschen mit angehaltenem Athem und sehen mit tiefer Bekümmerniß dem Ausspruch des Doctors entgegen, aus dessen verschwiegenen Mienen sie vergeblich zu lesen bemüht sind. Wahrhaftig eine bange Stunde, vollendet in menschlicher und künstlerischer Hinsicht, psychologisch wahr, fein und einfach gemacht. Vortrefflich ist auch In der Kirche von Smith. An charakteristischen Gestalten veranschaulicht der junge Künstler die verschiedensten Arten des Gebets. Hier eine Gruppe von Kindern, die mit zerstreuter Gedankenlosigkeit in der Kirche sitzen; dort liest ein Weib aus einem Buche, es scheint nur mit den Lippen zu beten, während ein anderes, die Hände inbrünstig gefaltet, mit vollem Herzen heraus seine Wünsche und Bitten zu Gott emporsendet.

An zahlreichen andern guten Bildern der Kleinmalerei fehlt es den Deutschen nicht. Am Alten Fischmarkt in Reval von Bochmann ist eine großzügige Composition. Etwas craß, doch ausdrucksvoll und glänzend in der Farbe ist Michael's Italienischer Fischerknabe. Mit seinem Bilde Bei den Zigeunern hat Meyerheim ein köstliches, lebhaft bewegtes Werk geliefert. Ein vornehmes Paar kommt hoch zu Roß in ein Zigeunerlager. Der Herr läßt sich Feuer zu seiner Cigarre reichen, die Dame vertheilt Geld, während der Jockey rückwärts mit der Peitsche dreinschlägt. Unter den braunen Gesellen findet sich mancher originelle Typus; drollig sind die Kinder,

Digitized by Google

besonders ein kleines, welches splitternackt, nur ein Paar zerrissene Schuhe an den Füßchen, dahertrippelt. Defregger macht mit seinen Bildern seinem Rufe Ehre. Sein bekannter Salontiroler ist eine lustige Darstellung aus dem Bauerleben. Alles an dem Bilde ist in Ordnung, doch läßt sich nicht verhehlen, daß es bei längerm Betrachten etwas langweilig wird. Malerisch weniger gewissenhaft ausgearbeitet, aber ganz aus der Wahrheit der Natur geschöpft, ist sein Feierabend auf der Alm. Um einen Menschen, dem häßliche Blödheit auf der Stirn geschrieben steht, einen Dorfcretin herum, sitzen die Aelpler, lauter Gestalten aus Fleisch und Blut, jeder ein individueller Mensch, aus dessen Mienen man das Verhältniß erkennen kann, in welchem er innerlich zu dem Cretin steht. Bokelmann's Nordfriesisches Begräbniß verdient nicht vergessen zu werden. Er hat dem oft behandelten Stoff manch neue Seite abzugewinnen gewußt. Ein liebes Kinderbild sind die Apfeldiebe von Rögge und lieblich ist auch In der Genesung von Behmer. An dem Bilde Schluß der Saison von Stahl zeichnet sich zunächst das Landschaftliche aus. Es ist im Freien bei vollem Lichte gemalt. Gestaltungskraft bekundet Klaus Meyer mit seinen Würflern. Empfindungsreich ist Fiole's Morgenandacht und originell im matten, grauen Colorit. Brütt's Schuldverschreibung zieht mehr durch den Realismus des Stoffes als den der Arbeit an. Aus dem Genre heraus wachsen Flüggen's Tod der heiligen Elisabeth und Prell's Judas Ischarioth. Historische Darstellungen größern Stils hat leider auch der deutsche Saal nicht aufzuweisen. Hingegen gibt es, neben mislungenen, noch viele gelungene Genrebilder. Sie seien verschwiegen, denn mit einem Sammelsurinm von Namen ist nichts gedient, und langweilig wäre es, den Katalog abzuschreiben.

Eine fast dürftige Rolle spielt neben der Malerei die Plastik. Große Meisterwerke sind nicht vorhanden, doch manches Fleißige und Talentvolle.

Der Gesammteindruck der internationalen Kunstausstellung in Wien ist befriedigend und gereicht dem malerischen Wollen und Können unserer Zeit zur Ehre.

Die Wunder von La-Plata.

Skizze aus dem Bilderbuche eines Impresario.

Von **Emil Dürer.**

Man erwartet vergebens, daß ich gewillt bin, eins jener Märchen vom Goldlande oder von Diamantenfeldern zu erzählen, welches als ein unbekanntes Feenreich aus den Träumen der Kindheit wol jedem erinnerlich sein wird: ich beschränke mich einzig und allein darauf, eine möglichst genaue Schilderung einer Stadt zu geben, welche kaum fünf Jahre alt ist und über die meines Wissens bis zur Stunde noch nichts Ausführlicheres in Europa geschrieben

Digitized by Google

wurde, weil diese neue Metropole noch kein europäischer Schriftsteller oder Journalist zu studiren Gelegenheit hatte.

In der Hauptstadt der Argentinischen Republik, in Buenos-Ayres, begeben wir uns in den Eisenbahnwagen, der uns nach dem Orte unserer Bestimmung, nach der Weltstadt La-Plata führen soll.

Wir fahren an der Boca (Mündung) vorüber, wo Tausende von kleinern Fahrzeugen vor Anker liegen; zu rechter Hand sehen wir kleine Häuser, deren Grundpfeiler auf 2—3 Meter tief in die Erde reichenden Pilotenpilastern ruhen. Diese Grundbauten sind eine unumgängliche, im höchsten Grade nothwendig erscheinende Vorsichtsmaßregel für alle Bauten, welche in nächster Umgebung von Buenos-Ayres aufgeführt werden, weil der Strom Rio de la Plata ein gar wilder Geselle ist und nicht selten die ganzen Gaue von Buenos-Ayres mit seinen hohen ungestümen Wogen überschwemmt, sodaß ein Verkehr der Bewohner nur durch Kähne ermöglicht werden kann. Viele Häuser sind aus dem industriellen Nordamerika hergebracht, aus Eisenblech errichtet, welches inwendig mit Schilfrohr und Mörtel verkleidet wird; sie lassen sich bei etwaiger Wohnortsveränderung leicht in ihre Bestandtheile zerlegen. Dieses System hat sich jedoch nicht als sonderlich praktisch erwiesen, und man ist bei der alten, sämmtlichen südamerikanischen Staaten ein so eigenartiges Gepräge verleihenden einstöckigen Mauerconstruction der Wohnhäuser geblieben. Das Eisenblech ist ein zu guter Wärmeleiter: die sich im Sommer in demselben concentrirende Hitze kann wol keinem das Wohnen in einer Eisenbüchse angenehm gestalten, und deshalb zieht gewiß jeder den Rancho (Hütte) oder die Chinta (Landhaus) dem eisernen Blockhause vor.

Der Localzug — denn ein solcher ist der Zug von Buenos-Ayres nach La-Plata und Ensenada — kriecht mit einer Langsamkeit von höchstens 25 Kilometer per Stunde vorwärts, an den Stationen Venezuela, Casa Amarilla, General Brown, Barraca de Peña, Tres Esquinas, Barracas vorüber, und hält nach der Station General Mitre einige Minuten in Quilmes, einem Städtchen, welches schon 1677 gegründet wurde und dessen Flächenausdehnung gegen 19 Leguas, also gegen 50000 Hektar umfaßt und, seine Umgebung eingerechnet, an 90000 Einwohner hat. Quilmes besitzt seine Pferdebahn, seine Post und seinen Telegraphen, eine Kirche, eine Kapelle, vier Staatsschulen und eine jedermann zur Benutzung freistehende Bibliothek, welche vorläufig nur die bescheidene Anzahl von 1600 Bänden zählt. Ein Flüßchen, Namens Arroyo las Conchitas, durchzieht das Städtchen und dessen Umgebung in schlangenförmigen Windungen und hat kleine Uebergangsstege von 8—10 Meter Länge und 7—8 Meter Breite.

Nach Quilmes kommt Berezategui mit seiner Ziegelfabrik, dann Godoy mit seinen Schmiedewerkstätten, Conchitas Pereira und Empalma Pereira mit Tabackpflanzungen, und nun treten wir in den Bannkreis der jüngsten Stadt moderner Schöpfung, in die Vorstadt Tolosa, welche ein großartiger, weithin seinen Duft verbreitender Park umrahmt. Wir lassen dieses reizend angelegte Wäldchen zu beiden Seiten an uns vorübergleiten und fahren in den majestätischen schneeweißen Marmorbahnhof, den ein prächtiges Glasdach überwölbt, angenehm berührt, hinein. Die Arbeiten am Bahnhofe selbst, nämlich die Locale der verschiedenen Verwaltungen, der Billetkassen, der Frachtexpedition sind zur Stunde noch nicht ganz beendigt,

Digitized by Google

und nur ein graues Holztäfelchen mit schwarzen Buchstaben besagt uns, daß wir am Ort unserer Bestimmung, in La-Plata angelangt sind.

Wir verlassen das Coupé und stehen beim Hinaustreten aus dem langen Gitter, welches die Stadt vom Bahnhofe trennt, vor dem einstöckigen Hôtel de Paris, dessen kleine, aber mit französischer Eleganz möblirte Zimmer uns an eine europäische Bäderanlage erinnern. Rechts vom Hôtel de Paris befindet sich die Plaza Victoria mit dem Parlamentsgebäude von La-Plata, welches die hannoverischen Architekten Heine und Hagemann gebaut haben; diesem prächtigen Kolossalbau schräg gegenüber steht ein noch nicht ganz vollendetes Rathhaus, in reizendem Frührenaissancestil gehalten, dessen Grundton roth ist. Auch dieses Gebäude ist ein Wunder feinen Geschmacks und hat gleichfalls einen deutschen Baumeister, den Professor Stiers, zum Urheber. Auf der Plaza Victoria erhebt sich in der Mitte ein 50 Meter hohes Eisengerüst wunderlicher Construction, von dessen äußerster Spitze bei besondern Festlichkeiten strahlende Feuerwerke abgebrannt werden und welches des Nachts mit mächtigen elektrischen Astrallampen den majestätischen Platz erleuchtet.

In der unmittelbaren Nähe des Bahnhofes befindet sich die reizende, nicht sonderlich große Kathedrale von La-Plata, und diese hat eine originelle Besonderheit, welche nach ihrer Einweihung vielfachen Anklang, aber auch vielen Widerspruch gefunden hat. Der Thurm dieser wie aus Dragant gearbeiteten gothischen Kathedrale ist ungefähr zur Hälfte durch eine matte Glasdecke verkleidet, unter welcher des Nachts elektrische Flammen erglänzen.

Auf mich übte dieser beleuchtete Kirchthurm immer eine magische Wirkung und diente mir beim Nachhausereiten von Buenos-Ayres stets zum Wegweiser, wie gleichfalls den Schiffen, welche draußen auf hoher See in den prächtigen Hafen von La-Plata einlaufen wollen.

Der Hafen von La-Plata selbst ist ebenfalls eine Sehenswürdigkeit allerneuesten Ranges, und hat den Namen „El puerto del Ensenada"; er ist mit der Eisenbahnstation Ensenada verbunden, was den großen Vortheil bietet, daß die einlaufenden Fahrzeuge nach den üblichen Zollformalitäten und erfolgter ärztlicher Besichtigung, im Falle sie das Ausschiffungspatent erhalten haben, sofort ihre Ladung in die Waggons bringen können. Das Hafendock hat 1245 Meter in der Länge und 150 Meter in der Breite, bei 7 Meter Tiefe; an den Seiten ist es durch 5 Meter hohe Dämme geschützt, woselbst die Zollbehörden, Sanitäts- und Hafencommissionen ihre Bureaus haben.

Wenn man bedenkt, daß die Hauptstadt der Argentinischen Republik Buenos-Ayres bis zur Stunde in den Archiven ihrer Stadterweiterungscommission blos ein gezeichnetes Hafenproject hat, und außer der Boca ein solch einer Handelsstadt würdiger Hafen nicht vorhanden ist, so muß es als ein bedeutender Schritt vorwärts von seiten der Provinzialhauptstadt angesehen werden, daß La-Plata einen derartigen sichern Hafen vor der Bundeshauptstadt voraus hat.

La-Plata besitzt keine wochen- oder monatelang tagende Stadterweiterungscommission, sondern ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten, in welchem alle auf La-Plata bezüglichen Arbeiten geplant und entworfen werden, um dann zur Billigung durch den Budgetausschuß zu gelangen.

La-Plata besitzt ein Handelsgericht,

Digitized by Google

dessen Palast einer jeden europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen könnte; ein Finanzministerium, dessen prunkvolle Sectionen nur in Paris ihresgleichen finden; ein Museum ist gleichfalls da, ist aber noch zu junger Natur, um reiche Sammlungen aufweisen zu können, besitzt aber dessenungeachtet schon ein ganz beachtenswerthes ornithologisches Cabinet mit den buntesten Vögeln Südamerikas. Auch ein astronomisches Observatorium ist in La-Plata; die Direction der „Aquas Corrientes" besorgt die Wasserversorgung der ganzen Stadt, der „Mercado di Buenos-Ayres" führt dreimal die Woche ganze Karavanen aus der Umgebung zum Markte nach der Stadt; ein Gesundheits- und Impfamt sorgt für das Wohlbefinden der Einwohner; der „Hippodrom" dient zu Spazierritten und Wettläufen, wobei es oft sehr hohe Preise zu gewinnen gibt; an Banken gibt es zwei Paläste, den des „Banco Heypotecario" und den des „Banco de la Provincia".

Besonders die letztgenannte Provinzialbank verdient einen flüchtigen Besuch. Einer der liebenswürdigsten jungen Herren von Buenos-Ayres, der Procuraführer dieser Bank, Señor Alberto Saenz, nimmt uns in Empfang und führt uns durch einen langen, prächtigen Saal, woselbst die mannichfachsten Finanzgeschäfte vorgenommen werden und in dem hinter Glasschaltern über 120 Beamte arbeiten. Er führt uns in den Sitzungssaal des Verwaltungsrathes, der im Stil englischer Clubeleganz gehalten ist; wir nehmen die prachtstrotzenden Gemächer der Directoren mit ihren zahllosen telegraphischen und telephonischen Leitungen in Augenschein, und rauchen dann in der Section des Procurador Alberto Saenz eine echte Hoyo de Monterey, die uns um so besser mundet, als sie uns der liebenswürdige Führer durch humoristische Plauderei zu würzen versteht.

Einen weitern Besuch machen wir dem Palais des Señor Don Carlos d'Amico, welches eine Sammlung von Bildern und Alterthümern birgt, wie sie in Europa nur wenige reiche Fürstenhäuser aufzuweisen im Stande sind. An der Thür empfängt uns ein reichgalonirter Portier, übergibt uns dem ersten Kammerdiener, dieser weist uns an die Kammerfrau, welche uns einige Secunden im Salon harren läßt, und so haben wir Muße vollauf, die daselbst aufgespeicherten Kunstschätze zu bewundern. Rubens', Tintoretto's, Murillo's, Tizian's, Paolo Veronese's, van Dyck's, Teniers', Wouvermann's Werke schauen uns stolz und vornehm von den Wänden entgegen, ein fast lebensgroßer, in Gold und Elfenbein gearbeiteter Zwerg nickt uns verständnißinnig zu, zwei possierliche Zwergaffen, kaum eine Faust groß, mit Ohrgehängen, Armspangen und Halsbändern geschmückt — wie es in Brasilien Sitte ist, diese Lieblinge derartig aufzuputzen —, ein Papagei ruft uns ein „Bienvenida" (Willkommen) zu, bis endlich die Frau vom Hause persönlich erscheint und dem Fremden herzlich die Hand drückt.

Madame d'Amico ist die schönste Großmama von Südamerika; sie hat eine jener reizenden Gesichtsbildungen, wie wir solche auf den Bildern des Directoriums sehen können. Sie selbst zeigt uns das Palais und wir kommen von einem Erstaunen in das andere. Wollten wir eine ausführliche Beschreibung des Palastes geben, so könnte mit derselben ganz gut ein umfangreicher Octavband ausgefüllt werden.

Die schöne Hausfrau hat ihre südamerikanische Heimat noch nicht verlassen und gedenkt erst zur pariser Weltausstellung einen Ausflug zu machen; sie

Digitized by Google

hört den Ankommenden gern über Europa sprechen, denn sie interessirt sich für diesen ihr unbekannten Welttheil nicht wenig. Ihr Gemahl, von dem im weitern Verlaufe dieser Zeilen die Rede sein wird, ist vielfach in der Provinz, daher selten zu Hause, ebenso ihr Sohn Gennaro, ein Sportsman mit Leib und Seele, der die wildesten Pferde bändigt, bei keinem Rennen fehlt und dabei ein berühmter Jäger ist, der selten sein aufs Korn genommenes Puma (Luchskatze) verfehlt.

Don Carlos d'Amico, sein Vater, und sein Vorgänger, Dr. Dardo Rocha, sind die Gründer dieser Stadt, deren Häuser mit jedem Tage wie Pilze aus der Erde schießen. Dr. Dardo Rocha hat im Jahre 1882 in einer gegenwärtig noch in Calle 48 erhaltenen Holzbaracke einen Congreß einberufen, der sich zur Grundsteinlegung einer Provinzialhauptstadt entschloß. Vorderhand wurden 20 Mill. für die Bauten der Staatsgebäude votirt und die Arbeiten gingen mit reißender Schnelligkeit vorwärts. Da Dr. Dardo Rocha bei Beginn der Arbeiten bereits am Ende seiner Thätigkeit als Gouverneur war, blieb es seinem Nachfolger Don Carlos d'Amico anheimgestellt, das begonnene Werk zu Ende zu führen. Rocha fand in d'Amico einen großartigen Nachfolger, einen Mann, der für europäische Cultur schwärmt und von wahrem deutschen Arbeitsfleiße beseelt ist, und lediglich der Genialität dieses Mannes hat man es zu danken, daß sich die Stadt La-Plata zu jener Pracht entfalten konnte, die mich, der ich doch in meinem Reiseberufe sehr viel schon zu sehen Gelegenheit hatte, nicht nur überrascht, sondern sogar an den Zauber von Tausendundeine Nacht gemahnte.

Die Paläste der Regierung, der Provinzialschule, des Gesetzgebenden Körpers, das Rathhaus und noch viele andere Bauten sind vornehme Zeugen seines feinen, wahrhaft künstlerischen Geschmackes.

Er ließ den Grundstein zu zwei Theatern legen, von denen das eine bereits fertig ist, und gab zur Eröffnung des „Politeama Olimpo" einem italienischen Opernunternehmer für zwei Monate Opernvorstellungen eine Subvention von 250000 Frs.

Das Theater, welches ausgezeichnete Sänger der italienischen Oper, wie Stagno, Sparapani, Repetto, Bellincioni u. s. w. aufwies, zog sämmtliche Bewohner der Provinz nach der neuen Hauptstadt. Des Abends sah man eine lange Wagenreihe und Hunderte von gesattelten Pferden mit zusammengeschnallten Beinen vor dem Theater harren, da deren Eigenthümer in der Oper waren.

Es kamen auch viele Leute von Buenos-Ayres, wenn gerade ein außergewöhnlicher Tenor sang, und die einzige Schwierigkeit war im Hotelmangel zu suchen; denn man mußte nothgedrungen über Nacht in La-Plata bleiben, wenn man diesen Ausflug unternahm, da es nach 1 Uhr nachts keinen Zug mehr nach Buenos-Ayres gab.

Don Carlos d'Amico lenkte durch seine genialen Gedanken die Aufmerksamkeit von ganz Buenos-Ayres auf sein La-Plata, und es bildeten sich Actiengesellschaften, welche sich damit befaßten, so viel Baugrund, als nur zu bekommen war, in La-Plata anzukaufen. Jeden Samstag sah man eine Schar von Kauflustigen sich auf der Plaza di 25 di Mayo in den frühen Morgenstunden einfinden und über Verkauf und Einkauf von Grundstücken verhandeln.

Es ist dies auch eine Art von eigenartiger Börse, wie man sie sonst wol nirgends mehr kennt. In der Mitte

Digitized by Google

stehen die Hauptagenten der hervorragendsten englischen Actiengesellschaften und machen ihr Angebot auf dieses oder jenes unter lebhaftem Geberdenspiel besprochene Grundstück.

Am Sonntagsmorgen geht es erst recht lebendig auf dem großen Platze zu, denn da sieht man eine lange, immer größer werdende Schar von Kauflustigen, welche, eine Musikkapelle voran, Arm in Arm in republikanischer Verbrüderung bei klingendem Spiele sich auf den Bahnhof begeben. Daselbst harrt ihrer ein mit bunten Flaggen aller Herren Länder geschmückter Eisenbahnzug, dessen Locomotive mit Reisig und Eichenlaub reich verkleidet ist; sie besteigen in fröhlicher Stimmung den Zug und fahren zu den „Remates" nach La-Plata hinaus.

In Buenos-Ayres und La-Plata heißen die mit Bodenspeculationen sich befassenden Leute Corredores oder Rematadores, und ist es eine merkwürdige Thatsache, daß fast jeder Bewohner Argentiniens, ob er nun Stiefelputzer oder Präsident ist, diesen Beruf wenigstens einmal in seinem Leben durchkostet und sich, ob nun als Corredor (Agent) oder als Rematador (Auctionator), irgendeine hübsche Provision bei einem „Terrencito" (Bodenparcelle) verdient hat.

Daß man hierzu eine findige Natur sein und das Land von Kindheit auf genau kennen muß, ist selbstverständlich.

Es hat jedoch auch Ausnahmen gegeben, wo man von Natur mit Dummheit geschlagen sein mußte, um nicht über Nacht durch einen glücklichen Zufall zum bedeutenden Kapitalisten zu werden, und zwar geschah dies folgendermaßen.

Da die Argentinische Republik bei einer Flächenausdehnung von 2,835969 Quadratkilometer eine Einwohnerzahl von nur 0,3 auf den Kilometer zählt, so ist eine Bodenconcession sehr leicht für wenig Geld zu erwerben, und dabei kam es mitunter nicht selten vor, daß dem dieses Terrain erworben habenden Privatmann von irgendeiner englischen Gesellschaft der Vorschlag gemacht wurde, dieses Stück Land um einen maßlosen Preis für ein Pferde- oder Eisenbahnunternehmen wieder zu veräußern, und so wurde über Nacht aus einem Minderbemittelten ein steinreicher Mann.

So ist einer englischen Gesellschaft auch die prächtige elektrische Beleuchtung der ganzen Stadt La-Plata zu danken. Dieselbe machte der Regierung den Vorschlag, durch 25 Jahre die Stadt La-Plata mit elektrischem Lichte zu erleuchten, wenn man ihr hierfür einige „Leguas" (eine Legua 2700 Hektar) Terrain als Entschädigung zu geben geneigt wäre, auf welchen Vorschlag die Regierung sofort einging. Diese englische Gesellschaft ist die Genauigkeit selbst; sowie nur eine Quadra (Häusergeviert, das in der Regel 80—100 Meter Front hat) aus der Erde emporsteigt, sind mit der Nummer der Section dieser Straße (Calle) auch schon die Leitstangen, die Isolatoren, die Drähte und die elektrischen Lampen mit ihren Reflectoren da, und die neue Straße hat ihre Beleuchtung.

Daß das zu oft vorgekommene Beispiel der ewigen Bodenspeculationen auch seine nachtheilige Seite haben kann, bewies der vor wenigen Monaten herausgegebene Bauausweis der Regierungscommission von La-Plata. Der gegenwärtige Gouverneur Don Paz machte die erschreckende Wahrnehmung, daß infolge der Rentabilität dieser Speculation auch in der Baulust ein kleiner Stillstand eintrat, und deshalb brachte er in der Kammer einen Gesetzentwurf vor, der die Stadt La-Plata und deren Umgebung, also auch Buenos-Ayres, in stürmische Aufregung versetzte. Die Ge-

Digitized by Google

setzvorlage lautete dahin, daß ein jeder, der in La-Plata Terrain gekauft habe, auch zum Emporblühen der jungen Stadt beitragen müsse, nämlich auf dem erworbenen Grundstücke ein Gebäude errichten solle. Señor Paz traf den Nagel auf den Kopf und griff die Porteños (Bewohner von Buenos-Ayres) und die Platenser bei ihrer Achillesferse an. Ein mächtiger Zeitungsartikel aus der Feder des Don Manuel Garostiaga bekämpfte in beredten Worten diese Vorlage und führte zu einer allgemeinen Versammlung, welche vor einiger Zeit in La-Plata abgehalten wurde. Fast jeder Einwohner von La-Plata besitzt außer seinem in der Regel blos einstöckigen Wohnhause auch irgendwo in der nächsten Umgebung der Stadt ein Stück Bodens, das er auf Speculation gekauft hat, und da es in jenen Ländern an der nöthigen Arbeitskraft noch fehlt, sodaß der Tagelöhner — falls solche überhaupt in größerer Anzahl aufzutreiben sind — trotz der Billigkeit der Lebensmittel und des Fleisches einen Tagelohn von mindestens 3—4 Nacionales (15—20 Frs.) fordert und auch erhält, so konnte diese Gesetzvorlage keineswegs mit Majorität angenommen werden. Die Verfassungspartei hatte insoweit einen materiellen Erfolg, als ein jeder, welcher sein Grundstück länger als drei Monate brach liegen läßt, sich zu einer erheblichen Grundsteuer verpflichten muß, eine Verordnung, die allgemeinen Anklang fand.

Daß dieses Gesetz durch Anbau von Rüben und Kartoffeln umgangen wird, ist bei dem findigen Amerikaner nicht zu verwundern; aber jedenfalls trägt er auch in diesem Umgehen des Gesetzes zur Cultivation des Landes bei, und keine menschliche Seele kann ihm dieses Verfahren verwehren, wenn er nicht zu bauen gewillt ist!

Daß eine junge Stadt auch ihre Localpresse haben muß, ist selbstverständlich.

Der wackere Secretär des Unterrichtsinspectors von La-Plata, Don Carlos Monsalve, leitet die sehr reichhaltige Zeitschrift „El Dia", Don Francisco Uzal ist Chefredacteur der „Capital", die er mit seinem Hauptmitarbeiter alltäglich von 8 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags verfaßt; dann existirt noch eine „Vanguardia Española" und „El Diario de la Plata", eine Zeitung, welche vom Polizeipräfecten Don Juan Dominguez gegründet und sodann verkauft wurde. Diese Zeitung hat die bemerkenswerthe Eigenschaft, daß sie mit jedem Monate Eigenthümer und somit auch wie ein Chamäleon ihre politische Färbung wechselt. Man darf sich unter diesen Zeitungen keine Weltblätter denken wie ihre europäischen Collegen; eine Zeitung in La-Plata enthält einen dreispaltigen Leitartikel, eine Colonialchronik, einen Kammerbericht, Miscellen und Inserate, in der Regel mehr Inserate als Text. Jedes Blatt hat in seiner Redaction eine Telephonverbindung mit seinem Correspondenten in Buenos-Ayres, und jeden Abend setzt sich zur bestimmten Stunde ein Redacteur, in der Linken das Telephonhörrohr, in der Rechten die Feder, hin und schreibt das nieder, was ihm der Correspondent aus der Hauptstadt der Argentinischen Republik mittheilt, sodaß der Redaction keine Spesen für Depeschen erwachsen.

Was die Polizei anbelangt, so ist diese von dem oben erwähnten Don Juan Dominguez in musterhafter Weise eingerichtet worden. Fast sämmtliche Polizeisoldaten sind beritten. Des Nachts hört man unaufhörlich deren Signalpfiffe von einer Quadra zur andern, sodaß nicht so leicht etwas Außergewöhnliches geschehen kann, ohne daß im

Digitized by Google

nächsten Moment gleich einige Dutzend berittener Polizeisoldaten an Ort und Stelle wären.

An Schulen gibt es gegenwärtig schon über 30, darunter auch eine für Elektrotechnik; eine Universität ist im Entstehen begriffen. Von Elementarschulen ist die hervorragendste das Colegio Provincial, das über 400 Schulkinder hat.

Die meisten dieser Schulkinder sind nicht älter als 6—10 Jahre und kommen, wenn sie etwas entfernt wohnen, hoch zu Roß mit ihren Schultaschen und Schreibtafeln vorgesprengt. Auf dem Wege nach der Schule treffen sie Genossen zu Fuß, und diese setzen sich auf ihre Aufforderung auf ihr Pferd, und so sieht man oft auf einem Gaul drei Schulkinder hintereinander sitzen, welche wie die Windsbraut zur Schule dahinjagen! Oftmals macht eins der Schulkinder seine Tasche auf und langt ein Stück Rindfleisch oder Eberbraten oder sonst etwas Leckeres heraus, und alle drei erledigen auf ihrem stürmischen Ritt ihr Reisefrühstück.

In La-Plata und Umgebung ist alles zu Pferde, weil dieses Thier in großen Mengen auf den Pampas vorkommt und daher auch im Preise sehr wohlfeil ist. Für 8—10 Nacionales (40—50 Frs.) kann man schon ein ganz annehmbares starkes Pferd bekommen, welches alle Reisestrapazen ohne große Anstrengung aushält. In der Bundeshauptstadt kostet ein Paar besserer Lackstiefel, das in Wien höchstens 8 Fl. im Einzelverkauf werth sein mag, seine 12 Piaster, also 60 Frs. und mitunter noch mehr, weil diese aus Europa eingeführt werden und der Händler an ihnen einige hundert Procent verdienen will, weshalb wol die meisten es vorziehen, barfuß zu Pferde zu sitzen.

Daß sogar der Bettler hoch zu Roß erscheint, um ein Almosen zu verlangen, dürfte manchem Leser neu sein, jedoch muß ich mit Genauigkeit hinzusetzen, daß der Bettler in jenen Gauen eine äußerst selten vorkommende Erscheinung ist, da dieses Geschäft durch die allgemeine Eile, mit der jedermann seinem Berufe nachzujagen pflegt, nicht sonderlich einträglich ist.

Ebenso originell als der sporadisch auftauchende Bettler sind in ihren Einrichtungen die Wechselstubenbesitzer von La-Plata.

Ein halbwegs anständiger Wechselstubenbesitzer hat einen fast ausschließlich mit südamerikanischen Goldmünzen geschmückten Auslagekasten, eine Aushängetafel, auf der die Namen seiner Correspondenten im In- und Auslande, in den Nord- und Südstaaten verzeichnet sind, die Namen jener Firmen, mit denen er in laufender Rechnung steht, auf welche er Wechsel zu ziehen oder Anweisungen auszustellen berechtigt ist. Einen Curszettel sucht man bei ihm in der Regel vergeblich, denn er sieht sofort an dem Gesichtsausdruck des zu ihm kommenden Clienten, was für einen Curs er für Gold gegen Papier zu verlangen hat. Der Geldwechsler ist gleichzeitig auch Schiffsmakler und hat zu diesem Geschäfte eine große Tafel, auf der Ein- und Auslaufen der Schiffe zu lesen ist. Trotzdem er fast nie eine Zeitung zur Hand nimmt, weiß er genau, daß der Matteo Bruzzo in Flores bei Rio de Janeiro wegen eines einzigen Cholerafalls zu achttägiger Quarantäne verdammt ist, daß die Regina Margherita demnächst wieder einmal mit frischer Farbe angestrichen werden wird, um ihre blendende Weiße zurückzuerlangen, daß im Commando des Orione oder des Perseo Aenderungen von seiten der Generaldirection der Navigazione Generale Italiana bevorstehen, und daß der

Digitized by Google

Dampfer Sirio morgen in Montevideo eintrifft. Kurz gesagt, auch in dieser Beziehung ist er stets völlig auf dem Laufenden. An seine Adresse lassen viele italienische Auswanderer ihre Briefe aus der Heimat adressiren, zu welchem Zweck er einen eigenen, sämmtliche Buchstaben des Alphabets enthaltenden Briefkasten hat; dabei führt er ein jedermann unter Glasrahmen zur Einsicht freistehendes Register, in dem er gewissenhaft jeden für einen „seiner Committenten" eingelaufenen Brief einschreibt. Wie man sieht, ist er also auch „Postmeister" und weiß besser als viele Journalisten, was in Europa vorgeht. Sein Wort, seine politische Ansicht wird in der Pulperia (Kramladen), wo er in Gesellschaft seiner Committenten einen Maté (Paraguaythee, der mit Strohhalmen getrunken wird) huldvollst von demselben anzunehmen sich herbeiläßt, stets respectirt und nie wird ihm widersprochen, selbst wenn er den größten Unsinn gesagt hätte. Außer dem Banksache und der Rhederei hat er aber noch ein und zwar nicht minder wichtiges und gleichzeitig ziemlich einträgliches Geschäft; gerade dem Wechselstubentische gegenüber erhebt sich eine Art von Bühne, auf der über ein Dutzend Sessel stehen. Es ist dies „sein Sitzungssaal", denn auf den Stühlen sitzen Leute mit glimmenden Cigarretten und Zeitungen in der Hand, während sich zwei Neger bemühen, der Reihe nach den Herren Gästen gegen vorher stattgefundene Erlegung von 5 Centavos (25 Centimes) beim Herrn Bankier die Stiefel zu putzen.

Man sieht, unser Mann versteht das Leben bei seiner richtigsten Seite anzufassen, er ist Geldwechsler, Bankier, Schiffsmakler, Postmeister und Inhaber einer Stiefelreinigungsanstalt! Daß er dabei auch „Corredor" und „Rematador" ist, muß als selbstverständlich angenommen werden. Für ihn sind diese zwei Berufe Kinderspiel oder, um einen seiner Ausdrücke zu gebrauchen, Kinderkrankheiten, und über diese ist er natürlich längst hinaus! Seine Correspondenz erledigt er im Fluge stehend, sein Stil ist von prägnanter, nicht befehlender, aber auch nicht unterwürfiger Kürze, und bei allen diesen Beschäftigungen nimmt es uns nicht wunder, wenn er seinen Salon bis nach Mitternacht offen hält.

Eine andere charakteristische Figur der Stadt La-Plata ist der Escribano publico (Lohnschreiber), der sich in einem kaum 1 Meter im Geviert haltenden Laden oder in irgendeiner Nische eingerichtet hat und gegen 25 Centavos bis sogar 5 Pesos Nacionales Honorar Schreibensunkundigen aus der Verlegenheit hilft. Manchmal ist der Laden wie die Theaterkasse einer Provinzialbühne von einer Menge Individuen aller Art und aller Farben umstellt, einer stößt den andern, um früher abgefertigt zu werden; denn da der Schreiber auch juridische Kenntnisse hat, kann er unter Umständen auch zum Rechtsfreunde ernannt werden. Dann sperrt er den Laden auf einige Stunden und begibt sich entweder zum Friedensrichter oder, wenn die Sache noch ernsterer Natur ist, vor das Tribunal, dessen erster Vorsitzender lange Jahre ein Señor Langenheim war, der gegenwärtig der Freimaurerloge von La-Plata vorsitzt.

Manchmal spielt der Pampéro (Sturmwind) dem rechtskundigen Schreiber einen Possen und wirft ein kräftiger Windstoß von Südwest seinen Laden um und er findet bei der Heimkehr seine Papiere und Bücher alle mit Tinte besudelt. Das bringt ihn aber nicht aus der Fassung, denn er leimt seine Behausung in wenigen Stunden wieder zusammen und geht mit verdoppeltem Fleiße an die Erledigung seiner Agenden.

Digitized by Google

Was die erwähnten Streitfragen betrifft, so sind es in der Regel Fremde und insbesondere Italiener, welche diese aufwerfen und dabei ihre Messer gegeneinander, wie bei einem neapolitanischen Dolchfechten behufs Erringung eines ersten Preises, mit erstaunlicher Geschicklichkeit und rapider Schnelligkeit spielen lassen.

Der argentinische Eingeborene hat keinen übeln Charakter, er ist gut, willig, arbeitsam und dabei ein vortrefflicher Familienvater, und leider ist es fast immer der Fremde, der Eingewanderte, der sich durch unschöne Thaten oder gar Verbrechen hervorthut.

Man darf die Vorzüge einer Nation bei einer unparteiisch sein wollenden Studie nicht zu sehr in den Vordergrund stellen und muß auch deren Schattenseiten ein wenig beleuchten. Die Schattenseite des Gaucho (Eingeborenen) ist das Spiel; der liebe Gaucho ist mitunter ein hartnäckiger Spieler und verspielt, wenn ihm heiß zugesetzt wird, seinen Rock, seine Weste, seine Uhr, ja sogar seine Hose, nie aber sein Pferd, denn ohne sein Pferd kann er nicht leben. Haben ihm Europäer sein Geld abgenommen, so wird er fuchsteufelswild und schwört ihnen heiße Rache: nur diese Partie will er noch gewinnen, oder eine andere zu Ende spielen, dann will er sich auf sein Pferd werfen, um nach dem Gran-Chaco zu fliehen, wo es noch Rothhäute gibt; diesen will er sein Leid klagen und an der Spitze einer ganzen von ihm commandirten Indianerarmee alle Gringos (Einwanderer) aus dem Lande jagen. Er rührt sich aber nicht von der Stelle, spielt weiter und trinkt so lange, bis er endlich unter dem Tische liegt; früh reibt er sich die Augen, wacht auf, bleibt lustig auflachend seine Zeche schuldig und reitet davon, um neues Geld zu verdienen. Nach den Herrlichkeiten des Gran-Chaco gelüstet es ihn nicht mehr, denn seine tropische, vom Weine erhitzt gewesene Phantasie ist wieder in ihr ursprüngliches ruhiges Stadium getreten, und er ist alles eher, nur kein Phantast, stets Geschäftsmann vor allem, der sich über jeden Verlust zu trösten weiß, weil er in allen Lebenslagen sein kaltes Blut zu bewahren im Stande ist.

Nur in politischen Angelegenheiten kommt er zuweilen in die Hitze, besonders wenn eine Präsidentenwahl stattfinden soll. In den südamerikanischen Republiken ist der Präsidentenstuhl jedem Bürger zugänglich, wenn die Stimmabgabe ihm die Mehrheit in der Wahl ergab.

Wenn es irgendwo eine lebhafte Wahlbewegung gibt, so findet man diese in La-Plata, jedoch kommt es dabei nur selten zu Thätlichkeiten. Es werden nach einigen Berathungen von jeder politischen Farbe drei bis vier Candidaten aufgestellt, welche die Kugelung durchzumachen haben.

Eine der wichtigsten Wahlen fand am 11. April 1886 statt, in der ein äußerst tüchtiger Advocat, Dr. Juarez Celman, 168 Stimmen erhielt; von den andern Candidaten Don Irygoyen 13 und Don Manuel Ocampo 35 Stimmen, 12 leere Stimmzettel, sodaß Don Juarez Celman mit fünffacher Majorität zum Präsidenten ausgerufen wurde. Am 14. Aug. 1886 fand der Nationalcongreß statt, der diese Wahl bestätigte.

Don Juarez Celman gehört zu den jüngern Staatsoberhäuptern der Welt; er ist am 29. Sept. 1844 in Cordoba geboren und zählt zur Stunde nur 43 Jahre. Seine Thätigkeit in der Vaterstadt Cordoba muß als eine mustergültige betrachtet werden; von unten hat sich dieser Staatsmann hinaufgearbeitet. Im Jahre 1867 war er bereits

Digitized by Google

ein vielbegehrter Rechtsanwalt, trat dann in den Staatsdienst, wurde nacheinander Deputirter, Senator, Gouverneur-Stellvertreter, bis im Jahre 1882 der damalige Gouverneur von Cordoba Don del Viso zu seinen Gunsten abdankte.

Seit dem Jahre 1887 an der Spitze der Argentinischen Republik, entwickelt er eine umfassende Thätigkeit; er widmet der Verwaltung und dem Gesetzgebenden Körper die größtmöglichste Aufmerksamkeit. Die Verfassung ist von einer Klarheit und Einfachheit in den meisten Paragraphen, wie es eben nur in jungen aufblühenden Ländern möglich sein kann. Einige dieser Paragraphen aus der Verfassung von La-Plata herauszugreifen verlohnt der Mühe, schon um deren einfache, leicht faßliche Sprache zu veranschaulichen:

§. 5. Jedermann, der die Provinz von Buenos-Ayres bewohnt, darf seinen Cultus nach Recht und Gewissen in was für Weise immer ausüben.

§. 8. Jeder Bewohner der Provinz ist vollkommen frei und unabhängig und genießt dessen Eigenthum den vollsten Schutz des Gesetzes.

§. 28. Das Eigenthum eines jeden ist unantastbar. Zwangsenteignungen, welche für öffentliche Bauten oder gemeinnützige Zwecke erforderlich sind, können nur infolge eines erlassenen Gesetzes und nach Feststellung der die Kaufsumme des Gegenstandes zum mindesten zur Hälfte übertreffenden Entschädigungssumme stattfinden.

§. 31. Jeder Fremde genießt dasselbe Recht wie der Eingeborene und kann nach zwei Jahren Aufenthaltsdauer zum Bürger der Stadt La-Plata ernannt werden. Sämmtliche den Einwandernden gehörige Gegenstände unterliegen keinem Zoll.

Besonders letzterm Paragraphen wenden Italiener bedeutende Aufmerksamkeit zu, indem sie unter Einwanderungsvorwänden von Italien ganze Kisten Waaren einschleppen, worunter besonders Sammt und Seidenwaaren anzuführen sind, welche für ansässige Kaufleute einem ziemlich hohen Zoll unterliegen. Nach dem Absatze ihrer Waaren verschwinden die speculativen Herren Italiener wieder nach Europa und tauchen in irgendeinem andern Staate Südamerikas einige Monate später unter gleichem Einwanderungsvorwande wieder mit Waaren auf und verschwinden endlich ganz aus Südamerika. Glücklicherweise stehen solche Fälle nur vereinzelt da, und da der südamerikanische Koloß ein außerordentlicher Consument ist, verlieren sich diese Herren in der großen Menge.

Ein regelrechter Schleichhandel existirt nicht, da er mit zu großen Gefahren und Schwierigkeiten verbunden ist. Ab und zu kommen Mauleseltreiber aus den Cordilleren und bringen Rohwolle und Leder aus Valparaiso und Santiago. Der Weg von diesen Städten nach La-Plata ist jedoch nur für Maulthiere gangbar und mit derartigen Kosten verbunden, daß die ganze Sache sich nicht sonderlich lohnt, zumal es überall wachsame Zollwächter gibt.

Eine regelrechte Welt in Waffen hat man in La-Plata noch nicht zu gründen für nöthig erachtet. Die Eingeborenen haben ihre Sonntagsscheiben und schießen mit einer Ruhe und Sicherheit, als wenn sie jahrelang Soldaten gewesen wären.

Soldaten und Feuerwehr werden von den Landessöhnen als beinahe dasselbe angesehen, und beide Berufe spielen bei Schadenfeuern ihre bedeutendste Rolle.

Fast scheint es mir, daß die Regierung blos einige Soldaten nur so pro forma hingestellt habe, damit es heißt, daß auch La-Plata seine bewaffnete Macht besitzt.

Digitized by Google

Wenn man während einer Parade am 25. Mai (Tag der Constitution), oder am 9. Juli (Unabhängigkeitserklärung) dasteht, so kann man den Schwarm von bunten, im Winde lustig flatternden Federbüschen und goldgestickten Uniformen, die in allen Farben des Regenbogens flimmern, kaum übersehen. Alles das sind von Buenos-Ayres zur Parade herübergekommene Offiziere, welche vielleicht einige Stunden vorher entweder auf der Börse oder im Kramladen ganz andern, viel prosaischern Beschäftigungen nachgegangen sind. Alles das sind Offiziere niedern und höhern Ranges, deren bedeutende Anzahl gegen das Häuflein Soldaten, das unter klingendem Spiele vor ihnen das Gewehr präsentirt, in gar keinem Verhältnisse steht, daher verschwindet, weil die Herren Tenientes, Capitanos, Mayores, Coronelles und Generales in überwiegender Mehrheit sind, sodaß uns unwillkürlich der Gedanke durch den Kopf schwirrt, ob diese, zum größten Theile nach französischem Muster prächtig gekleideten Herren nicht zum mindesten ein Lieutenantspatent in ihrer Wiege vorgefunden hätten. In den Südstaaten kann man noch auf schnelle Weise seine Laufbahn als höherer Offizier machen.

Dabei dreht sich während der ganzen Parade das Gespräch dieser Herren keineswegs um Mannlicher-, Vetterli-, Manser- oder Remington-Gewehrsysteme, oder gar um pneumatische Torpedokanonen, sondern um Kaffee, Reis, Baumwolle, um das Steigen und Fallen der brasilianischen „Obligaciones", um den Stand der Actien der Campanabahn, um die Fortschritte der Arbeiten der Strecke von La-Plata nach Magdalena, über das von Engländern letzthin der Regierung vorgelegte kühne Project, eine directe Bahnverbindung von Mendoza über die Cordilleren nach Valparaiso und Santiago herzustellen, über den Export der Guanacuhäute (Schafkamelhäute) u. s. w.

Allen diesen brennenden Fragen wird hoch zu Roß unter dampfenden Cigarrettenwolken bedeutend mehr Aufmerksamkeit geschenkt als dem „Adelantes" (Vorwärts), à Derecha (rechts) oder Izgiuerda (links), oder andern Commandos des Herrn Generals, sodaß ich mich nach jeder Parade zum Schluß stets habe fragen müssen, wer glücklicher wäre, ob wir oder die Einwohner der Wunderstadt La-Plata; eine Frage, die ich mir bis zur Stunde noch nicht habe beantworten können.

Konstantin Akssakow,

der Historiker des Slawophilenthums.

(1817—1860.)

Ein russisches Charakterbild von **Alexander von Reinholdt.**

Konstantin Ssergejewitsch Akssakow war der älteste Sohn Ssergei Timofejewitsch Akssakow's (1791—1859), eines bedeutenden Schriftstellers, dessen Bücher über Jagd und Fischfang und namentlich dessen „Familienchronik und Erinne-

Digitized by Google

rungen"* (1856) noch heute dem Besten dieser Art beigezählt werden. Die Familie Akssakow** ist eine uralte, die von einem angesehenen Warjager, einem Neffen des Königs Hakon von Norwegen, ihren Ursprung herschreibt, mehrere Ahnen unter den Bojaren Altrußlands zählt und seit dem 18. Jahrhundert dem mittlern Landadel angehört. Das Erbgut der Familie — Akssakowo — liegt im gesegneten orenburgschen Gouvernement: Ssergei Akssakow hat es unter dem Namen „Bagrowo" in seiner „Familienchronik" verewigt, ebenso wie die wildreichen Steppen der Umgegend in seinen Jäger- und Fischerbüchern. Die breit hingegossene Ruhe und zugleich Belebtheit dieser ostrussischen Prairien hat in Ssergei Akssakow ihren Gogol, um nicht zu sagen ihren Fenimore Cooper gefunden, dessen saftvoller Pinsel jene eigenartige majestätische und doch wunderbar anheimelnde Natur mit seltener Treue und unvergleichlicher Poesie wiedergibt. S. T. Akssakow selbst war der Typus eines in patriarchalischen Sitten und in engem Verkehre mit der Natur erzogenen Landedelmannes, dessen Ehrenhaftigkeit und Gastfreundschaft weit und breit berühmt waren und dessen sittliche Grundsätze und seltene Charakterreinheit ihm die Liebe und Achtung aller derer gewannen, die mit ihm in Berührung kamen. Er stand in naher Verbindung mit den literarischen Größen beinahe eines halben Jahrhunderts, doch überschritt seine Thätigkeit kaum die bescheidenen Grenzen der Privatbeziehungen. Sein Haus in Moskau, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte, war seit den dreißiger Jahren ein berühmter und beliebter Sammelpunkt der geistigen Auslese der Gesellschaft: alles Vornehme und Bedeutende aus der Theater- und Schriftstellerwelt zählte zu den Freunden der Akssakow'schen Familie. Das Angenehme dieser Häuslichkeit verdankten die Besucher sowol der offenen Gesinnung und dem vortrefflichen Herzen S. Akssakow's, als auch, und nicht zum allerwenigsten, dem sinnigen Walten der geistvollen, zarten Gattin desselben, einer Tochter des Generals Saplatin, eines Helden Ssuworow's. In ihr floß zum Theil orientalisches Blut: ihre Mutter war ein gefangenes Türkenmädchen gewesen. Von ihr mag auch der älteste Sohn und Liebling der Ehegatten Akssakow, Konstantin, das heiße, stürmende, wenn auch ganz auf das Theoretische, Ideelle gerichtete Temperament, die glühende Phantasie, und den geraden, festen, in Freundschaft wie in Feindschaft gleich zähen, gleich ungezügelten Charakter geerbt haben.

Konstantin wurde am 29. März 1817 auf Akssakowo geboren. Die Eindrücke seiner Kindheit waren ganz dazu angethan, um aus ihm einen Optimisten zu machen, der er auch bis ans Ende geblieben ist. Seine Umgebung war ein vollkommenes ländliches Idyll: patriarchalische Sitte im Hause, die leibeigenen Bauern auf ihren Höfen behäbig, zufrieden, und rundumher die einfache Natur der Steppe, ewig schön in ihrer Unbegrenztheit. Aus dem nahen traulichen Verkehr mit den Gutsbauern schöpfte der junge Akssakow eine Fülle von Anschauungen, die er später zu theoretischen Beweisgründen ausnutzte, und offenbar war der Eindruck ein vortheilhafter, da er in der Folge der „entarteten Intelligenz" eine Einigung mit dem Volke so dringend ans Herz legte.

* Deutsch von Ratschinski.

** Genauere Daten über die Familie Akssakow und speciell über Ssergei Timofejewitsch und Konstantin Akssakow findet man im neuesten russischen „Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon" Wengerow's, von dem im Sommer 1888 der erste Halbband erschienen ist.

Digitized by Google

Die Erziehung Konstantin's übernahm der Vater, zu dem der Knabe eine grenzenlose Liebe und Verehrung faßte; von 1826 ab wurde sie in Moskau fortgesetzt, wohin die Familie übersiedelte. S. Akssakow erhielt da nämlich das Amt eines Censors. Mit 15 Jahren bereits konnte der hochbegabte Konstantin in die historisch-philologische Facultät der moskauer Hochschule eintreten. Die vier Jahre, die er da als Student verbrachte, sind von entschiedenem Einfluß auf seine Geistesentwickelung geworden.

Das moskauer Studentenleben der frühern Zeit glich im allgemeinen jenem auf den deutschen Universitäten, nur in russischem Gewande. Trinkgelage, Skandal, Renommiren waren die liebsten Beschäftigungen der russischen Burschen. Die Professoren waren Pedanten, die ihr Fach nach vergilbten deutschen Collegienheften trocken und leblos vortrugen und dabei auch in sittlicher Beziehung keine Achtung einflößten. Da aber tritt zu Anfang der dreißiger Jahre ein plötzlicher Umschwung im moskauer Universitätsleben ein. Die Katheder werden von jungen, talentvollen, eben aus dem Auslande zurückgekehrten Professoren besetzt, die eine ganz neue Vortragsmethode mitbringen. Das mächtige Wort der lebendigen Wissenschaft erschallt zum ersten male und zwingt die erstaunten Jünglinge zum aufmerksamen Lauschen, das sich bald in eine wahre Andacht verwandelt. Und wohl war die Andacht am Platze; die Studenten betraten ja an der Hand ihrer Lehrer den Tempel des Wissens, in welchem Schelling, Niebuhr, Goethe, Schiller und die italienischen Epiker des Mittelalters zu ihnen redeten. Die Professoren, welche die russische Studentenschaft zähmten, waren Nadjeschdin, Schewyrew, Pogodin, und vor allen der allbekannte und beliebte Physiker M. Pawlow, der mit großem Talent in den Rahmen seiner Vorträge die Darlegung der ganzen Schelling-Oken'schen Naturlehre einführte. Pawlow genoß solcher Beliebtheit, der Gegenstand, den er vortrug, so allgemeines Interesse, daß die Studenten ihn auch in seinem Hause nicht in Ruhe ließen: er mußte förmlich Privatissima lesen. Von nun an war die Parole: Philosophie. Die jungen Philologen, Juristen, Mediciner, alle trieben Philosophie. Konstantin Akssakow schloß sich bald einem Kreise junger Leute an, zu dem Stankewitsch (gest. 1840), Ssatin, Krassow, Kljuschnikow, Ketscher, Korsch, Passek, Belinski und Botkin gehörten. Im Verkehr mit diesem Kreise standen auch die Studenten Herzen, Ogarew und zeitweilig Katkow, Granowski, Turgenjew, Bakunin.

Dieser vertraute Verein, wo die reine Idee mit glühendem Eifer gepflegt wurde, war sozusagen eine zweite Universität, an der sich die jungen Philosophen die Sporen der Dialektik und Kritik verdienten. Das Denken entwickelte sich indessen auf Kosten der praktischen Lebenskenntniß; die Jünger Schelling's und später Hegel's, in dessen tiefsinnige Lehre Stankewitsch seine Freunde einweihte, fanden, inmitten der Ideenleere des Nikolaitischen Zeitalters, wol einige Befriedigung im „Absoluten" und in dem „An-und-für-sich"; aber sie gewöhnten sich nur zu leicht, das Leben vom Gesichtspunkte des engen Freundschaftskreises zu betrachten, und ihr Innen- und Gemüthsleben, das ganz von abstracten, poetischen und Kunstinteressen erfüllt wurde, stand denn auch in schroffem Gegensatze zu dem realen und öffentlichen Leben. Dieses letztere schloß allerdings jede gesellschaftliche Initiative, jeden Funken politischer und Geistesthätigkeit aus, denn die allgemeinen Götzen hießen Autorität und Sub-

Digitized by Google

ordination. Ein geschlossener Kreis wie der moskauer, in den sich die bessern Elemente der Hochschule vor dem Corporalstock und der Polizei flüchteten, entbehrte allerdings nicht eines gewissen Scheines der Opposition gegenüber der herrschenden Ordnung. War doch ein anderer Protest völlig unmöglich! Die Kohlen glimmten unter der Asche, eines belebenden Hauches harrend, und in der engen Gruppe jugendlicher Phantasten lagen neben den westeuropäischen Grundsätzen eines Herzen und Belinski schon die Keime der Theorie vom Niedergange der occidentalen Civilisation und von der Nothwendigkeit belebender, und zwar slawischer Zuflüsse. Auf der abstracten Grundlage Schelling'scher Romantik und des Hegel'schen Satzes von den einander ablösenden Epochen und Perioden wurde bereits die Wiederanerkennung des nationalen Princips und die Würdigung der Culturziele und Zukunftsprobleme des russischen Volkes geplant. Konstantin Akssakow sagt in seinen „Erinnerungen aus der Universitätszeit" (1855), die Discussionen im Stankewitsch'schen Kreise wären in einem Rußland keineswegs freundlichen Tone geführt worden, was ihn, einen glühenden Patrioten, immer unangenehm berührt und geschmerzt hätte. Schon um die Mitte der dreißiger Jahre trat die Meinungsverschiedenheit zwischen Herzen, der mittlerweile zur linken Hegel'schen Schule übergegangen war, und einigen andern Anhängern Stankewitsch's deutlich hervor.

Akssakow vollendete 1835 seine Studien, ging 1838 nach Deutschland, um sich, nach dem Beispiel Stankewitsch's, Turgenjew's und Katkow's, in Berlin weiter zu bilden, kehrte aber bereits nach einem halben Jahre zurück und schloß sich nun nicht an seine frühern Meinungsgenossen, sondern an einen andern Kreis junger Schriftsteller, Chomjakow, die Brüder Iwan und Peter Kirejewski, Ssamarin, Fürst Tscherkasski, die slawophilen Tendenzen huldigten und dabei freundschaftliche Beziehungen mit Herzen, Granowski und andern Gliedern der gegnerischen Partei unterhielten. Der neutrale Boden, auf dem sie sich in Moskau begegneten, war das Haus der Frau Jelagina, einer Nichte Shukowski's, deren Söhne aus erster Ehe die genannten Brüder Kirejewski waren. Hier fanden förmliche Disputationen zwischen Herzen und Chomjakow, den beiden stärksten Dialektikern ihrer Zeit, statt. Diese Debatten drehten sich um transscendentale, historische und theologische Fragen. Die slawophile Begründungsweise bewies, daß die Theorie fertig vorlag. Man stützte sich auf den Schelling und Hegel entnommenen Satz von der Entwickelung der nationalen Idee; die dogmatisch-theologische Grundlage boten die Kirchenväter und byzantinischen Schriftsteller, auf deren Studium sich die nach neuen religiösen Principien dürstenden Denker warfen. Dazu kam noch ein romantisches Moment. Es bestand bei diesem Suchen nach neuen Bedingungen des Seins darin, daß man solche in der Vergangenheit seines Volkes zu finden wähnte, aus der trostlosen Gegenwart in die Vorzeit zurückflüchtete und in dieser das verwirklichte Ideal des Volksthums in allen seinen religiösen, sittlichen und socialen Bethätigungen erblickte. Einmal war das der Widerhall der im europäischen Westen nach den Napoleonischen Kriegen erwachten nationalen Bewegung, die unter anderm in den verschiedenen romantischen Schulen und der wissenschaftlichen Erforschung des Volksgeistes ihren Ausdruck fand. Dann aber lagen für die Ausbildung des Slawophilenthums namentlich als historischer Theorie alle Bedingungen in den geistigen

Digitized by Google

und öffentlichen Zuständen der Nikolaitischen Regierungszeit vor. Das herrschende System erklärte als sein Grundprincip — die Volksthümlichkeit. Die eiserne Selbstherrschaft wollte als national und den Traditionen des russischen Volkes entsprechend gelten, den Traditionen, die, so hieß es, von Peter dem Großen entweiht waren. Das System Kaiser Nikolaus' I. erklärte den russischen Staat für einen besondern Organismus, dem man nicht westeuropäische Formen aufzwingen dürfe. Aber die Slawophilen, welche diese Ansicht unbedingt theilten, blieben nicht dabei stehen, sondern wandten sich dem Studium der russischen Staatsform und ihrer Geschichte zu, und in der kritischen Stellung und zunächst nur mündlichen Erörterung culturhistorischer und socialer Fragen erwies sich die Unabhängigkeit der Partei gegenüber der Regierung.

So standen die Dinge gegen Anfang der vierziger Jahre. Konstantin Akssakow gehorchte nur einer angeborenen Neigung und seiner traditionellen Sympathie, wenn er sich in das Wesen der slawophilen Richtung immer mehr vertiefte, die Anschauungen seiner Freunde prüfte, annahm und weiter ausführte. Er war so recht der Mann dazu, aus einer These die letzten Folgerungen zu ziehen, etwas bis ans äußerste Ende zu führen. Er begriff nicht und gab nicht die Möglichkeit eines Compromisses zu, und es war nur folgerichtig und natürlich, wenn er mit der ihm eigenen Geradheit und Offenheit bald alle Beziehungen zu seinen frühern hegelianischen Meinungsgenossen abbrach: zunächst mit Herzen und Belinski (1840), und ein paar Jahre später mit Granowski. Schmerzlich war die freiwillige Lösung dieser Freundschaftsbande für K. Akssakow, aber das Princip siegte! Granowski hat später erzählt, wie Akssakow nachts zu ihm kam, ihn aufweckte, sich schluchzend an seine Brust warf, und mit von Thränen erstickter Stimme erklärte, er sei gekommen, von ihm auf ewig Abschied zu nehmen, weil er nicht mehr sein Freund sein könne! Die Briefe Belinski's an K. Akssakow* aus dem Jahre 1837 beweisen, welche innige Sympathie beide junge Leute verband, wie sehr der berühmte Kritiker Akssakow liebte und achtete. Und wie bitterfeindlich begegneten sie sich zwei Jahre nach ihrer Trennung auf literarischem Felde! Akssakow gab 1842 eine Broschüre über Gogol's „Todte Seelen" heraus, in der er den Verfasser den modernen Homer nannte, und von europäischen Dichtern nur Shakespeare neben Gogol stellte. Belinski bewies in einer beißenden Recension die Ungereimtheit dieser Behauptung. Seitdem konnte Akssakow den Namen Belinski nicht nennen hören.

Die Schrift über Gogol war nicht der erste schriftstellerische Versuch Akssakow's. Noch vor seiner ausländischen Reise hatte er einige kleine Beiträge für die moskauer Zeitschriften „Das Teleskop", „Das Gerücht", „Der moskauer Beobachter" geliefert, Uebersetzungen aus Schiller und Goethe. Wie weit sein damaliger Idealismus ging, zeigt folgender kleine Vorfall. In Berlin machte er an einer Straßenecke die Bekanntschaft einer Blumenverkäuferin. Er besuchte regelmäßig ihren Laden und sprach ihr von lauter erhabenen Dingen, unter andern von Schiller. Das junge Mädchen bat ihn, ihr aus Schiller vorzulesen, und der erfreute junge Mann brachte am andern Tage dessen Gedichte mit. Das ging so eine Weile fort, bis endlich die hübsche Blumenhändlerin ihm

* In der Zeitung „Russj" („Rußland"), Jahrg. 1881, abgedruckt.

Digitized by Google

kurz und bündig erklärte, daß er ihr die Kunden vertreibe und daß, wenn er die Beziehungen fortsetzen wolle, er ihr etwas Wesentlicheres als bloße Verse anbieten möge — an gewissen Beweisen ihrer Gunst solle es schon nicht fehlen. Der junge Idealist fiel aus den Wolken und machte sich eiligst aus dem Staube.

Vom unwiderstehlichen Heimweh getrieben, kehrte Akssakow, der nie selbständig leben konnte, ins Vaterhaus zurück, und ging an die Abfassung seiner Magisterschrift über Lomonossow; sie erschien aber erst 1847, und Akssakow wurde zum Magister promovirt. Ein Jahr früher wagten sich die Slawophilen an die Oeffentlichkeit mit einem eigenen Organ: „Das moskauer literarische und gelehrte Magazin." Akssakow lieferte dafür einige Beiträge. Das Organ ging aber sehr bald ein. Beim Wiederaufleben desselben im Jahre 1852 schrieb Akssakow für den ersten Band seine Hauptarbeit, die umfassende Abhandlung „Ueber die älteste Verfassung bei den Slawen und insbesondere bei den Russen"; hier stellte er die Grundsätze seiner Theorie der altrussischen Gemeindeverfassung auf.

Gegen Mitte der vierziger Jahre machte sich in den russischen administrativen Kreisen eine verhältnißmäßig liberale Stimmung geltend: es wurde die Aufhebung der Leibeigenschaft geplant. Doch die Bewegung verlief im Sande, als 1848 von den Ufern der Seine der politische Orkan herüberbrauste und das Wehen desselben alle die „guten Absichten" der Regierung im Keime erstickte. Die nun folgende siebenjährige Periode der Reaction streift an das Legendarische. Erwähnt sei blos, daß der zweite Band des „Moskauer Magazin" nicht erscheinen durfte, und den Slawophilen, die auch in ihrem Aeußern sich dem Volke nähern wollten und daher Bauernkleidung anlegten und ihre Bärte wachsen ließen, von der Polizei befohlen wurde, diese Kleidung abzulegen und die Bärte abzurasiren: die letztern wären revolutionär und verboten. Unter denen, die der Befehl betraf, befand sich auch Akssakow.

Erst 1856, mit Beginn der neuen Regierung, griffen die Slawophilen wieder zur Feder. Akssakow arbeitete mit verdoppeltem Eifer an der neuen Zeitschrift „Russische Unterhaltung", schrieb zwei Dramen und mehrere Gedichte und gab den Anfang einer russischen Grammatik und verschiedenes andere heraus.

Am 30. April 1859 starb sein Vater. Das war für den ihn unendlich liebenden und verehrenden Sohn ein Schlag, von dem er sich nicht mehr erholen konnte. Umsonst hofften die Freunde auf die Zeit, „die alle Wunden heilt", umsonst gab auch Akssakow sich anfangs der gewohnten Arbeit hin: die Freunde sahen mit Kummer, wie der zweiundvierzigjährige riesenkräftige Mann, der als leidenschaftlicher Jäger und Fischer ehedem Wind und Wetter getrotzt, zusammenfiel, buchstäblich vor Gram hinwelkte und schwand. Akssakow selbst fühlte sich ganz gebrochen, der Tod des Vaters hatte ihm die einzige Stütze geraubt, an die gelehnt er sich stark empfunden; kein Wort der Klage kam über seine Lippen, aber sein Leben und seine Arbeit hatten jetzt kein Interesse, keinen Zweck mehr für ihn. Der Vater hatte das auf dem Sterbebette vorausgesehen. Die mit furchtbarer Schnelligkeit fortschreitende Krankheit, die sich diesen gewaltigen Körper unterjochte und in ihm ihr Zerstörungswerk trieb, war die Schwindsucht. Anfang des Jahres 1860 mußte ihn sein Bruder Iwan Akssakow nach der Insel Zante begleiten. Hier starb Konstantin Akssakow am 7. Dec. desselben Jahres, nach-

Digitized by Google

dem er einem griechischen Priester, der kein Wort Russisch verstand, in französischer Sprache gebeichtet. Welche Ironie des Schicksals! Er, der ein Feind des Kosmopolitismus war, erhielt die letzte Absolution — in der allgemeinen Weltsprache! . . .

Wenden wir uns zur schriftstellerischen Thätigkeit K. Akssakow's. Die ersten Slawophilen haben ihr System in besondern, den Elementen ihrer Lehre entsprechenden Zweigen begründet und verfochten. So ist Iwan Kirejewski der Philosoph der Schule, sein Bruder Peter Volksliedersammler, Chomjakow hauptsächlich Theolog, Ssamarin Volkswirth, Konstantin Akssakow Historiker und sein Bruder Iwan Publicist.

Von den Schriften K. Akssakow's muß eingestanden werden, daß sie, mit Ausnahme der „Untersuchung über die älteste Verfassung der Slawen", den Vergleich mit dem, was man in der Regel „historische Schriften" nennt, d. h. mit streng objectiven Quellenforschungen, weder aushalten noch zulassen. Seine Arbeiten sind nicht pragmatisch darlegende, sondern Folgerungen ziehende, kritische; sie zeichnen sich nicht durch Umfang, sondern durch umfassende Ideen und völlig neue Gesichtspunkte aus. Die Geschichte ist Akssakow nie Selbstzweck, sondern immer nur das Mittel, die ihn beschäftigende Idee durchzuführen. Das gilt von allem, was er schrieb. Auch seine Gedichte sind nichts als Leitartikel in recht prosaischen Versen. An eine Objectivität konnte dabei nicht gedacht werden, und Akssakow verzichtete gern darauf, um der glühenden Propaganda seiner geliebten slawophilen Lehre willen. Er ist ein Tribun, aber er verschmäht darum nicht wissenschaftliche Gründe und Belege. Im Gegentheil, er verfügt über ein reiches Arsenal von gelehrten Kenntnissen und durchforschten Materialien; aber ihm flüstert eine zauberreiche Phantasie das zu, was fleißige Stubengelehrte nur mühsam aus todten Archivalien klauben müssen, und sein genialer, schöpferischer Gedanke weiß die Buchstaben der staubigen Chroniken so wunderbar zu beleben, daß aus ihnen zuletzt ein prächtiges, stolzes Gebäude sich emporhebt. Unter seiner Feder wird die Geschichte beinahe zur Poesie oder zum Märchen; denn an Stelle der nackten Thatsache, die aus den Prämissen folgen müßte, wird der fromme Wunsch des Verfassers gesetzt, und selbst die Prämissen werden so ausgewählt, daß aus ihnen nothwendig das folgen muß, worauf von vornherein es abgezielt war.

Trotzdem war K. Akssakow so glücklich, mit seinen Hypothesen nicht selten das Richtige zu treffen, was später von andern Quellenforschern bestätigt wurde, und wenn man seine immer dogmatischen Ausführungen des specifisch slawophilen Pathos entkleidet, so muß man zugeben, daß seine historisch-kritischen und historisch-philosophischen Arbeiten bei allem Mystischen doch des Geistvollen und historisch Begründeten so viel enthalten, daß man Akssakow unmöglich die Bedeutung eines hervorragenden historischen Publicisten absprechen kann. Dabei sind alle seine Schriften von den edelsten Gefühlen beseelt. Sie üben daher immer eine erhebende Wirkung auf den Leser aus. Leider läßt die Form, der Stil, bei allem Feuer der Begeisterung, das seine Feder führt, manches zu wünschen übrig. Die Schreibweise Akssakow's ist manchmal ermüdend, seine slawophilen Abschweifungen stellen die Geduld des Lesers auf die Probe und thun der Beweiskraft geradezu Abbruch. In Hinsicht des Stils steht Akssakow überhaupt den besten Stilisten seiner Zeit — Herzen,

Digitized by Google

Belinski und sogar Chomjakow und seinem Bruder Iwan Akssakow — weit nach.

Unter den recht mannichfaltigen Schriften Akssakow's heben wir das Wichtigere hervor. Das Grundthema, das in ihnen allen wiederkehrt, ist das Volksthum, die Liebe zum Volke, die Sympathie mit ihm. Der Ton, in dem Akssakow in seinen frühesten Leistungen vom Volke spricht, ist, wie wir schon wissen, durchaus optimistisch. Die Würde des Volkes schien ihm erhaben über jede hoffärtige Ueberhebung der Aristokraten und ebenso über die unterwühlende Arbeit der fortschrittlichen Belletristen und Poeten; gegen beide zog er in seinen frühesten kritischen Abhandlungen (1847 im „Moskauer Magazin") und später in der „Uebersicht der modernen Literatur" (1857, in der „Russischen Unterhaltung") zu Felde. In letzterer versuchte Akssakow an allen damaligen russischen Dichtern den Verfall der russischen Poesie nachzuweisen. Darin ging er natürlich ebenso fehl, wie mit der Behauptung, daß die ganze nach-Gogol'sche russische Literatur mit allen ihren Turgenjew, Tolstoi, Gontscharow, Pissemski, Nekrassow u. s. w. in sich haltlos und voll Lüge sei, und daß sie einen selbständigern Weg einzuschlagen habe. Was das für ein anderer Weg ist — darüber läßt uns Akssakow im Dunkeln.

An seinen dramatischen Satiren über die naiven aristokratischen Reformer auf dem Lande und über die skeptischen Historiker der kritischen Schule, wie an seinen Gedichten vorüber blicken wir auf Akssakow's philologische Schriften. Er beschäftigte sich mit der Linguistik sein ganzes Leben hindurch, obgleich er in dieser Richtung nichts von irgendwelcher Bedeutung für die Wissenschaft gethan. Die Philologie schließt eben jedes phantastische Element aus, sie will auf einer rein objectiven, von aller nationalen Vorgefaßtheit freien, allgemeinsprachlichen Basis begründet sein, und die einzig richtige und mögliche Methode des Verfahrens ist die vergleichende. K. Akssakow hingegen mochte nicht mit nackten Thatsachen operiren, sondern verließ sich auf seinen Instinct, erblickte ein mystisches Geheimniß da, wo einfach factische Nachweise fehlten und gesucht werden mußten. Ueberdies stand die vergleichende Methode ihm nicht zu Gebote. Daher konnten auch seine linguistischen Studien zu keinen Ergebnissen von wirklich wissenschaftlichem Werthe führen. Seine erste philologische „Untersuchung", die Magisterschrift „Lomonossow in der Geschichte der russischen Literatur und Sprache" (verfaßt 1842—43) kann heute auch den bescheidensten Anforderungen, die man an Forschungen dieser Art stellt, nicht mehr genügen. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß Lomonossow mit der Einführung der latino-germanischen Construction der russischen Sprache durchaus keine Gewalt angethan; denn die Elemente dieser Construction wären als allgemein sprachlich in der russischen Sprache bereits a priori, gleichsam immanent vorhanden gewesen. Man denkt vielleicht, daß diese These durch grammatische oder gar sprachvergleichende Beweise erhärtet wird? Nicht im geringsten! Nichts als pseudowissenschaftliche Gemeinplätze und hohle Declamation!

Von seiner „Russischen Grammatik" (unbeendet) und „Ueber die russischen Zeitwörter" urtheilen Forscher wie Hattala, Ssresnewski, Busslajew, daß es Akssakow an strenger Wissenschaftlichkeit und an dem nöthigen linguistischen Material fehle; Ssresnewski nennt die Schrift über die russischen Zeitwörter mit Recht eine philosophische.

Wir kommen nun zu dem wesentlichen

Digitized by Google

Theile des Akssakow'schen Nachlasses. Es sind das seine historischen Arbeiten und Aufsätze, von denen viele ebenfalls unvollendet geblieben. Diese Schriften füllen den ersten Band der „Gesammelten Schriften" K. Akssakow's* und sind mehr als alle andern mit den Hauptzügen seines Wesens gestempelt, mit dem, was man seine literarische Physiognomie nennen kann. In diesen Schriften ist schließlich seine ganze slawophile Theorie niedergelegt, die vorwiegend historisch ist, und sie enthalten zugleich den Kern seiner sittlichen und politischen Grundsätze.

In dieser Beziehung kann man namentlich zwei Abhandlungen wahrhaft grundlegend nennen. Die erste ist die bereits genannte Untersuchung: „Ueber die älteste Verfassung bei den Slawen und speciell den Russen" („Moskauer Magazin", 1852). In der Frage über die älteste slawisch-russische Verfassung herrschten damals die Meinungen, welche der verdiente Ewers in seinem „Aeltesten Recht der Russen" ausgesprochen und die russische Historiker seiner Schule — Ssolowjew, Kalatschow, Kawelin u. a. verfochten: diese Meinungen nahmen als älteste Form socialpolitischen Lebens bei den Russen — die Geschlechtsverfassung an, bei der das patriarchalische, also immerhin despotische Element eine wichtige Rolle spielt. Akssakow stellt sich indessen der Ansicht, daß diese Form der Verfassung bei den Russen mehr als eine nur vorübergehende gewesen, energisch entgegen. Sich auf byzantinische und spätere Zeugnisse über die Ostslawen stützend, weist er bei den ältesten Russen im Gegentheil eine demokratische Ordnung nach. Aus dem bekannten Rechtsdenkmale der Czechen: „Libussa's Gericht", erweist Akssakow mit großem Scharfsinn das Element der Familie, die sich bereits aus dem Geschlecht abgesondert habe, was noch mehr durch die Chronik Nestor's und das Gesetzbuch des Großfürsten Jaroslaw: „Das russische Recht" („Russkaja Prawda"), bekräftigt werde. Aber die Chronik Nestor's, welche mit schlichter Treue von der Berufung der fremden Warjagerfürsten nach dem Willen des ganzen Volkes erzählt, weise auch noch mit unleugbarer Klarheit auf eine hohe Stufe politischen Lebens bei den Russen hin, auf das Bestehen einer Demokratie, eines frei berathenden Gemeindewesens.

Das ist der Kern der ganzen Untersuchung. Dieser Satz von dem Bestehen einer frühen Gemeindeverfassung bei den Russen sucht Akssakow durch Gründe historischen und moralischen Charakters zu belegen und durch der Chronik Nestor's und verschiedenen andern Denkmälern entnommene Thatsachen zu erläutern. Später sei das alte Gemeindeprincip der ländlichen und städtischen Berathung (Wetsche) aufgelebt — in dem Bojarenrath (Duma) und den Landtagen (Semskij Ssobor), welche die Großfürsten und Zaren von Moskau beriefen, um eine wichtige Reichsangelegenheit zu berathen und zu beschließen.

Der einzige Vorwurf, den man K. Akssakow machen kann, ist der, daß er sich nicht in den realen Grenzen des Begriffs „Gemeinde" hält. Er wirft mit Recht den Anhängern der Geschlechtsordnungstheorie vor, daß sie beständig die Begriffe Geschlecht und Familie verwechselten; aber er selbst unterstellt nicht selten den Begriff „Gemeinde", der sich im Grunde auf die ländliche, die Dorfgemeinde bezieht, für

*) Herausgegeben von seinem Bruder Iwan (Moskau 1861). Bd. 2: „Philosophische Schriften" (Moskau 1875). Bd. 3: „Versuch einer russischen Grammatik" (Moskau 1880).

Digitized by Google

„Gesellschaft" und „Staat", und die kleine territoriale Einheit umfaßt bei ihm bald eine Gemeinde (Wolost), bald ein Fürstenthum und sogar ganz Rußland. Sieht man aber von diesem Mangel an scharfer Begriffsabgrenzung ab, so haben wir in der Abhandlung K. Akssakow's eine glänzende Vertheidigung der Gemeindetheorie, wie sie beinahe in ihrem vollen Umfange, mit nur wenigen Ausstellungen, von den russischen historischen Autoritäten der Gegenwart angenommen ist. In erster Linie ist es das tiefe Verständniß des altrussischen Staatslebens, das Akssakow als eine sittlich festgefügte Demokratie auffaßt, die Betonung des nationalen an Stelle des staatlichen Elements (der frühern historischen Schule, Schlözer, Karamsin), was der Untersuchung die wahrhaft grundlegende Bedeutung sichert. Die historische Wissenschaft auf die innern Elemente des Volkscharakters hinweisen, und aus denselben die politischen und Culturbestrebungen des Volkes herleiten, wie das Akssakow hier und ebenso in der folgenden Abhandlung that, hieß gewiß ganz neue Gesichtspunkte öffnen. Meisterhaft ist überdies der kritische Theil dieser Abhandlung.

Die Grundprincipien, die nach K. Akssakow tief in der russischen Volksseele wurzeln, sind somit demokratisch-altruistischer Natur. Diesen Hauptzug des altrussischen Wesens und politischen Lebens hebt Akssakow auch in dem historisch-philosophischen Fragmente „Ueber die Grundzüge der russischen Geschichte" (zwei Aufsätze, 1849—50) hervor. Er unterscheidet hier genau die rein nationale Rolle der „Landschaft" (Semlja) im alten Rußland von der Rolle der aus der Fremde verpflanzten „Staatsordnung" (Gossudarstwo), die ohne ineinander aufzugehen, einen Vertrag abschließen zum Zwecke der Abwehr der äußern wie innern Feinde. Die Landschaft ist das eigentliche Volk, in ihr ist der Nerv des Volkslebens; der Staat, die Regierung besorge nur die Aufrechterhaltung der äußern Ordnung. Akssakow sieht darin zwei verschiedene Wege, auf denen alle Völker überhaupt ihre sittliche Aufgabe erfüllen. Es sind das der Weg der innern, göttlichen Wahrheit und der Weg der äußern Regel und Ordnung. Den erstern Weg sei das russische Volk gegangen, den zweiten die Völker des Westens. Die europäischen Staaten seien alle durch Eroberung gegründet, ihnen liege das Princip der Gewalt, der Sklaverei zu Grunde. Der russische Staat dagegen sei durch den Act freiwilliger Berufung entstanden. Die russische Herrschaft sei durch die Einwilligung des Volkes befestigt. Volk und Herrschaft verschmelzen sich nicht, sondern verbünden sich in gegenseitigem Vertrauen. So hätten die Sachen gestanden, bis Peter I. kam und — alles verdarb.

Die Reformen Peters I.* bezeichnet Akssakow als Vergewaltigung und Verrath an dem russischen Volksthum. Der „Staat" bricht den Vertrag mit dem „Lande" und ordnet sich dasselbe unter. Die neue Residenz hat nichts mit Rußland gemein. Sie ist mit den höhern und gebildetern Klassen dem Joche des Westens verfallen. Die Staatsdiener sind auf ihre Seite getreten. Nur das einfache Volk ist dem Alten treu geblieben. Napoleon's Einfall bringt den Staat in Verwirrung, und dieser wendet sich um Hülfe an das Land. Moskau,

* Eine directe Kritik derselben finden wir nicht in den Schriften Akssakow's, aber einzelne Gedanken darüber enthalten, außer dem in Rede stehenden Aufsatze, die Kritik des ersten Bandes der Ssolowjew'schen „Russischen Geschichte" und der Artikel „Die siebente Säcularfeier Moskaus".

Digitized by Google

die alte Mutterstadt des Landes, rettet sich und den Staat.

Die russische Geschichte seit Peter I. flößte also Akssakow keine Sympathie ein. In um so idealerm Lichte mußte ihm die russische Vorzeit erscheinen. Er schildert denn auch diese Vorzeit in den glänzendsten Farben, mit der ganzen poetischen Glut eines begeisterten, eines anbetenden Idealisten. An den russischen Volkssagen (Bylinen) legt er (in der großen Abhandlung „Die Helden der Zeit des Großfürsten Wladimir"* in: „Russische Unterhaltung", 1856) das Fehlen einer Aristokratie in Altrußland dar. Die Frauengestalten dieser Bylinen, die Heldenjungfrauen u. s. w. entfernen nach ihm jede Vermuthung, die Stellung des Weibes bei den alten Slawen und Russen sei eine geknechtete gewesen, und beweisen im Gegentheile, daß diese Stellung eine im hohen Grade geachtete und mit den Männern gleichberechtigte war. Selbst über die Leibeigenschaft, diesen Stein des Anstoßes aller Slawophilen, geht Akssakow leicht hinweg: in der Abhandlung „Ueber die Lage der Bauern im alten Rußland" (1852—56) findet sich am Schluß eine seltsame Bemerkung, in welcher er für die Leibeigenschaft in Rußland schlechthin den Westen verantwortlich macht!

Aber die Bewunderung Akssakow's steigert sich zur wahren Verzückung, wenn er auf die Christianisirung Rußlands zu sprechen kommt (im Aufsatz „Ueber das Heidenthum der alten Slawen", 1851). Noch als Heiden wären die russischen Slawen bereits für das Christenthum reif und der schönsten Tugenden desselben fähig gewesen. Rührend sei es, sich zu vergegenwärtigen, wie sich das russische Volk taufen ließ (988): leicht, ohne Verstocktheit, willig wie ein Kind. Und Akssakow denkt nicht einen Augenblick daran, daß der heidnische Aberglaube sich noch bis in die Gegenwart hinein im Volke und in seinen Liedern erhalten hat und fortlebt.

In dem Fragment über die Grundzüge der russischen Geschichte kommt er unter anderm auch auf das geliebte Thema von dem Gegensatze der occidentalen und der orientalen Welt zu sprechen. Die Geschichte des Westens, sagt er hier, sei reich an Effecten und lärmenden Ereignissen; der russischen Geschichte fehlt sowol das rohe Ritterthum wie der Bekehrungseifer der Kreuzzüge, überhaupt alles Theatralische; das russische Volk hat immer dem innern, geistlichen Glaubensleben die Hauptstelle eingeräumt. „Nicht Mangel an Kraft und Muth war der Grund", sagt K. Akssakow; „wenn Umstände es zwangen, seine Kräfte zu zeigen, dann äußerte das russische Volk dieselben in einem so hohen Grade, daß die stolzen Völker in den Staub sanken vor ihm, das demuthsvoll im Augenblick des Sieges ihnen Schonung gewährte. Der Ruhm eines solchen Volkes ist der Ruhm Gottes. Aber das russische Volk ist darum nicht in den Glaubensstolz verfallen. Es fühlt seine Sündhaftigkeit. Es ist das einzige christliche Volk nicht nur nach seiner Religion, sondern auch nach seinem Leben, oder wenigstens nach seinem Streben."

Der Westen im Gegentheil habe den Grundsätzen der Gewalt, der Sklaverei und der Feindschaft gehuldigt. Er ging den Weg des Katholicismus, der zum Kirchenstreite und zu allen möglichen Greueln des Verbrechens, des Verraths und der Revolution führte. „Der Westen ist ganz von der innern Lüge, der Phrase und Effecthascherei durchdrungen. Solange er jung war, war der Occident

* Großfürst Wladimir von Kijew (980—1015) ist der Artus der russischen Volkssage.

Digitized by Google

schön mit seinen Rittern, seinen Mönchen, seinen Künstlern des 15. Jahrhunderts. Aber alt geworden, ist der Westen widerwärtig. (!) Jämmerlich sind seine heutigen Wirren und Kämpfe, ohne Leben, ohne Ueberzeugung, ohne Enthusiasmus, ohne Kraft, schlaff, apathisch. Sein zerfallener (?) Organismus macht nur noch mechanische Bewegungen. Wo kein Geist ist, da ist auch kein eigentliches Leben."

Diese schonungslose Verurtheilung des Westens hat übrigens nicht K. Akssakow zum Vater. Die Idee von dem Absterben der westeuropäischen Civilisation keimte, wie bereits oben bemerkt, im Kreise der Schelling-Hegelianer. Der Fürst W. Odojewski erörterte sie in einer seiner phantastischen, hyperromantischen Novellen, und 1841 posaunte sie der Professor Schewyrew in seiner reactionär-patriotischen Zeitschrift „Der Moskowiter" aus, obgleich er und sein Genosse Pogodin nichts mit den eigentlichen Slawophilen gemein hatten. J. Kirejewski und K. Akssakow griffen in den funfziger Jahren diese im wahren Sinne des Wortes „fixe Idee" auf, und der letztere ging dabei viel weiter als Kirejewski, der wenigstens die „frühern Verdienste" des Westens um die Menschheit zugab. K. Akssakow aber konnte Compromisse nicht leiden, er wollte nichts halb machen und warf daher den ganzen Westen über den Haufen. Großen Dank erntete er damit nicht, denn sowol mit seinem Hasse gegen den Occident als auch mit dem Glauben an die „göttliche Auserwähltheit, den Messianismus des russischen Volkes" steht er unter den Slawophilen so ziemlich vereinzelt.

Thatsache aber ist nun einmal, daß er das russische Volk für das einzige, der göttlichen Vorsehung würdige, und den russischen Staat und seine Monarchie für das Ideal eines politischen Körpers hielt. Das letztere freilich nur principiell, denn Akssakow war natürlich nicht blind, um nicht die schreienden Mängel eines Regierungssystems wie das des Kaisers Nikolaus I. zu sehen. Aber vor seinem geistigen Blicke stand immer das „eigentliche" Rußland, das von der staatlichen Verderbniß unversehrte, rein gebliebene Volksthum, das einfache Volk, das alle die Tugenden und alle die sittlichen Fähigkeiten besaß, die, nach seiner Meinung, andern Nationen abgingen, und ohne welche keine, scheinbar noch so freie Verfassung möglich sei. So erklärt er Amerika und England für bloße politische Maschinen. Das Princip der russischen Monarchie sei das einzig vernünftige, und außerdem liege es in dem Geiste und in dem Wesen des russischen Volkes begründet. Die Monarchie ist gut — erlauben wir uns, K. Akssakow's politisches Glaubensbekenntniß auszulegen —, weil sie eben den Gegensatz von Landschaft und Staat in voller Kraft erhält. Die Landschaft, das Volk, will und mag nicht regieren, weil es höhern, geistigern Interessen und Idealen nachstrebt. Diese Ideale sind die Glaubenslehre Christi, das wahre Christenthum, welches Herz und Gemüth des russischen Volkes durchdringt und sich in allen praktischen Interessen und Verhältnissen desselben bethätigt.

Die Erscheinungen der modernen Civilisation waren, wie wir schon wissen, Akssakow nur wenig sympathisch. Die Civilisation wird ja in Rußland durch die „Intelligenz" repräsentirt, die, nach Akssakow, alle Ideale und Anschauungen des Volkes abgeschworen und sich unter das Joch des Auslandes gebeugt habe. Dieses „Nachäffen" sei eins der Hauptübel, an dem die heutige russische Gesellschaft kranke. Daher forderte Akssakow in erster Linie ein völliges Aufgeben der westeuropäischen Bedingungen des Lebens,

Digitized by Google

der Weltanschauung, der Gewohnheiten und sogar der Kleidung des Auslandes. Sodann weist er die Bestrebungen der Constitutionalisten und Liberalen energisch zurück und will im Gegentheile dem Westen als Muster staatlicher Einrichtung — die russische Monarchie empfehlen.

Moskau, die alte Mutterstadt des Reiches, erfüllte Akssakow mit der ganzen fanatischen Liebe eines dankbaren, zärtlichen Sohnes; er sah in ihr die entweihte, um des fremden Emporkömmlings Petersburg willen verstoßene, entehrte Hauptstadt und Residenz, die einzig rechtmäßige, weil volksthümliche Zarenstadt. Moskau habe das Reich mehrmals von äußern und innern Feinden errettet. Auch jetzt wieder beginne Moskau das Werk der sittlichen Befreiung, erhebe die Idee der russischen Selbständigkeit auf den Schild. Schon beginne sich in den obern, von dem Volke losgerissenen Klassen das Bewußtsein dieser Entfremdung und der Schande darüber zu regen. Die russische Idee emancipire sich und augenscheinlich nahe das Ende der langen Prüfungszeit und damit zugleich der Triumph und das Wiederaufleben des wahren Rußland und Moskaus. — Das ist der Traum des Idealisten, der, selber in den vordersten Reihen seiner Partei stehend, am heißen Kampfe mit den verhaßten „Westlingen" theilnahm. Die Verheißung des endlichen Sieges tröstete ihn eben über das Elend der Gegenwart.

Auf dieses Elend kam Akssakow noch einmal in seiner Denkschrift „Ueber die innere Lage Rußlands" zu sprechen. Sie wurde für den Kaiser Alexander II. geschrieben und 1855 dem eben auf den Thron gestiegenen Monarchen durch den Minister des Innern Grafen Bludow überreicht. Der Verfasser wendet sich hier mit dem ganzen Freimuth eines auf die Gerechtigkeit des Herrschers vertrauenden patriotischen Bürgers an den jungen Kaiser und thut ihm seine Ansicht und seine Wünsche in Bezug auf das öffentliche Wohl kund. K. Akssakow wagt es, unumwunden auszusprechen, daß die Regierungen in Rußland die Principien des bürgerlichen Wesens, den Geist des Volksthums systematisch verletzt hätten, indem die Staatsgewalt sich unbefugterweise in die sittliche Freiheit des Volkes gedrängt und seinem Geiste Fesseln angelegt habe, was einer moralischen Despotie gleichkomme. Die Folgen davon könnten sich leicht in einem gänzlichen Verfalle Rußlands oder in einer Revolution äußern. Die Regierung habe das Uebel wieder gut zu machen, indem sie — die unumschränkte Macht für sich behalte, dem Volke aber volle moralische Freiheit gebe. Die Regierung habe das Gesetz für sich, das Volk müsse das Recht der Meinung, also volle Freiheit des mündlichen, schriftlichen und gedruckten Wortes haben.

Man sieht, daß, sowie Akssakow den Boden der Schwärmerei verläßt und sich praktischen Fragen des öffentlichen Wohls zuwendet, er völlig solidarisch ist mit den Vertretern der „westlichen" Partei, und seine Wünsche decken sich vollkommen mit jenen Belinski's, Herzen's u. a. Auch diese „Männer der vierziger Jahre" betonten in erster Linie die Nothwendigkeit des Rechts der freien Meinung und der Preßfreiheit.

Wir sind zu Ende. Der geschmähte Westen mag über den Mann, dessen einzige Triebfeder die unendliche Liebe zum Vaterlande gewesen, den Stab brechen, wir vermögen es nicht. Die Intoleranz kann freilich keine Sympathie einflößen; aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß K. Akssakow eigentlich nur ein eingebildetes Phantom gehaßt und geschmäht; denn es ist leicht einzusehen, daß der Westen, wie er ihn

Digitized by Google

malt, blos ein Geschöpf seiner erregten Phantasie ist. Die Liebe zum Seinen ist immer eifersüchtig und ungerecht. In Akssakow müssen wir vor allem den Patrioten und Volksfreund achten und anerkennen, einen Schriftsteller, der sich um die Hebung des Nationalbewußtseins verdient gemacht. Es war eine kühne That, auf die Masse des Volkes als den Nerv, als das Grundprincip nationalen Lebens hinzuweisen zu einer Zeit, als das Gesetz das Volk noch nicht als sittliche Person anerkannte, als die besitzenden Klassen es als rohe Arbeitskraft ausnutzten und als verkaufbare „Sache" betrachteten und verachteten. Und es war ein anderes Verdienst K. Akssakow's, auf das Volksthum als den Hauptgegenstand der historischen Forschung hinzuweisen, der allein im Stande sei, wirkliches Licht über die historische Bedeutung des Volkes und über die Vergangenheit und Gegenwart der Heimat zu verbreiten. An der Arbeit der Slawophilen und an ihren Verdiensten um die Kräftigung der nationalen Idee, die mit der Neugestaltung der ländlichen Verhältnisse und der Organisation des bäuerlichen Communalbesitzes (nach der Aufhebung der Leibeigenschaft am 19. Febr. 1861) in eine neue Phase ihrer Entwickelung trat, gebührt Akssakow unbedingt ein sehr bedeutender Antheil. Die bäuerlichen Verhältnisse bildeten seither den Mittelpunkt aller Bestrebungen in Rußland. Und schließlich bietet Akssakow durch sein ganzes Leben, die ideale Reinheit seines Wesens und seiner Gesinnung jedenfalls das seltene Beispiel eines ausschließlich der geliebten Idee, den Interessen des Geistes geweihten und auf das Wohl seiner Heimat und seines Volkes bedachten Menschen und Bürgers dar. Im Privatleben war Akssakow geradezu ein Asket. Er hielt sich frei von der Befriedigung sinnlicher Triebe, die er als niedrig und unwürdig erachtete, und bewahrte bis an sein Ende nicht nur ein reines, kindliches Herz, sondern auch einen reinen, jungfräulichen Körper.

Das „Recht auf Arbeit" und seine Durchführung.

Von **Rudolf Eckert.**

Das „Jahrhundert der Arbeiter" hat Gladstone einst das 19. Jahrhundert genannt. Als Gladstone jenes Wort sprach, es war im Jahre 1869, war es nur erst eine Prophezeiung. Die Socialreform wurde damals nur erst theoretisch behandelt, oder bildete den Kern von Arbeiterbewegungen, die einen Einfluß auf die Gesetzgebung noch nicht hatten. Heute sind es Staatsmänner und politisch mächtige Parteien, die sie ihrem Programm einverleibt haben und auf sie hin ihre praktischen Bemühungen richten. Sie hat bereits Eingang in die Gesetzgebung gefunden in Gestalt von gesetzlichen Einrichtungen, welche den Schutz des Arbeiters im Fabrik-, Haus-, Bau-, Forst-, landwirthschaftlichen und Schiffahrtsbetriebe zum Zweck haben und darauf hinzielen, seine Lage gegenüber erwerblichen Störungen durch Krankheit, Unfälle u. dgl. zu sichern. Heute kann man erst in vollem Umfange erkennen, wie bedeutungsvoll Gladstone's

Digitized by Google

Wort von dem Jahrhundert der Arbeiter war.

Das System, die wirthschaftlich Schwächern durch staatliche Einrichtungen zu schützen, das anfangs so scharfe Gegnerschaft fand und dem heute bedingungslose Anerkennung von allen denen gezollt wird, die nicht zu der Gegnerschaft um jeden Preis gehören, selbst von den Socialdemokraten, ist mit jeder Reichstagssession weiter ausgebaut worden, und schon beginnt man sich bei uns im Deutschen Reiche auch mit dem schwierigen Problem der Arbeiter-Altersversorgung ernsthaft zu beschäftigen. Man hat in der letzten Zeit oft die Altersversorgung der Arbeiter den Schlußstein der ganzen socialen Gesetzgebung genannt. Dem ist indeß nicht so; selbst wenn diese schwierige Aufgabe gelöst, harrt der gesetzgebenden Factoren noch eine viel schwierigere: die Durchführung des Rechts auf Arbeit.

Als der Reichskanzler Fürst Bismarck am 9. Mai 1884 im Reichstage dem Recht auf Arbeit die staatliche Anerkennung zuertheilte, hat man sich mit jenem denkwürdigen historischen Worte wol eine Zeit lang beschäftigt und es vielfach in der Tagespresse erörtert. Die sich drängende Flut der Ereignisse hat es indeß bald wieder aus der Tageserörterung verschwinden lassen; seitdem ist es halb in Vergessenheit gerathen. Um so eifriger hat es die Gelehrtenwelt aufgenommen, und der Büchermarkt der letzten Jahre weist gar manche interessante Neuigkeit über dieses Problem auf.

Der Gedanke, welcher dem Recht auf Arbeit zu Grunde liegt, wurde zum ersten male im Jahre 1601 im englischen Armengesetz ausgesprochen. Die Französische Revolution nahm ihn auf und sprach in der Verfassung von 1791 die Pflicht des Staates aus, eine öffentliche Einrichtung zu schaffen, um allen Bedürftigen Unterstützung und „den gesunden Armen Arbeit zu verschaffen, wenn sie sich selbst keine verschaffen können", was Robespierre in seinem Entwurfe zur Erklärung der Menschenrechte nochmals feierlich bekräftigte. Die Schreckensherrschaft ist über die Versprechungen nicht hinausgekommen. Nach ihrem Sturze wurden sie vergessen. Das Preußische Landrecht vom 5. Febr. 1794 bestimmte ebenfalls in Thl. II, Tit. 19, §. 2, daß „denjenigen, welchen es an Mitteln oder Gelegenheit mangelt, ihren und der Ihrigen Unterhalt zu verdienen, Arbeiten, die ihren Kräften angemessen sind, angewiesen werden sollen". Allein auch dieses Wort blieb bis zum heutigen Tage uneingelöst. Seitdem ist von dem Recht auf Arbeit viel gesprochen und geschrieben worden. In der socialistischen Bewegung Frankreichs in den dreißiger und vierziger Jahren wurde es vielfach gefordert. Durch die Februarrevolution von 1848 wurde es zum volksthümlichen Stichworte. Mit den Nationalwerkstätten begannen die französischen Verhandlungen über das Recht auf Arbeit; mit einer Redensart (daß der Staat die Pflicht habe, den Bedürftigen „in den Grenzen seiner Mittel" Unterhalt und Arbeit zu geben) endeten sie. Im Deutschen Parlamente fanden sie bei den Verfassungsverhandlungen einen Nachhall. Aber auch dort war das Ergebniß ein verneinendes. Sämmtliche Anträge, die zum §. 30 der Verfassung eingebracht wurden (von dem Antrage, der Staat möge „das Recht auf Arbeit verbürgen" an bis zu dem ganz farblosen, „er möge die nationale Arbeit schützen") wurden abgelehnt. Seitdem geriethen die socialen Gedanken der Revolution für lange Zeit in Vergessenheit. Erst in unserer Zeit, welche die Fürsorge für die wirthschaftlich schwächern untern Klassen auf ihre Fahne geschrieben hat, erst in dem Zeit-

Digitized by Google

alter der praktischen socialen Reform traten sie wieder in den Vordergrund. Seitdem nun auch das Recht auf Arbeit durch den Mund des Fürsten Bismarck staatlicherseits aufs neue anerkannt ist, darf man auch wol den Gedanken an die frühere oder spätere praktische Durchführbarkeit dieses schwierigsten aller Probleme nicht als ganz ungerechtfertigt von der Hand weisen.

Ist das Recht auf Arbeit überhaupt praktisch durchführbar? Generationen eines Jahrhunderts haben sich mit der theoretischen Lösung dieser Frage vergeblich abgemüht. Der einzige praktische Versuch der französischen Nationalwerkstätten ist aus Mangel an Organisation und Geld misglückt. Selbst unsere modernen socialen Schriftsteller sind an die Beantwortung dieser Frage nur mit großer Vorsicht und unter vielen Vorbehalten herangegangen. Der einzige, der unsers Wissens ernstlich sich mit der Lösung dieser Riesenaufgabe befaßt hat, ist Franz Stöpel in seiner „Socialen Reform"*, ein neuerer Volkswirth, der scharfen Blick mit reichem Wissen vereinigt, und der in seiner Beweisführung sich ein klares Urtheil und Objectivität möglichst zu wahren gesucht hat. Was der Verfasser in diesem Werke ausführt, hat auch für weitere Kreise ein großes Interesse, und es lohnt sich wol der Mühe, den Gedankengang desselben zu verfolgen.

Jeder Arbeiter ist, so führt Stöpel aus, von der Neigung der Besitzenden, Arbeiter zu beschäftigen, abhängig. Es gibt ja einzelne selbständige freie Arbeiter (kleine Handwerker u. s. w.), die von ihrer Hände Arbeit leben, ohne von dem Kapitalisten abhängig zu sein; allein Landwirthschaft, Industrie und Handel sind den Nichtbesitzenden verschlossen, wenn sie nicht die Vermittelung der Besitzenden in Anspruch nehmen und sich ihren Bedingungen fügen. Das Bedürfniß von Arbeitskräften hängt von dem Gewinne der Unternehmer ab; in dem Maße, als dieser sinkt, werden Lohnherabsetzungen und schließlich Arbeiterentlassungen stattfinden. Die Abhängigkeit der besitzlosen Arbeiter von den Gewinnchancen des Unternehmers hat für die erstern eine stete Unsicherheit der Daseinsbedingungen zur Folge, die, solange sie nur in der Verringerung der Löhne besteht, noch erträglich, sowie aber die wichtigsten Lebensmittel mangeln, die Quelle der Verzweiflung, ja des Verbrechens, des Umsturzes ist. Es mögen ja zahlreiche Fälle vorkommen, in denen die Unfähigkeit, Faulheit und Liederlichkeit des Arbeiters selbst diese Lage verschuldete; allein meistentheils ist es die fehlende Nachfrage, die Ueberfülle der Arbeitskräfte, welche die Erwerblosigkeit des einzelnen verursachen. Kann die menschliche Gesellschaft und in erster Linie der Staat die Verantwortung dafür ablehnen? Hat nicht jeder, der arbeiten will, auch das Recht seine Arbeitslust zu bethätigen, und muß die Gesellschaft ihm nicht die Mittel und Wege hierzu verschaffen? Das Preußische Landrecht und Fürst Bismarck haben die Frage bejaht. Aber wie sieht es in der Praxis aus? Die natürliche Folge davon müßte die Beschaffung von öffentlichen Arbeitsgelegenheiten für diejenigen sein, die ohne ihr Zuthun aus der Bewegung des Gewerbfleißes hinausgeworfen wurden: sozusagen eine Organisation der öffentlichen Arbeit, wobei natürlich die Beschäftigung der einzelnen in ihrem besondern Gewerbe als ausgeschlossen zu betrachten wäre. Oeffentliche Unternehmungen, die je nach

* Vgl. „Sociale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. III. Das Recht auf Arbeit" (Leipzig, Otto Wigand, 1884).

Digitized by Google

dem Arbeiterandrange schneller oder langsamer gefördert werden könnten, müßten ins Leben gerufen werden. Hierzu macht nun Stöpel den leider bisher zu wenig beachteten, aber uns als den einzig durchführbar erscheinenden Vorschlag, die Arbeitercolonien zu benutzen. Solange diese, so ungefähr begründet er denselben, nur auf die Initiative privater Kreise angewiesen sind, werden sie weder die Uebelstände, denen sie abhelfen sollen, hinreichend beseitigen können, noch wird ihre Anzahl genügend verbürgt sein. Gegenüber der großen Zahl Arbeitsloser werden diese Anstalten doch nur einen Tropfen auf einen heißen Stein bilden. Ueberdies ist ihr Zweck, dem Stromerthum abzuhelfen, auch viel zu beschränkt. Es gibt unendlich viele Arbeitslose, die gern Arbeit nehmen würden, die aber noch nicht dem Stromerthum, dem Aeußersten und Letzten verfallen sind. Eine Verwirklichung des Rechts auf Arbeit könnte man also erst darin finden, wenn der Staat die Organisation der Arbeitercolonien in die Hand nähme, und wenn dieselbe für die Selbstverwaltungskörper (Gemeinden oder Kreise) zur Zwangsmaßregel gemacht und die einzelnen Anstalten organisch miteinander verbunden würden. Freilich würde hierdurch wieder eine andere Schwierigkeit entstehen, der Stöpel von vornherein zu begegnen sucht: das Recht des Eigenthums würde mit dem Recht auf Arbeit in Widerstreit gerathen. Die Besitzenden würden sich über den Wettbewerb beschweren, den ihnen die vom Staat organisirte Arbeit der Besitzlosen macht. Um dem zu begegnen, macht Stöpel den Vorschlag, daß nur solche Arbeit verrichtet wird, welche einem dringenden Bedürfnisse entspricht, daß also nur solche Gegenstände angefertigt werden, nach denen beständig Nachfrage ist: Mittel zur Ernährung, Bekleidung, Beherbergung der arbeitenden Klassen. Allein an Vieh, thierischen Nahrungsmitteln, Getreide, Obst, Gemüse, Sämereien führt Deutschland etwa für 500 Mill. Mark jährlich mehr ein als aus. Dieser Einfuhrüberschuß könnte durch die einheimische Erzeugung recht wesentlich gemindert werden; noch gibt es große Strecken unbenutzten Landes, welche der Arbeit zugänglich gemacht werden können, Moore, Sümpfe zu entwässern, Wald zu roden und in Ackerland umzuwandeln; fast jeder Kreis besitzt Strecken Unlandes. Auch die Auftheilung großer landwirthschaftlicher Besitzungen würde erhebliche Arbeitsgelegenheit freilegen; hierzu käme der Bau von Eisenbahnen, Deichen, Kanälen, Brücken, die Verbesserungen von Wasserläufen, Ent- und Bewässerungsarbeiten u. s. w. Arbeitsgelegenheit wäre also für Sommer und Winter reichlich vorhanden, es bedürfte nur der staatlichen Gliederung und Einrichtung: der zwangsweisen Durchführung des Systems der Arbeitercolonien.

Das ist in großen Zügen und in der Ausführlichkeit, die ein möglichst knapp bemessener Raum gestattet, der Stöpel'sche Plan. Freilich auch nur ein Plan! Gegen jede Einzelheit, wie z. B. bei der Aufzählung der Arbeitsgelegenheiten, werden von andern ebenso viele Einwürfe erhoben werden können; ruft man doch heute schon Ach und Weh! über die Concurrenz der Gefängnißarbeit, die im Vergleich zu diesem staatlichen Wettstreite gegenüber der Privatthätigkeit doch nur Kinderspiel ist. Es fehlt ferner an jeder statistischen Grundlage über die Zahl der Arbeitslosen. Die Fragen, ob der Staat oder die Gemeindeverbände die Kosten tragen sollen, wie hoch sich dieselben belaufen und ob überhaupt die Mittel zur Durchführung dieses Planes sich beschaffen lassen,

Digitized by Google

ohne den Staat zu Grunde zu richten; ob auf die Dauer der Zeit ausreichende Gelegenheit zu nützlicher Arbeit vorhanden sein wird; wie hoch die Löhne bemessen werden sollen u. s. w., sind alle unbeantwortet geblieben. Das sind indeß alles Fragen und Sorgen, die erst in zweiter Reihe kommen. Die Hauptfrage bleibt lediglich: ob dieser Vorschlag einen so festen und sichern Kern in sich birgt, ob der Urgrund so gut ist, daß man auf demselben weiter bauen kann? Das möchten wir unbedingt bejahen.

Auf Einzelheiten kommt es dabei nicht an. Es hat einer dreijährigen Arbeit bedurft, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich dem Unfallversicherungsgesetz in den Weg stellten; die Socialgesetzgebung hat sich auch weiter nur langsam und vorsichtig fortbewegt; das Arbeiteraltersgesetz, das schon 1881 angekündigt wurde, tritt erst jetzt in die ersten Stadien seiner Verwirklichung. Auch die Durchführung der Verwirklichung des Rechts auf Arbeit wird nicht im ersten Anlauf und raschem Fluge vollendet werden.

Was vor allen Dingen für den Stöpel'schen Plan spricht, ist, daß er alle socialistischen Ideen (das Recht auf den vollen Arbeitsertrag u. s. w.) vollständig beiseitegelassen hat. Auch das, was heute über die Arbeitercolonien durch die Statistik bekannt wird*, gibt seinen Ausführungen recht. Die freie Bewegung dafür ist zum Stillstande gelangt, wenn nicht gar schon rückläufig geworden. In der ersten Begeisterung entstanden binnen kurzer Zeit (bis 1. Juni 1884) 8 Arbeitercolonien, im nächsten Jahre kamen nur 4, im darauffolgenden nur 3 hinzu, bis zum Jahre 1888 vermehrte sich die Gesammtzahl nur auf 16. Von Verpflegungsstationen mögen etwa 1000 in ganz Deutschland bestehen. Wahrlich beschämend kleine Ziffern für ein Land von der Ausdehnung des Deutschen Reiches! Der Unternehmungsgeist Privater erlahmt, der erwartete Erfolg: die Verminderung des Stromerthums, ist ausgeblieben! Aber wer hier sich nicht überschwenglichen Hoffnungen hingegeben hat, der konnte diesen Erfolg der Verminderung des Stromerwesens auch gar nicht erwarten. Einmal ist die Zahl dieser wohlthätigen Einrichtungen viel zu klein, und ferner gibt es kein Mittel, die industrielle Reservearmee, die im Winter anschwillt und im Sommer kleiner wird, ganz zu beseitigen. Das einzige, was hier geschehen kann, ist die Beschaffung von Arbeit, und darum erscheinen uns auch die Arbeitercolonien zur Durchführung des Rechts auf Arbeit einzig und allein geeignet, und die Aufgabe wäre wol des Schweißes der Edeln werth.

Die Socialreform in dem Sinne, wie sie heute betrieben wird, daß dem Staate das Recht zuerkannt und die Möglichkeit gegeben werde, den wirthschaftlich schwächern Factoren in der Production zur Seite zu treten und sie gegen die stärkern zum Heile der Gesundheit unsers Volkslebens und der nationalen Kraft zu schützen, diese Socialreform ist eben nicht mehr hintanzuhalten. Sie ist die Folge der Entwickelung der großindustriellen Productionsform und unsers ganzen Staatslebens, in welchem die breiten untern Volksklassen mehr und mehr der Berücksichtigung unterliegen; sie ist ein Kind des „Jahrhunderts der Arbeiter".

* Vgl. G. Berthold, „Die Entwickelung der deutschen Arbeitercolonien" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1887).

Digitized by Google

Denkwürdiges.

Fortschritte in der Mechanik.

(Mit 2 Abbildungen.)

Ein transportabler Fernsprechapparat mit Mikrophon. In richtiger Erkenntniß der hohen Bedeutung, welche dem Fernsprechwesen als Hülfsmittel des öffentlichen und Privatverkehrs zukommt, sind in neuester Zeit zahlreiche Erfinder bemüht gewesen, die bezüglichen Apparate zu verbessern und sie mehr und mehr zu vervollkommnen. Demzufolge haben sich, entsprechend den verschiedenen Zwecken, denen diese Apparate dienen sollen, verschiedene Constructionen und Anordnungen herausgebildet, deren Herstellung eine unausgesetzt im Wachsen begriffene Anzahl von Specialfabriken beschäftigt. Während sich in der Haustelephonie vorherrschend das Bestreben zeigt, einfache und wohlfeile Apparate einzuführen, legt man bei der Einrichtung von Fernsprechanlagen auf größere Entfernungen besondern Werth auf die Handlichkeit der Apparate, namentlich für diejenigen, welche dem amtlichen Verkehr zu dienen haben. In ersterer Beziehung ist den Bedürfnissen des Publikums Rechnung getragen worden durch das Heller'sche Haustelephon, durch die sogenannten berliner Conversationskapseln, ferner durch das Herz'sche Druckknopftelephon, welch letzteres zugleich als Signalknopf und als Tele-

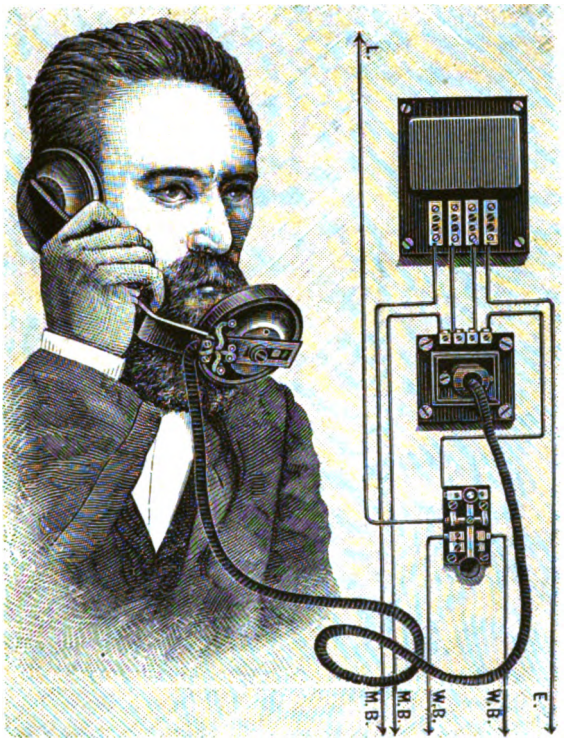


Fig. 1.

Digitized by Google

phon dient, sowie durch die vielfachen Ausführungen des handlichen Dosentelephons u. s. w. Hinsichtlich des Verkehrs auf größere Entfernungen war man darauf bedacht, die schweren Telephone durch solche von geringerm Gewicht zu ersetzen und außerdem an Stelle der an der Wand zu befestigenden Mikrophone transportable Apparate zu schaffen, ohne daß der Empfindlichkeit derselben, d. h. ihrer Fähigkeit, die Schallwellen zu übertragen, Abbruch geschehe. Hier trat vor allem die kaiserlich deutsche Reichspost- und Telegraphenverwaltung fördernd ein, indem sie in unermüdlicher Weise auf Grund der eingehendsten Versuche mit allen Arten deutscher, amerikanischer, englischer, französischer Apparate den deutschen Mechanikern den Weg zeigte, das angestrebte Ziel zu erreichen.

Allen andern Systemen gegenüber zeichnete sich bei den erwähnten Versuchen das Mikrophon mit Kohlencontacten von Mix u. Genest in Berlin durch seine Empfindlichkeit aus. Dieser Apparat, der infolge dessen bald im amtlichen Fernsprechverkehr eingeführt wurde, hat dazu beigetragen, daß ein so zuverlässiger und bequemer Verkehr zwischen den deutschen Städten Berlin einerseits, und Hamburg, Leipzig, Halle, Magdeburg u. s. w. andererseits eingerichtet werden konnte. Als das kaiserliche Postamt dann in seinen Forderungen weiter ging und einen transportabeln Fernsprechapparat wünschte, bei dem also der dienstthuende Beamte nicht mehr in einen fest an der Wand angebrachten Kasten zu sprechen braucht, war es wiederum die Firma Mix u. Genest, welche aus dem sich eröffnenden Wettbewerbe siegreich hervorging. Die

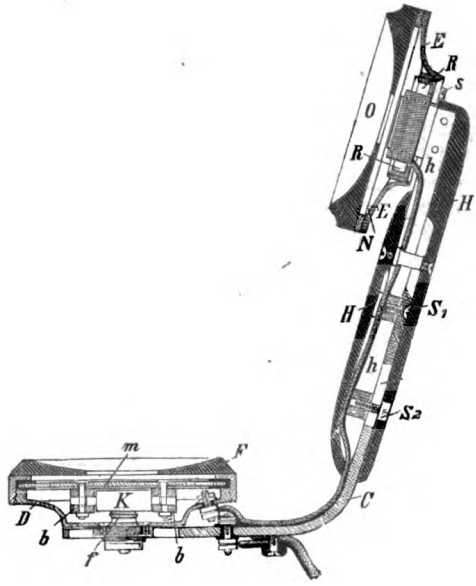


Fig. 2.

Versuche mit französischen Constructionen ähnlicher Apparate konnten kein günstiges Ergebniß haben, weil die aus künstlicher Kohle bestehende Mikrophonmembrane den an sie gestellten Anforderungen nicht ganz entsprach. Wie die vorstehende Abbildung, Fig. 1, zeigt, vereinigt der Apparat von Mix u. Genest Mikrophon und Telephon, und es erfolgt der Anruf durch das Telephon am Ohr, sobald man in das Mikrophon spricht. Wie man ferner erkennt, geht von dem auf der Abbildung in Gebrauch befindlichen Apparate eine Schnur aus, welche in einen Contactstöpsel en-

Digitized by Google

digt, mit Hülfe dessen der Beamte sich leicht und sicher mit jedem Centralumschalter, d. h. mit jedem Abonnenten verbinden kann, sobald er den Stöpsel in die entsprechende, mit Nummer bezeichnete Contacthülse aus Ebonit geschoben hat, welche zu diesem Zwecke mit Contactfedern ausgerüstet ist. Ein derartiger Fernsprechapparat findet in der Praxis des Telephonwesens außer im amtlichen Verkehr überall da vortheilhafte Verwendung, wo eine bestimmte Stellung des Sprechenden, wie sie durch die bisher gebräuchlichen Apparate erfordert wurde, unbequem oder unmöglich ist, z. B. am Schreibtische, auf dem Krankenbette, in Bergwerken, auf Schiffen, für militärische Zwecke (auf Vorposten, im Luftballon u. s. w.). Bei einer so vielseitigen Anwendbarkeit erscheint es wol angezeigt, dem Leser die innere Einrichtung des interessanten Apparates durch eine eingehendere Beschreibung zu veranschaulichen, wobei das Verständniß durch den in Fig. 2 dargestellten Längenschnitt erleichtert wird. In dem aus Ebenholz hergestellten, eine Hülse bildenden Handgriff H befindet sich der Hufeisenmagnet h h für das Hörtelephon, welch letzteres die gleiche Anordnung wie die jetzt meist gebräuchlichen Apparate hat, sowie der verschiebbare Messingbügel C, der das gleichfalls verstellbare Mikrophon trägt. Durch diese Anordnung läßt sich die Entfernung des Mikrophons D von dem Schalltrichter O des Hörtelephons jeder Kopfform anpassen. Der Bügel C wird dabei durch die Schraube S_2 festgeklemmt. Die aus Tannenholz hergestellte, durch Lackanstrich gegen den Einfluß der Feuchtigkeit geschützte Membrane m befindet sich zwischen der Dose D und dem Mundstück F eingeklemmt und trägt die beiden Kohlenlager b b, welche mit den Stromzuführungsdrähten in leitender Verbindung stehen. In den Lagern bewegt sich lose die Kohlenrolle K, welche von der Feder f sanft gegen die Membrane gedrückt wird. Bei der Erschütterung der letztern durch Sprechen gegen dieselbe entstehen auch in dem Stromkreise Wellen, die sich in bekannter Weise auf der entgegengesetzten Station wieder in Membranenschwingungen mittels eines Elektromagnets und dann wieder in Laute umsetzen. Das Hörtelephon besteht aus der konischen Messingbüchse E, welche die Eisenblechmembrane N und das Mundstück O trägt, und dem Elektromagnet. Letzterer ist von einer Hülse R umgeben, auf deren an der Außenseite befindliches Gewinde sich die Büchse E schraubt, wodurch zugleich eine Regulirung für die mehr oder minder große Annäherung der Membrane an die Magnetkerne geschaffen wurde. Ist einmal die günstigste Lage ermittelt, so dient ein kleiner, bei s angebrachter Druckhebel mit einem Schräubchen dazu, dieselbe festzuhalten. Man muß bewundern, daß mit so einfacher Einrichtung eine so außerordentliche Leistung erzielt werden konnte, wie es bei dem beschriebenen Apparat der Fall ist. Die Worte übertragen sich, selbst in mäßiger Stärke gesprochen, rein und deutlich, sowol auf kurze als auf die weitesten Entfernungen.

Für den Privatverkehr sind von Mix u. Genest mit Verwendung des beschriebenen Apparates transportable Tischstationen eingerichtet worden, welche gestatten, vom Schreibtisch aus, ohne aufzustehen, nach allen Richtungen der Unterhaltung zu pflegen. Solche Telephonstationen lassen sich, wie die Ausführungen der genannten Firma zeigen, in den elegantesten Formen herstellen, sodaß in ihnen praktische Nützlichkeit und gefälliges Aussehen in vollkommenster Weise vereinigt ist.

W. H. Uhland.

Todtenschau.

Bertheau (Ernst), verdient als Exeget und Bibelforscher, seit 1842 Professor in Göttingen (geb. 1812), starb daselbst 17. Mai d. J.

Duncker (Franz), Verlagsbuchhändler und bekannter fortschrittlicher Parlamentarier 1861—77 (geb. 1822), starb 18. Juni d. J. zu Berlin.

Digitized by Google

Erhardt (Alois von), langjähriger erster Bürgermeister Münchens bis zum Anfang 1888, starb am 26. Mai zu Nymphenburg.

Fiala (Friedrich), seit 1885 Bischof von Basel mit dem Sitze zu Solothurn (geb. 1817), starb daselbst 24. Mai d. J.

Gondrecourt (Leopold, Graf), k. k. Feldmarschallieutenant, Anführer der österreichischen Truppen beim Sturm auf die Düppeler Schanzen, militärischer Erzieher des Kronprinzen (geb. 1816), starb 22. Mai d. J. in Salzburg.

Keil (Johann Karl Friedrich), namhafter theologischer Schriftsteller auf dem Gebiete der Exegese des Alten Testaments, 1838—58 Professor an der Universität Dorpat, 1859—87 in Leipzig wissenschaftlich thätig (geb. 1807), starb 5. Mai d. J. in Rödlitz bei Lichtenstein in Sachsen.

Klasing (Otto), namhafter Verlagsbuchhändler, Verleger des „Daheim" (geb. 1840), starb 12. Mai d. J. in Gohlis bei Leipzig.

Kühne (Ferdinand Gustav), Romanschriftsteller und Kritiker, der letzte Vertreter der mit dem Namen des „Jungen Deutschland" bezeichneten Schriftstellergruppe, lebte seit Aufgabe der Redaction der Zeitschrift „Europa" (1846—56) in Dresden (geb. 1806), starb daselbst 22. April d. J. Im Jahre 1885 waren von ihm noch „Romanzen, Legenden und Fabeln" erschienen.

Leboeuf (Edmond), französischer Marschall, welcher im Krimkriege und im italienischen Kriege von 1859 eine hervorragende Rolle spielte, 1869 zum Kriegsminister, bei Ausbruch des Krieges von 1870/71 zum Generalstabschef der Armee ernannt wurde, aber diesen Posten nach den ersten Niederlagen der Franzosen auf Befehl der Regentschaft zu Paris niederlegen mußte, worauf er den Befehl über das 3. Armeecorps übernahm, an den Kämpfen um Metz mit Auszeichnung sich betheiligte und am 29. Oct. 1870 in deutsche Gefangenschaft kam (geb. 1809), starb 7. Juni d. J. auf seinem Gute im Departement der Orne.

Löschner (Joseph Wilhelm, Freiherr von), namhafter Mediciner, besonders verdient um die Hebung der böhmischen Curorte, bis 1865 Professor in Prag, dann einige Jahre mit der Leitung der Sanitätsangelegenheiten im Staatsministerium zu Wien betraut und während derselben Zeit erster Leibarzt des Kaisers Franz Joseph, seit 1868 im Ruhestand lebend (geb. 1809), starb 19. April d. J. in Walchau bei Karlsbad.

Marie Anna Karoline, Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen, das letzte Glied der im Mannsstamme bereits ausgestorbenen Linie Hohenzollern-Hechingen (geb. 1808), starb 12. Mai d. J. im Kloster Oliva bei Danzig.

Molbech (Christian Knud Frederik), namhafter dänischer lyrischer und dramatischer Dichter, Verfasser einer ausgezeichneten Uebersetzung von Dante's „Göttlicher Komödie", 1858—64 Professor in Kiel, seit 1871 königlicher Theatercensor in Kopenhagen (geb. 1821), starb daselbst 20. Mai d. J.

Neumann-Spallart (Franz Xaver, Ritter von), Professor der Nationalökonomie an der wiener Hochschule für Bodencultur und an der Universität, berühmt als Verfasser der „Uebersichten der Weltwirthschaft (geb. 1837), starb 18. April d. J. in Wien.

Pranckh (Siegmund, Freiherr von), bairischer General der Infanterie und Generalkapitän der Hartschiere, 1866—75 bairischer Kriegsminister und Reorganisator der bairischen Armee (geb. 1821), starb 8. Mai d. J. zu München.

Rath (Gerhard vom), hervorragender Mineralog, Professor in Bonn (geb. 1830), starb 23. April d. J. in Koblenz.

Riedel (Karl), Professor, Musiker, der Begründer und Leiter des um die Pflege der Kirchenmusik hochverdienten Riedel-Vereins in Leipzig, auch Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Musikervereins (geb. 1827), starb 3. Juni d. J. in Leipzig.

Digitized by Google

Am Sarge Kaiser Friedrich's.

Von **Friedrich Bienemann.**

Das Grabgeläute ist verstummt, das seit dem 15. Juni des neuerstandenen Deutschland zweitem Kaiser galt. Bereits liegt Er, seines Volkes Stolz und Hoffnung, zu ewigem Schlafe gebettet in der Friedenskirche von Sanssouci. Der Siegestag von Fehrbellin, der Tag von Belle-Alliance sah die Bestattung Kaiser Friedrich's. Um eine geweihte Stätte ist Deutschland reicher, um ein neues Pilgerziel, an dem Liebe und Verehrung und, wie an keinem andern Orte, Wehmuth in stillem Sinnen und Erinnern ihre Opfer spenden werden.

So hat sich erfüllt, was ein banges Jahr hindurch zuerst einige wenige, mehr als ein halbes dann die ganze Nation mit tiefstem Schmerze, alle Völker mit Theilnahme und Sorge haben kommen sehen: das vorzeitige Erlöschen eines so theuern, so glücklichen, reichbegnadeten und zuletzt so unsäglich gequälten Lebens. Der Schmerz, der im November uns durchwühlte, als die bisher nur geflüsterte Kunde vom drohenden Verluste zur lauten Gewißheit ward, ist allmählich dem Mitgefühl mit dem Leidenden gewichen und hat sich, da wir ihn dahingegeben, zur Wehmuth darüber verklärt, daß nach Gottes Rathschluß das Geschick also sich hat vollenden müssen.

Am 20. Sept. 1866 sprach unsers entschlafenen theuern Kaisers Wilhelm Majestät zum geliebten und von ihm so hochgeschätzten Sohne: „Ein ehrenvoller Friede bereitet Preußen und Deutschland eine Zukunft vor, die du berufen sein wirst unter Gottes gnädigem Beistand dereinst auszubauen." Welch ein Schmerz mag sein Vaterherz in seinen letzten Lebenstagen erfüllt haben, als er noch selbst erkennen mußte, daß diese Zuversicht gescheitert sei, daß der Faden ablief, an den eine Folge segensreicher Thaten sich reihen sollte! In wundersam bewahrter Kraft und Geistesfrische ward es dem Greise gegeben, nach dem Werke der Gründung des Reiches auch den Ausbau desselben gewaltig zu fördern — und sein Sohn und Erbe sah sich nur vergönnt, eben gerade so lange seinen Platz auf dem Throne einzunehmen, daß sein Name in der erlauchten Reihe der Hohenzollernherrscher nicht fehle und als der eines gekrönten Hauptes auf das Gedächtniß der Nachwelt übergehe.

Nun, da der kaiserliche Dulder ausgerungen hat und des ewigen Friedens genießt, den er auf Erden gleich seinem unvergeßlichen Vater erhalten und fördern wollte, gedenken wir der Erhabenheit, mit der er dem furchtbaren Leiden standgehalten, sodaß sein Heldenmuth und die Kraft der Ueberwindung uns Zuschauern mehrmals die klare Besonnenheit scheuchte und wir zu hoffen wagten, wo es doch keine Hoffnung gab, sondern nur die Einsicht in das Unvermeidliche galt. Wir haben uns erbauen dürfen an den Beispielen des Pflichtgefühls, der Selbstverleugnung,

Digitized by Google

der Herrschertreue auch an diesem Monarchen, und in den drei düstern Monaten seiner Regierung sahen wir die Eigenschaften, um derer willen der Kronprinz Friedrich Wilhelm der Liebling seines Volkes und der Menschheit geworden, im schwersten Läuterungsfeuer die vollgültige Probe bestehen. Die kurze Zeit, seitdem der Kaiser im Wintersturme über die Alpen zur Heimat zurückgekehrt, den verwaisten Thron einzunehmen, hat das Siegel auf die Echtheit des Bildes gedrückt, das in der Nation von „Unserm Fritz" sich gestaltet hatte und fortleben wird, nach der berechtigten Ueberzeugung seines Sohnes und Nachfolgers, unsers nunmehrigen Kaisers, im dankbaren Gedächtnisse der Nation, „solange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird Seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären".

Hat der Verewigte auf den Ruhm des Regenten im Strahlenglanze eigenen Lichts auch verzichten müssen, so dürfte in der That sein Bild für alle Zeiten nicht weniger hell leuchten auf dem Hintergrunde der aufgehenden Sonne des jungen Deutschen Reiches, mit dessen keimhaften Regungen seit dem Beginne des Jahres 1864 das öffentliche Wirken des Kronprinzen aufs engste verbunden gewesen. Vom dänischen Feldzuge an, der uns Genossen der neuen Zeit das patriotische Blut zuerst in Wallung gebracht, sind wir gewohnt, fast jedes große Ereigniß mit der herrlichen Gestalt des Königssohnes zu verknüpfen. Der 18. April jenes Jahres der nationalen Morgenröthe sah ihn auf den zerschossenen Düppeler Schanzen den siegreichen Vetter Friedrich Karl begeistert begrüßen. Auf dem alten Kampfplatze des Ahnherrn, des Großen Kurfürsten, hatten unter seinen Augen die Waffen Preußens den verblichenen Glanz wiedergewonnen. Dann kam der Krieg der sieben Wochen, der Einbruch der II. Armee in Böhmen unter des Kronprinzen Führung, und der Abend des 3. Juli auf dem Schlachtfelde von Königgrätz, da der oberste Kriegsherr dem Sohne, der die Entscheidung des Sieges gebracht, das Kreuz pour le mérite überreichte. Da wurde zuerst im preußischen Heere der Stolz auf seinen Helden und die Herzensfreude an seiner menschlichen Liebenswürdigkeit laut in der Bezeichnung „Unser Fritz".

Und nun der Sommer 1870! O, was ist es doch werth, jene hohe Zeit erlebt, mit durchlebt zu haben! Vergegenwärtigen wir uns die erhabensten Augenblicke, die entzückendsten Erinnerungen, so sind sie alle mit unserm nun stillen Kaiser verwoben. Wie die gespannte Erwartung, die bange Sorge mitunter, gelöst ward durch die Kunde von Weißenburg, wie jede, rasch gesteigerte Hoffnung überboten ward durch die Siegesbotschaft von Wörth, wie das Elsaß wieder unser ward und Straßburg uns sicher, und wie nun Meldung über Meldung kam vom Geiste des Heeres, vom Wetteifer zwischen den Kriegern aus Nord und Süd, wie die III. Armee thatsächlich schon das deutsche Heer zur Erscheinung brachte und Züge um Züge aus dem Verhalten des erlauchten Feldherrn den Weg zurück in die lauschende Heimat und weit über deren Grenzen fanden — da ward die preußisch-dynastische Empfindung für „Unsern Fritz" zum deutschen Gemeingefühl, und der Grundstein zum Deutschen Reiche war gelegt im Bewußtsein und im Verlangen der Nation.

Dann kam der beschleunigte Marsch nach Sedan, und im rechten Augenblicke mit der von ihm gewohnten Verwendung seiner Truppen schloß der Kronprinz die verhängnißvolle Einkreisung des fran-

Digitized by Google

zösischen Heeres. Es erfolgte durch ihn die Umschließung von Paris. „Das alles zusammen genommen bezeichnet den großen, den glücklichen Feldherrn; dir gebührt daher die höchste Stufe des militärischen Ranges.“ So begründete am 28. Oct. Kaiser Wilhelm die Abweichung vom Herkommen der Hohenzollern, die Würde des Generalfeldmarschalls keinem Prinzen des Hauses zu verleihen.

Am 18. Jan. 1871 fiel als reife Frucht der dem deutschen Heere erwachsenen Lorbern das Kaiserreich der Nation in den Schoß. Als erster huldigte der „Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen“ dem großen Kaiser.

Das Reich, das er so wesentlich mit erkämpft, hat er darauf im Frieden mit gefestigt. Keine Persönlichkeit war so geeignet, die in den Stunden der Noth und der Begeisterung geschlossene Verbindung durch persönlichen Verkehr zur eisern festen Institution zu verschweißen und die zu Anfang unausbleiblichen Härten und Unebenheiten der engen Verbindung zu mildern und zu glätten. Zumal in Baiern hat des Kanzlers Einigungswerk alle die Jahre hindurch keinen erfolgreichern Förderer gesehen als den Generalinspector der IV. Armeeinspection, und geradezu Rührendes wäre von der zarten Rücksichtnahme zu erzählen, die unter der dort obgewalteten traurigen Lage der hohe Inspicient zu beobachten sich bewogen fand.

Wie im Reiche auf den zahllosen Reisen und bei den Vertretungen des kaiserlichen Vaters der Kronprinz die Vorstellung der Reichseinheit zur vertrauten und lieben Anschauung zu bringen wußte, so auch im Auslande das Ansehen und die Friedensaufgabe der neuen staatlichen Schöpfung. Auch hier hat „Unser Fritz“ durch seine hinreißende Persönlichkeit die Ziele Kaiser Wilhelm's und des großen Kanzlers aufs wirksamste unterstützt und der diplomatischen Arbeit vielfach zur Grundlage oder Ausreifung verholfen. Auf Oesterreich und Italien, auf Spanien und den Papst, auf Schweden ist nur hinzuweisen.

In hellsten Farben leuchtet das Bild des Kronprinzen in der Erinnerung der Welt. Die Jahre gingen spurlos über ihn hin. Schon Großvater, ward er von den Damen Spaniens als jüngerer Mann angesehen; wie hat er, noch sind nicht zwei Jahre verflossen, in Heidelberg alles durch seine jugendliche Frische entzückt; selbst noch im letzten Sommer in London das Aufsehen durch seine prachtvolle Erscheinung erregt! Kraft seiner Schönheit und Stärke, seines sonnigen und milden Wesens hat man ihn eine Siegfriedsgestalt genannt. Dazu stimmte seine Neigung für Wissenschaft und Kunst, für alles geistige Leben, für jede sittlich berechtigte freie Bewegung. Doch noch weiter ließe der Vergleich sich fassen; von einer Siegfriedsnatur, auch von einem Siegfriedsgeschick dürfte man reden; aber das auszuführen wäre heute nicht die Stunde.

Wenn der Herrscher um des Reiches, und nicht das Reich um des Herrschers willen da ist und keinem Herrscherhause mehr als den Hohenzollern das „Im Dienen sich verzehren“ in Fleisch und Blut übergegangen ist, so hat der Sprosse dieses erlauchten Namens, dessen Andenken unsere Thränen rinnen macht, dienend seine Bestimmung wie kein anderer erfüllt. In großer Sache dienend wirken können ist aber mehr, als selbstherrliches Bestimmen in kleinerer Zeit. Jenes ist dem Kaiser Friedrich in treuer Selbsthingabe während langer Dauer geworden, und er hat aus seinem erfolgreichen Wirken Freude und unvergänglichen Ruhm gezogen. Aber auch da er

Digitized by Google

unter dem Schatten des Todes sich vor den Thron gestellt sah, und in Wirklichkeit ihn doch nicht zu besteigen und nur seine edeln Willensregungen kundzuthun vermochte, auch in diesen hundert schweren Tagen hat er dem Reiche, hat er Preußen gedient. Blos durch den Antritt der Regierung hat er zur Festigung des neuen Reiches beigetragen, immerhin fördernd die Hand an den Ausbau desselben gelegt. So manche Fragen und Besorgnisse, die vor vierthalb Monaten laut wurden, wie die Satzungen und Einrichtungen des Reiches sich bewähren würden, da der Gründer desselben mit seinem unvergleichlichen Ansehen zu Grabe gegangen, sind heute verstummt. Vielleicht hätte der für uns selbstverständliche ruhige Uebergang des Kaiserscepters von einer Hand in die andere heute sich doch nicht so unangezweifelt vollzogen, wäre nicht der Vorgang der Erbfolge vor so kurzer Zeit noch in frischester Erinnerung. Vielleicht böte so manchem der jähe Wechsel in der Handhabung der gewaltigen Machtfülle des Deutschen Reiches, wie er in der unmittelbaren Nachfolge eines jungen Herrschers auf den ehrwürdigen Patriarchen der Fürsten gelegen, Anlaß zu Aeußerungen, die dem Welt- und innern Frieden wenig dienlich erscheinen könnten. Fehlte es selbst heute nicht an solchen, so sind sie sicher gemildert und ohne Tragweite, weil die Erfahrungen eines Vierteljahres zwischen den Ereignissen liegen. In diesem Sinne ist Kaiser Friedrich's leidensvolle Regierung, die möglicherweise sein Ende beschleunigt hat, ein Dienst für die stetige Fortentwickelung des Reiches, die Erhaltung des Friedens, den ungestörten Regierungsantritt unsers Kaisers Wilhelm II. gewesen. „Aliis inserviendo consumor", der Gedanke mag den erhabenen Dulder wol erquickt haben.

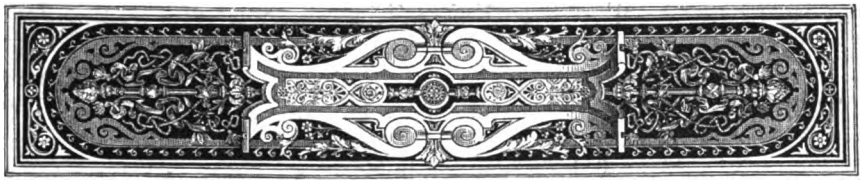
Doch noch nach anderer Richtung könnte sein Märtyrerthum dem Sohne, unserm jetzigen kaiserlichen Herrn, und uns, seinem Volke, zu dauerndem Segen gereichen. Wäre Wilhelm II. nicht schon der frühgereifte, zielbewußte Mann, als den das deutsche Volk ihn bereits erkennen konnte, so hätten Gottes Schickungen, die seit dem Herbste auf ihn eingestürmt, ihn dazu schmieden müssen. Nun kommt all das hinzu, was in diesem düstern Vierteljahre zu erleben uns beschieden war: der Einblick in ein Gewirr von Lug und Trug und Frechheit im politischen Leben unsers Volkes, wie er doch wol kaum vorausgesetzt werden konnte.

Wir alle haben gelernt und sind gewärtig der Gefahren, die dem innern Frieden des Reiches und seiner Wohlfahrt drohen. Unter der Führung unsers Kaisers hoffen wir ihnen zu begegnen. Einheitlicher und stetiger denn zuvor liegt die fernere Entwickelung vor uns. An das greise Heldengeschlecht, das die große neue Zeit der Nation heraufgeführt, schließt sich nun der princeps juventutis, der Vornehmste und Reifste jener Jugend, auf die Fürst Bismarck die Zukunft des Reiches baut; das Geschlecht der neuen Zeit tritt selbst an die Verwirklichung seiner Ideale heran. Seinem erlauchten Führer, unserm Kaiser Wilhelm II., bieten wir dazu in vollstem Vertrauen Treue um Treue.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google



Eine Marmorgruppe.

Novelle von **M. Asmus.**

In den Sälen des Ausstellungsparks bewegte sich eine froh genießende Menge. Ein schöner Zweck hatte alle diese Menschen aus den verschiedensten Klassen hier zusammengeführt, das Kunstinteresse füllte die engbegrenzten wie die weitreichenden Gedanken. Der Anblick des Schönen stimmte heiter und milde, und die, welche Rang, Stand oder Sonderbestrebungen vergessen lassen, daß sie Mitmenschen waren, fanden sich hier friedlich und duldsam nebeneinander als Mitgenießende. Das von der Seele erfaßte Schöne übte wie immer sein neugestaltendes Werk, das der Empfänger dankbar und andächtig hinnahm; aber auch eine muthige Kritik des Mangelhaften machte sich mit Befriedigung geltend, und wenn ein treffender Tadel den deckenden Ausdruck gefunden hatte, so fühlte sich der Kritiker freier, als bevor der Fehler sein Auge gereizt und Unbehagen in seiner Seele erregt hatte. Beifall und Misbilligung äußerten sich ungezwungen und vereinten nicht selten Menschen, die sich vorher fern und fremd waren und es nachher blieben, auf Minuten zu warmer Sympathie oder scharf klärendem Streite.

In der Vorhalle links stand eine Marmorgruppe, an der niemand ungetroffen vorüberging. Es war Venus, den Amor züchtigend. Der kleine Gott verstand das Treffen auch noch in seiner demüthigenden Stellung. Die Aeußerungen waren hier besonders lebhaft, selbst einsamen Beschauern entfuhr mindestens ein schadenfrohes Auflachen.

„Wie reizend! Dies bekümmerte Gesichtchen der armen Mutter Venus! Der hat der kleine Quälgeist arg zugesetzt! Und der süße, unnütze Junge! Das ist unter den Gewinnen, das muß ich haben!“

„Ach, der kleine Amor! Das liebe, weinerliche Gesicht! Und wie er das Händchen vor die Ruthe hält! Das will ich gewinnen!“

„Prachtvolle Göttin! So recht! Das hat der kleine Schlingel verdient!“

„O, Oskar!“ sagte eine junge Frau, „die Gruppe müssen wir auf unser gemeinschaftliches Los gewinnen! Sie ist süß und so originell!“

„Ja, Frauchen, das wäre etwas für unsern neuen Hausstand, wie?“

„Hoffentlich werden wir aber nie Ursache haben, dem Amor zu zürnen!“

„Das Zürnen der Venus sieht ja so niedlich aus!“

„Der armen Venus ist aber nicht wohl dabei!“

„Nun, sie rächt sich!“

„Das macht es nicht besser! Aber sieh nur, wie allerliebst der Junge ist! Und wie sie ihn an den Flügelchen packt! Wo würden wir die Gruppe hinstellen?“

„In mein Studirzimmer, wie?“

Digitized by Google

„Oder in den Salon?"

„Warum soll denn alles Schöne in den Salon? Die besten Bilder sind schon da!"

„Venus und Amor paßt gar nicht in das Studirzimmer eines Mediciners, und du hast schon den Sokrates und den Aesculap!"

„Die alten, grämlichen Herren! Ich möchte zu gern das kleine verzagte Gesicht um mich haben!"

„Ich finde deine Venus gar nicht so überschön!"

„Lili, mach' doch die Augen auf! Komm, ich nehme noch ein Los!"

In einiger Entfernung von der Marmorgruppe stand eine junge Dame, anscheinend in die Besichtigung eines Bildes vertieft. Doch ihr Blick haftete nur zerstreut an den Linien und Farben, und sie verlor kein Wort von den Aeußerungen um sie her. Ihre Erscheinung war nicht ohne Anmuth, doch eine leichte Nachlässigkeit in Anzug und Haltung beeinträchtigte die Wirkung des dunkeln, anziehenden Gesichtes.

Nach der Entfernung der jungen Eheleute zog die Dame ein mehrfach gefaltetes Papier und einen Bleistift aus der Tasche und schrieb auf der freien Hand:

„Der unartige Amor. Während er gestraft wird, verübt er schon neue Frevel. Ein junges Paar sieht sich die Gruppe an, der Mann vergleicht das anmuthige Gesicht der Liebesgöttin mit dem seiner Frau; diese bemerkt es und wird eifersüchtig."

So weit hatte die Dame geschrieben, als durch den Anstoß eines Vorübergehenden das Papier zur Erde fiel. Ein hinter ihr stehender Herr bückte sich, um es aufzuheben, und ließ dabei ein ähnliches Blatt fallen. Mit einer Verbeugung reichte er das eine der Dame, steckte das andere in die Tasche und entfernte sich. Auch sie verließ bald darauf die Ausstellung.

Nach einem Wege von etwa einer Viertelstunde trat sie in ein von Gartenanlagen umgebenes Haus, nahm einen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in die Eingangsthür einer Parterrewohnung. Durch ein Vorzimmer, in dem sie Hut und Schirm ablegte, kam sie in ein kleines, äußerst einfach ausgestattetes Wohngemach. Ein alter Tisch mit leinener Decke, einige hölzerne Stühle mit Rohrsitz, ein verbrauchter und geflickter Teppich, das war, außer einem bequemen Ruhestuhl, alles, was das Zimmerchen an Möbeln aufweisen konnte. Dennoch sah es wohnlich und behaglich aus. Die weißen Gardinen des einzigen Fensters waren gefällig aufgenommen, und auf dem Tische stand ein Strauß Blumen, deren Duft den kleinen Raum angenehm durchzog. Auf dem Ruhestuhle lag eine ältliche Dame; sie war die Stiefschwester des jungen Mädchens. Ihre dunkeln Augen, die hell aus dem kränklich blassen, aber regelmäßig geformten Gesicht hervorleuchteten, richteten sich gespannt auf die Eintretende.

„Nun?" fragte sie.

„Herrlich, Hanna! Deine kleine Schrulle war ein köstlicher Einfall. Ich hatte nur zu wählen. Aber sage vor allem, wie es geht und wie du die Zeit des Alleinseins verbracht hast."

„O, ich war natürlich etwas ermüdet von dem gestrigen Besuch in der Ausstellung und von dem ungewohnten Sitzen im Rollstuhle, darum that mir das Alleinsein gut. Und ich habe an so viel zu denken, das reicht auf lange Zeit. Du mußt täglich hingehen, Gertrud, und mir von dem Leben und Treiben vor den Kunstwerken erzählen."

„Ja, zu erzählen ist genug!"

Hanna wandte sich vergnügt zu der Schwester: „Also du fandest wirklich

Digitized by Google

Stoff zu einer Novelle bei unserer Gruppe? Siehst du, wie gut es ist, wenn man der alten Schwester folgt? Ich hatte mich nun einmal darauf versetzt!" Während sie sprach, unterdrückte sie mühsam die durch eine unvorsichtige Bewegung hervorgerufenen Schmerzen. Gertrud umfaßte sie und brachte die kranken Glieder in eine bequeme Lage. Ihre Besorgniß ließ sie die Frage der Schwester vergessen. Diese hatte sich erholt und sah sie ungeduldig an. „Nun?" fragte sie wieder.

Gertrud's Gedanken kehrten zu dem eben verlassenen Schauplatze zurück, und sie erzählte, was sie Neues gefunden und was sie von dem mit der Schwester zusammen Bewunderten wiedergesehen hatte.

„Aber bei unserer Lieblingsgruppe finden wir viele Rivalen. Keiner geht vorbei, ohne stillzustehen, und die mannichfachsten Kundgebungen hört man da. Der Schluß ist immer: «Das muß ich gewinnen!»"

„Aber der Stoff, Gertrud!"

„Hier ist er!" Gertrud zog das zusammengelegte Blatt aus der Tasche und faltete es auseinander: „Höre nur!"

„Nun, Gertrud, wie lange soll ich warten?"

„Was ist das?" rief diese. „Das ist ja nicht mein Blatt! Das sind Verse! Ach, nun erinnere ich mich! Denke dir, ich ließ das Blatt fallen, ein Herr hob es mir auf, dabei entfiel ihm ein ähnliches. Bei der Rückgabe hat er es vertauscht."

„Wie dumm! Erinnerst du dich deiner Aufzeichnungen?"

„O, vollkommen!" Gertrud wiederholte das Gespräch der jungen Eheleute nnd ihren eigenen Entwurf, und die Schwestern führten mit Geschick den Anfang einer kleinen Erzählung aus.

„Du, Hanna", sagte Gertrud nach einer Pause, „der Dichter liest gewiß meine Aufzeichnung, warum soll ich nicht seine Verse lesen?"

„Verse? Ach, die hatte ich vergessen. Verse sind Gemeingut! Laß hören!"

Gertrud sah mit neugierigem Interesse in das Blatt, dann las sie:

Jammer im Olymp und Klage!
Amor, Störer allerwärts,
Götter und der Menschen Plage,
Traf der holden Mutter Herz!

Bittre Thränen auf den Wangen,
Uebt sie ihre Mutterpflicht;
An den Flügeln eingefangen,
Schreit der kleine Bösewicht.

Wer es sieht, weiß nicht zu sagen,
Was von beiden schöner sei,
Ob der Göttin rührend Klagen,
Oder Amor's Wehgeschrei.

„Die Verse müssen wir haben! Schreibe sie ab, Gertrud! Wie sah der Dichter aus?"

„Ich weiß kaum! Dunkel, glaube ich, und bärtig. Aber wir verplaudern uns hier, und du verpassest deine Abendbrotstunde. Da, lies die Verse noch einmal, während ich uns die Suppe koche!"

Als Gertrud später die Schwester in der Nebenstube zu Bett gebracht hatte, setzte sie sich an den Tisch, auf dem die Lampe brannte. Sie legte ein leeres Heft vor sich hin, und die Feder harrte auf dem Schreibzeug der schöpferischen Hand. Ehe sie aber ihren Gedanken erlaubte, sich von dem künstlerischen Stoff fesseln zu lassen, wendete sie sie auf die nächstliegenden Pflichten. Den kleinen Haushalt und die einfache Kleidung der Schwestern besorgte Gertrud selbst, um für Hanna's Pflege allen Vortheil zu gewinnen, den die geringen Mittel erlaubten. Eine besondere Freude war es Gertrud, wenn sie von dem Honorar für ihre in Zeitschriften veröffentlichten Novellen ein der Kranken abgelauschtes Bedürfniß befriedigen konnte. Der Ruhestuhl war die erste der Ueber-

Digitized by Google

raschungen für Hanna gewesen. Ein Korb mit einer Auswahl guter Weine, eingemachte Früchte und dergleichen Stärkungs- und Erfrischungsmittel fanden aus derselben Hülfsquelle ihren Weg in den kleinen Haushalt. Gertrud sann eben eine List aus, wie sie der Schwester das junge Huhn, das morgen auf ihren Tisch kommen sollte, ungetheilt zuwenden könnte. Wenn Hanna weniger zerstreut die Bedürfnisse des Essens und Trinkens befriedigt hätte, so würde sie sich oftmals gewundert haben über den sonderbaren Geschmack der Schwester, welcher die starken Weine zuwider waren, die Früchte zu süß, und die das Wildpret für ihrer Natur schädlich erklärte.

Gertrud fürchtete, daß der gestrige Ausflug ihrer Schwester nachhaltig geschadet haben könnte. Sie hatte beim Abendbrot und nachher eine Unruhe gezeigt, die Gertrud sonst nicht an ihr kannte. In den letzten Jahren war sie viel schwächer geworden. Während sie früher oft saß, auch manchmal, auf Krücken gestützt, im Zimmer umherging, war sie jetzt fast immer auf ihr Lager gefesselt.

In ihrem sorgenden Sinnen wurde Gertrud durch den Anblick des vertauschten Blattes unterbrochen, das sie ihrer Schwester abgenommen und auf den Tisch gelegt hatte. Sie las die Verse wieder durch und schrieb sie sorgfältig auf ein zierlich beschnittenes Blättchen. Dann betrachtete sie lange die Handschrift des Originals. Die Züge waren flüchtig mit Bleistift hingeworfen, ließen aber doch einen eigenartigen Charakter hervorblicken. „Er wird sicher wiederkommen, die verirrten Geisteskinder einzutauschen", dachte Gertrud. Ihre Gedanken waren durch die Verse wieder auf den Boden ihrer entstehenden Novelle versetzt, und sie wandte sich den leeren Blättern zu.

Mit kundiger Hand schilderte sie das Kunstwerk Gustav Eberlein's, dann das junge Paar im Anschauen und in eifriger Unterhaltung. Sie sind im Anfang ihrer Flitterwochen, im sichern Besitze des ersehnten Glückes. Es reizt ihre Phantasie, den kleinen Gott herauszufordern, sich allerlei Unglück auszumalen. Amor ist ihnen bisjetzt so gnädig gewesen. Aber ungestraft läßt der verschmitzte Unheilstifter sich nicht necken. Aus einer harmlosen Plänkelei zwischen den jungen Gatten weiß er in ernsten Streit hinüberzuführen. Dabei zeigt sich die junge Frau von unvortheilhafter Seite. Die reizende Göttin erscheint ihm schöner als sein zankendes Weibchen. Unbedacht spricht er den Wunsch aus, die Gruppe in seinem Zimmer aufzustellen, wenn das Glück sie seinem Lose zufallen läßt. Er ahnt nicht, daß der Marmor Gegenstand der Eifersucht seiner Frau sein kann. Ob diese nun ihre Nachtheile fühlt, als sie seinen Blick auffängt, der sich vergleichend von ihr zu der Göttin wendet, ob sie der bloße Wunsch verletzt, eine andere weibliche Schönheit, wenn auch nur von Stein, neben ihr in seinem Zimmer zu haben: die junge Gattin geräth ernstlich in Zorn, und der erste Streit entsteht zwischen den bisjetzt so glücklichen Eheleuten.

So weit war Gertrud mit ihrer Novelle gekommen. Sie hatte sich in den Hauptsachen an die Wirklichkeit gehalten, die gegebenen Linien lebhaft ausmalend. Das Erlebte war erschöpft, und die Feder stockte. Die Schwarzwälder Uhr an der Wand zeigte halb zwölf. „Vielleicht bringt mir ein glücklicher Zufall die Fortsetzung", dachte Gertrud, als sie leise in das Schlafzimmer ging, das sie mit der Schwester theilte.

Der kleine Raum war ganz erhellt vom Vollmondscheine. Ein laues Nachtlüftchen drang ins offene Fenster und

Digitized by Google

spielte um Gertrud's geschlossene Augenlider; in ihre ersten Träume mischten sich die Lieder der Nachtigallen. Plötzlich fuhr sie erschreckt empor. Diese Klagen kamen aus einer Menschenbrust. Sie sah angstvoll nach dem Bette der Schwester, das tiefer im Zimmer stand.

Hanna stieß schlafend einige Worte hervor, die durch bitterliches Weinen erstickt wurden. Gertrud war im nächsten Augenblicke bei ihr und schloß sie in die Arme. So durfte sie nicht weiter schlafen, gewiß hatte eine unbequeme Lage beängstigende Träume verursacht. Hanna erwachte bei der Schwester Bemühungen und trocknete die Thränen, die über ihre Wangen liefen. Sie dankte in besonders innigem Tone und versicherte, daß sie sich ganz wohl befände. Aber ihre traurigen, dunkeln Augen blickten noch lange auf die gegenüberliegende Wand, wo der Mondschein seine vielgestaltigen Bilder zeichnete, während Gertrud träumte, die junge, gekränkte Gattin nähme der Venus die Geißel aus der Hand und hieb auf Amor los, und die Göttin setzte sich an Gertrud's Manuscript und schrieb die Geschichte weiter.

„Sieh mich nicht so mistrauisch an, Gertrud", sagte Hanna am andern Vormittage, als sie in ihrem Ruhestuhle lag. „Es ist nichts zu argwöhnen. Mein anspruchsvollster Theil, der Körper, ist in seiner gewöhnlichen Verfassung."

„So ist es die Seele?"

„O, die darf nicht mitreden! Komm, laß uns schnell den Nachtspuk zerstreuen! Gib mir noch einmal jene Verse. So! Nun denke dir, Kind, wie ein zufälliges Naturspiel solche Macht haben kann! Ich dachte, alles wäre begraben unter der Decke der Zeit. Da führt mich der Anblick dieser Handschrift zwanzig Jahre zurück und läßt mich Glück und Schmerz wieder durchleben, als ob es mir jetzt geschähe. Sieh, so schrieb er, der nun so lange todt ist. Als du mir das Blatt gabst und mich allein ließest, war es mir wie damals, wenn ich mit einem Briefe von ihm allein blieb. Ich hatte Mühe, die Worte nicht an die Lippen zu ziehen."

Gertrud hatte ihren Stuhl etwas zurückgeschoben, um der Schwester nicht ins Auge zu sehen. Sie wollte durch ihren Anblick den Erguß des vollen Herzens nicht stören.

„So, gerade so war sein H, das so oft aus seiner Feder kam: «Hanna!» Da sind dieselben festen Häkchen an den Schleifen. Wie wurde alles wieder in mir wach! Jene schreckliche Fahrt auf der Eisenbahn! Der Betrug gegen die Mutter, welche dein Vater bestimmte, ihre Einwilligung zu der Verbindung mit dem armen Gymnasiallehrer zu verweigern, weil ich vortheilhaftere Partien machen konnte. Unsere Verabredung, uns auf der Reise ins Gebirge zu treffen, auf der ich die Aeltern begleitete! Ich war ganz willenlos gegen ihn, und das Romantische der Flucht, und der dadurch erzwungenen Einwilligung der Aeltern schien mir ganz im Einklang mit unserer leidenschaftlichen Liebe zu stehen. Ich wußte ihn in demselben Zuge und dachte an nichts als an den Augenblick, wo wir halten würden und ich mich mit ihm entfernen sollte. Dann" — Hanna hielt einen Augenblick inne und schloß schaudernd die Augen — „der furchtbare Zusammenstoß und die lange Nacht der Bewußtlosigkeit! O, dies Erwachen! Es war in einem Bahnwärterhäuschen. Die Leute hatten mich erst mehrere Tage nach dem Unglück aufgefunden. Ich war unter ein überhängendes Felsstück geschleudert worden und bei den officiellen Nachsuchungen unentdeckt geblieben. Die guten Menschen hatten mich

Digitized by Google

mit Hülfe eines Arztes zum Leben und zu dieser Existenz gebracht. Eine innere Verletzung schnitt jede Hoffnung auf völlige Genesung ab. In der Liste der Vermißten las ich die Namen unserer Aeltern und den meines Geliebten. Meine Pfleger wollten mich bestimmen, meine Rettung zu veröffentlichen. Ich sagte, daß dies zwecklos wäre, da ich meine Angehörigen verloren hätte. Aber eifrig sah ich in den Zeitungen nach ähnlichen Anzeigen von seiten der Meinigen. Und wirklich fiel mir eines Tages der Aufruf Gustav Volkmann's, meines Verlobten, ins Auge, der nach mir suchte. Jetzt erst fühlte ich den ganzen Jammer meiner Lage. Er lebte, er wollte zu mir, und ich mußte mich ihm verbergen, ich durfte nicht so unedel handeln, sein junges Leben an einen Krüppel zu binden. Es gelang mir, das Blatt meinen Pflegern zu entziehen, der Arzt hatte wol kaum meinen Namen gehört, auch ließ seine damals besonders in Anspruch genommene Thätigkeit ihm nicht viel Muße zum Zeitungslesen. Als ich fortgebracht werden konnte, zog ich nach Berlin, wo ich mich zu einfachen Leuten in Pflege gab. Nach R., unserm frühern Wohnorte, wollte ich nicht. Er war dort. Der Krieg brach aus, Gustav zog mit und fiel. Da trat der peinigende Gedanke vor mich, uns das letzte Jahr des Glückes geraubt zu haben. Wir hätten diese kurze Zeit noch füreinander leben können. Jahre vergingen mir einsam und öde. Ich hatte mich gleich nach Gustav's Tode, als ich wieder wagte, ein Lebenszeichen von mir zu geben, nach meiner kleinen Schwester erkundigt. Sie war in guter Pflege bei Verwandten ihres Vaters, die ich wenig kannte. Da — sie war etwa 14 Jahre alt — trat sie eines Tages plötzlich zu mir ein. Sie wollte ihre Schwester sehen. Seit der Zeit hat sie mir Heimat, Liebe und Glück gegeben, sie ist die Sonne meines früher so kalten Lebens geworden. Warum weinst du so, Kind? Es ist nun ja gut, alles gut!"

„Liebe, liebe Hanna!" Weiter konnte Gertrud nichts hervorbringen.

Hanna hatte ihr nie in dieser Ausführlichkeit von ihrer Vergangenheit gesprochen, nun war sie so fassungslos der geliebten Schwester gegenüber, daß diese alles aufbieten mußte, sie zu trösten.

„Es ist ja nur dieses Blatt! Eine neue Mystification des bösen Amor! Da, nimm es und sieh zu, daß du recht etwas Hübsches zu erzählen hast, wenn du heute zurückkommst!"

Wieder das Leben und Treiben in den der Kunst geweihten Räumen, dieses Wogen und Murmeln der Menge. Gertrud fühlte die Last sanft von sich genommen, die ihr Herz bedrückte; ihr Auge entschleierte sich, als es auf den reinen Formen ruhte. Sie ging zuerst durch die der deutschen Kunst gewidmeten Säle der Mitte, sich hie und da aufhaltend, wenn sie von einem bekannten Lieblinge gefesselt oder von bisher Unbeachtetem getroffen wurde. Dann kehrte sie zurück und wandte sich zur Vorhalle links. Der Platz vor der Marmorgruppe war gerade leer, sie stellte sich davor und ergötzte sich von neuem an dem reizenden Werke. Als sie den Blick einmal zur Seite wendete, traf sie auf ein paar Augen, die ernst und fast forschend auf sie gerichtet waren, sofort aber einen gleichgültigen Ausdruck annahmen, als ihr Besitzer sich Gertrud zuwandte. Diese war erröthet, und, davon peinlich berührt, wollte sie sich entfernen, als sie von der ruhigen Anrede des Herrn zurückgehalten wurde.

„Erlauben Sie, daß ich mein gestriges Versehen wieder gut mache", sagte er, ihr das vertauschte Blatt reichend;

Digitized by Google

„ich habe zwei sehr ähnlich aussehende Stückchen Papier verwechselt.“

Gertrud nahm ihr Blatt und gab ihm das seine. „Es scheint“, sagte sie, „daß der «Störer allerwärts» sich bewährt, wo nur von ihm die Rede ist!“

„So haben Sie mein Blatt gelesen?“

„Ja!“ Gertrud erröthete wieder. „Sie meins nicht?“ fragte sie etwas ängstlich.

„Nein, wie dürfte ich das? Es hätte ja ein Geheimniß sein können. Aber —“, setzte er hinzu, als er ihre Beschämung sah, „Verse — das ist etwas anderes. Das poetische Gewand schützt vor jeder Bloßstellung, es schließt sich ohne Unterschied um Eigenes und Fremdes.“

„Der Meinung war meine Schwester auch!“ rief Gertrud erleichtert. Dann sagte sie sich mit neuem Erröthen, daß der Dichter ihr fremd war und sie ihm noch fremder, und, sich leicht gegen ihn verneigend, fügte sie hinzu: „Ich freue mich also, daß Ihre Anschauung mich freispricht.“

Er verbeugte sich tief und verließ die Halle. Gertrud ging vor den Bildern hin und her und dachte mit angenehmer Erregung an das kleine Gespräch. Wie gewinnend war die Rücksicht, mit der er sie vor sich selbst entschuldigt hatte! Sie führte die Unterhaltung in ihrer Phantasie weiter, machte geistreiche Bemerkungen und hörte die ernste, tiefe Stimme ihres Gefährten treffende Gegenreden machen.

Sie riß sich aus ihren Träumen, als sie bemerkte, daß sie mit rücksichtslosem Lächeln auf den am Sarge seiner Braut weinenden Jüngling gesehen hatte. Die Halle war voller Menschen, sie mußte ihren Gesichtsausdruck beherrschen. Sie wendete sich wieder zu Venus und Amor. Da fand sie sich zu ihrer Ueberraschung neben der Heldin ihrer Novelle, die, allein, in düsterm Sinnen auf ihre steinerne Rivalin blickte.

Nachdem sie einige Minuten in stiller Betrachtung nebeneinandergestanden hatten, zeigte die junge Frau offenbar Lust, sich mitzutheilen, und da auch Gertrud keine abweisende Haltung annahm, so begann sie halb schüchtern und halb vertraulich:

„Eine sonderbare Gruppe, nicht wahr?“

„Gefällt sie Ihnen nicht?“ fragte Gertrud verwundert.

„Ich finde nur den Amor hübsch!“ sagte die Dame jetzt sehr entschieden. „Die Venus ist mir zu jung; sie sieht aus, als ob sie auch nur um Schläge weinte wie ihr Junge. Und dann ist die Scene für unsere Zeit doch zu barbarisch. Wer schlägt denn heute noch?“

Gertrud lachte: „Die Göttin wird auf ihrem Fluge zur Erde wol mehr in das Volks- als in das Salonleben gesehen haben, und dort haben sich ihr gewiß so zahlreiche Beispiele geboten, daß sie der Versuchung nicht widerstehen konnte gegenüber diesem unnützesten aller Jungen.“

Die Fremde lachte jetzt auch, aber ihre Stirn erhellte sich nicht dabei. „Der böse, böse Knabe!“ sagte sie in aufrichtigem Aerger, und ihre Hand ballte sich in dem feinen Handschuh zu einer niedlichen Faust. Gertrud sah sie an. Wie hübsch sah sie jetzt aus, viel hübscher als gestern! Wieder eine Bosheit von Amor! Wieviel mehr wäre dieser Ausdruck doch neben dem wankelmüthigen Gatten am Platze gewesen! Gertrud bemerkte, daß die Züge eine leichte Aehnlichkeit mit denen der Venus hatten und darum ein Vergleich um so näher lag. Die junge Frau begegnete Gertrud's betrachtendem Blicke. Sie wurde sehr roth und ihre Augen blitzten die Venus feindlich an. Gewiß

Digitized by Google

hatte sie Gertrud in Verdacht, die gestrige Beobachtung ihres Mannes zu wiederholen. Um diesem Mistrauen zu begegnen, sagte Gertrud schnell:

„Man könnte fast glauben, Sie hätten zu dieser Figur Modell gestanden.“

„Wirklich?“ sagte die junge Frau stutzend. „Wirklich?“ wiederholte sie erfreut, und ihre Augen leuchteten versöhnt zu der Göttin empor. „Welch ein sonderbarer Zufall! Sollte den sich Amor nicht zu Nutze machen, im Guten oder Bösen?“

Sie versank in Sinnen, und sich gegen Gertrud verneigend, entfernte sie sich langsam.

Froh, daß der Stoff ihr so ungesucht zufiel, machte Gertrud einige flüchtige Bemerkungen auf ihr Blatt. Als sie fertig war, hielt sie das Papier spielend in der Hand und ließ es endlich lächelnd fallen. Aber sie mußte sich selber bücken, um es aufzunehmen. Plötzlich kam ihr der Gedanke, die Runde durch alle Säle zu machen, um eine allgemeine Wiederholung des Gesehenen anzustellen. Langsam durchschritt sie die Räume, ihrem scharfen Auge entging nichts in denselben, weder an den Wänden noch davor. Aber die Aufgabe mochte wol etwas zu groß gewesen sein an dem heißen Tage. Gertrud's Gesicht verdüsterte sich, je weiter sie kam desto mehr. Als sie das Gebäude verließ, sah sie fast niedergeschlagen aus, und erst während sie die Thür ihrer Wohnung aufschloß, erheiterten sich ihre Züge wieder.

„Fortsetzung der Dichterbekanntschaft! Weiterentwickelung der Novelle!“ rief sie der Schwester entgegen.

„Komm schnell, Kleine! Das ist reicher Stoff bis zum Abendbrote.“

Gertrud setzte sich zu der Schwester und lebte erzählend die letzten Stunden noch einmal durch, während Hanna still, mit träumerischem Lächeln zuhörte.

„Und wie sieht der Dichter aus?“ fragte sie zuletzt.

„Er ist nicht groß, hat ein gerades Profil, einen schwarzen, angegrauten Vollbart und dichtes, graues Haar.“

„So ist er nicht mehr jung?“

„Nein, gar nicht! Es ist keine Gefahr für deine kleine Schwester.“

„Ist er denn noch zu haben?“

„Ich weiß nicht. Nach seiner Hand habe ich nicht gesehen, er hatte auch wol Handschuhe an!“

„Nun also die Novelle!“ Die Schwestern besprachen den gegebenen Stoff und entschieden, daß Gertrud heute nur zu copiren hätte.

Diese sah hierauf lange in ihre Aufzeichnungen, ohne auf mehrere hingeworfene Bemerkungen Hanna's zu antworten. Plötzlich fuhr sie aus ihrem Brüten auf. „Nein!“ rief sie, „das geht so nicht!“

Hanna sah sie verwundert an.

„Das ist Handwerkerarbeit! Ich schreibe ab, und ich habe nicht einmal ein Kunstwerk vor mir.“

„Du hast die Wirklichkeit!“

„Aber, Hanna!“

„Sei nicht böse, kleine Schwester! Es ist mir so, als hast du recht! Erkläre dich nur!“

„Die Wirklichkeit ist für den Menschen nur auf Treu und Glauben ein Kunstwerk“, sagte Gertrud. „Sie ist, wenn du so willst, Gottes Kunstwerk, nur von ihm fertig gesehen und verstanden. Die Einzelheiten sind wie Scenen aus dem Drama eines Dichters, abgelöst vom Ganzen meistentheils unverständlich und unfertig. Wir können die Wirklichkeit für unser Kunstwerk benutzen, müssen aber, wo die einheitliche, abschließende Entwickelung fehlt, diese schaffen. Auch die Erlebnisse bieten oft ein kleines Ganzes, wie auch der Dichter wol einmal einen Theil seines Werkes in sich abrundet, sodaß er herausgenom-

Digitized by Google

men und für sich existiren kann. Aber es ist die Aufgabe eines jeden Künstlers, die Wirklichkeit zu prüfen, ob sie sich als Wahrheit bewährt, und wo er sie benutzt, ihr den Stempel des Kunstwerks aufzudrücken."

„Du hast recht!" sagte Hanna nach einigem Nachdenken. „Sonst wären ja auch die Kunstwerke nur Vervielfältigungen und keine Neuschöpfungen."

„Gestern fühlte ich das nicht, da das kleine Ereigniß ein niedliches, fertiges Genrebild bot, heute würde ich blinde Schreibarbeit thun."

„Aber diese kleine hübsche Novelle! Wie schade!"

„Laß nur! Sie wird doch! Nur will ich nicht mit verbundenen Augen weiter tasten. Ich mache den Entwurf heute noch fertig und nehme von den Erlebnissen, was mir gefällt; z. B. muß sie jedenfalls gut enden, eine tragische Entwickelung können diese Figuren nicht aushalten. Sie sind nicht tief genug schattirt."

„Schattire doch nach Belieben!"

„Nein, diese Linien verlangen mehr Farbe als Schatten. Laß nur! Du wirst zufrieden sein!"

Aber als Gertrud am Abend spät vor ihrem Manuscript saß, fand sie das Entwerfen so schwer wie noch nie. Ihre Gedanken waren in den Kunstsälen. Sie sah die Marmorgruppe vor sich, und ihre Phantasie ließ den Ausdruck auf Amor's Gesicht fortwährend wechseln. Jetzt schien er der Schläge seiner Mutter zu spotten, jetzt sogar ein höhnisches Kichern zu verbergen, während er Gertrud ansah.

Sie nahm ärgerlich die Feder und tauchte sie entschlossen ins Tintenfaß.

„Der junge Gatte", schrieb sie, „geht um eine Copie zu kaufen. Als er zurückkommt —"

„Als er zurückkommt —" wiederholte Gertrud träumerisch. Die Feder sank auf die Blätter und die Augen der Schreiberin starrten ins Lampenlicht. „Als er zurückkommt —" murmelte sie wieder.

Sie schob schnell den Stuhl zurück und schloß mit zorniger Hast das Heft. Eine Falte legte sich zwischen ihre Brauen. Dann fuhr sie wie erwachend über die Augen und sah sich verwundert um im vertrauten Zimmer. Was war ihr denn? Sie lachte sich selbst aus. „Ich bin nicht solch ein Kind", sagte sie sich, „mir diese Anwandlung meiner ermüdeten Phantasie vorzuwerfen. Es ist einem Menschen, der, wie ich, in stiller Einsamkeit lebt, natürlich, an ein geistreiches Gesicht und ein inhaltvolles Wort zu denken. Morgen werde ich meinen Entwurf fertig machen."

Am nächsten Tage stattete sie, ihrem der Schwester gegebenen Versprechen gemäß, der Gruppe in der Vorhalle einen Besuch ab; aber als sie sich von neuem an den zierlichen Gestalten satt gesehen hatte, entfernte sie sich, fast erleichtert, nicht durch neue Ereignisse in der Entwickelung ihrer Novelle gestört worden zu sein.

„Und nun wünschte ich, der Fremde käme!" sagte sie sich mit trotziger Offenheit. „Ich würde mich so gut mit ihm über die Gemälde unterhalten können!"

Trotz dieser frei eingestandenen Erwartung wurde sie doch wie von einem Zauberschlage berührt, als sie, im dritten Saale ein Strandbild betrachtend, plötzlich seine Stimme neben sich hörte.

„Es ist sehr schön!" sagte er, sich grüßend gegen sie verneigend, „sehr stimmungsvoll! Man fühlt sich ins Weite, Unbegrenzte gezogen. Der Lichtschein, der vorn auf diesen feuchten Steinen glitzert und sich in die unermeßliche Wasserferne breitet, der Flug der Vögel am Horizonte zieht uns in

Digitized by Google

das großartige Naturleben. Wir fühlen uns so menschenentrückt, allein mit dem Murmeln der Wellen, das wir zu hören glauben, mit dem frischen Seewinde, den wir um unsere Schläfe fächeln zu fühlen meinen."

„Kennen Sie das Meer?"

„Wie mich selbst. Ich bin über den Ocean geschifft und bedauerte oft, nicht Maler zu sein, denn der allein kann die vielen wechselnden Stimmungsbilder, die das Meer bietet, völlig wiedergeben. Und doch —" fuhr er dann, von persönlichen Beziehungen ablenkend, fort, „zeigt uns dies treffliche Bild ein künstlerisches Misverständniß. Sehen Sie diesen Vogel hier dicht vor unsern Augen an, und Sie werden sich unbehaglich berührt fühlen."

„Ja", sagte Gertrud, „er scheint in der Luft festgebunden zu sein."

„Gewiß! Der Künstler hat vergessen, daß wir keine Bewegung, sondern nur den Moment des Innehaltens, des wenn auch noch so flüchtigen Ruhens malen können. Ein Blitz ist kein Gegenstand für die Kunst, ein tanzendes Paar dürfen wir nicht in der Luft schwebend sehen, sondern mit den Fußspitzen den Boden berührend. Der fliegende Vogel bleibt keinen Augenblick stehen, er hält sich nur durch den Flügelschlag im Fluge. Die fernen Vögel, deren Bewegungen unserm Auge auch in der Wirklichkeit nicht zugänglich sind, machen uns den Eindruck, als flögen sie weiter, wie das Wasser durch seine gleichmäßigen Bewegungen immer denselben Anblick bietet."

Gertrud nickte zustimmend. „Ich habe auf einem andern Bilde noch ein größeres Misverständniß gefunden", sagte sie. „Ja, ich möchte das ganze Bild ein Misverstehen der Kunst nennen." Sie ging, von dem Fremden begleitet, durch den Eingang neben dem eben besprochenen Bilde, schritt durch den österreichischen Hauptsaal und durch eins der Nebengemächer in den russischen Saal. Hier zeigte sie auf ein schön gemaltes Bild, auf dem zwei Männer in lebhafter Spannung durch das Fenster einem uns unsichtbaren Vorgange zusehen, während eine Frau in lauschender Stellung sich im Zimmer verbirgt.

„Was ist das?" fragte der Fremde.

„Ihre Frage bestätigt mein Urtheil", sagte Gertrud. „Darf man einem Kunstwerk gegenüber so fragen? Ein Kunstwerk muß ein in sich Vollendetes sein, nicht erst mit dem erklärenden Worte zusammen ein Ganzes bilden. Es erhöht den Eindruck der Malerei keineswegs, wenn ich beim Nachschlagen des Katalogs sehe, daß dies der «Falsche Demetrius» sein soll, und mich dann, im günstigsten Falle, daran erinnere, was draußen vorgeht, was die Männer besprechen, warum die Frau lauscht. Die Geschichte hat dann gewirkt, aber nicht die Malerei. Wenn diese keine Idee ausdrückt und mittheilt, wie das Kunstwerk es muß, so ist sie misverstanden. Der Titel soll, wie der eines Gedichtes, den Inhalt zusammenfassen, aber nicht ergänzen."

Der Fremde stimmte bei und drückte seine Verwunderung aus über die Möglichkeit solchen Misverstehens neben so großer Beherrschung der Technik.

Gertrud war beglückt durch diesen Austausch der Beobachtungen. Beide gingen von Bild zu Bild, zeigten sich ihre Lieblinge und sprachen so frei und mit solcher Freude am Mittheilen, als ob sie alte Bekannte gewesen wären. Sie stimmten meistentheils in ihrem Urtheile überein, und bei Meinungsverschiedenheiten zeigten beide gleich guten Willen, sich überzeugen zu lassen, und begrüßten die Wahrheit aus dem Munde

Digitized by Google

des andern mit ebenso viel Freude, als wenn sie sie selbst gefunden hätten. Als sie auf ihrer Künstlerreise sich einmal im Vorsaale fanden, schlug der Fremde vor, sich draußen etwas zu erfrischen. Damit hatte er aus den idealen Regionen wieder auf gesellschaftlichen Boden zurückgeführt, und beide erinnerten sich, als sie im Garten dem Restaurant zuschritten, daß jeder nicht einmal den Namen des andern wußte. Sie holten nun das Versäumte nach. Der Fremde stellte sich als Dr. Leander vor. „Bibliothekar", setzte er hinzu. Als Gertrud ihren Namen nannte, sah er sie wieder mit dem ernst forschenden Blicke an, welchem sie gestern beim ersten Wiedersehen begegnet war und unter dem sie, zu ihrem Misbehagen, wieder tief erröthete.

„Aber Sie sprachen von einer Schwester?" fragte er hastig, mit verwirrtem Tone.

„Ja, warum nicht? Ich habe, gottlob! eine Schwester!" Er sah wieder gleichgültig weg. Beide gingen schweigend weiter. Gertrud dachte: „Als wir weniger voneinander wußten, waren wir uns weniger fremd!"

Leander wählte ein Plätzchen aus, wo sie die Musik aus geringer Entfernung hören und den Stadtbahnzug vorbeibrausen sehen konnten. Der Kellner versorgte beide mit Bier, und als sie so kameradschaftlich beisammensaßen, kam die gute freie Stimmung, die sie unter den Bildern begleitet hatte, zurück. Sie plauderten über den heitern Sommertag, das bewegte Leben, das hier aus der Kunst, aus dem Fortschritte der Erfindungen und aus der frohen Geselligkeit sprach. Sie machten Bemerkungen über die verschiedenen Gruppen, die sich an den Tischen bildeten. Hier wurden Mittheilungen über das eben Gesehene gemacht; zwischen den Kaffeetassen und den Kuchenpyramiden lagen die Kataloge, in denen nachgelesen und angemerkt wurde. Dort saßen lachend und plaudernd junge, weniger sachlich interessirte Leute. Die duftigen Sommertoiletten schimmerten in zartester Helle, rosige Lippen zogen mit anmuthigem Spiel den Eiskaffee aus den Röhrchen, bis man sich scherzend und tändelnd erhob, um sich in den glänzenden Corso zu mischen, der, den breiten Mittelweg hinauf- und hinabwogend, den Zuschauern ein buntbewegtes Bild bot.

Gertrud und Leander sahen, hörten und plauderten. Gern hätte das junge Mädchen Näheres über ihren Gefährten selbst erfahren, doch, so offen er sich gab in der Darlegung von Ansichten, Geschmack und sonstigen geistigen Mittheilungen, so verschlossen war er, wenn das Gespräch seine Lebensverhältnisse berühren wollte, und ebenso zurückhaltend verhielt er sich in Bezug auf die Gertrud's, denen er nach jener ersten, schnellen Bemerkung nicht wieder nachfragte. Jetzt nahm er Bleistift und Notizpapier. „Bevor wir heute zusammentrafen", sagte er, „habe ich etwas für mein Ausstellungstagebuch gefunden. Erlauben Sie mir, es anzumerken, es könnte mir sonst verloren gehen."

Er zog, auf eine zustimmende Antwort, seine Handschuhe aus, und Gertrud sah den bedeutungsvollen glatten Goldreif an der rechten Hand. Das Blut trat ihr zum Herzen zurück, und gleich darauf fühlte sie, wie ihr Gesicht glühte. Es war gut, daß er schrieb und sie nicht ansah. Was war denn auch? Ein alter Mann, mit dem sie sich so gut unterhielt wie — ja gewiß, wie noch nie im Leben, war verheirathet. Um so sicherer konnte sie sich weiter mit ihm unterhalten. Vielleicht war er auch Witwer. Aber was kümmerte sie das? Er war so viel älter.

Digitized by Google

„Sind es wieder Verse?“ fragte sie, als er mit Schreiben fertig war.

„Ich verstehe“, sagte Leander, „Sie wollen mich beim Worte nehmen. Sie dienen aber sich selbst weniger damit als mir, denn ich werde nun das Vergnügen haben, Ihnen ein Räthsel aufzugeben.“ Er las:

Aus grauen Zeiten sah es neu erstehn,
In alter Schöne, heute Spreeathen,
Durch Künstlerhand vom Süd gebracht zum Nord —
Acht Zeichen nennen uns das große Wort.
Doch, recht besehn, bewegt sich noch daneben
In diesen Zeichen ein besondres Leben.
Seht hier: Drei, sieben, sechs in Herrschermacht,
Hoch ragt der Marmorbilder stolze Pracht.
Hier: Fünf, sechs, sieben, drei spannt seinen Bogen,
Ganz so wie einst, so schelmisch ungezogen,
Und Eins, fünf, acht, mit Schwanz und langem Ohr,
Spielt lustig uns auf seinem Pfeifchen vor.
Acht, zwei, drei, sieben schwelgt in Grausamkeiten,
Eins, sieben fließt noch wie in alten Zeiten.
Die Jahre zogen über jenes Sein,
Der Vier, zwei, drei, sechs, fünf, acht wacht am Rhein,
Die Götter zogen fort, doch spukt die Hex',
Der Kobold und der Vier, acht, sieben, sechs,
Und manches Pfäfflein gibt am ersten Mai acht,
Ruft seufzend: „Gott sei bei uns! Fünf, sechs, zwei, acht!“

Gertrud hatte mit Vergnügen dem Klange seiner Stimme zugehört. Sie war weich und tief, und der Fehler, daß sie, wie auch sein Mienenspiel, selten das Scherzwort markirte, sondern daß Sprache und Gesicht fast immer etwas Ernstes, ja Melancholisches hatten, zog Gertrud an, statt sie zu stören. Das Herz hängt sich gern an die Eigenthümlichkeiten einer geliebten Person, die sie uns vor andern auszeichnet.

Als Leander schwieg, erschrak Gertrud. Sie hatte kaum begriffen, um was es sich handelte.

„Es ist wol nicht möglich, zu rathen, ohne die Zahlen aufzuschreiben“, entschuldigte er mit der wohlthuenden Rücksicht, die Gertrud schon beim ersten Begegnen gewonnen hatte.

„Dictiren Sie es mir“, bat sie, „ich werde es meiner Schwester mitbringen, die versteht sich besser auf Räthsel als ich.“ Er erbot sich, es abzuschreiben, aber Gertrud wollte Hanna nicht wieder durch den Anblick dieser Handschrift aufregen; so schrieb sie selbst.

Das Dictat war fertig, die Gläser waren geleert, Leander stand auf und empfahl sich. „Vielleicht auf Wiedersehen?“ fragte er in herzlichem Tone, der dem ältern Manne gut stand dem jungen Mädchen gegenüber.

„Hoffentlich!“ antwortete sie freundlich, sich zur Unbefangenheit zwingend. Sie warf sich vor, nicht den Aufbruch gemacht zu haben. Sie hatte nicht daran gedacht und hätte noch lange in so angeregter Unterhaltung mit ihm die Zeit verplaudern mögen. Es kränkte sie, daß er diesen Wunsch nicht erwiderte. Sie hatte so viel auf dem Herzen! War denn sein Herz nicht ebenso voll für sie? Morgen konnten sie sich wiedersehen. Aber wie lange war es noch bis morgen!

Sie kehrte noch einmal ins Gebäude zurück, um ihm nicht auf dem Fuße zu folgen, und trat, nach einem flüchtigen Umblick, den Heimweg an. Unterwegs ordnete und klärte sie ihre Gedanken, um Hanna bei der Begrüßung wieder das wohlbekannte Gesicht zu zeigen.

Sie setzte sich neben den Ruhestuhl der Schwester und wiederholte ihr jedes Wort der Gespräche, die sie nie vergessen zu können meinte. Auch Leander's Person, sein Aussehen und Benehmen schilderte sie in lebhaften Farben.

„Aber Kind, er ist dir ganz fremd!

Digitized by Google

Wie konntest du mit ihm so lange zusammen sein, sogar draußen sitzen?"

„Sei keine Pedantin, Hanna! Wenn du ihn sähest, du würdest keine Bedenken haben. Er sieht aus wie die Ehrenhaftigkeit selbst. Auch ist er alt, man hält ihn für meinen Vater."

„Aber er thut dies nicht."

„Er?" Gertrud seufzte leise, dann lachte sie: „Er erst recht, verlaß dich darauf! Nächstes mal erzählt er mir gewiß von seiner Frau. Nein, Schwesterchen, sieh nicht schwarz und störe mir nicht das seltene Vergnügen, mich einmal ohne Rückhalt aussprechen zu können. Nun höre das Räthsel!"

Gertrud las es vor und schrieb sogleich die Zahlenreihe von eins bis acht auf, um die gefundenen Buchstaben auf die betreffenden Stellen zu setzen. Aber schon bei der zweiten Figur rief Hanna: „Amor! und das Ganze: Pergamon!" Gertrud las es zu Ende.

„Das ist viel zu leicht!" sagte Hanna, „aber doch hübsch. Komisch, daß das alles wirklich in diesem Worte steckt!" Dann griff sie nach dem Blatt und gab es enttäuscht zurück, als sie der Schwester Handschrift sah.

„Gib mir Kürschner's «Literatur-Kalender»!" rief sie plötzlich.

Gertrud errieth sogleich, was die Schwester wollte. „Ein herrlicher Gedanke, Hanna! Daß ich daran nicht eher dachte!"

Die Schwestern fanden bald, was sie suchten. Dr. G. Leander hatte ein Werk geschrieben unter dem Titel „Tropenbilder".

„Können wir uns die Ausgabe erlauben?" fragte Hanna.

Gertrud schob die Schublade des Tisches auf und überzählte die kleine Baarschaft. Dann holte sie ihren Hut aus dem Vorzimmer herein.

„Ich wollte mir eigentlich einen neuen kaufen, aber wenn ich einen Schleier über diese alten Spitzen stecke, so hält er noch diesen Sommer aus, und wir haben das Buch."

Hanna seufzte: „Ich weiß nicht, Gertrud! Du solltest mehr auf dein Aeußeres geben; Kleider machen Leute. Du bist zu wenig eitel für deine Jahre."

Gertrud schwieg und ging in die Küche. Sie beeilte das Abendbrot, und als sie die Schwester zur Ruhe gebracht hatte, ging sie zum Buchhändler. Das Buch war vorräthig und der Preis etwa der erwartete. Es berührte Gertrud eigenartig, als sie seine Arbeit, ein Stück von ihm selbst, faßte und mit sich davontrug. Sie hatte nur einen kleinen Umweg zu machen, um an seiner Wohnung vorbeizugehen, die sie auch durch den Kalender erfahren hatte. Ihr klopfte das Herz. Es schien ihr fast zudringlich, ohne sein Wissen so viel von ihm zu erlauschen, und doch konnte sie ihrem mächtigen Wunsche nicht widerstehen. Zwei Fenster waren in dem Hause erleuchtet. Die meisten Bewohner mochten wol schon ihre Sommerreise angetreten haben. Ob jene Fenster die seinen waren? Ob er wol allein dort saß an seinem Arbeitstische, oder mit seiner Frau am Familientische? Gertrud ging langsam an dem Hause vorbei, dann beschleunigte sie ihre Schritte und war bald in ihrem Zimmer angelangt. Sie zündete die Lampe an und setzte sich an ihr Manuscript. Aber der Stoff war ihr plötzlich in so weite Ferne gerückt, daß es ihr nicht glücken wollte, bildend an ihn hinanzutreten. Sie überredete sich, erst die ihr etwa noch vom Zufall gewährte Ergänzung des Modells abzuwarten, ehe sie sich entschied, ob und wieweit es zu benutzen sei. Sie wollte nicht ausarbeiten, bevor sie ihre Skizzen nach der Wirklichkeit vervollständigt hätte, um dann den Stoff nach Gefallen zu

Digitized by Google

gestalten. Dieser Entschluß befriedigte ihr Gewissen, und sie griff schnell nach dem Buche, das lockend neben dem Manuscripte lag.

Sie las. Sie wendete Blatt um Blatt, ihre Wangen färbten sich, ihr Denken und Empfinden war gefesselt. Sie war in einer neuen Welt, empfand die glühenden Farben, den berauschenden Duft, die weichen Linien der üppigen Natur, fühlte sich magisch hineingezogen in das fremde Leben der dunkeln Kinder jener heißen Sonne. Entzückt begleitete sie den Wanderer, der mit geschärfter, nordischer, mit deutscher Empfänglichkeit jedes Bild der verschwenderisch gestaltenden Sinnenwelt aufnahm und es in des Dichters Tönen malte. Sie hörte die Stimmen des Urwaldes und wurde von dem bestrickenden Dunkel erfaßt, sich tief und tiefer hineinzuverlieren in die lianenumschlungenen Palmen. Sie sah die Tänze der braunen Mädchen und Knaben, nahm Theil an den Freuden und Leiden der feurig empfindenden und schnell vergessenden Kinder des Augenblicks, und immer wieder wandte sich ihr Herz mit sympathischem Schlage ihrem Führer zu, der alle diese bunten Strahlenbrechungen in seinem Blick auffing und sammelte.

Sie hätte ihm durch Nacht und Entfernung die Hand reichen mögen, sie fühlte sich ihm so nahe. Ihre Seele jubelte, ihn gefunden zu haben. „Er ist mein Ideal, er spricht die Sprache meines Ich, wie es von Gott gewollt ist!“ sagte sie sich mit der Verzückung eines warm empfindenden Herzens. Sie wollte es sich nicht länger verschweigen, daß sie liebte.

Sie legte das Buch hin und stand auf. Ihr Bild bewegte sich in dem kleinen Spiegel in der Ecke am Fenster. Sie trat näher und sah auf das bekannte Gesicht mit den unregelmäßigen Zügen. Demüthig faltete sie die Hände. „Liebe ich denn, um glücklich zu sein?“ fragte sie sich. „Ich weiß ja nicht einmal, ob er gebunden ist oder frei, ich weiß nur, daß er mich nicht lieben wird. Was kann ich geben? Aber das ändert nichts an ihm. Er ist schön, meine ganze Seele ist von ihm erfüllt.“ Sie ging wieder zu dem Tische, setzte sich und barg ihr glühendes Gesicht in die Blätter des Buches. Lange blieb sie in dieser Stellung, dann hob sie den Kopf, wischte die Thränen aus den Augen und schrieb auf ein Blatt:

Heimgekehrt.

Willkommen, Wandrer, mir von fremder Erde!
Gottlob! ich fasse deine warme Hand!
Nun finde dich zurecht am heim'schen Herde,
Noch schweift dein Blick in jenes Wunderland.

Der Heimat Stimme soll den Zauber brechen,
Mit dem die Tropenwelt dein Herz umspann,
Der Eiche Säuseln jenen Bann besprechen
Des Urwalds, der dich lockte und gewann.

Komm, denke nicht der fremden, schönen Frauen,
Der braunen Wangen und der Augen Macht!
Vergiß des Himmels Glut, die üpp'gen Auen,
Die Wunder alle deiner Tropennacht.

Wie mit Lianenschlingen fest umgeben,
So stehst du, Wandrer, findest nicht heraus.
Nun halte still! Zu neuem, vollem Leben
Laß lösen dich! Blick auf! Du bist zu Haus!

Mitternacht war lange vorüber. Gertrud erhob sich. Wenn Hanna ihr Nachtwachen merkte! O, diese Fülle der Empfindung vor der Schwester zu verbergen! Gertrud fühlte, daß das Leben noch ungekannte Anforderungen für sie haben würde. „Und ungekannte Wonnen!“ flüsterte sie, als sie das Zimmer verließ.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der philosophische Kriticismus.

Von Th. Achelis.

Für den aufmerksamen Beobachter unserer Cultur vollzieht sich gerade in unmittelbarer Gegenwart ein höchst seltsamer Proceß. Trotz des ausgesprochenen Realismus auf allen Gebieten des künstlerischen und wissenschaftlichen Schaffens, trotz der Todfeindschaft zwischen der alten Herrscherin im Reiche des Denkens, der Philosophie und ihrer so ungleichartigen Nachfolgerin, der Naturwissenschaft, ist unleugbar das allgemeine Interesse an philosophischen Fragen im Steigen begriffen. Das beweist schon die Springflut der populären Literatur, welche, mit dem bekannten Rüstzeug der Entwickelungsgeschichte angethan, es versteht, die halsbrechendsten Probleme der veralteten Metaphysik mit spielender Leichtigkeit zu lösen. Aber auch von solchen, freilich recht zeitgemäßen, aber nichtsdestoweniger wenig fruchtbaren Versuchen abgesehen, ist die Periode der geflissentlichen Geringschätzung und Verdammung der Philosophie, wie sie eine Zeit lang mit zum guten Tone der höhern Bildung zu gehören schien, dahin und es beginnt sich die Ueberzeugung wieder Bahn zu brechen, daß auch dieser vielverkannten Wissenschaft ein vollständig gut beglaubigtes Recht des Daseins zukomme. Denn wie in allen andern Forschungszweigen, so schaltet auch hier kein höheres und mystisches Organ, sondern die allbekannte menschliche Intelligenz, und was vor diesem Forum sich nicht ausweisen kann, wird ohne Ansehen der Person aus der Sphäre des echten philosophischen Erkennens ausgewiesen. Aber, wird man einwenden, nehmen wir durch diese Beschränkung nicht gerade der Philosophie ihre eigenthümliche Weihe, ihren Vorrang vor den übrigen Disciplinen? Wie wenig diese Befürchtung zutrifft, sofern man wenigstens dieses etwaige Vorrecht nicht in besondern metaphysischen und dialektischen Kunstgriffen und Theorien sucht, möge die folgende Erörterung lehren, welche von dem Standpunkte des modernen Kriticismus aus die Begründung und Geltung der Philosophie bestimmen soll. Natürlich kann es sich bei einer so umfassenden Aufgabe (trotzdem die Ethik zunächst ausgeschlossen ist) nur um eine skizzenhafte Darstellung der wesentlichsten Principien und Probleme handeln, und auf jegliche eingehende Beweisführung muß von vornherein verzichtet werden. Doch wird der Leser um so leichter diese Lücken auszufüllen im Stande sein, da diese ganze Behandlung sich vorzugsweise an zwei Männer anschließt, welche eine Wiedergeburt des philosophischen Bewußtseins besonders charakteristisch vertreten, W. Wundt* und A. Riehl.** Durch den Hinweis

* Indem ich von den eigentlich fachwissenschaftlichen physiologischen und propädeutischen Werken Wundt's absehe, nenne ich hier nur: „Logik" (2 Bde., Stuttgart 1880—83); „Grundzüge der physiologischen Psychologie" (2 Bde., Leipzig 1880); „Essays" (Leipzig 1885).

** „Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft" (3 Bde., Leipzig 1876—87); besonders wird der dritte Theil hier berührt werden: „Zur Wissenschaftstheorie und Metaphysik."

Digitized by Google

auf die bezüglichen Werke dieser Schriftsteller wird die Möglichkeit einer eingehendern Prüfung des Sachverhalts jedem geboten werden.

Zunächst also die Hauptfrage, was ist die Philosophie, und welches ist ihre Stellung, d. h. ihre gebührende und ihr von Rechts wegen zukommende zu den übrigen Wissenschaften? Lassen wir alle hochfliegenden Hoffnungen der frühern glaubensseligen (oder sollen wir lieber sagen, anspruchsvollen?) Zeit fahren von der alles umfassenden Weisheit unserer Disciplin, alle Träume einer inspirirten, transscendenten Metaphysik, bescheiden wir uns vielmehr mit den Gegenständen der gewöhnlichen, aber zuverlässigen Erfahrung: Was, fragen wir, hat dann noch, wenn alle Forschungszweige ihre specifische Thätigkeit aufnehmen, die Philosophie zu ergründen? Wird es ihr nicht wie der Dichtkunst gehen, nachdem die Güter Himmels und der Erde vertheilt waren? Diese Zweifel sind durchaus nicht, wie man meinen könnte, erfunden und weit hergeholt, sondern entsprechen sowol der skeptischen Ueberzeugung mancher Erkenntnißtheoretiker als auch der traditionellen Ansicht der sogenannten aufgeklärten Kreise. Und doch läßt sich schon an diesem Punkte, ich möchte sagen, die unausweichliche Nothwendigkeit der philosophischen Anschauung und Beurtheilung für jeden Unbefangenen mit voller Klarheit erweisen. Denn wie das gesammte menschliche Wissen nach einem berühmten Worte nur Stückwerk ist, so bearbeitet vollends jede Specialwissenschaft ganz naturgemäß (und darin besteht gerade ihre unantastbare Sicherheit und Unnahbarkeit) einen verhältnißmäßig höchst geringfügigen Ausschnitt aus der Fülle der Wirklichkeit überhaupt. Infolge dessen ist sie nicht nur zu freundnachbarlichen Zugeständnissen genöthigt, sondern sie verwendet auch nothgedrungen Principien und Anschauungen, die sie letzten Endes durchaus nicht mit eigenen Gründen zu erweisen vermag, sondern deren Triftigkeit sie einer andern Wissenschaft zu beweisen überlassen muß. Wundt führt diesen Gesichtspunkt folgendermaßen aus: „Der Zoologe, der Botaniker, der Anatom, der Physiologe und der Pathologe, sie alle stoßen, jeder von einem besondern Erfahrungskreise aus, auf den Begriff des Lebens; die Abgrenzung der Lebensprocesse von den allgemeinen Naturvorgängen versetzt außerdem Physik und Chemie in Mitleidenschaft und steht in nahem Zusammenhange mit kosmologischen und geologischen Fragen. So weit sich das Reich der Erfahrung erstreckt, ebenso weit dehnt das allgemeine Causalgesetz seine Herrschaft aus. Wie wäre aber eine exacte Auffassung dieses Gesetzes möglich ohne eine gründliche Kenntniß der hauptsächlichsten seiner Anwendungen in den einzelnen Wissenschaften, und wie wollte man über Ursprung und allgemeine Bedeutung desselben Rechenschaft geben, ohne Psychologie und Erkenntnißtheorie zu befragen? Diese Beispiele würden sich beliebig vermehren lassen. Sobald innerhalb der Einzelforschung ein wichtiges Problem von allgemeiner Tragweite sich aufthut, so wird es von selbst, indem es die Hülfe anderer Wissensgebiete und unter ihnen insbesondere auch diejenige der Psychologie und Erkenntnißlehre voraussetzt, zu einer philosophischen Aufgabe. So erhebt sich aus der Mitte der Einzelwissenschaften selbst die Forderung nach einer Wissenschaft der Principien, der allgemeinen Grundbegriffe und Grundgesetze, für die der Name Metaphysik beibehalten werden mag, vorausgesetzt, daß man das Zerrbild, das häufig unter diesem Namen gegangen ist, nicht mit der berechtigten

Digitized by Google

und nothwendigen Aufgabe einer solchen Principienwissenschaft verwechseln will." („Essays", S. 14.)

Für diese Theorie der Wissenschaft gebraucht man häufig den nicht unbedenklichen Ausdruck der Weltanschauung, deren Bildung die eigentliche Aufgabe der Philosophie sei. Wenigstens mußte man, um verhängnißvollen Folgerungen zu entgehen, den Zusatz machen: kritische oder wissenschaftliche Weltanschauung. Denn es erhellt bei flüchtiger Ueberlegung, daß unter der ganz allgemeinen Bezeichnung Elemente mit inbegriffen sind, die vorerst, d. h. ohne ihre kritische Analyse, durchaus nicht auf einen streng wissenschaftlichen Charakter Anspruch machen können. Gerade das ganze Gewicht der unbeweisbaren, dem bloßen Glauben anheimfallenden, subjectiven Ansichten, der ästhetischen Stimmungen und Gefühle bildet den Hauptbestandtheil der individuell geformten Weltbilder, das sich ein jeder mehr oder minder deutlich von seiner Umgebung entwirft. Daher besteht eben in dieser Ausscheidung der (vielleicht unvermeidlichen) subjectiven Zuthaten unserer Intelligenz, die keinem thatsächlichen Verhalten der Dinge entsprechen, die nächste und unangenehmste Aufgabe der philosophischen Forschung, sodaß einige Denker, wie unter andern Herbart, mit dieser aussondernden Thätigkeit der Philosophie von den Widersprüchen der gewöhnlichen Erfahrung die Bestimmung derselben erschöpft glaubten. Dieser skeptischen Ansicht neigt sich auch Riehl zu, für den mit einer etwaigen Vollendung aller Fachwissenschaften die Philosophie eigentlich ihre Existenzberechtigung verloren haben würde, falls sich diese nur in der Erledigung bestimmter Probleme begründen ließe, wie sie die exacte Forschung beschäftigen. Aber in der Geschichte des menschlichen Denkens (insbesondere seit Locke) ist es eine Frage, welche der gefährdeten Wissenschaft für immer ihre unbestreitbare Gültigkeit gesichert hat, die Frage nach dem Ursprung und dem Umfange unserer Erkenntniß. Lassen wir unsern Gewährsmann für sich selbst sprechen: „Die eigentliche Begründung der wissenschaftlichen Philosophie ist erst das Werk der neuern Zeit, sie wird mit Locke's Versuch über den menschlichen Verstand eingeleitet. Mit dieser nach innen gewandten Betrachtung, mit der Erforschung der Kräfte des Verstandes, der Prüfung der subjectiven Grundlagen des Erkennens, wie sie Locke anstellte, um zu ermitteln, ob der Verstand für die entlegenen Dinge, mit welchen sich die Metaphysik beschäftigt, auch wirklich ausreiche, war das Gebiet entdeckt, auf welchem fortan die wissenschaftliche Philosophie der Forschung gegenüber ihre Selbständigkeit wahren kann. Statt von der Natur zu handeln, was Sache der experimentellen Forschung ist, handelt die Philosophie von den Bedingungen des Erkennens der Natur. Statt sich den Schein eines allumfassenden Wissens zu geben, steuert sie dem Misbrauche der systematischen Erkenntnißbegriffe. Ihre negative Aufgabe besteht in der Kritik der metaphysischen Conceptionen. Sie bekämpft die Metaphysik, und zwar nicht blos die offenkundige, die sich in ganzen Systemen breit macht, sondern auch die latente, die sich ins Werk der Wissenschaft mengt und ohne Kritik der Begriffe nicht zu beseitigen ist. Ihre positive Bestimmung liegt in der Erklärung der Wissenschaft selber. Die Philosophie ist die Wissenschaft und Kritik der Erkenntniß." (S. 14.) Unter dieser allgemeinen Formulirung werden sich dann leicht die einzelnen Unterabtheilungen der Philosophie, je nach der Eigenthümlichkeit der behandelten Objecte, sondern lassen. Der Logik fällt die Aufstellung

Digitized by Google

der Methoden und der Normen unsers Denkens zu, der Erkenntnißtheorie die Bestimmung über die Grundlage und die Sphäre unsers Erkennens, der sogenannten praktischen Philosophie die Erörterung über die Principien unserer sittlichen Beurtheilung, und endlich der Aesthetik die Entwickelung der allgemeinen Grundsätze des Schönen. Nichts hat wol mehr den Fortschritt des Wissens gehemmt, als die ungehörige Vermischung dieser ungleichartigen und doch in ihrem letzten Zusammenhange nahe verbundenen Gebiete, wie sie z. B. in alter und neuer Naturphilosophie gäng und gebe ist. „Durch das Hineintragen praktischer Begriffe", bemerkt Riehl, „namentlich des Begriffs des Zwecks, in die äußere Natur wird die Erkenntniß derselben verdorben, ja unmöglich gemacht. Die Natur (oder, wie der Metaphysiker sagt, den Grund der Natur) mit moralischen Eigenschaften ausgestattet denken, ist ein Anthropomorphismus völlig unkritischer Art, wie umgekehrt der Glaube, daß das blos naturgemäße Leben ohne weiteres schon das sittliche sei, ein Naturalismus ist, mit welchem der Mensch seine erworbene Herrschaft über die Natur preisgibt." Die kühne Ideenlehre Plato's, die stolze Metaphysik eines Hegel, die anscheinend so exacten, thatsächlich aber sehr speculativen Lehren mancher moderner, darwinistischer Forscher haben sämmtlich darin ihre gemeinsame Fehlerquelle, daß, sie ohne die Aussagen der Erfahrung zu beachten, lediglich dem Antriebe des eigenen schöpferischen Bewußtseins folgen. Dadurch werden wir vor das richtige Problem geführt: was verstehen wir unter der wissenschaftlichen Erkenntniß und ihrer inductiven Begründung, d. h. der Erfahrung?

Die pessimistische Klage über die Beschränktheit unsers Denkens oder, besser gesagt, unsers Erkennens ist so alt wie das menschliche Geschlecht selbst, und es sind nicht blos gefühlsmäßige Uebertreibungen, die diese Wehmuth hervorrufen, sondern bekanntlich hat der große Reformator der modernen Philosophie selbst uns mit rücksichtsloser Hand aus der Einbildung herausgerissen, als könnte es uns je gelingen, in das Innere der Dinge zu dringen. Man braucht diese traurige Sachlage nicht gerade durch den vielcitirten platonischen Vergleich von den unsichern Schattenbildern, die wir in unserm dunkeln Kerker erhaschen können, elegisch zu erweitern, um es offen einzugestehen, daß wir in aller Welt bei bestem Willen und Vermögen nur Erscheinungen, nicht aber die Dinge selbst, wie sie an sich sind, zu erfassen im Stande sind. Es fragt sich nur, ob diese misgünstige Gegenüberstellung des eigentlich Wissenswerthen und des thatsächlich in unserer Erkenntniß Erreichbaren sich wirklich kritisch begründen läßt. Ich kann es mir nicht versagen, die Aeußerung eines unbestrittenen Idealisten hierher zu setzen, bei dem mithin von vornherein der Verdacht wegfällt, als ob er die Substanz der Dinge zu Gunsten der Erscheinungen herabzusetzen bemüht sei. Indem Lotze den bodenlosen Skepticismus, wie er schon im Alterthum bei Sextus Empiricus hervortrat, bekämpft und die nichtige Meinung zurückweist, „daß alles, was Erkennen heißt, Dinge selbst sein können", fährt er so fort: „Man wird geneigt sein, diesen Satz in der Form: daß wir nur Erscheinungen, nicht das Wesen der Dinge selbst erkennen, als die erste Wahrheit jeder Erkenntnißtheorie auszusprechen und anzuerkennen; ich scheue diese Form, weil sie immer noch ein Vorurtheil enthält, was ich aufgegeben wünschte. Dies zwar, daß die kategorische Gestalt des Satzes eben das Vor-

Digitized by Google

handensein jener Dinge voraussetzt, würde durch Umwandlung in die hypothetische sich beseitigen: wenn Dinge sind, so erkennt das Erkennen nur ihre Erscheinung, nicht ihr Wesen. Auch so aber enthält sichtlich der Satz den Nebengedanken einer verfehlten Bestimmung; jenes Nur deutet an, daß unser Erkennen, eigentlich bestimmt, das Höhere, das Wesen der Dinge, zu erfassen, sich mit dem Schlechtern, der Erscheinung, begnügen müsse. Diese Werthvertheilung ist ein Vorurtheil, ein richtiges vielleicht, vielleicht ein unrichtiges, je nachdem der weitere Fortschritt der Wissenschaft entscheiden wird, den wir hier nicht voraussehen können. Willkürlich erscheint es indessen schon hier, das Erkennen in die Stelle eines Mittels zu rücken, das seinem Zwecke, Dinge zu fassen, wie sie sind, keineswegs entspreche; denkbar ist schon hier eine entgegengesetzte Ansicht, welche die Dinge als Mittel betrachtete, das ganze Schauspiel der Vorstellungswelt in uns hervorzubringen." („System der Philosophie", I, 491.) Knüpfen wir aber hieran die weitere kritische Frage: was bedeutet für unsere wissenschaftliche Einsicht (nicht etwa für unser ästhetisches oder gar religiöses Empfinden) diese geheimnißvolle Wesenheit der Dinge, die ein jeder ohne weiteres als ihren eigentlichen Kern anzuerkennen und zu verehren verpflichtet sei? Eine unbefangene Ueberlegung lehrt uns bald, daß dieser mystische Kern, sonst Substanz genannt, nichts an und in den Dingen Befindliches ist, etwa eine Art intelligibler Stoff oder eine platonische Idee, sondern daß dieser Ausdruck lediglich eine logische Beziehung unsers Verstandes bedeutet, der den betreffenden Gegenstand mit irgendwelchen ähnlichen vergleicht, bezw. ihn unterscheidet. „Um das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, werden die Erscheinungen unter die Begriffe von Art und Gattung geordnet. So gewiß aber diese Begriffe Erzeugnisse unsers Verstandes sind, so gewiß ist auch das von ihnen abhängige, durch sie allein erkennbare Wesen der Dinge ein Product unsers Denkens. Je nach dem Zusammenhange, in welchen eine bestimmte Erscheinung durch das Denken gebracht wird, ändert sich auch das Wesen derselben, sodaß dieselbe Erscheinung verschiedene Wesen hat. Man braucht nur an die klassifikatorischen Systeme zu denken, in denen der Eintheilungsgrund das Wesen der ihm untergeordneten Objecte bestimmt. Da sich die nämliche Gruppe von Dingen in mehrfacher Weise klassificiren läßt, so nehmen auch die Objecte selbst mit jeder neuen Eintheilung ein neues Wesen an. Daß dabei sogar negative Merkmale, die Abwesenheit gewisser Bestandtheile, zum Wesen eines Gegenstandes gezählt werden, zeigt am deutlichsten die rein logische Natur des Begriffs, der mit dem Wort Wesen bezeichnet wird." (Riehl, S. 25.) Während man gerade im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Verfahren mit Rücksicht auf die psychologische Entstehung dieser Ausdrucksweise mit Riehl behaupten könnte, daß uns nichts von den Dingen bekannter ist als ihr Wesen, ergibt sich umgekehrt von selbst, weshalb die Menschen der verhängnißvollen Versuchung unterlegen sind, diese terra incognita, die ewig unserer Erkenntniß fern bleiben muß, d. h. die Dinge rein an und für sich genommen, ohne Beziehung auf ein wahrnehmendes Bewußtsein, als ein seliges Paradies zu feiern im scharfen Gegensatze zu der gemeinen Wirklichkeit der alltäglichen Welt. Außerdem erhellt von selbst, daß schon um deswillen jene geringschätzige Gegenüberstellung unzulässig ist, weil eine derartige Beziehung immer eine Vergleichung ähnlicher, aber

Digitized by Google

nicht völlig verschiedener Objecte, wie Bekanntes und Unbekanntes, voraussetzt. Wie wir somit von jeder metaphysischen oder mystischen Transscendenz absehen und dadurch auch auf die beneidenswerthe Gabe etwa einer intellectuellen Anschauung verzichten, die uns abweichend von den sonstigen Quellen unserer Erkenntniß einen verstohlenen Blick in jene überirdische Herrlichkeit zu eröffnen vermochte, so beschränken wir uns völlig auf die Welt der empirischen Beobachtung, wie sie alle übrigen Disciplinen, jede von dem ihr eigenthümlichen Standpunkte aus, bearbeiten. Nur dadurch, daß Object und Methode, wie wir später sehen werden, auch für die philosophische Betrachtung streng erfahrungsgemäß formulirt werden, läßt sich überhaupt die kritische Bedeutung der Philosophie noch rechtfertigen. Dies bildet die Grenze jeder nüchternen Erkenntnißtheorie, die nicht, in Unwissenheit über ihre eigene Bestimmung, einen vergeblichen Streifzug ins Jenseits unternimmt, und damit berühren wir die Grundvoraussetzung, die, wenn auch unausgesprochen, jedem Denken zu Grunde liegt, die nämlich, daß unserer Intelligenz irgendeine, sei es auch noch so andersartige Außenwelt entspreche. Wer diese Bedingung schlechtweg verneint, wer den ganzen Weltlauf (nicht nur seine eigene Persönlichkeit) für ein leeres Spiel immanenter Vorstellungen erklärt, dem ist nicht mehr zu helfen, und man kann ihn höchstens darauf aufmerksam machen (falls ein logischer Einwand überhaupt noch auf diesen Träumer Eindruck macht), daß er sich, ähnlich wie Fichte, für diesen rastlosen Proceß auf- und abschwebender Spiegelungen des eigenen Ich noch eines äußern, ersten Veranlassers versichern müsse, der die ganze Maschinerie in Gang zu setzen habe. Wie gesagt, wir verzichten vorläufig auf jede nähere Bestimmung dieses Realen außer uns; daß es aber vorhanden und (was dasselbe ist) wirksam sei, das beweist im Grunde schon jede einfache Empfindung, die bisjetzt noch selbst der verbissenste Idealist nicht als eine rein innerlich veranlaßte, nur subjective Spannung hat ausgeben können. Die Empfindung, diese Grundthatsache unsers geistigen Lebens, die nicht von uns illusorisch erfunden werden kann, weist über uns selbst auf eine Welt hinaus, die wir nicht ihrerseits wieder als ein bloßes Gewebe psychischer Functionen auflösen können. „Durch das Gefühl, womit sie das Bewußtsein erregt, gibt sich die Empfindung als Etwas kund, das nicht ausschließlich aus uns stammt. Und nicht blos die einzelnen Empfindungen für sich genommen, auch ihre bestimmten Verhältnisse der Gleichzeitigkeit und Folge üben auf das Bewußtsein einen Zwang aus, welcher beweist, daß sich die Empfindungen nach einer Realität außer uns richten, sodaß wir durch sie und ihre Verhältnisse eine mittelbare Erkenntniß der Dinge selbst erlangen.“ (Riehl, S. 40.) Dasselbe gilt von der Wahrnehmung, die uns kein sophistischer Kunstgriff als ein lediglich subjectives Gebilde verständlich machen kann, sondern die ganz unvermeidlich irgendeine wirksame Macht, man nenne sie Atom, Kraft, Materie oder sonstwie, die zunächst unabhängig von uns existirt, voraussetzt. Wie wir diese Erscheinung denken müssen, um unser Verhältniß zur Außenwelt richtig aufzufassen, bedarf einer besondern Betrachtung, der wir uns später unterziehen müssen: daß aber jede geistige Thätigkeit, und sei sie die einfachste und dürftigste, letzten Endes das Dasein einer uns zunächst fremden Wirklichkeit bedingt, daß insbesondere die Wahrnehmung ein diesen Vorgang bewirkendes Object einschließt, das wird

Digitized by Google

jeder Unbefangene unsers Erachtens zugeben.

Nachdem wir so den Gegenstand des philosophischen Untersuchens bestimmt haben, würde es sich in zweiter Linie um die Methode der Forschung handeln, von der in unserm Falle für eine Theorie des Wissens und der Erkenntniß begreiflicherweise alles abhängen muß. Unser realistisches Zeitalter weiß sich wunders erhaben über die blendenden Irrthümer einer frühern, gleichsam ins Blaue hinein philosophirenden, um nicht zu sagen, träumenden Generation. Wie weitverbreitet ist die Kenntniß der Kantischen Definition der Erfahrung, jener alleinig sichern Grundlage jeder Erkenntnißlehre: Die Erfahrung ist das Product des Verstandes in die Sinne. Aber trotz dieser Einmüthigkeit in der allgemeinen Anlage zeigt sich sofort die größte Zwiespältigkeit, sobald jener vielgenannte Begriff der Erfahrung realisirt und auf seine einzelnen Bestandtheile hin bestimmt werden soll. Die ganze unberechenbare Biegsamkeit der Subjectivität erscheint so recht drastisch in der eben individuell bedingten Ausdeutung jenes formalen Princips, sodaß vor lauter Kampfeseifer, wie er bei der Erörterung der sogenannten allgemeinen Standpunkte sich nur zu leicht einstellt, eine ruhige Verständigung fast ausgeschlossen erscheint. „Der verzweifeltste Apriorist kann um die Erfahrung nicht herumkommen und muß ihr wohl oder übel in seinen Constructionen irgendeine Rücksicht schenken. Nicht minder gewinnen für den empirischen Forscher erst die durch das Nachdenken geprüften, in Verbindung gebrachten und unter Umständen sogar mit speculativen Voraussetzungen vermischten Erfahrungen wissenschaftliche Geltung. Der Streit beginnt aber, wenn von beiden Seiten apodiktische Behauptungen über die Quellen der Erkenntniß aufgestellt werden. Doch ist man sich auch dann noch oft genug über die wirklichen Gegensätze keineswegs klar. Daß alles, was erkannt werden soll, irgendwie uns zum Bewußtsein gelangen, also von uns innerlich erfahren werden muß, wird allerseits zugegeben. Der Apriorist muß also bekennen, daß er schließlich auf Erfahrung und nur auf Erfahrung sich stützt, und der Empirist muß zugestehen, daß jede Erfahrung zunächst eine innere, also ein Ereigniß unsers Denkens ist. So läuft der Gegensatz schließlich darauf hinaus, daß der erstere mehr den willkürlich von uns hervorgebrachten Vorstellungsverbindungen, der letztere denjenigen, die mit einem ohne unsern Willen stattfindenden Zwang sich aufdrängen, den höhern Werth beimißt.“ (Wundt, „Logik“, I, 369.) Vor allem ist es nöthig, in der Entstehung der Erfahrung den specifisch subjectiven Factor klar von dem objectiven, allgemeingültigen zu trennen und von vornherein den Irrthum abzulegen, als ob die Erfahrung im streng kritischen Sinne ohne weiteres identisch mit Wahrnehmungen, bezw. andern psychologischen Acten sei. Die ganze Möglichkeit jeder Erfahrung, selbst der gewöhnlichen des alltäglichen Lebens beruht zunächst auf der Einheit des Subjects, ohne welche überall von keinem Eindrucke der Außenwelt auf irgendein empfindendes Wesen die Rede sein kann. Diese Beharrlichkeit des Bewußtseins gilt aber als allgemeine formale Bedingung schlechthin für jede Erfahrung, auch für die unwissenschaftliche, rein zufällige Beobachtung irgendeines gleichgültigen Vorganges in unserer Umgebung. Wodurch erlangt diese nun jene ganz ausnahmslose Verbindlichkeit für alle gleich organisirte Wesen, die Kant mit der Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit bezeichnet? Hier stehen wir offenbar an der Grenze der menschlichen Sehschärfe,

Digitized by Google

der es versagt ist, in das Geheimniß dieser letzten Grundlage der Erkenntniß einzudringen. Es sind Grundgesetze und Forderungen, die sich unwiderstehlich unserm Verstande aufdrängen, die aber strenggenommen nicht beweisbar, nicht aus höhern Sätzen ableitbar sind. Indem ich z. B. mich selbst auf meine wiederholte Wahrnehmung berufe und dieselbe normale Organisation bei allen andern Individuen meines Geschlechts voraussetze, kann ich folgende Schlußfolgerung aufstellen: „Die Allgemeingültigkeit einer Wahrnehmung ist die Bedingung, unter welcher dieselbe allein ein Bestandtheil der Erfahrung sein kann. Eine Wahrnehmung ist aber allgemeingültig, wenn und sofern sie gesetzmäßig ist, wenn unter denselben objectiven wie subjectiven Umständen immer nur eine und dieselbe bestimmte Wahrnehmung möglich ist. Der Gedanke der Gesetzmäßigkeit der Wahrnehmungen ist folglich eine Bedingung a priori der Erfahrung; vermittels desselben ist es allein zu erkennen und zu begründen, daß eine Wahrnehmung wirklich zur Erfahrung, d. i. allgemeingültigen Erkenntniß eines gemeinschaftlichen Objectes, gehöre und nicht blos das Bewußtsein der eigenen subjectiven Sinnesaffectionen sei." (Riehl, S. 70.) Oder ich kann mit Wundt als objectiv gewiß die Thatsachen bezeichnen, die auf dem Wege fortschreitender Berichtigung der Wahrnehmungen nicht mehr beseitigt werden können, sodaß ich letzten Endes auf ein logisches Moment zurückgeführt werde, das sich mit zwingender Anschaulichkeit gegen jeden etwaigen Widerspruch geltend macht. „Objective Wahrnehmungen können uns immer nur darüber belehren, daß eine Thatsache bis dahin der Berichtigung widerstanden hat; ob sie aber auch fernerhin derselben widerstehen werde, dies kann sich nur aus Schlußfolgerungen ergeben, welche sich freilich ihrerseits auf Wahrnehmungen stützen müssen. Als objectiv gewiß kann uns darum auch immer erst eine Thatsache gelten, wenn sie Gegenstand eines zwingenden Beweises geworden ist. Zwingend ist dieser aber nur dann, wenn erstens alle Wahrnehmungen als in Uebereinstimmung mit der betreffenden Thatsache stehend, und zweitens alle entgegenstehenden Annahmen als unzulässig erwiesen sind. Die Kopernikanische Weltansicht und die Wellenbewegung des Lichtes gelten uns erst als thatsächlich gewiß, seitdem die entgegenstehenden Anschauungen, aus denen man versuchen könnte, die Wahrnehmungen zu erklären, widerlegt sind." („Logik", I, 385.) Finden wir nun den ursprünglichsten und einfachsten Wahrnehmungsinhalt in den zeitlichen und räumlichen Anschauungen, so könnte man auch, da sich in und an ihnen alle gesetzmäßige Bearbeitung der Erfahrung anknüpft, folgende Erklärung aufstellen: „Als gewiß gilt, was in eine der durchgängigen Uebereinstimmung der reinen Anschauung gleichende widerspruchslose Verbindung gebracht ist. Indem man Sätze von zweifelloser Gewißheit auch als evidente Sätze zu bezeichnen pflegt, hat man unbewußt der Thatsache Ausdruck gegeben, daß die unmittelbare Anschauung die höchste Instanz der Gewißheit ist." (A. a. O., S. 387.)

Anstatt diese Bedingungen des wissenschaftlichen Erkennens im einzelnen weiter zu verfolgen (was mehr Sache der eigentlichen Logik ist), sei es uns verstattet, an einem sehr populären Beispiele den Fortschritt der naturwissenschaftlichen Methode zu schildern, die gerade in dieser Disciplin der Philosophie überhaupt so hervorragende Dienste geleistet hat, wir meinen die Psychologie und im besondern die experimentelle. Die ganze Vieldeutigkeit des Begriffes der Erfahrung

Digitized by Google

kommt gerade hier so recht grell zur Geltung; ganz besonders in den Kreisen der ausschließlich metaphysischen Forschung muß es sich die naturwissenschaftlich inductive, mühselige und häufig mit Hypothesen sich bescheidende empirische Richtung der Psychologie gefallen lassen, mit mancherlei nicht gerade sehr schmeichelhaften Ausdrücken von der ehrenvollen Gilde der Vertreter der höhern Wissenschaft ausgeschlossen zu werden. „Es gibt gegenwärtig vielleicht wenige mehr, die mit jener fröhlichen Zuversicht, welche nur die ausschließliche Beschäftigung mit Speculation verleiht, derartige Dinge zu äußern wagen. Aber die Herzensmeinung unserer Philosophen kommt ziemlich deutlich in der Entrüstung zum Vorschein, mit der sie gelegentlich von der «Erniedrigung» der Psychologie zu einem Zweige der Biologie sprechen, oder in dem Eifer, mit dem sie die experimentelle Methode höchstens bei gewissen untergeordneten, halb und halb der Physiologie zugehörigen Gebieten, wie der Sinneswahrnehmung, als zulässig anerkennen, wobei übrigens auch hier ohne die höhere Weihe irgendwelcher metaphysischer Leitmotive nichts Rechtes zu Stande kommt. Die übrigen Wissenschaften stehen zu fest in ihrem Ansehen, als daß es räthlich wäre, sie anzupreisen — die gescheiterten Versuche zu solchen Unternehmungen sind noch in allzu frischer Erinnerung. Hier aber wagt es eine ganz neue Wissenschaft, das Haupt zu erheben. Sie wird auch außerhalb der philosophischen Kreise mit zweifelhaften Augen betrachtet, und bis dahin stand sie in der ziemlich unbestrittenen Dienstbarkeit der Philosophie — warum sollte es nicht erlaubt sein, sie todtzuschlagen, ehe ihr die Flügel gewachsen sind?" (Wundt, „Essays", S. 133.) Wenn nun auch das wirkliche Verfahren nicht immer so handgreiflich ausfällt, so ist es doch andererseits sehr lehrreich, sich die eigenartige Methode dieser höhern, rationalen Auffassung klar zu machen, die sogenannte Selbstbeobachtung. Der Name sagt genug, und man sollte denken, daß in der That auf diesem Wege die sichersten und mannichfaltigsten Aufschlüsse über unser gesammtes inneres Leben zu Tage gefördert werden können. Leider stimmt hier nicht der wahre Zustand unserer wissenschaftlichen Erkenntniß mit unsern Wünschen und Voraussetzungen überein; denn es ist ein offenes Geheimniß, daß diese fragwürdige Zerlegung unserer geistigen Persönlichkeit in ein thätiges, kritisches, mit wachsamen Augen alle innern Spaltungen verfolgendes Ich und in eine andere, mit unbefangener Scheu diese Vivisection ertragende Hälfte unsers Bewußtseins eine wissenschaftliche Selbsttäuschung ist, die im Grunde genommen, wie Wundt mit Recht ausführt, unvermeidlich komisch wirkt. „Je mehr wir uns anstrengen, uns selbst zu beobachten, um so sicherer können wir sein, daß wir überhaupt gar nichts beobachten. Der Psycholog, der sein Bewußtsein fixiren will, wird schließlich nur die eine merkwürdige Thatsache wahrnehmen, daß er beobachten will, daß aber dieses Wollen gänzlich erfolglos bleibt. Es ist nichts Besonderes dabei, sich einen Menschen zu denken, der irgendein äußeres Object aufmerksam beobachtet. Aber die Vorstellung eines solchen, der in die Selbstbeobachtung vertieft ist, wirkt fast mit unwiderstehlicher Komik. Seine Situation gleicht genau der eines Münchhausen, der sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen will. Das Object der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter selbst. Das Merkmal, wodurch sich die Beobachtung unterscheidet von der zufälligen Wahrnehmung, besteht aber gerade darin, daß wir die Objecte soviel

Digitized by Google

als möglich unabhängig machen von dem Beobachter. Und hier ist es die Beobachtung, welche diese Abhängigkeit um so mehr steigert, je aufmerksamer und planvoller sie zu Werke geht. Das einzige, was man einem subjectiven Psychologen anrathen kann, ist darum — die Selbstbeobachtung ganz beiseitezulassen und sich in Gottes Namen mit den Thatsachen zufrieden zu geben, die sich ihm gelegentlich durch zufällige innere Wahrnehmungen verrathen." (Wundt, a. a. O., S. 136.) Dieses willkürliche Abhängigkeitsverhältniß zwischen den Vorgängen unsers innern und äußern Lebens, das sich auf Schritt und Tritt verfolgen läßt, ist gerade für den wissenschaftlichen Werth des Experiments so überaus bedeutsam; denn eben durch die planmäßig erfolgende Abänderung der physischen Bedingungen stellt sich nothwendigerweise eine entsprechend andere Reaction unserer Seele, oder sagen wir genauer und einfacher, unserer Empfindung und Wahrnehmung heraus. Es ist dies der Grundgedanke der psychophysischen Forschung, die, von den dürftigsten und unscheinbarsten Erscheinungen unserer seelischen Thätigkeit ausgehend, sich ein immer größeres Versuchsfeld ihrer quantitativen Bestimmung erobert hat. Freilich darf man sich keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben, um sich vor bittern Enttäuschungen zu hüten; man wird nie durch derartige Messungen die eigentliche Entstehung unserer ursprünglichen psychischen Acte, wie des Willens, des Denkens u. s. w., überhaupt nicht den Ursprung des Bewußtseins gleichsam belauschen können. Alle solche Probleme überschreiten völlig die Möglichkeit menschlichen Wissens. Aber wol vermag die sorgfältige Beobachtung eine bestimmte gesetzmäßige Abfolge unserer Empfindungen von den bezüglichen äußern Ursachen nachzuweisen. „In der That gibt es ein Gebiet von Thatsachen, welches gleich der Empfindung und Sinneswahrnehmung der Anwendung des Experiments zugänglich ist, zugleich aber aus dem Umkreise psychophysischer Beziehungen mitten hinein in die centralen Vorgänge des Bewußtseins führt: es sind dies die zeitlichen Verhältnisse der Entstehung und des Wechsels unserer Vorstellungen und alle die Erscheinungen, die, wie z. B. die qualitative Association der Vorstellungen, mit diesem zeitlichen Wechsel in unmittelbarem Zusammenhange stehen.... Die experimentelle Psychologie wird im Gebiete dieser, von psychophysischen Methoden ausgehenden Untersuchungen ihre Aufgabe gelöst haben, wenn ihr eine vollständige Zerlegung der Bewußtseinserscheinungen in ihre Elemente und eine genaue Kenntniß ihrer Coexistenz und Aufeinanderfolge gelungen ist. Niemals natürlich kann sie hoffen, dies für jeden einzelnen Fall zu erreichen, sowenig wie der Physiker im Stande ist, immer vorauszusagen, was irgendwo im nächsten Augenblick sich ereignen muß. Wohl aber wird es ihr möglich sein, gewisse allgemeine Regeln und Normen zu ermitteln, die sich in der unendlichen Vielgestaltigkeit der einzelnen Erscheinungen immer wieder bewährt finden." (Wundt, „Essays", S. 143.)

Mit dieser psychophysischen Voruntersuchung ist aber auch die erkenntnißtheoretische Frage nach der Realität der Außenwelt schon entschieden. Denn so wenig, wie wir uns früher schon überzeugten, die ganze Wirklichkeit in ein bloßes Gespinst abstracter Vorstellungen aufgelöst und verflüchtigt werden darf, und so gewiß, wie der naive Glaube an eine von unserer subjectiven Wahrnehmung unabhängige Welt der Dinge ein richtiges, kritisch haltbares Urtheil enthält, so wenig soll damit der landläu-

Digitized by Google

fige Dualismus einer wirksamen Seele und eines todten Stoffes vertheidigt werden, wie er noch immer in den Köpfen der meisten Gebildeten herrscht. Die Uebertragung einer Wirkung von einem Element auf ein anderes und nun gar von der als äußerste Gegensätze gedachten Factoren psychischer und physischer Art ist so widerspruchsvoll in sich, daß man endlich diese seit Kant mit Recht veraltete Vorstellung aufgeben sollte. Es bleibt kein anderer Ausweg für die wissenschaftliche Erklärung, als die Erscheinungen des äußern und innern Lebens nur als verschiedene Seiten ein und desselben Vorganges zu betrachten, den wir in diese zwei entgegengesetzte Gesichtspunkte zerlegt haben, oder, wie Wundt sich ausdrückt, die durchgängige Wechselbeziehung zwischen Physischem und Psychischem führt zu der Annahme, daß, was wir Seele nennen, das innere Sein der nämlichen Einheit ist, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. („Grundzüge der physiologischen Psychologie", II, 463.) Es ist ebenso wahr, bemerkt Riehl, daß der Wille den Arm bewegt, als es wahr ist, daß die centrale Innervation diese Bewegung auslöst. Es ist ebenso wahr, daß die Hand des Künstlers von der Idee seines Werkes geleitet wird, als es wahr ist, daß sie von den cerebralen Processen, welche die Erscheinung dieser Idee für einen außenstehenden Beobachter bilden würden, regiert werde. Welchen Ausdruck eines und desselben Sachverhaltes wir wählen, hängt von dem Zweck und der Richtung unserer Betrachtung ab. Handelt es sich um die mechanischen Wirkungen des Willens, so geben wir dem physiologischen Ausdruck den Vorzug; handelt es sich dagegen um die Schöpfung und ästhetische Wirkung eines Kunstwerkes, so ziehen wir den psychologischen vor. (S. 144.) Aber wol ist die weitere Einschränkung hierbei unvermeidlich, daß diese beiden Erscheinungen nie zugleich für ein und dasselbe Subject entstehen, sondern sich, eben ihres grundsätzlichen Gegensatzes halber, nothwendigerweise gegenseitig ausschließen; sobald die eine real wird, tritt die andere in die Form der bloßen Vorstellung zurück und umgekehrt. Und endlich bedarf es keiner längern Begründung, daß uns von diesen beiden Formen der Anschauung die psychische viel unmittelbarer vertraut ist, weil sie eben das Gebiet unserer eigenen bewußten Persönlichkeit umschließt, als die äußere, die uns nur indirect, gleichsam nach Analogie unsers eigenen Seins, zugänglich ist. Das Bewußtsein aber selbst oder unsere Seele, oder welchen andern Ausdruck man wählen mag, ist keine fertige Maschine, die auf Veranlassung unserer Reize bestimmte Handlungen verrichtet, sondern sie ist selbst ein unendlicher, rastloser Proceß, der in seinen letzten Gründen über den Rahmen unsers beschränkten individuellen Lebens bei weitem hinausgreift und in den Fluten des großen unbewußten, kosmischen Seins untergeht. Aber so klar sich hier die Grenze erkennen läßt, welche Individuum und Universum, Bewußtsein und Unbewußtes trennt, und so wenig sich überhaupt unser empirisches Ich mit psychischem Leben überhaupt deckt, so wenig ist es doch gerathen, mit einem kühnen Salto mortale eines geübten Metaphysikers über diese Scheidewand hinwegzusetzen und in die nüchterne Wissenschaft Glaubensartikel einzuschmuggeln. Viel dringlicher ist eine andere Aufgabe, nämlich einigen verhängnißvollen Irrthümern entgegenzutreten, welche nicht selten gerade in naturwissenschaftlichen Kreisen sich eingebürgert haben.

Gewöhnt an eine unbedingt mecha-

Digitized by Google

nische Auffassung und Erklärung und in der vielleicht nicht ungerechtfertigten Besorgniß eines Wiedererwachens illegitimer, rein anthropologischer Vorstellungen, wird man es erklärlich finden, wenn dieser Mechanismus gelegentlich seinen eigentlichen Zweck verfehlt und in sein Gegentheil, in Scholasticismus, umschlägt. Denn anders können wir jene, jetzt besonders beliebte Richtung nicht nennen, welche unter dem Vorgeben völlig exacten Verfahrens über der gewöhnlichen Welt und ihrer Wirksamkeit noch eine andere von Gesetzen errichtet, die, angeblich gerade so apriorisch wie irgendein beliebiges allgemeingültiges Denkgesetz, unabhängig von jedem besondern Dinge existiren sollen. Das ist offenbar eine völlige Verdrehung des wahren Sachverhalts. Doch lassen wir Riehl sprechen: „Bei unsern Erklärungen der Naturvorgänge stellen wir die Gesetze als obere Prämissen den Thatsachen, die den Gesetzen untergeordnet werden, als den Conclusionen voran. In diesem Verfahren liegt nun die Quelle für eine Art von Illusion des Verstandes, die uns vorspiegelt, daß die Gesetze auch in Wirklichkeit den gesetzlich sich ereignenden Thatsachen vorangehen, daß sie diesen gegenüber Selbständigkeit und Priorität besitzen. Weil wir die Gesetze zu Obersätzen unserer ableitenden Schlußfolgerungen machen, so glauben wir, daß sie auch an sich selbst den Erscheinungen gegenüber einen ähnlichen höhern Rang einnehmen, und wir finden uns in diesem Glauben um so mehr bestärkt, als wir die Gesetze in der That nicht durch bloße Abstraction von den Erscheinungen, sondern durch Analyse und Reduction derselben gewinnen. Durch diese irrthümliche Auffassung verdoppelt sich gleichsam die Wirklichkeit für unsern Verstand. Wir trennen die Gesetze der Vorgänge von den Vorgängen selbst, und statt jene als Ausdruck der Beständigkeit der Eigenschaften der Dinge und infolge davon der Gleichförmigkeit ihres Wirkens unter gleichen Bedingungen zu betrachten, stellen wir uns vor, daß sie den Dingen Vorschriften ertheilen und den Verlauf der Erscheinungen zwingen, bestimmte Wege einzuhalten. Was Aristoteles von den platonischen Ideen äußert, daß sie die sinnlichen Dinge noch einmal gesetzt seien, gilt mit einer geringen Veränderung von den Gesetzen, wie sich deren Begriff in der Regel dem Geist des Naturforschers darstellt: sie sind die wirklichen Vorgänge noch einmal gesetzt. Die objective Welt und ihre Gesetzmäßigkeit sind nicht zwei voneinander trennbare Thatsachen, sie sind eine einzige Thatsache auf doppelte Weise ausgedrückt, je nachdem dieselbe auf die sinnliche Wahrnehmung oder auf das logische Denken bezogen wird. Es sind nicht erst Gesetze gegeben und hierauf Dinge und Vorgänge, die sich vorher bestehenden Gesetzen unterwerfen müßten. Gesetze sind die Beziehungen der Dinge, die Formen der Vorgänge unter verallgemeinerten oder vereinfachten Umständen gedacht.“ (S. 247). Je mehr man allem aus der Phase des Animismus wieder in unsere Zeit verpflanzten Spiritismus scharf und rücksichtslos entgegentreten und die mechanische Auffassung für jedes Geschehen ausnahmslos als oberstes wissenschaftliches Princip erklären muß, desto verkehrter ist ein solcher Rückfall in ein mythologisches Schema, nach dem zuerst ein wohlgegliedertes Reich von apriorischen Gesetzen bestehen soll, bis dann nachträglich die wirklichen Dinge entstehen, die in ihrer Hülflosigkeit sich an sie anzulehnen gezwungen sind. Schon Lotze, ein wie bekannt unermüdlicher Vorkämpfer für eine streng mechanische Anschauung (man denke nur an seine berühmte Po-

Digitized by Google

lemik gegen die Lebenskraft!), hat an diese falsche Gewöhnung unsers Daseins erinnert: „Nicht die Gesetze der Dinge zwingen dieselben so zu wirken, wie sie es thun, sondern die Dinge wirken und sie thun es so, daß unserm Nachdenken ihres Wirkens möglich ist, ein Gesetz zu finden, nach welchem wir, aus gegebenen Zuständen eine Folge voraussagend, mit der Wirklichkeit wieder zusammentreffen. Nachdem wir aber den Gedanken des Gesetzes ausgebildet, das im Grunde nur die constante Natur des Wirklichen und seines Thuns selbst ist, wächst uns unter unsern Händen dies Geschöpf unsers Denkens und erscheint uns nun leicht als eine an sich gültige Wahrheit, die dem Wirklichen voranginge, und nun dünkt es uns selbstverständlich, daß dem, was an sich wahr und nothwendig sei, auch das Seiende gehorche." („Mikrokosmus", III, 476.) Es ist dasselbe trügerische Spiel, das uns früher einen seltsamen Gegensatz des Wesens und der Erscheinungen der Dinge vorzauberte, seltsam, weil wir, bezw. unser eigener Intellect es ist, der uns diese Täuschung bereitet. Während wir mit jenem Ausdrucke gegenüber der gemeinen Wirklichkeit der alltäglichen Umgebung eine dem irdischen Auge unnahbare Herrlichkeit des Seins bezeichnen wollten, eine Art platonische Idee und Urbild, verdichten wir in diesem Falle unsere Beobachtungen und die darauf gebauten Anschauungen über den Weltlauf zu unverbrüchlichen präexistirenden Normen der Natur. Daß nur unser Verstand selbst der große Demiurg ist, daß nur er die „ewigen" Gesetze in das Geschehen hineinlegt (wenn auch nicht dichtet), daß ohne eine solche ebenso mechanische wie teleologische Auffassung die ganze Welt in ein zusammenhangloses Chaos von Atomen auseinanderfallen würde, von dieser so einfachen Wahrheit überzeugt sich unser, selbst im realistischen Jahrhundert unverbesserlich metaphysisch gefärbtes Denken sehr schwer. Auf ähnlichen Ursachen beruht die so beliebte fälschliche Gegenüberstellung von Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit, die meist auf gegenseitige Unkosten erniedrigt werden. Die verbissenen Verfechter des Mechanismus, die gewöhnlich jede teleologische Auffassung als einen unwissenschaftlichen Anthropomorphismus ansehen, vergessen, daß ihr Princip der Nothwendigkeit gleichfalls keine wirkliche Thatsache in oder zwischen den Dingen ausdrückt, sondern lediglich die gesetzmäßige Beziehung zwischen zwei oder mehrern Ereignissen, die wir (zwar auf Grund bestimmter äußerer Reize) ihnen zuschreiben. Ohne diese Function unsers Denkens fällt der so allmächtige Begriff einer immanenten Nothwendigkeit in ein bodenloses Nichts zurück. „Es war ein Irrthum Spinoza's, die Nothwendigkeit für schlechthin real, den Zweckbegriff dagegen für einen bloßen Modus des Denkens zu halten. Viel eher ließe sich umgekehrt sagen, daß die Nothwendigkeit nur eine Vorstellungsart in unserm Geiste sei. Das Verfahren des metaphysischen Ethikers ist nicht allein willkürlich, es ist auch inconsequent. Der Grund, den Spinoza für seine Behauptung, daß der Zweck rein imaginirt sei, anzuführen weiß, gilt mit einer entsprechenden Veränderung auch von der Nothwendigkeit. So wahr es nämlich ist, daß der Zweck nicht vom Begehren des Menschen zu trennen ist, so wahr ist es auch, daß die Nothwendigkeit vom Denken des Menschen nicht getrennt werden kann. Sie hat keine Stelle außerhalb des begründenden Gedankens." (Riehl, a. a. O., S. 355.) Dadurch wird auch die Verwendung des Zweckbegriffes in ihrer Berechtigung erklärt; denn wie in der Nothwendigkeit der Verstand den ein-

Digitized by Google

fachen Ablauf des Geschehens gleichsam übertrumpfend ihn zu einem ausnahmslos gesetzlichen erhebt (in der streng naturwissenschaftlichen Bedeutung des Wortes), so tritt die Zweckmäßigkeit in Kraft, sobald es sich um willkürliche Acte irgendwelcher Art handelt, sobald also statt der rein theoretischen Begründung im Urtheil eine bestimmte Werthschätzung in einer Beurtheilung sich geltend macht. Unfraglich ist mit vollem Rechte die Zerfahrenheit und Engherzigkeit früherer anthropomorphischer Standpunkte im Gebiete der modernen Naturwissenschaft, man kann wol sagen völlig überwunden, höchstens drängen sich wol noch einmal verstohlen ethische und ästhetische Regungen in den Kreis der objectiven Naturerklärung hinein. Aber nur ein einseitiger Fanatismus, wie er auch in wissenschaftlichen Methoden nicht unerhört ist, läßt es erklärlich erscheinen, wenn auch das ganze Reich des Wollens jener Perspective entzogen werden soll. Denn hier wird der Zweck zu einer thatsächlich wirksamen Macht, die aus dem bloßen Abstractum sich zu einem concreten Factor umwandelt, indem die beabsichtigte Wirkung als bestimmendes Motiv den ganzen Verlauf des Geschehens von Anfang an beherrscht. „In allen den Fällen nun, in welchen die Zweckvorstellung zu einem psychischen Postulat wird, welches auf die Willenshandlungen denkender Wesen von Einfluß ist, gewinnt zugleich der Zweck eine objective Bedeutung. Denn jene Willenshandlungen sind dahin gerichtet, die ihnen vorangegangenen subjectiven Zweckvorstellungen objectiv zu realisiren. In denjenigen Wissenschaften, welche sich mit den Willenshandlungen des Menschen und deren Erzeugnissen beschäftigen, ist daher der Zweck das herrschende Forschungsprincip. Dies gilt für das ganze sogenannte Gebiet der Geisteswissenschaften, deren methodischer Unterschied von den Naturwissenschaften gerade hierauf beruht. . . . Bei den Willenshandlungen und ihren Erzeugnissen liegt der Schwerpunkt in der Vergleichung der objectiven Resultate mit den in uns gelegenen Zweckvorstellungen. Hier gehen wir daher von den letztern aus, entwickeln aus ihnen die Folgerungen, die sich für das objective Geschehen ergeben, um sodann erst die thatsächliche Beschaffenheit des letztern an den an dasselbe herangebrachten Forderungen zu messen.“ (Wundt, „Logik“, I, 582.) Auch bei dem durch Darwin der Wissenschaft erschlossenen Kampfe ums Dasein wird man nach vielen Richtungen den Zweck nicht entbehren können, weil auch hier die willkürlichen Handlungen trotz aller äußern Bestimmung einen wichtigen Bestandtheil des Lebens ausmachen. Ueberhaupt wird mit dem Namen dieses höchst besonnenen, der Grenzen seiner Forschung vollauf bewußten Denkers nicht selten ein grober Misbrauch getrieben, der der nüchternen Wissenschaft schlecht ansteht. Ganz besonders glaubt eine vertrauensselige biologische Richtung des vulgären Empirismus alle Räthsel unsers Daseins mit dem Zauberwort „Entwickelung“ lösen und alle weitern Voraussetzungen der Erfahrung entbehren zu können. Alle transscendentalen Probleme werden mit einem kecken Federstriche von der Tagesordnung abgesetzt; denn da alle Dinge sich nach unabänderlichen Gesetzen aus gewissen Keimen entwickelt haben, z. B. das organische Leben durch die verschiedenartigsten Differenzirungen aus dem Protoplasma, so verlohnt es nicht weiter der Mühe, über diesen entwickelungsgeschichtlichen Verlauf der constituirenden Elemente der Wirklichkeit etwa der heiklen Frage nachzuhängen: wie entsteht überhaupt unsere Erkenntniß? Das ist

Digitized by Google

ein trauriger Irrthum, weil keine biogenetische, ja sogar keine psychologische Untersuchung aus eigenen Mitteln die Tragweite und Sicherheit unsers Denkens bestimmen kann. Mit vollem Recht warnt Riehl vor solchen Gebietsüberschreitungen: „Wie man im Zeitalter der Newton'schen Philosophie alles und jedes, schließlich sogar die Moral, aus Anziehung in die Ferne erklären wollte, so ist heute das Wort «Entwickelung» zur wissenschaftlichen Phrase geworden, die man für jede nur gewünschte Erklärung bereit hält und in Fragen mengt, für welche dieses Wort ohne Bedeutung ist. Hört man gewisse Entwickelungstheoretiker, namentlich Herbert Spencer, so muß man glauben, daß sich nach ihnen schlechthin alles entwickelt haben soll — schließlich wol gar die Entwickelung selber. Diese Philosophen scheinen zu vergessen, daß Entwickelung nach Darwin kein Gesetz, sondern ein Resultat von Gesetzen ist, und daß man nicht aus der Entwickelung, sondern die Entwickelung zu erklären hat." (S. 75.) Aber abgesehen auch hiervon, abgesehen von dem fernern Umstande, daß jede derartige Entfaltung schließlich auf ein bestimmtes Etwas zurückführt, nennen wir es Individuum, das an der Pforte des ganzen vielgerühmten Kampfes ums Dasein steht, daß mithin jede Entwickelungslehre nicht nur mit bestimmten Kräften, sondern auch mit vorhandenen Stoffen rechnet, läuft gewöhnlich noch die weitere Täuschung mit unter, daß der psychologische Nachweis angeborener Dispositionen ohne weiteres mit der apriorischen Grundvoraussetzung unsers Intellect identificirt wird. Das ist aber ersichtlich sehr zweierlei; denn auch der Irrthum kann in dem Sinne angeboren genannt werden, als erst eine sehr langwierige, systematische Arbeit der Wissenschaft dazu gehört, uns von den sonst unvermeidlichen Täuschungen unserer psychophysischen Organisation zu befreien und uns auf den Standpunkt der objectiven Erfahrung zu versetzen. Der Satz des zureichenden Grundes z. B., ein Grundsatz schlechthin apriorischer Natur und Geltung, kann niemals durch eine bloße psychogenetische Ableitung gefunden und in seiner Triftigkeit erhärtet werden, sondern nur durch eine rein erkenntnißtheoretische Betrachtung, schon aus dem einfachen Grunde, weil er die Voraussetzung jedes sonstigen Erkennens und jedes Denkens überhaupt bildet. Am verhängnißvollsten hat aber die voreilige Anwendung biologischer Vorstellungen und Begriffe auf dem Gebiet der Ethik gewirkt, wenngleich nach andern Richtungen hin die Einflüsse der modernen Naturwissenschaft auch für die Untersuchung des sittlichen Lebens nur segensreich zu nennen sind. Doch würde sich diese Frage natürlich nur in einer besondern Erörterung erledigen lassen.

Digitized by Google

Die Eisenbahnen nach Konstantinopel und Saloniki.

(Mit einer Karte.)

Von **Paul Dehn.**

Zu den naturbegünstigtsten Ländern Europas gehört die Balkanhalbinsel. Im Osten, Süden und Westen vom Meere umgeben, mit einer reichgegliederten Küstenentwickelung und einer Reihe natürlicher Hafenbildungen ausgestattet, von Norden her dazu im Genusse aller Vortheile der Donauschiffahrt, erscheint sie mit ihrer weiten, abgerundeten Landmasse glücklicher gestaltet als die allzu landarme italienische Halbinsel oder gar als das allzu landreiche russische Binnengebiet. Auch ihre Verkehrslage als Uebergang nach Asien ist günstiger. In Gebirgen und Thalschaften ist ihr Relief nicht minder glücklich. Während in andern Ländern große Gebirgsmassen angehäuft sind oder unermeßliches, versumpftes oder versandetes Flachland sich ausdehnt, reihen sich auf der Balkanhalbinsel quellenreiche Berg- und Thalbildungen in einem für das Auge ebenso lieblichen als für die Erzeugung günstigen Wechsel aneinander. An der Küste mildern die Ausdünstungen des Meeres, im Innern die zahlreichen Höhenzüge das Klima, welches im allgemeinen dasjenige der gemäßigten wärmern Zone ist. So begreift es sich, daß die Länder der Illyrischen neben denjenigen der Apenninischen Halbinsel dereinst und lange Zeit hindurch das Ziel der Wünsche und Eroberungsgelüste aller Völker der Weltgeschichte gewesen sind, deren ursprüngliche Wohnsitze im Norden, Nordwesten und Nordosten minder günstige natürliche und klimatische Bedingungen aufzuweisen hatten. Um den Besitz Konstantinopels, dieser uralten Culturstätte, wo zwei Meere sich verbinden und zwei Erdtheile sich scheiden, wird bis zur Gegenwart gerungen. Konstantinopel wird, was immer geschehen möge, die wirthschaftliche Hauptstadt Südosteuropas und des in jeder Hinsicht dazugehörigen kleinasiatischen Gebietes bleiben und auch in verkehrspolitischer Hinsicht seine hervorragende Stellung behaupten, wenn einmal die anatolischen Eisenbahnen nach Bagdad und darüber hinaus vollendet sein werden.

Nach dem Ausbau des mitteleuropäischen Eisenbahnnetzes im großen und ganzen ergab sich die Nothwendigkeit, mit demselben auch die Balkanhalbinsel zu verbinden. Schon Ami Boué („Recueil d'itinéraires dans la Turquie d'Europe", 1854) und Hahn („Reise von Belgrad nach Saloniki", 1861) hatten die ersten Abrisse eines Eisenbahnnetzes für die Balkanhalbinsel entworfen. Allein ihre Vorschläge blieben leider lange Zeit gerade in Oesterreich unbeachtet, obwol dort alle Interessen für ihre Verwirklichung sprachen, obwol schon damals in österreichischen und auch in deutschen Geschäftskreisen die Bedeutung einer Eisenbahnverbindung mit den Balkanstaaten und der Türkei einigermaßen erkannt wurde. Bis zum Krimkriege war Mitteleuropa die Hauptbezugsquelle für den Bedarf der Balkanstaaten an europäischen Waaren gewesen. In Wien hatten die orientalischen Zwischenhändler ständige Vertreter (unter anderm eine Innung türkischer Händler), die

Digitized by Google

Orientalen erschienen auf den leipziger Messen, um ihre Einkäufe zu machen. Aus jener Zeit stammen die zahlreichen „Leipziger Straßen" (in rumänischen Städten meist „Strada Lipscani" genannt), dort hatten jene Händler ihre Gewölbe, welche die leipziger Messen bezogen und mitteleuropäische Waaren führten. Seit dem Krimkriege aber war hierin ein langsamer Umschwung eingetreten. Von der Seeseite her waren Engländer und Franzosen als überlegene Wettbewerber immer zahlreicher auf den Märkten der Balkanhalbinsel erschienen; sie hatten ihre Waaren angeboten, so gut und so wohlfeil, nicht selten vielleicht noch besser und billiger als diejenigen, welche bis dahin umständlich und kostspielig von Wien und Leipzig hatten geholt werden müssen; sie hatten infolge dessen mit ihren Waaren steigenden Absatz gefunden; sie drängten die mitteleuropäischen Erzeugnisse immer mehr und mehr zurück, und wenn dieselben von jenen Märkten nicht gänzlich verschwinden wollten, so war es nothwendig, für den mitteleuropäisch-türkischen Verkehr concurrenzfähige Verbindungen zu schaffen und anstatt der unsichern Donauwasserstraße und der unzulänglichen Karavanenwege die Balkanstaaten mit einem Eisenbahnnetze zu versehen und dasselbe mit dem mitteleuropäischen zu verbinden. Hierzu erschien nach seiner geographischen Lage als unmittelbarer Nachbar naturgemäß Oesterreich berufen, zumal die österreichische Industrie durch den englisch-französischen Wettbewerb den größten Abbruch erlitten hatte. Oesterreich verfügte zudem über tüchtige im Eisenbahnbau erfahrene und im Orient landes- und leutekundige Fachmänner, ebenso über genügend überschüssiges Kapital, und so stellte sich das türkische Eisenbahngeschäft als ein großes Werk dar, welches nicht nur für die Unternehmer und ihre Mitarbeiter, sondern auch für Oesterreichs wirthschaftliche, ja selbst politische Stellung auf der Balkanhalbinsel in hohem Grade vortheilhaft zu werden verhieß.

Andere Verkehrsinteressen hatten die Westmächte, vor allem England. Von dort aus verkehrte man mit der Balkanhalbinsel von Anfang an auf dem Seewege und mußte bestrebt sein, alle Verbindungen zu Gunsten desselben zu fördern, den Anschluß der Türkei aber an das mitteleuropäische Eisenbahnnetz, weil er dem Landhandel zugute kam, zu verhindern. In dieser richtigen Auffassung ihrer Interessen bauten die Engländer von 1864 bis 1868 am Schwarzen Meere die Linien von Czernawoda nach Konstantza und von Varna nach Rustschuk, um sich den Verkehr mit der untern Donau und ihren Hinterländern zu erleichtern. Nachdem diese beiden Bahnen sich bewährt hatten, mußte diesem klugen Handelsvolke daran gelegen sein, über ähnliche Linien in das Innere des Landes, auch von dessen übrigen Häfen, zunächst von Konstantinopel, Saloniki und Dedeagadsch zu verfügen, damit diese wichtigen Seehäfen ihr begrenztes Küstengebiet weitmöglichst nach dem Innern des Landes hinein ausdehnen und hiermit zugleich den englischen Absatzmarkt erweitern konnten. Und in der That sollten die Engländer diese ihre Wünsche erfüllt sehen, und zwar nicht nur zu Ungunsten, sondern sogar auf Kosten Mitteleuropas.

Wien war im Beginn des sogenannten volkswirthschaftlichen Aufschwunges, als der türkische Ludwig XV., der verschwenderische und gewissenlose Sultan Abdul-Aziz, bei seiner Rückkehr von der pariser Weltausstellung des Jahres 1867 daselbst kurzen Aufenthalt nahm. Noch lebte der Sultan mit der Pforte im

Digitized by Google

Vollen. Zwar war seit dem Krimkriege auf Anregung englisch-französischer Geldmänner Anleihe um Anleihe aufgenommen, die Staatsschuld bedenklich vergrößert, der Erlös rasch vergeudet worden, und schon mußte der kommende Staatsbankrott als unabwendbar erkannt werden — allein dieses Ende zogen weder die türkischen Staatsmänner, welche die Anleihen abschlossen, noch die Börsenmänner, welche dieselben vermittelten, in Betracht. Befanden sich doch beide Theile bei dieser Wirthschaft gut; der eine erhielt das Geld, der andere die Provision. Das Publikum zahlte schließlich als Schwarzer Peter die Kosten. Was immer damals zu Wien der Speculation in die Nähe kam, wurde Gegenstand der Gründung, Finanzirung, Emission, Agiotage, Arbitrage. Von diesem Gesichtspunkte faßte man in Wien allerseits auch das türkische Eisenbahnunternehmen auf. Damals stand in Wien Langrand-Dumonceau auf der Höhe seiner Speculationen, und ihm wurde auf Empfehlung des Grafen Beust im Jahre 1868 von der Pforte die Concession zum Ausbau eines türkischen Eisenbahnnetzes im Anschlusse an dasjenige Oesterreichs verliehen. Bald darauf verfiel Langrand-Dumonceau dem Strafgerichte. Indessen war Graf Beust in der Lage, rasch einen Ersatzmann zu stellen, welcher das türkische Eisenbahnunternehmen durchführte, aber von Anfang bis zu Ende in einer Art, daß dasselbe nicht nur dem mitteleuropäischen Handel und Kapital zum größten Schaden gereichte, sondern auch zu einem der ärgsten Auswüchse der modernen „Gründungen" gestaltet wurde. Dieser Mann war Baron Hirsch, der Sprößling eines münchener Bankiers, belgischer Baron, naturalisirter Oesterreicher, aber als Franzose anzusehen, da er ständig in Paris wohnt.

Wie aus dem zwischen der Pforte und Hirsch abgeschlossenen ersten Vertrage zu ersehen („Actes de la concession des chemins de fer de la Turquie d'Europe", Konstantinopel 1871), bestand die Concession Hirsch's in dem Bau und Betrieb einer von Konstantinopel nach der Save führenden Eisenbahn, mit Abzweigungen nach Saloniki, Schumla und Dedeagadsch. Hirsch verpflichtete sich, diese Bahnbauten auszuführen und den Bahnbetrieb zu übernehmen, und er gründete zu diesem Behufe eine ganze Reihe besonderer, auftauchender und verschwindender Gesellschaften, deren Seele und Leiter er indessen blieb. In dem ersten Bande meines Werkes „Deutschland und Orient in ihren wirthschaftspolitischen Beziehungen" habe ich darüber Näheres mitgetheilt. Für Hirsch war die Finanzirung des Unternehmens, wie für jeden rechten Börsianer bei jedem Geschäfte, die Hauptsache, und mit Hülfe der verschiedenen bekannten Mittel hierzu ist ihm dieselbe über alle maßen gelungen. Unter großer Reclame wurden im Frühjahre 1870 und nochmals im Jahre 1872 durch Hirsch die Türkenlose auf den Markt gebracht, mit dem ausdrücklichen Vermerk in der Subscriptionseinladung: „Das Ergebniß der Subscription werde zum Baue der genau bezeichneten und oftmals erwähnten türkischen Bahnen (mit der durchgehenden «Ligne principale» an der Spitze) verwendet werden." Da diese Verpflichtung nicht innegehalten worden ist, so hätten die getäuschten Türkenlosbesitzer wol eine Handhabe zur gerichtlichen Geltendmachung ihrer Sache gehabt. Allein sie brachten es nicht dahin. Damals sind insgesammt 1,980000 Stück im Nennwerthe von 400 Frs., mit 3 Proc. verzinslich, innerhalb 104 Jahren durch Verlosung zurückzahlbar, ausgegeben

Digitized by Google

worden, welche bei dem Emissionscurse von 180 demnach 356,400000 Frs. ergeben hätten. Da Hirsch nach seiner eigenen Versicherung für die Bahnbauten in Wirklichkeit nur 254,545454 Frs. in die Hand bekommen haben will, so sind 101,854546 Frs. von der Finanzirung verschlungen worden. Wie im „Wiener Fremdenblatt", dem Organ des Auswärtigen Amtes in Wien, wiederholt zu lesen war, soll Hirsch sich selbst gerühmt haben, bei der Ausgabe der Türkenlose 64 Mill. Frs., und bei dem türkischen Eisenbahngeschäfte in sechs Jahren 125 Mill. Frs. „verdient" zu haben. Dem gegenüber steht für die betheiligten Kapitalisten, zumeist in Oesterreich-Ungarn und Deutschland, also für das Nationalvermögen dieser beiden Reiche, ein Verlust von mehrern hundert Millionen Mark, da die Türkenlose seit dem Jahre 1875 nicht mehr verzinst werden und infolge dessen von 180 auf 40 gefallen sind. Erst seit 1882 werden wieder geringfügige Abschlagszahlungen auf die Treffer der Anleihe geleistet. (Auf Grund des Reichsgesetzes vom 8. Jan. 1871 sind in Deutschland 352536 Türkenlose abgestempelt worden. Leider hatten diese Gläubiger der Türkei bei der Regelung der Schuldverhältnisse von 1881 das Nachsehen. Während im internationalen Verwaltungsrathe der Bondholders alle übrigen Interessen gewahrt wurden, unterließ es der Agent des Hauses Bleichröder, als deutsches Mitglied jenes Verwaltungsrathes, für die deutschen Türkenlosbesitzer einzutreten, und zwar, wie behauptet wurde, aus Rücksicht auf Hirsch, mit welchem damals das Haus Bleichröder wegen Ankaufs der Orientbahnen verhandelte.)

Bei der Ausgabe der Türkenlose wurde versprochen, daß mit dem Erträgnisse derselben eine durchgehende Hauptbahn von der Save nach Konstantinopel mit Abzweigung nach Saloniki gebaut werden sollte. Thatsächlich nahm man indeß die Bauten nicht bei der Save in Angriff, sondern in Konstantinopel und Saloniki, und vollendete von 1869 bis 1873 die Strecken Konstantinopel-Adrianopel-Bellowa, Saloniki-Uesküb-Mitrowitza, ferner noch eine südliche Abzweigung von Kuleli-Burgas nach Dedeagadsch, eine nördliche Abzweigung von Tirnowa nach Jamboli, und (zur Irreführung der Wiener, welche dadurch der Meinung verfielen, es werde die Hauptbahn von Wien unmittelbar über Bosnien geführt werden) das völlig vereinzelte, zwecklose Bruchstück Banjaluka-Novi in Bosnien, wo ohnehin die Save, Unna und Sanna leichte Schiffsverfrachtung gewährten. Alles in allem nach Hirsch's Aufstellung 1280 Kilometer, für deren Bau der angebliche Reinertrag der Türkenlose mit 254 Mill. Frs. auf Heller und Pfennig aufgegangen sein soll, während fachmännischerseits die Baukosten mit höchstens 150 Mill. Frs. berechnet worden sind.

Funfzehn Jahre lang haben diese türkischen Bahnrümpfe bestanden, ohne an das mitteleuropäische Netz angeschlossen worden zu sein. Alle europäischen Staaten haben ihre Eisenbahnen mehr oder minder vollständig ausgebaut, Mont-Cenis, Gotthard und Arlberg wurden durchbohrt, Rußlands Schienenstraßen bis nach Samarkand, in das Herz Asiens, geführt, das nordamerikanische Festland fünfmal der Quere nach überschient, selbst die Küstenländer Afrikas und Australiens mit Schienenstraßen ausgestattet. Nicht aber war es während dieser Zeit gelungen, die schon 1873 eröffneten türkischen Bahnrümpfe an das mitteleuropäische Eisenbahnnetz anzuschließen. Volle 15 Jahre sind erforderlich gewesen, um die fehlenden Lücken in einer Gesammtlänge von nur 550 Kilo-

Digitized by Google

meter fertig zu stellen! Unwillkürlich fragt man da: Weshalb wurde die bei der Ausgabe der Türkenlose verheißene Hauptlinie von der österreichisch-ungarischen Grenze nach Konstantinopel und Saloniki im Anschluß an das mitteleuropäische Eisenbahnnetz nicht schon damals fertig gestellt? Weshalb verblieben die Lücken auf den damals türkischen, heute bulgarischen und serbischen Gebieten? Wie ist es gekommen, daß 15 Jahre hindurch diese verhältnißmäßig kurzen, technisch keineswegs schwierigen Anschlußstrecken unausgebaut bleiben konnten, sodaß die mit österreichischem und deutschem Gelde hergestellten türkischen Bahnen seither ausschließlich dem englischen und französischen Handel mit der Türkei zugute kamen und dem mitteleuropäischen Handelsverkehr mit der Türkei vollends Abbruch thun mußten? Nirgends könnte man bessere Auskunft geben als in Wien. Allein gerade dort war man seit Jahren eifrig bemüht, die volle Aufklärung über alle diese Unbegreiflichkeiten zu vermeiden, wenn nicht gar die öffentliche Meinung zu verwirren. Weite Kreise haben dabei mitgewirkt, nicht nur jene, welche bei der Ausgabe der Türkenlose irgendwie betheiligt worden waren, sondern auch solche, welche seinerzeit die Corruption hatten gewähren lassen. Durch Mitschuld oder mindestens durch Mitwissenschaft weite Kreise an sich zu fesseln, ist allerwärts der oberste Grundsatz der modernen Corruption im großen Stile gewesen, wie sie in Oesterreich unter anderm bei der Ungarischen Ostbahn und bei dem türkischen Eisenbahngeschäft ihre höchste Steigerung und mit den Türkenlosen eine beispiellos ausgiebige Ausbeutung erreicht hat. Als die Kapitalisten Oesterreichs und Deutschlands durch die Türkenlose um ihr Geld und die Handelsbeziehungen dieser beiden Reiche mit der Balkanhalbinsel nicht nur um die verheißenen, sondern auch um die bis dahin bestandenen, aus der Nachbarschaft der Länder geflossenen Verkehrsvortheile gebracht worden waren, suchten sich die Schuldigen zu entlasten, indem sie ihrerseits allerlei unrichtige Anklagen erhoben, hauptsächlich gegen die Türkei, neuestens sogar gegen Rußland, gegen letzteres mit unbegründeten, ja gefährlichen Verdächtigungen.

Im Jahre 1872 schloß die türkische Eisenbahngesellschaft mit der Pforte einen zweiten Vertrag ab, worin sie sich der Verpflichtung zur Erbauung der durchgehenden Hauptlinie nach Konstantinopel mit Abzweigung nach Saloniki fein ausgeklügelt entzog, indem sie den Ausbau der Lücken (Bellowa-Nisch und Uesküb-Nisch) auf die thatunfähige Regierung des damaligen Sultans Abdul-Aziz überwälzte, mit den hierzu bestimmten und ausreichenden Geldmitteln aber den Bau zweier, vorerst ganz überflüssiger Seitenbahnen (Uesküb-Mitrowitza und Hermanli-Jamboli) und die Herstellung der Strecke Jamboli-Schumla auf Rechnung der türkischen Regierung übernahm. Diese beiden Seitenbahnen erweiterten das englische Handelsgebiet nach dem fruchtbaren Innern und drängten den österreichischen Verkehr von der Donau her noch mehr zurück, wie es denn außerdem den englischen Handelsinteressen sehr zu statten kam, daß der Bau der Anschlußbahnen und hierdurch dem mitteleuropäischen Handel der unmittelbare Verkehr mit der Balkanhalbinsel noch fernerhin verhindert wurde. In der That machte damals ein englisches Parlamentsmitglied, ein Privatsecretär Disraeli's, Namens Ralphe Earle, den Unterhändler bei diesem Vertrage, und der damalige englische Botschafter in Konstantinopel, Lord Elliot, derselbe, der als Gesandter in Neapel 1859 die

Digitized by Google

italienischen Einheitsbestrebungen unterstützt hatte, um die Lombardei und Venetien als neuen Absatzmarkt für Englands Eisen und Kohlen zu gewinnen, begünstigte jenen Vertrag in weitblickender Wahrnehmung englischer Interessen. Alle Hochachtung vor dem thatkräftigen Geschick des Lord Elliot, der es zu Stande brachte, daß — ein weiteres Glied in der Kette der handelspolitischen Bestrebungen Englands, an welches sich bald darauf die Erwerbung der Suezkanalactien schloß — auf der Balkanhalbinsel mit mitteleuropäischem Gelde Eisenbahnen für englische Handelszwecke gebaut wurden. Nicht mit Unrecht haben sich englische Kaufleute, als ich einmal auf einem Dampfer von Konstantinopel nach Saloniki fuhr, darüber laut lustig gemacht. Aber es erscheint wol einigermaßen unerfindlich, weshalb damals Oesterreich gegen diesen ihm unmittelbar so nachtheiligen Vertrag in Konstantinopel keine Verwahrung einlegte. Mindestens hätte es die Eisenbahngesellschaft dazu anhalten müssen, die Türkenlosbesitzer durch die Erträge der Eisenbahnen einigermaßen sicherzustellen. Allerdings wollte davon gerade die Eisenbahngesellschaft nichts wissen; sie hatte diese Erträge aufzubringen, sie hatte sich zur Zahlung von 8000 Frs. jährlicher Pacht für den Kilometer verpflichtet, und sie gedachte sich davon zu befreien, was sie auch wirklich gethan, indem sie durch jenen Vertrag den Ausbau des türkischen Bahnnetzes verhinderte und alsdann geltend machte, daß sie erst nach vollendetem Ausbau zu der vereinbarten Pachtzahlung verpflichtet sei.

In dem Vertrage zwischen Hirsch und der Pforte vom 18. Mai 1872 war festgesetzt worden, daß Bahnkörper und Betriebsmaterial der türkischen Regierung gehören, der Betrieb der fertig gestellten Linien aber der „Compagnie générale pour l'exploitation des chemins de fer de la Turquie" (Hirsch) auf 50 Jahre gegen einen jährlichen Pachtschilling von 8000 Frs. für den Kilometer verbleiben soll. Im Betriebe der Gesellschaft Hirsch stehen die türkischen Linien seit 1874 und gewähren bei hohen Tarifen erhebliche Reingewinne. Hirsch selbst hat die Roheinnahmen auf 8000 Frs. für Jahr und Kilometer angegeben. Werden davon die Betriebskosten mit 5000 Frs. abgezogen, was reichlich bemessen scheint, da die türkischen Bahnen bisher sehr sparsam und fast als Nebenbahnen verwaltet wurden, so verbleiben 3000 Frs. für Jahr und Kilometer, d. h. 3,800000 Frs. für das ganze Eisenbahnnetz als wahrscheinlicher jährlicher Reingewinn. An Betriebsüberschüssen allein dürfte Baron Hirsch demnach von 1874 bis 1885 etwa 45,6 Mill. Frs. verdient haben. Nichtsdestoweniger weigerte er sich, der türkischen Regierung die ausbedungene Pacht zu zahlen, weil dieselbe nach seiner Ansicht erst dann fällig wird, „wenn die verschiedenen Theile des Eisenbahnnetzes in der durch die Verträge festgesetzten Weise verbunden seien". Als die Pforte Ende 1885 in äußerster Geldnoth war, ließ sie sich herbei, mit Hirsch einen neuen Betriebsvertrag abzuschließen. In demselben wurde die Pachtschillingsfrage für die Jahre 1874 bis 1885 in Schwebe belassen, dagegen vom 1. Jan. 1886 an der Pachtschilling von 8000 auf 1500 Frs. für den Kilometer jährlich herabgesetzt und zwar nach Maßgabe der Verzinsung und Tilgung eines Vorschusses von 23 Mill. Frs. (7 Proc. Verzinsung, 1 Proc. Tilgung erfordern jährlich 1,8 Mill. Frs., was einer Jahrespacht von je 1500 Frs. für etwa 1200 Kilometer entspricht), welche Hirsch der Pforte damals gewährt hatte gegen das Recht des alleinigen Betriebes der tür-

Digitized by Google

kischen Eisenbahnen auf 50 Jahre. Hirsch ist seither bemüht, dieses Recht möglichst vortheilhaft zu verkaufen.

Bei den unübersehbaren Streitigkeiten zwischen der Pforte und Hirsch auf Grund der bestehenden zweideutigen Verträge handelt es sich im wesentlichen um die Zahlung dieses Pachtschillings für die Zeit von 1874 bis 1885. Ende 1887 befand sich Hirsch selbst in Konstantinopel, um diese Streitigkeiten zu ordnen, da er seine Eisenbahngesellschaft andern Händen zu übergeben gedachte und hierzu der Einwilligung der Pforte bedurfte. Es ist jedoch zu einer Einigung nicht gekommen. Hirsch bot schließlich 15 Mill. Frs. Abstandsgeld, während die Pforte 20 Mill. Frs. verlangte. Nun soll ein Schiedsgericht darüber entscheiden. Bis zur Beilegung dieser Streitigkeit durch schiedsrichterlichen Spruch hätte die Pforte über die vertragsbrüchige Gesellschaft Hirsch die vorläufige Staatsverwaltung verfügen können, welche in andern Staaten sicherlich längst erfolgt gewesen wäre. In der That dachte im Herbst 1884 die Pforte ernstlich daran, mußte indeß von ihrem Vorhaben abstehen, als das Auswärtige Amt in Wien für die seit 1879 in den österreichischen Staatsverband aufgenommene Gesellschaft Hirsch eintrat und Einspruch erhob, obwol Graf Kalnoky selbst in der ungarischen Delegation am 7. Nov. 1884 es dahingestellt sein ließ, ob diese Gesellschaft als österreichische für Oesterreich bisher von Nutzen gewesen sei.

Selbst auf dem Berliner Congresse von 1878 wußte die Eisenbahngesellschaft mit ihren ränkevollen Bestrebungen durchzudringen, und anstatt daß die Mächte damals nachdrücklich die berechtigten Ansprüche der mitteleuropäischen Handelsinteressen zur Geltung gebracht hätten, indem sie die betheiligten Balkanstaaten, die Türkei, Serbien und Bulgarien, kurzweg verpflichteten, auf Grund des bestehenden Eisenbahnvertrages die fehlenden Anschlüsse innerhalb einer bestimmten, etwa zwei- bis dreijährigen, Frist fertig zu stellen, statt den betheiligten Staaten im Interesse eines raschen und geregelten internationalen Verkehrs gewisse grundlegende Betriebsbedingungen aufzuerlegen, ließ man sich, allerdings auf besondern Antrag der Vertreter Oesterreich-Ungarns, herbei, lediglich für die Rechte der Eisenbahngesellschaft einzutreten und der Absicht nach zur Erledigung, dem Erfolge nach zur Verschleierung und Verschleppung der ganzen, eine Beleuchtung scheuenden Angelegenheit mit der Abwickelung derselben einen Unterausschuß, die sogenannte Vierer-Conferenz, bestehend aus Vertretern der betheiligten Staaten Oesterreich-Ungarn, Türkei, Serbien und Bulgarien, zu betrauen. Dieselbe sollte unmittelbar nach dem Berliner Frieden zusammentreten, wurde aber von Oesterreich-Ungarn erst im Jahre 1881 einberufen, nachdem letzteres einen besondern Eisenbahnvertrag mit Serbien im Interesse des Herrn Bontoux abgeschlossen und hierdurch die Eisenbahnverträge zwischen der türkischen Regierung und der Bahngesellschaft Hirsch von 1867 und 1872 durchlöchert hatte, und zwar befremdlicherweise unter Verletzung österreichisch-ungarischer Handelsinteressen! (Näheres in meinem „Deutschland und Orient", I, 61 fg.) Trotz alledem hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche die österreichische Staatskunst rühmten, obschon dieselbe zehn Jahre lang daran gearbeitet hat, um den leichten Bau von 550 Kilometer Anschlußbahnen zu Stande zu bringen. Die österreichischen Staatsmänner der Gegenwart mögen jene Lobredner im stillen verwünscht haben; sie waren in der That nicht zu beneiden;

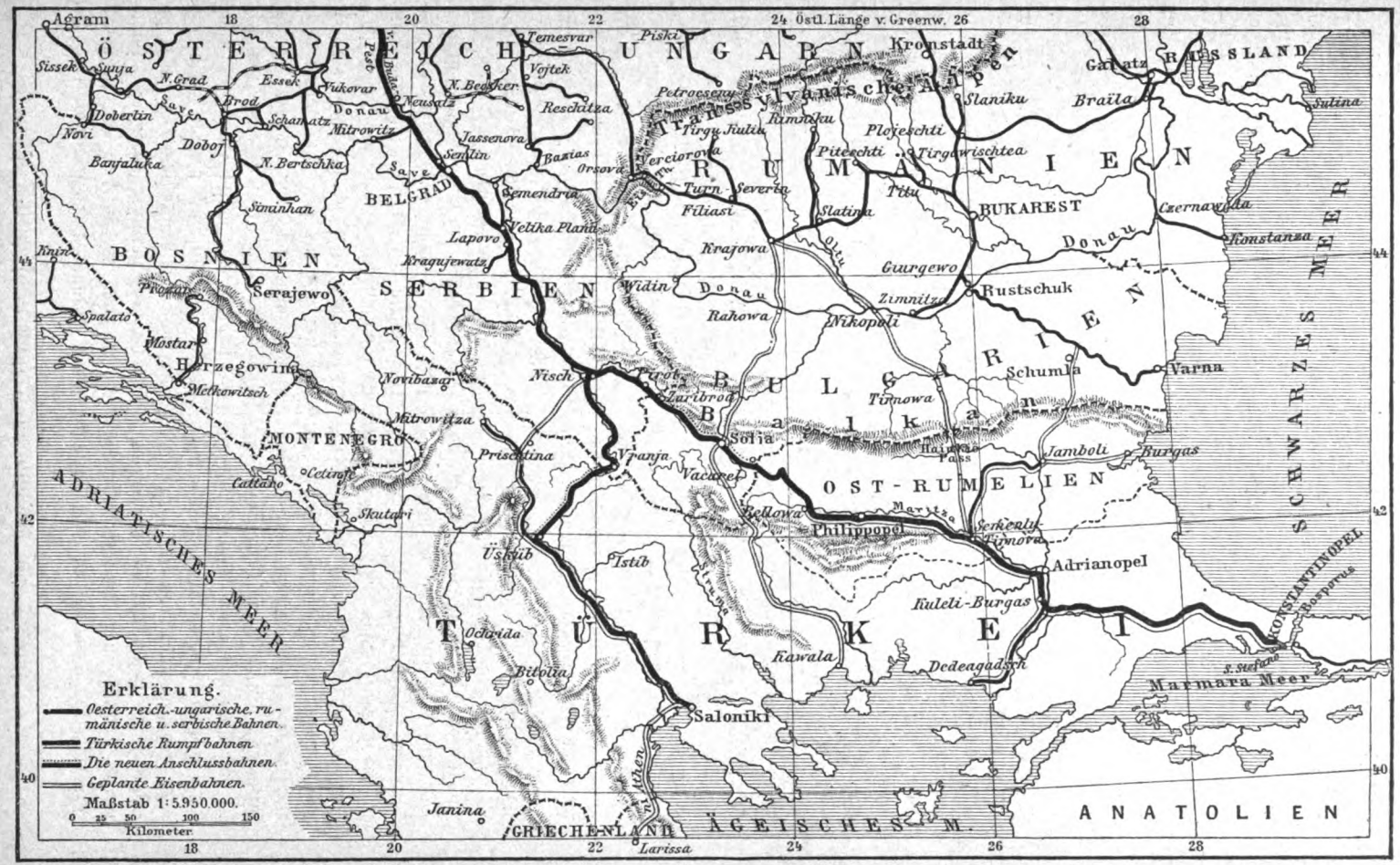
Digitized by Google

sie hatten eine übel begonnene Angelegenheit zum Austrage zu bringen und dabei als oberste Rücksicht die Vermeidung jeglicher Enthüllung, irgendwelchen Skandals walten zu lassen. Hiermit hatte die Corruption von Anfang an gerechnet, und so ward ihre Sache noch immer gefördert. Oesterreich-Ungarn aber mußte nicht nur zusehen, wie sein Handel von Jahr zu Jahr immer mehr von dem Innern der Balkanhalbinsel zurückgedrängt wurde, es verlor dort auch in politischer Hinsicht als amtliche Beschützerin der türkischen Eisenbahngesellschaft, für deren Gebaren es natürlich mit verantwortlich gemacht wurde, bedenklich an Einfluß und Ansehen. Welche überwiegende und tonangebende Stellung würde sich Oesterreich-Ungarn auf der Balkanhalbinsel haben erringen können, hätte es im Jahre 1868 einen Staatsmann besessen von dem Scharfblicke und der Thatkraft eines Bruck, seines tüchtigsten Handelsministers (gestorben 1859), wenn auf Veranlassung oder unter werkthätigem Eingreifen der Staatsverwaltung das Gebiet der europäischen Türkei mit einem Netze österreichischer Verkehrsstraßen versehen worden wäre, wenn die Oesterreichische Südbahngesellschaft von Novi und Brod aus, die Oesterreichische Staatseisenbahngesellschaft von Belgrad und Orsowa aus ihre Strecken bis in das Herz der Balkanhalbinsel hinein verlängert, wenn neben diesen beiden kapitalkräftigsten Eisenbahnunternehmungen der Monarchie die wichtige Wiener Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft von ihren Landungsplätzen an der untern Donau einige Eisenbahnen an die Balkanhauptstädte Sofia, Tirnowa und Philippopel gebaut hätte, wenn seinerseits von seinen Hafenstationen Konstantinopel, Saloniki, Dedeagadsch und von der Narentamündung aus der Oesterreichisch-Ungarische Lloyd durch die Erweiterung seiner Verkehrsbeziehungen nach dem Innern jenem Vordringen österreichischer Verkehrsgesellschaften entgegengekommen wäre! Ein Fachmann hat damals dahin gehende Vorschläge gemacht, ohne daß man ihm in Wien Gehör geschenkt hätte. Mit welch anderm Unternehmungsmuth und Erfolge haben sich dagegen die Engländer in den Besitz des Suezkanals zu setzen verstanden! Am 14. Nov. 1884 sagte in Budapest der Reichsminister für Bosnien, Herr von Kallay: „Uns droht vom Orient her eine große, stetige Gefahr von einem Feinde, der uns im übrigen ein guter Freund ist. Derselbe macht von der Meeresküste aus einen drohenden commerziellen Eroberungszug nach dem Innern des Landes. Wenn wir an der Save stehen blieben, würden wir denselben nicht aufhalten können. Der Widersacher selbst würde an der Save nicht stehen bleiben. Deshalb mußten wir in Bosnien Fuß fassen.“ Zu diesem Zwecke hat Oesterreich-Ungarn bereits 300 Mill. Fl. geopfert. Mit einem Drittel dieses Geldes hätte es die türkischen Eisenbahnen und hierdurch nicht nur reichliche Verzinsung, sondern auch das erwerben können, was es bisher ebenso eifrig als vergeblich angestrebt hat: das wirthschaftliche und politische Uebergewicht auf der Balkanhalbinsel.

Bei der Aufstellung der Entwürfe für das Bahnnetz wurden die Landgestaltung wie die wirthschaftlichen Verhältnisse der Balkanhalbinsel sorgsam berücksichtigt, wie aus dem Blick auf die umstehende Karte erhellt. Quer durch die Halbinsel, in der Mitte zwischen den Niederungen der Donau und Save im Norden und der Abflachung nach dem Aegäischen und Marmarameere im Süden, zieht sich des Balkans vielverzweigte Gebirgsmasse hin, welche sowol von der wichtigen internationalen Verkehrslinie in nordwest-

Digitized by Google

DIE EISENBAHNEN NACH KONSTANTINOPEL UND SALONIKI.



Digitized by Google

südöstlicher Richtung, als auch von den nordsüdlichen Linien überschritten werden muß. Bei Nisch tritt die Bahn in die Balkankette ein und durchbricht und durchquert dieselbe in südöstlicher Richtung über Sofia und Philippopel nach Konstantinopel. Diese westöstliche Querbahn sollte ursprünglich durch drei Linien in nordsüdlicher Richtung von der Donau zum Aegäischen Meere durchschnitten werden, und zwar im Osten von einer Linie Schumla-Jamboli-Tirnowa-Adrianopel-Dedeagadsch, welche bis auf die Strecke Jamboli-Schumla gebaut worden ist, in der Mitte der Halbinsel von einer Linie Rahowa-Sofia-Cavalla durch die Thalschaften des Isker und der Struma, welche vorgeschrittene und dichtbevölkerte Gegenden in den Verkehr einbeziehen würde, aber noch gar nicht in Angriff genommen worden ist; endlich westlich durch die Pfingsten 1888 angeschlossene Bahn Nisch-Uesküb-Saloniki. Als eine spätere Concurrenzbahn und zweite Verbindung nach Konstantinopel hätte, falls die ungarische Regierung ihre Zustimmung gibt, Aussicht auf Verwirklichung der Plan einer Verlängerung der Hauptlinie Bodenbach-Wien-Budapest-Orsowa der Staats-Eisenbahngesellschaft, von Krajowa an der rumänischen Staatsbahn in südöstlicher Richtung abzweigend quer durch Rumänien und Bulgarien, bei Nikopolis über die Donau und über den Hain Boghas-Paß nach Tirnowa zum Anschluß an die Linie Philippopel-Adrianopel, und zwar mit Rücksicht auf die dort vorhandenen günstigen Bau- und Betriebsbedingungen.

Bedenklich mangelhaft sind die türkischen Bahnen in Bezug auf Bauausführung und Betriebsfähigkeit. Am solidesten gebaut ist die von den Engländern fertig gestellte Strecke Varna-Rustschuk. Bei den Linien der türkischen Eisenbahngesellschaft war oberster und einziger Grundsatz: möglichste Billigkeit. Hinsichtlich der Spurführung stehen die beiden Linien Konstantinopel-Adrianopel-Dedeagadsch und Saloniki-Mitrowitza, erstere von französischen, letztere von italienischen Unternehmern gebaut, jener englischen Strecke zwar etwas nach, befinden sich aber noch immer in viel besserm Stande, als die von den Engländern spöttisch genannte „deutsche" Strecke Adrianopel-Sarembey nebst Abzweigung nach Jamboli, welche von der Eisenbahngesellschaft in eigener Regie hergestellt wurde. Auf ihrem ganzen Netze zeigt sich dieselbe, wie sie ist. Das Streben nach möglichst hohem Gewinne ist da zu einer Erscheinung ohne Beispiel ausgeartet. Mit geringem Mehraufwande hätten sich Bahnen erster Klasse herstellen lassen. Statt dessen wurden alle Linien, nicht nur die Abzweigungen, sondern auch die Hauptbahnen, ohne Rücksicht auf ihre Aufgabe im internationalen Durchgangsverkehr, für welchen eine thunlichst directe Führung geboten war, im günstigen Gelände scheinbar grundlos verlängert, sodaß mehr Kilometer mit je 200000 Frs. bei den Baukosten in Anrechnung kamen und zu den vielen gewonnenen Millionen noch einige neue sich hinzufügen ließen. Bei derartigen Bahnen müssen unter allen Umständen die Rücksichten auf die Beschleunigung des Verkehrs insbesondere in Betreff der Bestimmung der Richtung und Steigung ausschlaggebend sein. Dort waren sie es nicht. Mit schönfärbenden Reiseberichten hat man bisher diese Thatsachen zu verhüllen versucht, ja es haben sich sogar in deutschen Eisenbahnkreisen einige Stimmen zu Gunsten der türkischen Bahnbauten erhoben und dieselben gerühmt, unter anderm mit Berufung darauf, daß dabei die deutsche Industrie mit beträchtlichen Lieferungen (beiläufig mit 10 Mill. Frs., während

Digitized by Google

England für 6, Belgien für 14, Frankreich für 4 und Oesterreich nur für 2 Mill. Frs. lieferte) betheiligt gewesen sei, und daß deutsche Beamte dabei Beschäftigung gefunden hätten. Auf Grund derartiger Erwägungen haben auch mehrere deutsche Börsenblätter die nicht eben saubere türkische Eisenbahnunternehmung mit dem reinen deutschen Schilde zu decken gesucht. Gegen einen solchen wirthschaftlichen Chauvinismus kann nicht ernstlich genug Einspruch erhoben werden. Derselbe würde den Deutschen vor dem Auslande nur Blößen geben. Deutschland ist an der türkischen Eisenbahnunternehmung in keiner Weise betheiligt gewesen, die Deutschen können mit gutem Gewissen freimüthig darüber urtheilen, sie haben den Baron Hirsch mit seinen Millionen nicht zu fürchten, sie dürfen die Ausgabe der Türkenlose als eine bisher in solcher Ausdehnung unerhörte internationale Beutelschneiderei, die Ausführung der türkischen Bahnbauten als eine Schmuzerei ohnegleichen kennzeichnen, weil sie von der außergewöhnlichen und weitreichenden Corruption dieses Unternehmens fern und frei geblieben sind, und weil auch die deutsche Regierung dabei stets in kühlster Zurückhaltung verharrt hat.

Schon wegen ihrer geringen Fahrgeschwindigkeit (vertragsmäßig 30, später 35 Kilometer stündlich, während die mitteleuropäischen Bahnen 50—60 Kilometer zurücklegen) werden die türkischen Bahnen den Ansprüchen des Personen- und Postverkehrs nicht genügen. Bisher durcheilte (seit 1883) der sogenannte Orientexpreßzug die Strecke von Wien nach Konstantinopel über Varna mit Einschluß der zeitraubenden Umschläge in Giurgewo, Rustschuk und Varna und der funfzehnstündigen Seefahrt auf dem Schwarzen Meere in 56 Stunden. Zur Befahrung der neuen unmittelbaren Orientbahnstrecke Wien-Budapest-Belgrad-Nisch-Konstantinopel werden fahrplanmäßig, beziehungsweise vertragsmäßig 50 Stunden erforderlich sein, wovon 23 Stunden auf die leistungsfähigere größere Hälfte Wien-Nisch (874 Kilometer) und 27 Stunden auf die türkisch-bulgarische Hälfte (820 Kilometer) entfallen, weil hier schon vertragsmäßig eine geringere Fahrgeschwindigkeit vorgesehen ist. Dabei setzt diese Berechnung eine ungestörte Betriebsfähigkeit der türkischen Bahnen voraus, auf welche indessen mit Bestimmtheit nur dann zu rechnen ist, wenn auf der Hauptlinie Konstantinopel-Bellowa umfangreiche Verbesserungsarbeiten vorgenommen werden. Immerhin dürfte die erleichterte und angenehmere Fahrgelegenheit unter Vermeidung der oft erschwerten Einschiffung in Varna und der funfzehnstündigen Fahrt auf dem Schwarzen Meere den Personenverkehr zwischen Europa und Konstantinopel, welcher bisher jährlich auf 2—3000 Reisende veranschlagt worden ist, beträchtlich steigern.

In Konstantinopel hat die Hauptbahn ein Ende. Jenseit des Bosporus findet sich zwar eine kurze Schienenstraße vor, von Skutari nach Ismidt in einer Länge von 91 Kilometer; allein was will diese Strecke nebst einigen Küstenbahnen von Smyrna aus heißen in einem Lande, welches wie Anatolien an Umfang die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche übertrifft! Auf die Abfassung seines vielbesprochenen kleinasiatischen Eisenbahnnetzentwurfs hat Wilhelm Pressel die Jahre 1872—74 verwendet und dabei im Gegensatze zu der damaligen Voreingenommenheit für internationale Linien, insbesondere für den Bau einer großen Skutari-Bagdad-Bahn, vom Standpunkte nüchterner Erwägungen im Hinblick auf die gedrückte Finanzlage und den beschränkten Credit der Türkei

Digitized by Google

die äußerste Sparsamkeit des Baues bei stufenweiser Entwickelung des Netzes in Ausdehnung und Bauverfassung anempfohlen, um jeden Miserfolg auszuschließen. Pressel wollte die Entwickelung des Bahnnetzes in Einklang bringen mit den gleichzeitigen Fortschritten auf den übrigen Gebieten der wirthschaftlichen Entwickelung; er war darauf bedacht, die Vortheile der großen Verbesserung der Verkehrsmittel thunlichst gerecht den einzelnen Landestheilen zuzuwenden. Und so ging sein Vorschlag dahin, zunächst von Samsun, Ismidt und Suedje, von diesen drei Hauptküstenpunkten aus in das Innere vorzudringen und erst nach erfolgtem Zusammentreffen dieser drei Radiallinien bei Diarbekr die Hauptbahn im Tigristhal weiter nach Bagdad und an den Persischen Meerbusen zu führen. In diesem Sinne bekämpfte er auch den von englischer Seite angeregten Plan, eine sogenannte Euphratbahn von der syrischen Küste bei Tripoli nach Bagdad-Bassora zu führen, als ein widersinniges, mit den gegebenen Verhältnissen unvereinbares Unternehmen mit bedenklichen Uebelständen im Gefolge. Pressel's nüchterne und zweckentsprechende Vorschläge mit seinem Programm der stufenmäßigen Entwickelung — in Konstantinopel: „du développement graduel" genannt — sind inzwischen durchgedrungen und es ist Aussicht vorhanden, daß sie unter der Regierung des wohlmeinenden Sultans Abdul-Hamid endlich verwirklicht werden, hoffentlich mit Hülfe deutscher Kapitalkräfte, deutscher Techniker und Ingenieure.

Nicht in solcher Ferne wie die Erweiterung des Eisenbahnverkehrs über Konstantinopel hinaus nach Bagdad-Bassora bis zum Persischen Meerbusen und von da seewärts nach Indien u. s. w. steht die Ueberleitung des europäischen Verkehrs mit Aegypten, der Levante, Ostafrika, Indien und Ostasien auf die Linie nach Saloniki, freilich auch nicht in so unmittelbarer Nähe, wie vielfach geglaubt wird. Von Brindisi nach Alexandria sind allerdings 1548, von Saloniki nach Alexandria nur 1254 Kilometer zu durchschiffen. Allein während in Brindisi die Verkehrsverhältnisse derart vervollkommnet worden sind, daß der Umschlag zwischen Schiff und Bahn innerhalb einer Stunde bewirkt wird, würde dazu in Saloniki unter den bestehenden Verhältnissen günstigstenfalls ein halber Tag erforderlich sein. Außer einem Uferwege für Spaziergänger besitzt Saloniki nichts, was einer Landungsstätte ähnlich sieht; weit auf der Rhede müssen die Dampfer Anker werfen. Dazu ruht nach Koranvorschriften die Thätigkeit der türkischen Behörden bei Nacht. Will Saloniki in die Stelle von Brindisi eintreten, so müßte es sich zunächst die erforderlichen Hafenanlagen beschaffen, deren Kosten auf 15 Mill. Mark veranschlagt worden sind. Bis zur Fertigstellung dieser Bauten dürfte indeß vermuthlich die Orientbahn von Saloniki über Larissa bis Athen-Piräus, was jetzt schon ernsthaft geplant wird, vollendet worden sein und dieser natürliche, belebte und wohl ausgerüstete Umschlag- und Endpunkt in seine Rechte eintreten.

Zu diesen Mängeln und Schwierigkeiten in den Verhältnissen der Balkanbahnen tritt noch die bedauerliche Thatsache hinzu, daß sie in betriebs- und tarifpolitischer Hinsicht nahezu alles zu wünschen übriglassen. In der sogenannten Vierer-Conferenz sind zwar für den Betrieb der gesammten Orientbahnen unter Wahrung des Grundsatzes der Meistbegünstigung für alle Staaten unmittelbare Frachtsätze für den Personen- und Güterverkehr nach allen Rich-

Digitized by Google

tungen hin auf Grundlage kilometrischer Einheitssätze vorgesehen worden; allein auf Oesterreichs Antrag wurde im Interesse der türkischen Bahngesellschaft hinzugefügt, „daß die vorstehenden Bestimmungen auf die schon vorhandenen ottomanischen Anschlußlinien nur insofern anwendbar sind, als infolge früherer Concessionen erworbene Rechte dem nicht entgegenstehen". Hirsch hat also eine Art von Tarifhoheit anerkannt erhalten und wird, indem er sie ausübt oder verkauft, die hohen Tarife seiner Gesellschaft, beiläufig die höchsten europäischen Eisenbahntarife, möglichst unverändert aufrecht zu erhalten suchen. Auch die serbische Eisenbahngesellschaft (Comptoir d'Escompte, Oesterreichische Länderbank) hat sich bis Mitte 1888 mit Erfolg geweigert, billigere als die örtlichen Tarife für den durchgehenden Verkehr zu gewähren, und so scheinen die Hoffnungen auf einheitliche und wohlfeile Tarifirung zwischen Mitteleuropa und Konstantinopel-Saloniki, insbesondere auf die Erstellung eines deutsch-österreichisch-ungarisch-serbisch-bulgarisch-türkischen Tarifverbandes vorerst nicht erfüllt werden zu sollen, es sei denn, daß an Stelle der Gesellschaft Hirsch eine neue und vertrauenswürdige andere Verwaltung tritt, welche eine ehrliche Tarifpolitik verbürgt. Und wenn es sich bestätigt, was konstantinopeler Blätter meldeten, daß die Bahnen der Gesellschaft Hirsch englischen Verfrachtern Frachtnachlässe bis zu 25 Proc. im Verkehr mit Saloniki bewilligten, wenn bei der Handhabung der Tarife geheime Frachtrückerstattungen bei Privat- und sogar bei Staatsbahnen hie und da die vertragsmäßige Meistbegünstigung durchlöchern, dann wird durch diese Begünstigung des Verkehrs zur See der mitteleuropäische, zunächst der österreichische Handel, von der endlich erfolgten Eröffnung der Bahnanschlüsse mehr zu fürchten als zu hoffen haben. Unter solchen Umständen wird auch dem deutschen Handel die Bevorzugung des weitern, aber erheblich wohlfeilern Seeweges nach Konstantinopel und selbst nach Saloniki anzurathen sein. Ohnehin haben sich seit einem Menschenalter die Handels- und Verkehrsverhältnisse geändert und infolge des gewaltigen Aufschwunges der Dampfschiffahrt sich mehr und mehr dem Seewege, dieser allerseits freien Weltstraße, mit seinen wohlfeilen Frachten zugewendet, mit welchen die Eisenbahnfrachten auch von Deutschland aus, seien sie auch auf das niedrigste bemessen, nicht erfolgreich in Mitbewerb treten können. Beiläufig beliefen sich in den letzten Jahren die Frachtsätze zwischen den englischen oder deutschen Nordseehäfen und Saloniki-Konstantinopel-Galatz auf 16—20 Mark für 1000 Kilogramm, bei Kohlenladungen auf 10—16 Mark für 1000 Kilogramm, während bei den Eisenbahnen die billigsten Verbandstarife durchweg mehr oder minder erheblich höher sind als 2 Pf. für den Tonnenkilometer, aber selbst mit diesem Mindestsatze noch viel zu hoch erscheinen. So beträgt der billigste aller gegenwärtig bestehenden Verbandstarife Kattowitz-Jassy mit 915 Kilometer, zugleich die denkbar kürzeste Verbindung zwischen Deutschland und der untern Donaugegend, bei Kohlenfrachten 2 Pf. für den Tonnenkilometer, d. i. 18,30 Mark für 1000 Kilogramm, während der Seefrachtsatz Cardiff-Galatz nur 10—12 Mark ausmacht; Getreide in Wagenladungen verfrachtet man von Fokschan in Rumänien für 60 Mark die Tonne auf dem geraden Eisenbahnwege, und für 28 Mark die Tonne seewärts um Europa herum, rheinaufwärts.

In allen meinen Schriften über den

Digitized by Google

Orient habe ich neben politischen und nationalen eingehender noch die wirthschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung des europäischen Südostens von Ungarn an darzustellen gesucht und will hier nur erwähnen, daß unser schwäbischer Landsmann Wilhelm Pressel, der in der europäischen wie in der asiatischen Türkei das Eisenbahnnetz abgesteckt hat, der erste gewesen ist, welcher auf die fruchtbaren Gefilde Illyriens, Macedoniens und Thraziens nachdrücklich aufmerksam gemacht hat, auf ihre Naturschätze trotz des Verfalles, auf die Verwerthung derselben im Austausche mit den Erzeugnissen der mitteleuropäischen Industrie. Er verhieß der Balkanhalbinsel mit Rücksicht auf ihre Bodenbeschaffenheit, ihre hydrographischen und klimatischen Verhältnisse sowol da, wo sie politisch neugestaltet worden, als auch in den türkisch gebliebenen Theilen, einen bedeutenden Aufschwung der nationalen Arbeit bereits in absehbarer Zeit, weit weniger durch industrielle Thätigkeit als durch sorgsamen Betrieb des Bodenbaues und der Viehzucht. Pressel unterschied die Länder nördlich des Balkankammes, Rumänien, Serbien, Donau-Bulgarien mit ihrem noch immer steigerungsfähigen Getreidebau in der Ebene und ihrer starken Viehzucht im Gebirge; sodann südlich des Balkankammes die weiten Gebiete von Thessalien, Macedonien und Thrazien mit ihrem Reichthum an Obst, Wein und Handelspflanzen, wie Krapp, Baumwolle, Seide, Oliven, Taback, Reis u. s. w. Auch rühmte er die mannichfaltigen Vorzüge derselben: die Fruchtbarkeit des Bodens, den Wasserreichthum allerorten, das gesunde Klima, die günstige Küstenentwickelung u. a. m. Dabei hob er hervor, wie der Orientale im allgemeinen betriebsamer und auf Arbeit und Erwerb weit mehr bedacht sei, als im Abendlande gemeinhin angenommen wird, daß auch die Leute in der Türkei tüchtig seien nach ihrer Art, die Nachkommen jener Träger von Cultur, Kunst und Gewerbe, denen die abendländische Welt durch die Kreuzzüge ihren raschen Aufschwung verdankt. Verfallen sind Größe und Reichthum des Orients, geblieben aber bis zur Gegenwart die Fruchtbarkeit des Bodens und die guten Anlagen der Bevölkerung, und wenn es dem Sultan Abdul-Hamid gelingt, den Frieden nach außen, die Ruhe im Innern aufrecht zu erhalten, die Gesetzgebung zu regeln, eine Verwaltung einzurichten und durch Ausführung von Verkehrsstraßen, Entsumpfungen, Aufforstungen u. s. w. die nothwendigsten Bedingungen zur wirthschaftlichen Wiedergeburt seines Reiches zu schaffen, so würde die Balkanhalbinsel in kurzer Zeit mit der Fruchtbarkeit ihres Bodens und mit der Leistungsfähigkeit ihrer Bevölkerung Mitteleuropa überraschen, welchem sie allzu lange entfremdet war. Dasselbe gilt in noch höherm Grade von der asiatischen Türkei. Von kundiger Seite ist versichert worden, daß die türkischen Länder ihre Ausfuhr an Getreide in kurzer Zeit auf 800 Mill., an Taback auf 200, an Baumwolle auf 600 Mill. Mark bringen können. Diese Länder würden demnach sowol als Erzeugungsgebiet für Rohstoffe wie als Verbrauchsland für europäische Waaren im Laufe eines Menschenlebens eine zehn- bis zwanzigmal größere Bedeutung gewinnen, als sie jetzt besitzen. Indeß ist schon ihre gegenwärtige Kaufkraft nicht zu unterschätzen, und es beziffert sich die jährliche, zum größten Theil aus Mittel- und Westeuropa stammende Einfuhr der Balkanhalbinsel einschließlich Rumäniens auf etwa 800 Mill. Mark jährlich. Deutschlands Antheile daran sind in den letzten Jahren zusehends gewachsen. Deutschland versendet jährlich

Digitized by Google

für über 100 Mill. Mark Waaren nach jenen Gegenden, und zwar für 60 Mill. Mark nach Rumänien (Gesammteinfuhr 240 Mill. Mark), für 30 Mill. Mark nach der Türkei (Gesammteinfuhr 330 Mill.), für 4 Mill. Mark nach Serbien (Gesammteinfuhr 40 Mill.), für 3 Mill. Mark nach Bulgarien (Gesammteinfuhr 50 Mill.) und für 6 Mill. Mark nach Griechenland (Gesammteinfuhr 100 Mill. Mark). Unzweifelhaft bekundet sich zunächst in den Balkanländern ein allgemeiner wirthschaftlicher Aufschwung. Was ist seit einem Menschenalter aus Rumänien geworden! Noch rascher dürfte, falls Friede nach außen und Ordnung nach innen bleibt, Bulgarien mit seinem für Landwirthschaft, Gewerbe wie Handel noch besser veranlagten Volke emporkommen. Nicht minder weisen die Länder der europäischen und asiatischen Türkei die günstigsten Bedingungen wirthschaftlichen Gedeihens auf. Anatolien ist nicht arm, es ist besonders infolge der Vernachlässigung der Verkehrswege nur verarmt und es wird gewiß nach Ausführung des geplanten Eisenbahnnetzes wieder werden, was es einst gewesen, eins der blühendsten und wohlhabendsten Länder unserer Erdhälfte. Anatolien ist kein Afrika, wo erst alles neu geschaffen werden muß. Es besteht daselbst vielmehr eine staatliche Ordnung und innerhalb der von politischen und nationalen Kämpfen noch nicht zersetzten Bevölkerung ein starker Sinn für Autorität, dazu eine Culturüberlieferung, welche nur neu zu beleben ist, um arme Hirten zu wohlhabenden Bauern zu machen, um Erzeugung und Verbrauch dieses großen, an Umfang den beiden mitteleuropäischen Kaiserreichen nahekommendes Gebiets rasch zu vervielfachen.

Mögen die Orientbahnen, so gering auch ihr unmittelbarer Nutzen für den deutschen Auslandshandel sei, die Aufmerksamkeit desselben auf die Balkanländer und den türkischen Orient lenken, indem sie den persönlichen Verkehr dorthin erleichtern. Zwar hat dort auch der deutsche Handel mit Schwierigkeiten und Widrigkeiten mannichfachster Art zu kämpfen. Aber er muß sie überwinden, und er wird sie überwinden, wenn er sich überall nur auf die eigene Kraft verläßt, eigene Waarenlager errichtet und eigene Vertreter bestellt und sich von der unzuverlässigen orientalischen Vermittelung möglichst selbständig macht. Meiner Ansicht nach muß der deutsche Ausfuhrhandel mit der Möglichkeit rechnen, daß er in dem türkischen Orient Ersatz dafür suchen muß, wenn einer oder der andere seiner bisherigen Hauptabnehmer, etwa Nordamerika, sich industriell selbständig gemacht haben wird. Der türkische Orient läßt Gleiches nicht besorgen, innerhalb seines Gebietes beginnt die Landwirthschaft jetzt erst wieder aufzublühen, sie wird die Bevölkerung wohlhabend und verbrauchskräftig machen, und, weil sie weitaus lohnender ist als die industrielle Thätigkeit, eine solche im großen Maßstabe für die nächsten Jahrzehnte nicht aufkommen lassen.

Für Oesterreich-Ungarn, dessen Ausfuhrhandel auf schwachen Füßen steht und selbst im Orient sich dem englischen und deutschen Wettbewerb immer weniger gewachsen zeigt, dürften die Balkanbahnen, nachdem sie an das österreichisch-ungarische Netz unmittelbar angeschlossen worden, vielleicht politische Vortheile bringen. Oesterreich-Ungarn steht mit seinen äußersten Vorposten zwei Tagemärsche von Mitrowitza, in Novi-Bazar, mit der Weisung des Berliner Friedens: „Jusqu'au delà de Mitrowitza!" Gewisse Ereignisse, z. B. ein siegreicher Aufstand in Serbien oder Unruhen in Macedonien, welche die Sicherheit der

Digitized by Google

Eisenbahnlinie Saloniki-Mitrowitza gefährden, würden nach Ansicht anscheinend unterrichteter wiener Kreise die Oesterreicher zu weiterm Vorgehen „jusqu'au delà de Mitrowitza" nöthigen. Wie von dieser Seite ferner ausgesprochen worden ist, könnte es Oesterreich keinesfalls unthätig zulassen, wenn auf der Balkanhalbinsel gesetzlose und unfriedliche Zustände einreißen, oder daselbst gar Bürgerkriege ausbrechen. In solchem Falle sei Oesterreich durchaus wider seinen Willen — noch Mitte Juni 1888 erklärte Minister Kalnoky in den Delegationen, seit Jahren bemüht zu sein, die Fabel von einem Vormarsche Oesterreich-Ungarns nach Saloniki zu zerstreuen — zu weiterm Vorgehen auf der Balkanhalbinsel gezwungen. Gewiß ist, daß auch dort ein Wetterwinkel ist, von welchem der blaue Friedenshimmel Europas einen rasch aufsteigenden Sturm zu befürchten hat, und es wäre zu wünschen, daß die Eisenbahneröffnung im Stande sei, diese Gefahr zu vermindern und nicht etwa, wie es fast den Anschein hat, schärfer als bisher hervortreten zu lassen.

Officielles Deutschthum und freiwillige Ausländerei.

Von * * *.

Ein rheinisches Blatt hat vor nicht langer Zeit sehr richtig bemerkt, daß das Nationalgefühl der Deutschen sich bisjetzt nur da zu äußern wisse, wo die Ehre der Fahne bedroht erscheine oder wo es den heimischen Herd zu vertheidigen gelte. In allen übrigen Stücken wüßten wir die Theorie noch nicht in die Praxis zu übertragen.

Dies bezieht sich aber keineswegs auf die Masse des Volkes oder selbst die der Gebildeten allein; bis zu einem gewissen Grade erweisen sich auch die Regierungskreise der allgemeinen Regel unterworfen, oder haben sich ihr doch bis vor kurzem unterworfen gezeigt.

Die Methode, nach welcher seit Menschengedenken nicht nur, sondern auch nach der Wiedergewinnung von Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen noch gegen die fremden und entfremdeten Elemente des preußischen Staates und des Deutschen Reiches vorgegangen worden ist, läßt das deutlich erkennen.

Wie rücksichtsvoll man bis 1886 mit den Polen umgegangen ist, weiß alle Welt. In Posen und Westpreußen war es so weit gekommen, daß es für den preußischen Beamten wichtiger erschien, polnisch zu verstehen, als für den Polen deutsch. In den öffentlichen Schulen sollte die deutsche zwar die Unterrichtssprache sein, thatsächlich aber hatte sich, wie jetzt zugegeben wird, die Sache so gestaltet, daß der Unterricht im Polnischen fast zur Hauptsache wurde, was nicht wenig dazu beitrug, zahlreiche deutsche Kinder, insbesondere katholische, der Muttersprache zu entfremden und ins polnische Lager zu führen, wo sie sich oft genug zu fanatischen Parteigängern des fremden Volksthums entwickelten. Im preußischen Abgeordnetenhause wie im Reichstage haben solche polonisirte Deutsche zeitweilig eine nicht geringe Rolle gespielt. Von dem kürzlich verstorbenen Abgeordneten Kantak wurde stets behauptet,

Digitized by Google

daß er eigentlich „Kanthak" heiße, eine „Zumuthung", gegen die er selbst allerdings den heftigsten Widerspruch zu erheben pflegte, die aber bei alledem begründet scheint, da „Kantak" schlechterdings nicht auf polnischen Ursprung deutet. Noch viel deutlicher tritt die deutsche Herkunft anderer Vertreter des Polenthums, wie von Greve, Szumann, Wollschläger, die beiden von Kalkstein u. s. w. hervor.

Auf die Einzelheiten dieses von den Deutschen des Ostens, soweit sie national gesinnt waren, schmerzlich empfundenen Standes der Dinge können wir hier nicht eingehen. Wie groß der Uebermuth und die Anmaßung der Polen dabei aber geworden waren, zeigt die Thatsache, daß sie, wenn wir nicht irren zuletzt im Jahre 1886, im Reichstage Anträge auf formelle Gleichberechtigung des Polnischen mit dem Deutschen gestellt haben, was bei den deutschen Parteien, abgesehen vom Centrum, zwar keine Zustimmung fand, doch aber gewissenhaftester Prüfung in Ausschüssen und eingehender Berathung im Hause selbst gewürdigt wurde. Die Reichsregierung hat sich diesen Anträgen gegenüber allerdings immer entschieden ablehnend verhalten, die Praxis der preußischen Behörden jedoch blieb den Polen gegenüber im ganzen und großen unverändert günstig. Erst im Winter von 1885/86 trat ein in seinen letzten Ursachen noch nicht völlig aufgeklärter Umschwung ein, der zuerst in massenhaften Ausweisungen russisch-polnischer Elemente aus dem preußischen Staatsgebiete, sodann aber in dem sogenannten Ansiedelungsgesetze für Posen und Westpreußen seinen Ausdruck fand, wie es vom preußischen Landtage im Winter 1886 gegen den heftigen Widerstand der mit den Polen verbündeten deutschfreisinnigen und ultramontanen Opposition durchgesetzt wurde, nachdem der Reichskanzler selbst im Abgeordnetenhause erschienen war, um die Gesichtspunkte darzulegen, von denen sich die preußische Staatsraison in dieser Angelegenheit leiten ließ.

Diese Gesichtspunkte, die, wie bemerkt, in ihren tiefsten Ursachen noch nicht als völlig geklärt gelten können, wenn es an allen möglichen Erläuterungsversuchen auch nicht gefehlt hat, sind in dem einen Punkte jedenfalls durchsichtig genug, daß sie dem bisher vernachlässigten deutsch-nationalen und staatlichen Interesse der polnischen katholischen Propaganda gegenüber endlich zu ihrem Rechte verhelfen wollen.

Das Ansiedelungsgesetz von 1886 hat damit den Anfang gemacht. So zweckmäßig und erfolgreich dasselbe aber auch unter der Leitung des Grafen von Zedlitz-Trütschler durchgeführt zu werden scheint*: für sich allein würde es die dem preußisch-deutschen Staate im Osten der Monarchie gestellte Aufgabe nicht zu lösen vermögen. Es bedarf dazu des Hinzutretens noch anderer Factoren, um des national sehr leistungs- und widerstandsfähigen Polenthums insoweit wenigstens Herr zu werden, daß dasselbe keine weitern Fortschritte macht und dem deutschen Volksthum auf dessen eigenem Boden Abbruch thut, wie das leider bisher in nicht geringem Maße geschehen ist.

Als der wichtigste dieser Factoren erscheint der öffentliche Unterricht, der, wie wir schon sagten, bisjetzt mehr im polnischen als im deutschen Interesse gehandhabt worden ist. Im Herbste 1887 ist endlich die Verfügung getroffen worden, daß die polnische Sprache in den Staatsanstalten und Volksschulen theils nur in sehr beschränktem Maße,

* Vgl. den Reisebericht über die Thätigkeit der Ansiedelungscommission in der „Kölnischen Zeitung" vom 1. Juni 1888, Nr. 151, 2. Blatt.

Digitized by Google

theils gar nicht mehr gelehrt werden soll. Damit ist nun zwar nicht das polnische Volksthum als solches, wohl aber die Propaganda, die dasselbe macht, empfindlich betroffen worden. Dies ist ohne Zweifel der eigentliche Grund, weshalb die Einstellung des polnischen Unterrichts eine Aufregung hervorgerufen hat, die sich dem nach polnischer Auffassung zu nachgiebigen Erzbischofe Dr. Dinder gegenüber sogar bis zu den ärgsten Ungehörigkeiten gesteigert hat. Daß der Erzbischof unter Umständen lieber deutschen als gar keinen Religionsunterricht will, erscheint den Polen, Geistlichen wie Laien, als „Verrath". Ihnen steht das nationale Interesse durchweg voran, während Dr. Dinder der entgegengesetzten Auffassung huldigt, und darin wenigstens von einem Theile der deutschen Katholiken, so namentlich von Herrn von Schorlemer-Alst, unterstützt wird. Die Auflehnung der Polen gegen den Oberhirten geht so weit, daß die Dekane erklärt haben sollen, seinen Anweisungen hinsichtlich des deutsch zu ertheilenden Religionsunterrichts keine Folge geben und die Unterweisung der Jugend in den Glaubenswahrheiten lieber ganz einstellen zu wollen. Wenn sie dabei bleiben, wird die Regierung jedenfalls berechtigt sein, die Verantwortlichkeit für den entstehenden Schaden der polnischen Geistlichkeit zuzuweisen. Daß sie sich durch den Widerstand derselben zur Zurücknahme ihrer Maßregel sollte bestimmen lassen, halten wir für ausgeschlossen. Gerade diese Maßregeln sind besonders wirksamer Natur. Werden sie mit Nachdruck durchgeführt, so wird das Polenthum im preußischen Osten keine fernern Fortschritte machen.

In den Reichslanden hat von 1871 bis 1887 ein im deutsch-nationalen Sinne noch schlafferes System geherrscht als in Posen. Besonders der Generalfeldmarschall von Manteuffel schien es als die eigentliche Aufgabe Deutschlands anzusehen, das französische Wesen in Elsaß-Lothringen zu pflegen, ja zu verwöhnen; in der seltsamen Erwartung, daß die Bevölkerung, besonders aber der gebildete und wohlhabende Theil derselben, durch „Liebe" zu gewinnen sei, während es für jeden Menschenkenner auf der Hand lag, daß dieses Verfahren die umgekehrte Wirkung haben, d. h. den Elsaß-Lothringern klar machen mußte, daß sie bei ernstlichem Eingehen auf die Wünsche des Statthalters dessen Interesse, die ihrigen zu berücksichtigen, vermindern würden. Sie spielten deshalb die Rolle der Fata Morgana, die sich immer weiter zurückzieht, je eifriger man ihr nachzulaufen pflegt.

Der Tod des Feldmarschalls im Jahre 1885 hat dem nicht gleich ein Ende gemacht. Erst das höchst unerfreuliche Ergebniß der Reichstagswahlen von 1887 scheint den leitenden Kreisen die Augen geöffnet zu haben. Seitdem wird in Straßburg und Metz ähnlich vorgegangen wie in Posen, nicht ohne jedoch noch manche Erinnerungen an den frühern Stand der Dinge zurückzulassen. So hat man sich bis zu diesem Augenblicke nicht entschließen können, das Französische als Amtssprache der katholischen Hierarchie der Reichslande abzuschaffen*, eine Schwäche, die eine Menge anderer an sich zweckmäßiger Maßregeln illusorisch machen dürfte. Was sollen sich die Elsaß-Lothringer z. B. dabei denken, wenn es ihnen verboten wird, französische Firmenschilder zu führen, während gleichzeitig das gesammte Kirchenwesen seinen französischen Charakter beibehält?

* Das „Amtsblatt" wenigstens erscheint ganz neuerdings deutsch und lateinisch.

Digitized by Google

Ob es unter diesen Umständen möglich sein wird, mit der durch und durch französischen Mädchenerziehung aufzuräumen, ist mehr als zweifelhaft. Allerhand strenge Vorschriften sind in dieser Hinsicht zwar erlassen worden; solange der Verkehr mit den Geistlichen aber französisch sein darf, wird das Innere dem Aeußern nicht leicht entsprechen. Ja es ist sogar zu befürchten, daß der äußere Druck unter diesen Umständen die Entwickelung der fanatisch-französischen Denkweise begünstigen wird.

Für durchaus falsch vom Standpunkte des deutsch-nationalen Interesses müssen wir es auch ansehen, daß den Elsaß-Lothringern der Uebergang in den Dienst des Reiches und den Bundesstaaten nicht offen steht, sodaß sie, soweit sie sich dem öffentlichen Leben widmen wollen, auf die Aussichten angewiesen sind, die ihnen die engere Heimat bietet. Dies hat den dreifachen Nachtheil, daß sie Deutschland gar nicht oder doch nur flüchtig — etwa als Soldaten — kennen lernen, daß sie aus ihrer besondern Vorstellungsweise nicht herauskommen, und endlich, daß sie sich, um eine Lebensstellung zu gewinnen, alter Gewohnheit folgend, nach Frankreich wenden.

An alledem ist durch die größere Strenge und Thatkraft der „neuesten Aera" nichts geändert worden. Solange diese Hauptübelstände aber bestehen bleiben, wird mit dem an sich sehr zweckmäßigen und ja durchaus nothwendigen Vorgehen gegen die Aeußerlichkeiten der Französelei im Reichslande, wie wir fürchten, wenig auszurichten sein.

Mit großer Nachsicht, um es milde auszudrücken, sind bisjetzt auch die Halbdänen in Nordschleswig behandelt worden. Obschon die Kenntniß des Deutschen unter ihnen thatsächlich schon zur Zeit der Einverleibung in die preußische Monarchie weit verbreitet war, wie ja auch in Dänemark selbst, ist während nahezu eines Vierteljahrhunderts wenig geschehen, um diesem kalten und zähen Volksstamme klar zu machen, daß die Staatssprache in Nordschleswig vor allem ein Recht hat, verstanden und gebraucht zu werden.

Seit dem vorigen Jahre ist endlich auch in diesem nördlichsten Grenzgebiete ein anderer Geist eingezogen. Die Herrschaft der deutschen Sprache in Schule und Kirche wird jetzt ernsthaft angestrebt, und die Wirkung beginnt sich bereits zu äußern. Die Bevölkerung hat in der That hier wie anderswo nur darauf gewartet, daß ihr die Hand des Meisters gezeigt werde. Sie ist bereit sich zu fügen, sobald sie sieht, daß der Widerstand nicht mehr straflos ist.

Daß die preußische Regierung wie die Statthalterschaft im Reichslande gegen die fremdländische Propaganda innerhalb der deutschen Grenze bereits mit der vollen Wucht und dem ganzen Nachdrucke vorgeht, dessen unter ähnlichen Verhältnissen andere Staaten fähig sind, wird sich nach dem hier Gesagten zwar nicht behaupten lassen. Ein erheblicher Fortschritt gegen früher indessen, das darf hier nochmals betont werden, steht namentlich in Preußen fest, und es läßt sich annehmen, daß die Logik der Dinge selbst zu immer entschlossenerer Anwendung der verfügbaren Mittel führen und nicht mit dem schlaffen Nachgeben enden wird, welches ältern Zeitpunkten der deutsch-preußischen Entwickelung allerdings nicht fremd gewesen ist, weil dieses entschlossene Vorgehen an einem einzelnen Punkte mit der Gesammtrichtung des Staatswesens und dem dasselbe erfüllenden Geiste nicht im innern Einklange stand.

Wo in der That hätte dieses Preußen, welches sich in Olmütz vor Rußland beugen mußte und noch über ein Jahrzehnt länger jedes Selbstgefühls ent-

Digitized by Google

behrte — Fürst Bismarck hat dies in seiner großen Rede vom 6. Febr. 1888 scharf betont —, wo hätte dieses Preußen den Entschluß hernehmen sollen, den Polen in Posen und Westpreußen ernstlich zu Leibe zu gehen, ihnen klar zu machen, daß sie als preußische Unterthanen dem preußischen Staate wenn nicht Liebe, so doch Gehorsam schuldig seien? Was war denn im Jahre 1848, das man damals noch keineswegs vergessen hatte, das erste Verlangen der Revolutionäre in Deutschland gewesen? Krieg gegen Rußland wollten sie, um Polen zu befreien! Diese Neigung, sich für fremde Interessen zu opfern, sie den eigenen oftmals voranzustellen, hat seitdem zwar abgenommen. Nach 1848 ist sie in dieser Form unsers Wissens nicht wieder geäußert worden. Immerhin aber würde jeder Versuch, das deutsche Interesse einem fremden Volksthum gegenüber kräftig zur Geltung zu bringen, noch lange nachher auf den heftigsten Widerstand gestoßen sein, und keineswegs etwa nur in den Reihen des weltbürgerlich gesinnten Liberalismus allein, sondern auch in Kreisen, welche diesen Liberalismus sonst als Gegner oder gar als Todfeind anzusehen pflegten. Das Nationale galt diesen Kreisen, die hier nicht näher bezeichnet werden sollen, kurz und gut als „revolutionär", während es den Liberalen seiner „Engherzigkeit" wegen vielfach antipathisch war. Wo es sich damit anders verhielt, in den Reihen der sogenannten „Kaiserpartei" des Frankfurter Parlaments, die man später als „Gothaer" bezeichnete und aus denen der „Deutsche Nationalverein" entstanden ist, war man doch weit entfernt, sich über die praktischen Consequenzen des „Nationalen" klar zu sein. „National" war es, eine „deutsche Centralgewalt nebst Parlament" zu erstreben; darüber hinaus verstand man kaum zu denken. Hätte jemand den Herren vom Nationalverein gegenüber die Maßregeln zu rechtfertigen versucht, welche das preußische Abgeordnetenhaus vor zwei Jahren in der polnischen Frage beschlossen hat — kein Zweifel, daß er allgemeiner Entrüstung zum Opfer gefallen wäre.

Konnte der preußisch-deutsche Staat vor 1866 und 1871 also aus Gründen, die aus seiner eigensten Natur erwuchsen, nicht wohl über die Grenzen hinaus, in denen er sich den fremden Elementen gegenüber hielt, so mußte es auch, nachdem diese Hindernisse grundsätzlich überwunden waren, noch lange dauern, bis das neue Deutschland sich thatsächlich mit dem Selbstbewußtsein erfüllt hatte, ohne das es gegen Polen und Franzosen nichts zu unternehmen vermochte.

Jetzt sind wir so weit, daß der amtliche Apparat: Regierung, Beamtenthum, Volksvertretung, zur Durchführung der gestellten Aufgabe entschlossen und befähigt scheint. Wie aber sieht es mit der deutschen Gesellschaft aus, die dem deutschen Staate zur Hand gehen, ihm zur Seite stehen muß, wenn das Ziel ganz und voll erreicht werden soll?

Ach, ich kann es nicht verschweigen,
Darin kam ich nicht so weit. . . .

Auch hier ist ja der Fortschritt unverkennbar. Abgesehen vom Centrum und seinen Organen fällt es heute keinem Deutschen mehr ein, die zum Schutze des eigenen Volksthums getroffenen Maßregeln als solche anzugreifen und der Regierung einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie „fremde Rechte" verletze. In der That thut sie ja auch, ungleich Russen und Magyaren, nichts anderes, als das Recht des Staates der feindlichen Propaganda gegenüber zu wahren; vor Eingriffen im Privatrechte nimmt sie sich wohl in Acht, während Rücksichtslosigkeit in diesem

Digitized by Google

Stücke für das russische wie das ungarische System bezeichnend ist.

Widerstand erhebt sich gegen das nationale Vorgehen der Regierung also nicht mehr. Dafür fehlt es aber sehr an jeder warmen Unterstützung durch die öffentliche Meinung, jenem theilnahmsvollen Interesse an dem Werke, welches zu Deutschlands Ehre gefördert werden soll. Die Zeitungen berichten zwar über die einzelnen Maßregeln, die getroffen werden, hie und da läßt sich auch ein Wort der Billigung vernehmen; im ganzen und großen wird dieser Gegenstand aber wie alle andern behandelt; man erkennt ihm keinen Vorzug zu, gerade wie man zwischen deutscher Colonialpolitik und den entsprechenden Unternehmungen fremder Staaten keinen wesentlichen Unterschied zu machen pflegt. Alle diese Dinge werden eben noch immer weit mehr unter dem Gesichtspunkte des allgemein „Interessanten", des Wissenswürdigen behandelt, der für unsere staatlosen Väter maßgebend sein konnte, als unter dem nationalen Interesses, welches das Fremde als solches ausschließt oder ihm doch einen geringern Platz anweist.

Das könnte man indessen noch hingehen lassen. Was man aber nicht so hingehen lassen kann, ist die freiwillige Ausländerei, sagen wir vor allem Französelei, die neben dem amtlich nationalen Standpunkte einhergeht und der Regierung, ohne daß sich dagegen etwas thun ließe, ihre besten Absichten zu vereiteln oder doch in der Wirkung stark zu beeinträchtigen droht.

Oder meint man etwa, daß es ohne Eindruck auf die Elsaß-Lothringer bleibt, wenn sie, denen es untersagt wird, französische Bezeichnungen anzubringen oder sich französische Theaterstücke vorspielen zu lassen, sich bei jeder Gelegenheit überzeugen, daß es in Berlin und allen andern großen deutschen Städten von eben diesen verpönten Bezeichnungen wimmelt, und daß die Reichshauptstädter entzückt sind, wenn man ihnen pariser Ehebruchsdramen vorführt, oder wenn gar eine „echt französische" Operettentruppe niedrigsten Ranges Berlin mit ihrem Besuche „beehrt"? Müssen sie sich nicht sagen, daß die Deutschen, die das Reichsland entfranzösiren wollen, selbst von der Ueberlegenheit des französischen Geistes tief durchdrungen sind, und muß diese Erfahrung sie nicht in ihrer eigenen Anhänglichkeit an Frankreich bestärken? Das, worauf man stolz ist, läßt man sich nicht rauben. Der äußere Zwang vermag dagegen nichts, so wirksam er sich da erweist, wo sich die innere Ueberlegenheit nicht bestreiten läßt.

Diese innere Ueberlegenheit des französischen Wesens, wie sie um die Zeit der Eroberung Straßburgs unbestritten war, hat es zu Wege gebracht, daß die Elsaß-Lothringer sich von Deutschland abgewandt, das ihnen gar nichts bot, und leidenschaftliche Anhänger eines fremden Staates geworden sind, der von der gesammten Welt als die Blüte äußerer und geistiger Cultur betrachtet wurde. Heute steht Frankreich zwar nicht mehr ganz an dieser Stelle; wir Deutschen könnten sie einnehmen, wir haben aber nicht den Muth dazu, und solange wir den nicht haben, so lange werden wir die Elsaß-Lothringer im Herzen nicht zu Deutschen machen. Dieses Ziel läßt sich mit Hülfe der Polizei, und sei sie noch so streng, nicht erreichen. Wenn der Staat sich hier nicht von der Gesellschaft unterstützt sieht, dann wird alles, was wir unternehmen, ohne Wirkung bleiben. Das Französisch-Sprechen werden wir den neuen Mitbürgern vielleicht abgewöhnen, das Französisch-Denken nicht.

Digitized by Google

Darüber sollten wir uns endlich klar geworden sein. Wir sind es aber nicht. Nur ganz ausnahmsweise kommt es vor, daß ein deutsches Blatt auf diesen Zusammenhang der Dinge hinweist, und wenn es ja einmal geschieht, bleibt es meist unbeachtet. Die Sache selbst erweckt eben keinen Widerhall. Was thut es, denkt so ziemlich jedermann, wenn die Elsaß-Lothringer auch noch ein wenig länger an Frankreich hängen; los kommen sie doch nicht mehr, und das ist die Hauptsache.

Diese, wie gesagt, nur zu allgemein verbreitete Auffassung muß uns um so mehr zum Nachdenken stimmen, als sich von selbst versteht, daß sie nicht nur für unser Verhältniß zu den wiedergewonnenen Gebieten bezeichnend ist, sondern auch einen Maßstab für die Kraft unserer nationalen Gesammtempfindung und für die Vorstellung abgibt, die wir uns von der Zukunft Deutschlands und den Aufgaben machen, die der Nation gestellt worden. In diesem Stücke steht es eben noch immer so, daß wir eben über die Grenzen des Reichsgebietes, im Grunde nicht hinauszublicken wissen, und uns kein anderes Ziel zu stecken verstehen, als uns innerhalb dieser Grenzen in Frieden zu entwickeln, so gut es geht, und dieselben, wenn es sein muß, gegen jedermann zu vertheidigen. In diesem Sinne sind die Deutschen der Gegenwart, wie schon gesagt, „national" und „patriotisch" gesinnt. Die imponirende Einmüthigkeit, mit welcher der Reichstag am 6. Febr. 1888 ohne Verhandlung beschloß, die Streitkraft des Reiches um 700000 Mann zu erhöhen und zu diesem Zwecke fast 300 Mill. Mark auszugeben, hat das bewiesen.

Allein wenn das ausreicht, um der Nation in ihren eigenen Augen wie in denen der Nachbarn Achtung zu verschaffen: groß vermag es sie weder vor sich selbst noch vor jenen zu machen. Dazu gehört mehr. Anlernen läßt sich das freilich nicht, es will erlebt sein.

Weshalb beugen wir uns denn noch immer unwillkürlich vor Franzosen und Engländern? Weil das, was wir instinctiv an uns selbst vermissen, bei ihnen Thatsache ist, weil sie in jahrhundertelanger Schule erlebt und erfahren haben, was wir erst erfahren sollen: wie ein Volk groß wird vor der Geschichte.

Im Rathe der Völker fehlt uns die Gewohnheit des „Parkets"; man hält uns nicht für voll, so wenig man an unserm Können zweifelt. Oder wem außerhalb Deutschlands wäre es je in den Sinn gekommen, sich in denjenigen Formen des Daseins, die mit dem Glanze und Schmucke desselben im Zusammenhange stehen, nach uns zu richten, sich seine Muster bei uns zu holen? Freilich wie könnte er das auch, da wir auf diesem Gebiete etwas Eigenes weder geschaffen haben, noch den Ehrgeiz nähren, es zu thun? Je höher auf der socialen Leiter einer in Deutschland steht, desto weniger denkt er daran, daß das wohl möglich wäre. Zwar der Gebrauch der französischen Sprache ist an den deutschen Höfen und bei der sogenannten „ersten Gesellschaft" fast verschwunden; sonst aber sind es noch heute diese tonangebenden Kreise, welche an die Ueberlieferungen des 18. Jahrhunderts bis zu einem gewissen Grade festhalten, sei es auch nur darin, daß das Französische in der Küche und beim Tanze herrschend bleibt; daß man den Werth darauf legt, gewissen Ausdrücken und Redewendungen der fremden Sprache den Charakter des „Feinen" und „Eleganten" zu bewahren, was dazu führt, daß diese Dinge auch in den untern Schichten des Volkes einen gewissen Nimbus behalten, der mit einer deutsch-nationalen Denkweise unverträglich ist.

Digitized by Google

Bei Lichte besehen wird in Deutschland wenig und schlecht französisch gesprochen; noch immer aber gehört es in der Idee zu den unerläßlichen Erfordernissen insbesondere der weiblichen Bildung, dieser Sprache mächtig zu sein, während das von dem ungleich weiter verbreiteten und in jedem Falle nützlichern Englisch ganz und gar nicht gilt. Man lernt es zwar, aber man wird nicht für ungebildet angesehen, wenn man es nicht versteht.

Freilich, wenn man den Ehrgeiz hat, im „Sport" etwas zu leisten, dann muß man den Engländer herauszukehren wissen. Auf unsern Rennplätzen zumal herrscht die englische Sitte noch fast völlig vor, und gerade die vornehmen Reiteroffiziere sind es in erster Reihe, die das Nationale auf diesem Gebiet nicht zu kennen scheinen. Wer die Rennberichte liest, wird fast durchweg finden, daß sie ihren Pferden englische Namen geben, während auf anderer Seite das Bestreben wol hervortritt, diese Bezeichnungen deutsch zu gestalten, wie es sich gehört.

Das Theater wiederum ist ganz französisch, wenn man den Geschmack derjenigen ins Auge faßt, die sich für die Tonangebenden ansehen. In diesem Falle sind es allerdings weniger die Aristokraten der Geburt als die des Geldes. Sie füllen die Theater, sie beherrschen sie natürlich auch, und ihr Geschmack ist aus Paris bezogen, wenn man auch nicht sagen kann, daß die berliner Theater z. B. überwiegend französische Originalstücke geben. Das thun sie nicht; aber was sie aus dem „Eigenen" bringen, athmet französischen Geist, so gut es kann, und nur wo sie den findet, fühlt sich die „Gesellschaft" wohl.

Was sie sich dabei bieten läßt, ist kaum zu glauben. Im Winter 1888 trat im Walhallatheater in Berlin eine französische Operettengesellschaft auf — wir erwähnten sie schon —, die im Grunde auf den ersten Blick als das erkannt wurde, was sie war: der Abhub der pariser Bühnen, eine Gesellschaft von Leuten, die mit verschwindenden Ausnahmen weder zu singen noch zu spielen verstand, und nicht einmal in der Kleidung genügte. Alles das deutete die Presse recht verständlich an, hatte bei alledem aber nicht den Muth, sich die Aufdringlichkeit dieser Franzosen zu verbitten. Im Gegentheil, man lobte, soviel man irgend konnte, ohne sich zu sehr bloßzustellen, und die Berliner hielten es für „Chic", ins Walhallatheater zu gehen und sich von den Parisern Zoten der schlimmsten Art vorführen zu lassen, die obendrein nicht einmal den Nimbus des Verführerischen hatten.

Ebenso willfährig erwiesen sie sich übrigens im Winter 1887 dem Engländer Sullivan gegenüber, der die Reichshauptstadt mit einer Operette der trivialsten Art monatelang in Athem hielt, die einen förmlichen Mikado-Rausch erzeugte.

Und wie sieht es in den Concertsälen aus? Italienische, slawische, französische Namen jagen sich in unaufhörlichem Wechsel. Bald ist es Berlioz, der gefeiert wird, dann wieder ist es Tschaikowski, der uns seine eigenen Sachen vorführt, oder Frau Elisabeth Gorówa kommt nach Berlin, um in russischer Sprache zu spielen, die kein Mensch versteht, die man aber sich gleichwol zu bewundern verpflichtet fühlt, wenn sie von einer solchen Künstlerin gesprochen wird.

Die deutschen Namen verschwinden schier in dieser Masse von Ausländern aller Art. Wo sind sie hin? Man findet sie überall, nur nicht daheim; draußen aber machen sie uns, wie nur zu bekannte Fälle lehren, meistens we-

Digitized by Google

nig Ehre. Die letzten Jahre wissen von einer Menge von „Zwischenfällen" zu berichten, bei denen deutsche Künstler den deutschen Namen preisgegeben haben, was von Angehörigen anderer Nationen unsers Wissens schlechterdings noch niemals berichtet worden ist. Was in Prag, Kopenhagen, Paris vorgekommen ist, weiß alle Welt. Die Zeitungen haben denn auch ein wenig Lärm gemacht; bald aber war alles vergessen, und die Sünder insgesammt sind heute so beliebt als je und brauchen sich aus dem Gewesenen keine Lehre zu entnehmen.

Am ärgsten aber kommt die internationale Geschmeidigkeit im Geschäftsleben zur Geltung. Selbst Blätter, die für die „weltbürgerliche" Entwickelung von Berlin sehr eingenommen sind, haben es denn doch gerügt, daß ein dortiges Wäschegeschäft, „Au Carneval de Venise" genannt, sich nicht damit begnügte, diese ausschließlich französische Firmenbezeichnung zu führen, sondern auch keinen Anstand nahm, allen möglichen Personen in der Reichshauptstadt — auch der Verfasser dieser Zeilen war darunter — selbst französisch (und in welchem Französisch!) verfaßte Reclamen zuzusenden. Mag das nun auch zu den Ausnahmen gehören, so ist es doch kaum übertrieben, daß die Straße Unter den Linden, wenn man die Firmenschilder ansieht, glauben läßt, daß man sich in einer französischen Stadt befindet und nicht in einer deutschen, und überdies der ersten unsers Reiches, dem Sitze der Hohenzollern selbst. Neuerdings kommen übrigens auch noch andere fremde Sprachen in Gebrauch. Russische, polnische, italienische Inschriften sind nicht selten; in manchen Fällen fehlt der deutsche Name ganz. Alles das aber bleibt so unbemerkt, als könnte es gar nicht anders sein.

Im Gasthofwesen herrscht das Französische natürlich unbedingt. Durch die Blätter ging vor einiger Zeit eine kleine Geschichte von dem Erstaunen eines brüsseler Herrn, der voll unbehaglicher Erwartungen nach Berlin gekommen, weil er des Deutschen durchaus nicht mächtig war, und sich, in einem unserer Grand Hôtels abgestiegen, wie im Abraham's Schoße befand. Zum Dank hat er das „Menu" veröffentlicht, aus welchem zu ersehen ist, daß in dem genannten „Hause ersten Ranges" ein Deutscher zwar recht wohl in Verlegenheit gerathen könnte, ein Franzose aber nie.

Angesichts der Allgemeinheit derartiger Vorkommnisse, die im Grunde als selbstverständlich gelten, muß es, man möchte fast sagen einen komischen Eindruck machen, wenn sich hie und da eine Gesellschaft dazu aufschwingt, in ihrem Gebaren völlig „deutsch" zu sein, deutsch zu essen, deutsch zu tanzen u. s. w. Wie sehr Derartiges zu den Ausnahmen gehört, zeigt das Augenblicksinteresse, das die Blätter daran nehmen.

Aus diesem Gesichtspunkte der „Seltenheit" verdient es erwähnt zu werden, daß einzelne deutsche Hofhaltungen, so die des Prinz-Regenten von Baiern und die des Prinzen Friedrich August von Sachsen, sich ganz auf deutschem Fuße eingerichtet haben. Im ganzen und großen ist es eben nicht der Fall.

In der Wissenschaft spielt die Verehrung des Ausländischen keine so große Rolle mehr wie sonst. Die Leistungen Deutschlands sind zumal auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Heilkunde u. s. w. von der Art, daß die Fremden sich genöthigt sehen, uns aufzusuchen, wie wir früher ihnen nachgelaufen sind. Auf einzelne weltbekannte Ausnahmen der neuesten Zeit gehen wir hier nicht ein.

Digitized by Google

Auch der Wissenschaft und ihrem gesammten Apparate technischer und sonstiger Art hängt aber noch ein ungeheuerer Wust fremdländischen Wesens an. Die Ausdrucksweise ist mit französischen Worten überladen, die neben den aus dem Griechischen und Lateinischen entnommenen Bezeichnungen sobald nicht weichen werden, weil die auch in diesen Kreisen vielfach herrschende „Halbbildung des Herzens", um es so zu bezeichnen, die größte Genugthuung dabei empfindet, sich in einer von dem Publikum nicht verstandenen „höhern" Rede zu ergehen.

Das ist ja überhaupt die eigentliche Wurzel, aus der die Ausländerei bei uns erwächst. Zunächst ist sie eine Krankheit der höhern Stände gewesen, die sich auf diese Weise von dem „gemeinen" Volke möglichst abzuheben suchten. Nach und nach, mit der Zunahme der Halbbildung und der Ansprüche auf Gleichheit, ist dasselbe Bestreben bis in die untersten Schichten gedrungen, von denen jede es einer andern noch tiefer stehenden zuvorzuthun bestrebt ist.

Dieser Krankheit ist offenbar nur dadurch beizukommen, daß die Vorstellung, als ob das „von weit her" Kommende, wie man im Deutschen so bezeichnend sagt, vor dem Eigenen einen Vorzug hätte, etwas Besseres wäre. Daß diese Vorstellung während längerer Zeiträume in vieler Hinsicht thatsächlich berechtigt gewesen ist, in andern wenigstens mit einem starken Scheine davon, läßt sich ja nicht leugnen. Wenn das aber selbst gewaltigen Naturen wie Friedrich dem Großen dermaßen imponirt hat, daß er der französischen Sprache, und alles, was aus Frankreich kam, einen förmlichen Cultus widmete, wie kann man da sich wundern, daß die Masse der Menschen bei uns sich von der Ueberlegenheit des Fremden blenden ließ?

Es bleibt eben dabei: alles in der Welt hat seinen Grund; auch die Ausländerei der Deutschen hat ihn gehabt. Gerade das aber ist ein tröstliches Moment für uns, weil es zu hoffen gestattet, daß die Erscheinung selbst allmählich schwinden wird, nachdem die Lage, aus der sie erwachsen war, eine andere geworden ist. Heute hat Deutschland keinen in den Dingen selbst wurzelnden Anlaß mehr, das Fremde vorzuziehen. Auf allen Gebieten fast steht es voran oder zum mindesten doch gleich. Noch ist dies der großen Mehrzahl der Deutschen nicht zum vollen Bewußtsein gekommen; noch wirkt die alte Gewöhnung mächtig nach. Allein diese Nachwirkung muß von Jahr zu Jahr schwächer werden, je in dem Maße, als das ältere Geschlecht vom Schauplatz verschwindet, welches noch selbst erlebt hat, wie groß unsere Nachbarn dastanden und wie klein und jämmerlich wir uns ihnen gegenüber ausnahmen. Die Jugend weiß nicht mehr davon, als was sie von Hörensagen hat; das aber kann keinen für das Leben selbst entscheidenden Eindruck hinterlassen.

Digitized by Google

Agrarpolitische Fragen.

Von **Rudolf Eckert.**

Am 17. Dec. 1887 hat im Deutschen Reichstage die Schlußverhandlung über die Verdoppelung der Getreidezölle und die Erhöhung der Zölle für zahlreiche andere landwirthschaftliche Erzeugnisse stattgefunden. Das Endergebniß war die Annahme der Vorlage mit 203 gegen 116 Stimmen. Die Erträge aus landwirthschaftlichen Zöllen für das Reich, die von 14 Mill. Mark im Jahre 1881 auf 43 Mill. Mark im Jahre 1887 gestiegen sind, wurden dadurch wiederum um ein Wesentliches vermehrt. Die Verhandlungen boten in der Hauptsache dasselbe Bild wie die frühern von 1879 und 1885, nur verliefen die Redekämpfe diesmal weniger erregt und heftig. Das erste Interesse für die grundlegende Frage, ob Freihandel, ob Schutzzoll, ist erkaltet; zudem war die Mehrheit für die Vorlage diesmal mehr gesichert als im Jahre 1885, wo der Reichskanzler noch das volle Gewicht seines Ansehens und seiner Person dafür einsetzte. Von den Befürwortern der neuen Zölle wurden wiederum die alten Gründe vorgebracht: der trotz der Zölle anhaltende niedrige Getreidepreis, die Nothlage der Landwirthschaft, der geringe Ertrag des Grund und Bodens im Vergleiche zu dem dafür aufgewendeten Kapital, und der schwere Wettbewerb des ausländischen Getreides. Die Gegner der Zölle klagten über Brotvertheuerung, und meinten, daß Zollerhöhungen nur ein äußerliches Heilmittel seien und damit das Grundübel nicht beseitigt würde, das die Landwirthe selbst durch falsche oder schlechte Wirthschaft, zu theuern Kauf, falsche Erbregulirung u. s. w. verschuldet hätten. Wie früher stand also auch bei den diesmaligen Verhandlungen Behauptung gegen Behauptung. Es war das alte Lied, das uns gesungen wurde.

Ueber den Werth und die Berechtigung dieser von Freunden und Feinden der landwirthschaftlichen Zölle vertretenen Ansichten hat bereits im Anschluß an die Reichstagsverhandlungen vom Jahre 1885 Professor Karl Birnbaum* in Leipzig-Plagwitz eingehende Untersuchungen auf Grund von statistischen Nachweisen angestellt, die auch für die diesmaligen Reichstagsverhandlungen Beweiskraft behalten. Professor Birnbaum weist nach, daß Deutschland niemals werde in die Lage kommen, seinen Bedarf an Getreide allein zu decken, da die Bevölkerungsvermehrung stärker sei als die Erschließung neuen Ackerlandes; ferner daß die Getreideeinfuhr aus überseeischen und Nachbarländern mit der Zunahme der dortigen Bevölkerung mehr nachlasse und bei 70 Einwohnern auf den Quadratkilometer ganz aufhöre; er gelangt zu dem Schlusse, daß in der Hauptsache nicht die Zölle, sondern eine Aenderung in der Bebauung und Ausnutzung des Landes der Landwirthschaft wesentlichen Nutzen bringen könne: an Stelle der heute noch in Deutschland vornehmlich gepflegten Wirthschaftsweise, bei der der Getreidebau vorherrschend sei und nur nebenbei Viehzucht und Spiritusbrennerei betrieben werde (extensive Wirthschaft), müsse mehr die Fett- und Kleinviehzucht, Anbau von Handels- und Culturpflanzen, wie Wein, Obst, Hopfen, Rüben u. s. w., und die

* Vgl. „Die Lage der Landwirthschaft im Deutschen Reiche", in „Unsere Zeit", 1885, II, 303 fg. und 670 fg.

Digitized by Google

Milchwirthschaft (intensive Wirthschaft) treten.

Nur auf einen Punkt möchten wir hier noch im Anschluß an die Zollverhandlungen von 1887 näher eingehen, weil er diesmal besonders stark betont wurde: daß nämlich der Ertrag der landwirthschaftlich benutzten Grundstücke dem aufgewendeten Kapital nicht entspreche. Besonders deutlich ist dieser Grundsatz in der landwirthschaftlichen Denkschrift ausgesprochen, die, mit 19736 Unterschriften bedeckt, am 31. März 1887 dem Reichstage überreicht wurde, und die gewissermaßen den Vorläufer der letzten Aenderung des Zolltarifs bildete. In derselben wird ausdrücklich erklärt: „Die Landwirthschaft will nur nicht ihr Kapital ganz verlieren und möchte für ihre Anstrengungen auch einen bescheidenen Lohn ernten, wie dies ja jeder will"; in der Begründung hierzu wird das „Recht auf Rentabilität" noch deutlicher betont. Damit haben die Befürworter der landwirthschaftlichen Zölle das socialistische Evangelium eines Saint-Simon, Edmond, Rodbertus, Louis Blanc u. s. w. wieder aufgenommen, das in der staatlichen Regelung und Einrichtung der Arbeit (Productivgenossenschaften) und in der Verstaatlichung des Grund und Bodens seinen Gipfelpunkt findet. Die Durchführung des „Rechts auf Arbeit" ist, wie wir kürzlich zeigten, vielleicht denkbar; die Durchführung des „Rechts auf den vollen Arbeits-(Kapitals-)Ertrag" müßte eine vollständige Umwälzung unserer heutigen socialen Ordnung im Gefolge haben; innerhalb des Getriebes unsers jetzigen Wirthschaftslebens gehört sie zu den Unmöglichkeiten.* Nicht nach der Menge der aufgewendeten Arbeit und des aufgewendeten Kapitals bemißt im freien wirthschaftlichen Wettbewerbe die ökonomische Gerechtigkeit das Maß ihrer Belohnungen, sondern nach der Nützlichkeit und Richtigkeit für die gesammte wirthschaftliche Lage. Der Lohn des Gewinns winkt überall einzig und allein dem Unternehmer, der mit Einsicht und Geschick seine Aufwendungen von Kapital und Arbeit in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen des Marktes und den daraus sich ergebenden Preisen einzurichten versteht, während sein Wettbewerber vielleicht bei Aufwendungen in gleichem oder größerm Umfange dem wirthschaftlichen Untergange verfällt, weil er diese Aufwendungen zu unrichtiger Zeit oder zu unrichtigem Zwecke gemacht hat. Dieses ökonomische Grundgesetz gilt ebenso für den Landwirth wie für den Kaufmann, den Fabrikanten und den Handwerker.

Für alle diejenigen Landwirthe, die ihre wirthschaftlichen Maßnahmen und Einrichtungen den Welt- und Marktverkehrsverhältnissen und Bedürfnissen nicht anpassen, wird also auch eine „Nothlage der Landwirthschaft" vorhanden sein. Die Klagen über die schlechte Lage der Landwirthschaft sind freilich uralt; sowol aus der Freihandelsperiode wie aus den Jahren 1826 und 1837 führt Professor Birnbaum drastische Beispiele von Schriftstellern an, die den „bevorstehenden Ruin der Landwirthschaft" ankündigten, der heute noch eintreffen soll. Wie steht's denn nun in Wirklichkeit mit der allgemeinen Nothlage der Landwirthe? Eine Statistik aus der neuesten Zeit gibt darüber bemerkenswerthe Aufschlüsse.

In der Zeit vom 1. April 1886 bis 31. März 1887 fand nämlich eine Untersuchung über die Gründe zur Zwangsversteigerung land- und forst-

* Vgl. Anton Menger, „Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag" (Stuttgart, Cotta, 1886).

Digitized by Google

wirthschaftlich benutzter Grundstücke statt. Dieselbe kam derartig zu Stande, daß auf Anordnung des landwirthschaftlichen Ministers — die Anregung hierzu ging vom Landes-Oekonomiecollegium aus — die Amtsgerichte eine Zählkarte für jeden Zwangsversteigerungsfall ausfertigten, in welcher die Grundfläche und der Grundgebäudesteuertrag angegeben war. Die Ermittelung und Eintragung der Gründe für die Zwangsversteigerung erfolgte durch die Landrathsämter, die Aufarbeitung des statistischen Materials durch das Statistische Bureau. Im ganzen gelangten innerhalb dieses Jahres 2835 Zwangsversteigerungsfälle ländlicher Grundstücke zur Aufnahme. Die Gründe waren äußerst verschiedenartig, in den meisten Fällen wirkten mehrere bei dem Vermögenszusammenbruch nebeneinander. Die Gesammtzahl der Gründe betrug 5469, davon 1117 als alleinige Ursache und 4352 in Verbindung mit andern. Die ganze Versteigerungsfläche betrug 103949 Hektar, d. i. 0,42 Proc. der gesammten Landwirthschaftsfläche. Als Hauptergebniß stellen wir aus den großen umfangreichen Tabellen der „Zeitschrift des Statistischen Amtes" folgende Ziffern zusammen:

Gründe.	Als alleinige Ursache. Fälle.	Proc.	Als Mitursache. Fälle.	Proc.	Durchschnittsprocentsatz.
Allgemeine ungünstige Lage der Landwirthschaft	33	2,95	291	6,69	5,92
Wucher, Uebervortheilung beim Handel	29	2,60	140	3,22	3,09
Familienverhältnisse, Krankheit .	116	10,38	435	9,90	10,00
Geschäftliche Verhältnisse . .	92	8,24	276	6,34	6,73
Unzweckmäßige Erbregulirung .	85	7,61	228	5,24	5,72
Naturereignisse, Wirthschaftsunfälle	29	2,60	309	7,10	6,18
Freiwillige ungünstige Uebernahme	287	25,69	782	17,97	19,55
Eigenes Verschulden des Besitzers	415	37,15	1879	43,17	41,95
Sonstige Ursachen	31	2,78	16	0,37	0,86

Wie steht's nun danach mit der Nothlage der Landwirthschaft? Rechnet man zu dem Sammelbegriff „eigene Schuld" (leichtsinnige Wirthschaft, „noble Passionen", Unfähigkeit, Nachlässigkeit u. s. w.) noch freiwillige ungünstige Uebernahme durch Kauf oder Erbregulirung, Wucher und Uebervortheilung beim Handel hinzu, Dinge, die zu vermeiden doch jeder vorsichtige und richtig rechnende Mann in der Hand haben kann, so entfallen hierauf allein nicht weniger als 70,31 Proc. aller Gründe für die Zwangsversteigerungen; die Gründe für die Nothlage der Landwirthschaft (wozu wir noch geschäftliche Verhältnisse rechnen) betragen nur 12,65 Proc., während der Rest von 17,04 Proc. durch unvorhergesehene und unberechenbare Unglücksfälle (Krankheit, Feuer, Hagel, Familienverhältnisse u. s. w.) veranlaßt wird. Gegen die von uns vorgenommenen Gruppirungen, namentlich daß wir Wucherschulden und erlittene Betrügereien mit zur „eigenen Schuld" zählen, ließe sich ja vielleicht einiges einwenden, in der Hauptsache bleibt doch die Thatsache bestehen, daß der weitaus größte Procentsatz der Zwangsversteigerungen durch die Landwirthe selbst verschuldet ist und nur der kleinste auf die allgemeine ungünstige Lage der Landwirthschaft zurückzuführen ist.

So gelangen wir denn zu dem Ergebnisse, daß nicht äußere Heilmittel, wie Zölle, eine Besserung unserer agra-

Digitized by Google

rischen Verhältnisse herbeiführen, sondern innere Reformen. Dahin äußert sich auch Professor Birnbaum*: „Unsere Landwirthe sehen mit Neid auf die Erfolge, welche tüchtige Männer im Gewerbe und Handel und in der Industrie erzielen; sie meinen, daß das mobile Kapital begünstigt sei; würden sie die gleiche Sorgfalt und Umsicht mit dem gleichen exacten Rechnen und stetem Calculiren verbinden, so könnte auch ihnen der Erfolg nicht fehlen.“ Da nun der Getreidebau nicht mehr gut und sicher lohnt, so müßten die Landwirthe sich die Pflege von Culturpflanzen, Kleinviehzucht u. s. w. angelegen sein lassen, Hauptsache sei die Schaffung guter Verkehrsmittel. Zu demselben Ergebniß gelangte Dr. Rentschler**: „Während die deutsche Landwirthschaft früher sich ausschließlich dem Getreidebau zuwandte und hierin ihre Hauptstärke und Haupteinnahmequelle erblickte, hat sie künftig das sogenannte alte landwirthschaftliche Betriebssystem aufzugeben und unter verständiger Würdigung der gegen früher mit einem male ganz und gar veränderten Productions- und Consumverhältnisse sich zu bestreben, durch und durch praktisch zu werden. Wie sie früher mit Vorliebe und großem Vortheil sich der Getreideerzeugung widmete, muß sie von nun an ihr Hauptaugenmerk auf Fleisch-, Eier- und Milcherzeugung und auf Butter- und Käsebereitung sowie auf den Gemüsebau nebst rationeller Obstzucht richten.“ Aehnliches sagt Erdmann***: „Weit mehr als die Hälfte sämmtlicher Ländereien Deutschlands wird entweder gar nicht oder doch so mangelhaft ausgenutzt, daß der Gewinn aus denselben gering ist. Besonders im Norden und Osten unsers Landes zeigt sich die traurige Erscheinung, und die Menschheit tröstet sich mit der Entschuldigung, jene Strecken seien so unfruchtbar, daß sie den Anbau nicht lohnten. Mit solchen Reden bemänteln wir unsere Fehler und lassen, über schlechte Zeiten klagend, Millionen jährlich verloren gehen.“

Wir haben also die theoretische Forderung einer möglichst intensiven Landwirthschaft. Wie ist diese zu erreichen? Einmal durch den guten Willen der Landwirthe selber; das ist indeß ein recht unzuverlässiger Factor, dem das Können in materieller und physischer Beziehung oft genug hinderlich im Wege steht. Durch neue rechtliche Normen? Vielleicht! Durch Aenderung der Eigenthumsverhältnisse? Schon möglich! Wir müssen hier etwas weiter ausholen.

Wer sich auf seinen Reisen im lieben deutschen Vaterlande etwas umgeschaut hat, wird gefunden haben, daß sich im Süden und Westen, in Sachsen, Thüringen, am Mittelrhein, verhältnißmäßiger Wohlstand findet, während man in Nord- und Ostdeutschland, Mecklenburg, Pommern, Posen, Oberschlesien, Ost- und Westpreußen mehr der Trägheit und geringen Leistungsfähigkeit der Landarbeiter begegnet; Trunksucht, Dürftigkeit und Armseligkeit sind dort vorherrschend. Der Grund liegt vornehmlich in der Vermögensvertheilung. Das Verlangen nach eigenem Grundbesitz ist tief eingewurzelt in der Seele des deutschen Bauern wie des deutschen Volkes. Ein Arbeiter, der ohne Aussicht auf eine Besserung seiner Lage jahraus jahrein um denselben Lohn arbeitet, verliert das

* Vgl. „Unsere Zeit“, 1885, II, 682.

** „Wie kann dem Deutschen Reiche auf dem landwirthschaftlichen, gewerblichen und handelspolitischen Gebiete geholfen werden?“ (Cannstatt, Louis Bosheuyer, 1880), S. 30.

*** „Vorschläge zur Beseitigung unsers landwirthschaftlichen und socialen Nothstandes“ (Oranienburg, Ed. Freyhoff, 1886), S. 5.

Digitized by Google

Interesse und sinkt, an geistigem Fassungsvermögen abnehmend, zur Maschine herab. Ein Mensch hingegen, der wenige Morgen Land sein eigen nennt, oder die Aussicht hat, sie bei Fleiß und Sparsamkeit zu erwerben, der müht und quält sich, und mit dem Ringen um Besserung seines künftigen Schicksals hebt sich auch seine Intelligenz und sein Streben nach Bildung. Man braucht nur einmal die halbpolnische Landbevölkerung Oberschlesiens, wo ein Rothschild 28000 Morgen (den zehnten Theil der ganzen Ackerbaufläche!), ein Fürst Lichnowski 17000 Morgen besitzt, mit der im Königreich oder in der Provinz Sachsen zu vergleichen, um zu erkennen, welchen wohlthätigen Einfluß das Vorherrschen der Kleinwirthschaft auf den Volkscharakter übt. Man braucht nur einmal einen Sonntag im Posenschen oder in Ost- und Westpreußen zu verbringen, um den niedrigen Culturzustand der dortigen Landbevölkerung beurtheilen zu lernen. Morgens strömen die Leute aus der Umgegend in die Stadt; zunächst geht es in die Kirche; ist diese geschlossen, eilen die Leute in die Schnapsbutiken, um dann am Abend trunken nach Hause zu schwanken. Schlägereien, Mord, Todtschlag gehören dort, wie der Verfasser aus eigener Anschauung weiß, so sehr zu den Regelmäßigkeiten, daß man kaum noch Aufhebens davon macht. Die Procentsätze der Vergehen und Verbrechen gehen in den östlichen Provinzen weit über die Durchschnittsziffern hinaus.* Eine Hungersnoth, wie sie 1879 Oberschlesien erlebt hat, ist im Westen Deutschlands undenkbar.

Ist der moralische und culturelle Einfluß der Kleinwirthschaft schon ein großer Gewinn, so ist der wirthschaftliche doch in unserer Betrachtung vor allen Dingen zu berücksichtigen. Wirft man einen Blick auf die Erntestatistik, so zeigt sich wiederum, daß im allgemeinen diejenigen Gegenden des deutschen Westens und Südens, die vorherrschend die Landwirthschaft im Kleinbetrieb pflegen, höhere Ernteerträge weit über den Durchschnitt hinaus erzielen, während die Provinzen des Ostens oft weit hinter dem Durchschnitte zurückbleiben. Auch die Domänenpachtpreise zeigen die auffallende Erscheinung, daß im deutschen Osten, wo der Großgrundbesitz ungefähr die Hälfte des gesammten landwirthschaftlich benutzten Areals einnimmt, und die Landwirthe vornehmlich auf den wenig lohnenden Getreidebau angewiesen sind, die Pachtpreise unverhältnißmäßig niedriger sind als im Westen, wo der Grundbesitz nur ein Viertel der ganzen Fläche einnimmt, die Verkehrsverhältnisse besser, die Absatzgebiete reicher, der Verbrauch stärker ist, und wo mehr Milchwirthschaft, Gemüsebau, Kleinvieh- und Fischzucht* betrieben werden kann. Im Regierungsbezirk Magdeburg zahlt man das Fünffache von dem, was in Ostpreußen für den Morgen Pacht für Domänen gezahlt wird.** In Ost-

* In Ostpreußen kamen im Jahre 1885 auf 10000 über 12 Jahre alte Einwohner Verurtheilte 168,4, Westpreußen 174,9, Posen 182,3, Schlesien 134,1, im ganzen Deutschen Reiche 104,6; wegen Mord und Todtschlag in Ostpreußen 0,17, Westpreußen 0,16, Schlesien, 0,13, im Deutschen Reiche 0,09.

* Das beste Ackerfeld kann im günstigen Falle 400 Kilogramm Fleisch pro Hektar liefern, auf einen Hektar Wasserfläche können 2000 Kilogramm Fleisch gewonnen werden.

** Hierbei darf man allerdings nicht vergessen, auch die Bevölkerungsdichtigkeit in Betracht zu ziehen. Während beispielsweise (nach der Statistik vom 1. Dec. 1885) in der Provinz Ostpreußen nur 53,0 Personen auf den Quadratkilometer kommen, in Westpreußen 55,2, Brandenburg (ohne Berlin) 58,8, Pommern 50,0, Posen 59,2, kommen im Rhein-

Digitized by Google

preußen zahlt man durchschnittlich 4,04 Mark, im Regierungsbezirk Posen 4,95, Bromberg 5,13, Königsberg 5,81, Oppeln 8,00, Erfurt 10,17, Hannover 13,32, Merseburg 16,17, Schleswig 19,70, Magdeburg 20,65 Mark für den Morgen Domänenland (nach einer Zusammenstellung der „Deutschen landwirthschaftlichen Presse“).

Nicht minder deutlich tritt die wirthschaftliche Ueberlegenheit des Kleinbetriebes in Frankreich hervor. Es werden dort Sämereien, Gemüse, Runkelrüben, Hanf, Flachs, Obst in Verhältnissen gezogen, die anderswo nur selten erreicht werden; auch die Pferde-, Schweine-, Rindvieh- und Geflügelzucht steht dort in großer Blüte. An England allein liefert Frankreich für 60 Mill. Mark jährlich Eier, die Butterausfuhr Frankreichs nach England beträgt über den dritten Theil der gesammten auf 200 Mill. Mark geschätzten Einfuhr. Dieselbe beschränkt sich aber nicht blos auf England, sondern erstreckt sich auch auf überseeische Länder, wie Cuba, Mexico, Brasilien. In Frankreich wird jeder Zoll Landes, wenn es nicht gerade auf den Gebirgsspitzen liegt, mit zähem und emsigem Fleiß angebaut, von Unkraut ist wenig zu sehen. Es gibt nirgends so viele kleine Rentner wie in Frankreich, Arme sind in den meisten ländlichen Bezirken nahezu unbekannt. Viele Bauernsöhne besuchen die Universitäten und Klosterschulen. Ferry ist ein lothringischer Bauernsohn. Den Erträgen Frankreichs in der Milchwirthschaft, Kleinvieh- und Geflügelzucht stehen die Dänemarks, Holsteins, Lauenburgs und Flanderns nicht viel nach, und ihre Ausfuhr an Butter allein erreicht große Ziffern. Auch in den Vereinigten Staaten erzeugen die Kleinbauern, ebenso wie in Frankreich, am meisten, und zeichnen sich durch zähen Fleiß, Ordnungsliebe und Sparsamkeit aus.

Zudem kann als Grundsatz aufgestellt werden, daß 50 Bauern, von denen jeder, sagen wir 40 Morgen besitzt, für sich und ihre Angehörigen einen stärkern Verbrauch an Lebens- und Genußmitteln, Kleidung u. s. w. haben, als ein Grundbesitzer, der 2000 Morgen hat, mit seinen Arbeitern und Angestellten; ganz abgesehen davon, daß diese ihre Güter oft genug durch einen Verwalter bewirthschaften lassen und selbst in andern Gegenden leben als denen, welche diese Einnahmen aufgebracht haben. Ferner können sich die 50 Bauern in den Zeiten der Noth viel eher Entbehrungen auferlegen und auch folgerichtig ohne allzu großen materiellen Schaden durchführen, als der eine Grundbesitzer mit seinen von ihm abhängigen Arbeitern, die dann oft genug entlassen werden, und da sie nicht Kraft und Mittel genug zur Erhaltung ihres Nahrungszustandes finden, dem Vagabundenthum, wenn nicht gar dem Zuchthause anheimfallen.*

Es wäre thöricht, wollten wir nun in Vertretung der einmal von uns als richtig anerkannten Theorie so weit gehen, daß wir nun zu dem Schlusse gelangten, daß der Großgrundbesitz vollständig zu beseitigen, also Domänen und Rittergüter aufzutheilen seien, um durchweg dem wirthschaftlich überlegenern und vortheilhaftern Kleinbetriebe Raum zu schaffen. Das hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Sowol der große wie der ganz kleine (Zwerg-)Betrieb haben ihre verhältnißmäßigen Vorzüge und ihre Berechtigung.

lande auf den Quadratkilometer 161,0, Westfalen 109,1, Baden 106,2, Königreich Sachsen 212,2 Personen.

* Auch gegen die Bestrebungen der Socialdemokratie ist der Bauernstand (nach Professor von Miaskowski) der „eherne Wall“, an dem jede Agitation abprallt.

Digitized by Google

Dem Großgrundbesitzer steht, ganz abgesehen von der socialen Bedeutung seines Standes, zumeist eine höhere Intelligenz und Bildung zur Seite; viele Unternehmungen, wie neue Culturversuche, Ent- und Bewässerungsanlagen, Ausnutzung der Maschinenkraft u. s. f. sind nur im Großbetriebe durchführbar. Ebenso vermag ein Handwerker aus den Erträgen einiger weniger Morgen sehr wohl seinen Unterhalt für sich und die Seinen zu ziehen. Wir sind nicht gegen den staatlichen und privaten Großgrundbesitz als solchen, sondern nur gegen das Misverhältniß, das heute zwischen ihm und dem Kleinbesitz in einzelnen Landestheilen besteht. Wir wollen die erzeugende Kraft des Kleinbauern, die heute durch die Vereinigung großer landwirthschaftlich benutzter Flächen in einer Hand zum Theil lahm gelegt ist, mehr zur Geltung gelangen lassen; wir wollen ein segensreiches Zusammenwirken von Groß-, Mittel-, Klein- und Zwergwirthschaft in möglichst gleichmäßiger und wirthschaftlich vortheilhaftester Vertheilung erzielen, und zwar auf gesetzlichem Wege und innerhalb unserer modernen Rechts- und Wirthschaftsgrundsätze. „Zu der Furcht, daß sich aller Grundbesitz in leistungsunfähigen Zwergbesitz auflöse, ist", wie Stöpel mit Recht ausführt*, „in einem Lande wie Deutschland für jetzt und für lange Zeit hinaus nicht die mindeste Veranlassung vorhanden. Solange bei einer gleichmäßigen Theilung der landwirthschaftlich benutzten Fläche auf jede ländliche Familie noch ein Antheil von gegen 10 Hektar (40 Morgen) kommt, braucht man sich über allzu starke Theilung des Bodens keine grauen Haare wachsen zu lassen."

Bei den Vorschlägen, die zur Besserung der Lage der Landwirthschaft bisher gemacht worden sind, stehen sich zwei einander entgegengesetzte Ansichten und Strömungen gegenüber. Die einen erstreben die Stärkung und Erhaltung des Großgrundbesitzes, die andern die möglichste Erleichterung bei der Erwerbung und Schaffung kleinerer Grundstücke, vornehmlich also die Schaffung eines Bauernstandes in den Provinzen, in denen der Großgrundbesitz überwiegt.

Zu der erstern Richtung gehören diejenigen, die für eine Ablösung sämmtlicher Hypotheken auf Grundbesitz eintreten und letztern überhaupt nicht als Kapitalspfandstück zulassen wollen: Bestrebungen, die man gewöhnlich unter dem Begriff „conservativer Socialismus" zusammenfaßt. Der älteste Vertreter dieser Richtung ist Vidal, der im Jahre 1848 den Vorschlag machte, alle Hypothekenforderungen durch staatlich eingerichtete und ausgerüstete Landbanken gegen Rentenbriefe einzulösen und alle Kapitalsschuld in Rentenschuld umzuwandeln. In seinen Fußstapfen wandelten dann Jäger, Rodbertus, Baron von Vogelsang u. a., die nur darin auseinandergehen, ob die Ablösung der Hypotheken durch den Staat oder durch Genossenschaften erfolgen sollte, und ob die Rentenbelastung nur zum Taxwerth, für den der Verband gutsagen könne, (Landrentenbriefe) oder darüber hinaus (Gutsrentenbriefe) erfolgen solle. Stöpel zog die äußerste Schlußfolgerung aus diesen Theorien und verlangte die Verstaatlichung alles Grund und Bodens. Alle diese Vorschläge kranken daran, daß sie einseitige Eingriffe in das Eigenthumsrecht zu Gunsten einer Gesellschaftsklasse vorschlagen, die, wenn sie auf Kosten der Grundbesitzer erfolgen, denselben keine wesentliche Hülfe bringen; wenn auf Kosten der Gläubiger, diese schwer schädigen; und wenn auf Staatskosten, eine Begünstigung der Land-

* Vgl. „Sociale Reform", IV, V, 35 fg.

Digitized by Google

wirthe zum Nachtheil zahlreicher nicht dem Landwirthsstande angehöriger Staatsbürger bedeuten würden.

Andere Nationalökonomen und Landwirthe sind nicht so weit gegangen, daß sie eine Umgestaltung unsers gesammten Eigenthums- und Pfandrechts verlangen, sondern sie stellen nur die Forderung auf, daß der Staat die Schaffung von Bauergütern möglichst begünstige und denen, die die Neigung haben, sich ein Grundstück selbständig zu erwerben, dies so leicht als möglich mache, indem er an Stelle der Kapitalleistung jährliche Rentenabträge als Zahlung gelten lasse. Sie wollen also die Kapitalbewerthung der Landgüter im allgemeinen unangetastet lassen und nur in einzelnen geeigneten Fällen das Rentenprincip durchführen. (Erdmann will sogar Arbeitsleistung als Zahlungsmittel anerkennen. Die Mittel zur Schaffung von Bauerstellen will er durch Lotterien aufbringen.) Ferner stellen sie als Forderung auf, daß der Staat durch Auftheilung geeigneter Domänen für die Schaffung und Erhaltung eines Bauernstandes Sorge tragen und so andern mit gutem Beispiel vorangehen möge; die „innere Colonisation" ist das Ziel, das sie anstreben, und dieses Ziel schwebt auch uns vor als ein Mittel zur Schaffung gesunder Zustände der Landwirthschaft in einzelnen Gegenden Deutschlands.

An Versuchen, den Kleinbesitz zu vermehren, hat es nicht gefehlt. Friedrich der Große allein hat gegen 300000 Colonisten, darunter zwei Dritttheile Landwirthe, aus aller Herren Ländern in seinem Lande angesiedelt, und ebenso wie Friedrich Wilhelm III. überreiche Mittel dafür aufgewendet. Nach Beheim-Schwarzbach* kostete jede Ansiedlerfamilie Friedrich den Großen im Durchschnitt 1200 Mark, den König Friedrich Wilhelm III. sogar 3600 Mark. Diese Art von Ansiedelungen kommt indeß für unsere Untersuchung nicht in Betracht, da sie vornehmlich die Urbarmachung wüster Landstrecken und die Vermehrung der Bevölkerung als Ziel verfolgte.

In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts brach sich zum ersten male der Gedanke der „innern Colonisation" in der Form Bahn, die wir diesem Begriffe heute zu Grunde zu legen pflegen: die Vermehrung des Bauernstandes durch Auftheilung von Grundbesitz, namentlich von Staatsbesitz. Im Jahre 1835 wurden auf Vorschlag des Verwesers der Domänen und Forsten, von Ladenberg, in Preußen zum ersten male Versuche gemacht, diese Idee zu verwirklichen. Bis zum Jahre 1853 gelangten erst in langsamer, dann in schnellerer Folge gegen 40 Staatsdomänen zur Auftheilung. Von da ab verlangsamte sich wieder die Reihe der Domänenveräußerungen, sodaß bis zum Jahre 1873 nur 14 Domänenvorwerke zum Verkauf gelangten, bis in den Jahren 1875 und 1876 ein neuer Versuch mit der Auftheilung von vier Staatsdomänen gemacht wurde. Alle diese Versuche vor 1875 sind, wie ein unbefangener Urtheiler zugeben muß, nicht so geglückt, wie die Regierung es erwartet hatte und mit ihr die Befürworter der innern Colonisation. Ueber die Gründe, die das Scheitern der Versuche des ersten Ansiedelungszeitraumes veranlaßten, läßt sich heute schwer ein Urtheil fällen. Das finanzielle Ergebniß für den Staat war, wie Dr. Rimpler in seinem soeben erschienenen Werke* eingehend darlegt, dem wir hier folgen,

* „Hohenzollernsche Colonisation" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1874).

* „Domänenpolitik und Grundeigenthumsvertheilung vornehmlich in Preußen" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1888).

Digitized by Google

zwar ein günstiges, doch das wirthschaftliche Gedeihen der Besitzer ließ zu wünschen übrig. Ob die Mittel der Erwerber nicht ausreichten, ob schlechte Bodenvertheilung oder Misernten dabei mitwirkten, ob die Preise oder Kaufsbedingungen, die im ganzen günstig waren (zu 4 Proc. kapitalisirte Bodenrente, von der ein Fünftel sofort bezahlt werden mußte, der Rest „nach Kräften" abgelöst werden konnte), von Einfluß waren, ob eigene Schuld der Besitzer, läßt sich heute, wo alle Vergleichsmittel über die damaligen Verhältnisse fehlen, schwer feststellen. Thatsache ist, daß die Vertheilung des Grundbesitzes nicht lange so erhalten blieb, wie sie die Regierung geplant hatte. Zersplitterungen und Zusammenlegungen haben derart stattgefunden, daß, wie Dr. Rimpler feststellt, der sich an Ort und Stelle überzeugte, fast nirgends mehr sich die ursprüngliche Besitzvertheilung erkennen ließ.

Seitdem ruhte diese Frage bis 1873 fast ganz, wo Abgeordneter Löwe im preußischen Abgeordnetenhause die „Dismembrirung von Domänen" beantragte, um dem in den Gründerjahren damals in höherm Maße stattfindenden Zustrome ländlicher Arbeiter nach den Städten Einhalt zu thun. Die Folge dieser Anregung, für die 1874 Miquel besonders eifrig eintrat, war ein neuer Colonisationsversuch 1875—76. Vier Domänen in Neuvorpommern wurden zerschlagen. Auch dieser Versuch mislang. Die Gründe lassen sich hier indeß, da die Zeit uns näher liegt und auch genaueres Material zur Hand ist, leichter erkennen. Die Regierung suchte die Ursache dafür, daß auch hier sehr bald eine Verschiebung des Besitzstandes und der ursprünglichen Größenverhältnisse stattfand, lediglich in dem eigenen Verschulden der Besitzer (Mangel an Vermögen, Befähigung, in schlechter Wirthschaft u. s. w.). Dr. Rimpler hat indeß auf Grund sorgfältiger Untersuchungen folgende Gründe für das Mislingen ermittelt:

1) Schlechte Vertheilung des Grund und Bodens, der eine erhielt Sand-, der andere Lehmboden, mancher unzusammenhängendes Areal.

2) Die Wegelasten trafen manches Grundstück zu hart, während andere frei waren.

3) Die Grenzabsteckungen erfolgten flüchtig und ungenau, infolge dessen fanden Verschiebungen der Grenzen statt.

4) Die Flächeneintheilungen erfolgten systemlos, ohne Rücksicht auf landwirthschaftliche Verhältnisse; einzelne Antheile waren für zwei Pferde zu klein, andere zu groß. Von 1—36 Hektar sind alle Größenziffern vertreten. „Es gibt eine Anzahl Büdnerstellen", sagt Dr. Rimpler, „die nicht Fisch, nicht Fleisch sind, die weder dem Besitzer einen ausreichenden Unterhalt aus dem Landwirthschaftsbetrieb allein geben, noch ihm Arbeitskraft und Zeit in genügendem Maße übriglassen, um ein Gewerbe erfolgreich zu betreiben oder einem lohnenden Arbeitsverdienst nachzugehen."

5) Es wurden die Wiesen in einzelnen Fällen gesondert ausgeboten und kamen den Besitzern, die sie erwerben mußten, daher zu theuer zu stehen.

6) Die Zahlungsbedingungen waren zu hart. Ein Sechstel des Kaufpreises mußte sofort, das zweite Sechstel nach einem Jahre bezahlt werden, die übrigen zwei Drittel blieben nur fünf Jahre zu dem hohen Zinsfuß von 5 fürs Hundert stehen und mußten dann in fünf Jahren in gleichen Raten getilgt werden. Das ganze Kapital mußte also in zehn Jahren zurückgezahlt werden, ungeachtet der Kosten für die neuzuerrichtenden Bauten.

7) Die Dungvertheilung erfolgte will-

Digitized by Google

kürlich, nicht nach landwirthschaftlichen Rücksichten.

8) Das Ausbietungsverfahren trug mit eine Hauptschuld an dem Mislingen des Versuches. Es wurde dadurch die Speculation begünstigt, einzelne Theilstücke wurden nur zum Zweck des Wiederverkaufs erstanden, einzelne Käufer vereinigten von vornherein mehrere Landtheile in ihrer Hand. Ein genaues Unterrichten über die Geeignetheit der Bieter, ihre Zahlungsfähigkeit, persönliche Tüchtigkeit u. s. w. war nicht gut angängig. Die Preise wurden stellenweise weit über den Werth getrieben und den Käufern die ruhige Ueberlegung benommen; stellenweise blieben sie unter dem Taxwerthe. „Soll der Erfolg der Colonisation gesichert werden, muß jedes Lotteriespiel ausgeschlossen sein!"

9) Das einseitige finanzielle Interesse des Staates wurde zu sehr in den Vordergrund gestellt, das landwirthschaftliche gar nicht berücksichtigt. (Bis zum 7. Aug. 1878 hatte der Finanzminister die Domänenverwaltung, seitdem erst der landwirthschaftliche.) Zudem war die Regierung an den Colonisationsversuch von vornherein nur mit Widerstreben herangegangen, weil sie ihn gleich für erfolglos hielt.

10) Die Bauten waren in der damaligen Zeit noch sehr theuer, die Wirthschaftsgebäude kosteten mehr, als mancher geahnt hatte.

11) Stellenweise hinderte die schlechte Verbindung mit Verkehrsmittelpunkten ein Emporkommen der Besitzer.

12) Nicht am wenigsten verhängnißvoll war, daß das Verfügungsrecht der Käufer ein unbeschränktes war.

Derartige Ergebnisse konnten wol kaum dazu ermuthigen, die innere Colonisation wieder aufzunehmen. Trotzdem ist dies auch in neuester Zeit geschehen. Die staatlichen Versuche mit der Auftheilung von Staatsdomänen sind zwar aufgegeben; auch erfolgten die neuesten Versuche, die der Staat mit dem 100-Millionen-Fonds macht, zunächst aus nationalen Gesichtspunkten, aber sie sind doch auch von hervorragend wirthschaftlicher Bedeutung. Nebenher geht noch ein privater Colonisationsversuch, den der Abgeordnete Sombart mit der Auftheilung von Steesow in der Altmark gemacht hatte.*

Bevor indeß diese neuesten Versuche mit Aussicht auf Erfolg begonnen werden konnten, mußte die Hauptfrage gelöst werden, in welcher Weise die Seßhaftigkeit unter den Ansiedlern erreicht und Formationsveränderungen der Grundstücke, Zusammenlegung, Zerstückelung u. s. w., für die ersten Jahrzehnte verhindert werden könnten, ohne daß die persönliche Freiheit allzu sehr beschränkt wurde. Gerade an diesem Mangel von Vorbeugemitteln sind in der Hauptsache, wenn auch zahlreiche andere Gründe mitwirkten, die frühern Ansiedelungsversuche gescheitert. So schuf man das „Rentengut", eine Einrichtung, die den Uebergang von der Pacht zum Besitze in zwar langer, aber absehbarer Zeit ermöglicht.

In der niederländischen Provinz Gröningen ist das Rentenprincip (Beklemregt) schon seit alter Zeit als Gewohnheitsrecht im Gebrauch. Der Pächter (beklemde Meyer) übernimmt das Gut gegen eine feste Rente, stellt die Gebäude her, trägt die Lasten, doch sind ihm bezüglich des Areals, der Gebäude und der Wirthschaftsweise gewisse Beschränkungen aufgelegt. Sonst hat er freie Verfügung über das Grundstück, kann es also durch Tausch, Kauf, Schenkung, Erbschaft u. s. w. veräußern, und der ursprüngliche Vertrag erlischt nur dann, wenn der Meyer plötzlich ohne

* Vgl. seinen Bericht darüber in der „National-Zeitung" vom 11. Juli 1888, Nr. 383.

Digitized by Google

Erben stirbt, oder die Zahlungen oder ausbedungenen Geschenke (bei Heirath, Mündigkeit des jüngsten Kindes u. s. w.) nicht pünktlich leistet. Seit der Zeit der Gültigkeit des Code Napoléon 1811—38 wurden entsprechend Art. 530 auch noch Bestimmungen aufgenommen, wonach der Meyer das volle Eigenthumsrecht erwerben kann, wenn er für jeden Gulden Pacht 50 Gulden erlegt, und als die sich häufenden Processe eine gesetzliche Neuregelung erforderlich machten, wurden die letztern Bestimmungen auch gesetzlich festgelegt.

In Preußen sind die ersten Versuche und Anregungen zur Durchführung ähnlicher Einrichtungen vor neun Jahren erfolgt. Dieselben gingen von dem Landes-Oekonomiecollegium (1879) und der Central-Moorcommission (1882 und 1885) aus und fanden auch bei der Regierung schließlich Entgegenkommen. Im November 1885 unterbreitete diese nämlich dem Landes-Oekonomiecollegium eine Denkschrift „betreffend die Ermöglichung der Auflegung unablösbarer Renten und der contractlichen Beschränkung der Theilbarkeit behufs Neubildung und Erhaltung landwirthschaftlich benutzter Besitzungen in Form von Rentengütern". Danach erhielt der Erwerber das Grundstück zur freien Verfügung, die Höhe und Frist der Ablösung sollte freigegeben sein und den Vertragschließenden überlassen bleiben; für den Fall, daß der Rentenberechtigte die Ablösung fordert, soll der Ablösungsbetrag das Fündundzwanzigfache der Rente nicht übersteigen. Das Fehlen von Vertragsbestimmungen über die Art der Ablösung bedeutet Unablösbarkeit. Veräußerung oder Theilung des Grundstückes konnte, wenn sie vertragsmäßig von der Zustimmung des Rentenberechtigten abhängig gemacht, im Auseinandersetzungsverfahren nur erstritten werden, wenn sie im wirthschaftlichen Interesse nothwendig; Ablösungsbetrag das Fünfundzwanzigfache der Rente. Im Anschluß hieran stellte die Denkschrift vier Fragen auf: 1) Ist Aussicht vorhanden, daß das Institut der Rentengüter in Preußen Aufnahme finden wird? 2) Ist es geeignet, den Stand der bäuerlichen Grundbesitzer zu stärken und leistungsfähige Bauerhöfe dauernd zu erhalten? 3) Läßt sich erwarten, daß es dazu beitragen wird, die innere Colonisation zu befördern? 4) Gibt die gegenwärtige Vertheilung des Grundbesitzes der preußischen Monarchie oder in einzelnen Theilen derselben schon jetzt dazu Anlaß, das Institut der Rentengüter zu befördern? Die beiden ersten Fragen ließ das Landes-Oekonomiecollegium offen, erklärte sich indeß „entschieden für den Versuch", namentlich im deutschen Osten, der um so mehr zu empfehlen, „weil ein Rückblick in die preußische Geschichte und auch in diejenige benachbarter Staaten, Hollands, Mecklenburgs u. s. w. beweist, daß auf ähnlicher Rechtsbasis günstige Erfolge erzielt sind, ja gegenwärtig noch erreicht werden". Frage 3 bejahte das Collegium für die Moor- und Heidegebiete, Frage 4 ebenso, „da die immer bedenklicher werdende Bildung von Kleinbesitz im Westen und von Großgrundbesitz im Osten genügenden Anlaß biete, schon jetzt einen Versuch mit der Bildung von Rentengütern zu machen".

Trotzdem enthielt die sogenannte 100-Millionen-Vorlage, die Anfang Februar 1886 dem preußischen Landtage zuging und die, wie bekannt ist, in erster Reihe die Ansiedelung Deutscher in polnischen Gegenden bezweckt, nichts von dem Rentenprincip, sondern bot nach dem Regierungsentwurf nur die Möglichkeit des Kaufes und der Zeitpacht. Aus den Erklärungen, die indeß der Vertreter des Justizministers, Geh.

Digitized by Google

Oberjustizrath Dr. Eccius, abgab, ging hervor, daß die Regierung der Einführung des Rentenprincips nicht abgeneigt sei. In der Commission wurden dann im wesentlichen die Vorschläge dem Gesetzentwurf eingefügt, welche die Regierung 1885 dem Landes-Oekonomiecollegium zur Begutachtung vorgelegt hatte. Der Hauptunterschied bestand darin, daß nach der Commission des Landtages die Abmachungen über die Art der Ablösung ins Grundbuch eingetragen werden sollten, und wenn dies nicht der Fall ist, die Rente mit sechsmonatlicher Kündigung ablösbar sein sollte, während die Regierungsdenkschrift sie in diesem Falle für unablösbar erklärte. Seit dem 26. April 1886 ist die Vorlage Gesetz.

Im Laufe der Verhandlungen wurde von dem Abgeordneten Holtz auch die Wiedereinführung der Erbpacht angeregt; indeß konnte der Landtag sich nicht zur Rückkehr zu alten Feudalinstituten entschließen. Zudem hat die Regierung schon in der dem Landes-Oekonomiecollegium im Jahre 1885 überreichten Denkschrift die Wiedereinführung der Erbpacht als „juristisch unausführbar und wirthschaftlich höchst bedenklich" bezeichnet.

Mit der Schaffung des Rentengutes wurde die gesetzliche Möglichkeit geboten, mittels deren der Hauptfehler früherer Ansiedelungsversuche vermieden werden konnte. Eine Zusammenziehung oder Zerstückelung von Grundstücken kann für längere Zeit oder gänzlich verhindert werden. Sollten indeß die neuen Colonisationsversuche erfolgreich sein, mußten auch die zahlreichen andern nach Rimpler weiter oben zusammengestellten Fehler vermieden werden. Und hier kann man der Ansiedelungscommission, trotz der kurzen Zeitdauer ihrer bisherigen Thätigkeit und der geringen Grundlage von nur zwei bisjetzt dem Landtage erstatteten Berichten, die Anerkennung nicht versagen, daß sie redlich bemüht und bestrebt war, aus der Geschichte der Colonisation zu lernen. Wir müssen, um dies zu begründen, auf ihre bisherige Thätigkeit, der man unsers Erachtens bisjetzt viel zu wenig Beachtung geschenkt hat, etwas näher eingehen.

Die Ansiedelungscommission hat bis Ende 1887 von 216 angebotenen Gütern und 121 sonstigen Grundstücken erworben: 1 Herrschaft, 43 Rittergüter und 16 bäuerliche Wirthschaften mit zusammen 27260 Hektar (107000 Morgen, beziehungsweise 5 Quadratmeilen) für 15,8 Mill. Mark (für den Hektar 1886: durchschnittlich 568, 1887: 588 Mark, also im Durchschnitt 18 Mark mehr, als die Regierungsvorlage als Erwerbungspreis in Aussicht genommen hatte). Davon bewirthschaftet einen Theil die Commission selbst, beziehungsweise hat sie einzelne Güter in Pacht gegeben. Aufgetheilt waren bis Ende 1887 durch die Commission 12 Güter und 11 Bauerwirthschaften. Vorverträge waren mit 165 Ansiedlern abgeschlossen, 142 Abschlüsse waren bereits rechtsgültig, darunter 4 gegen Kauf, 18 gegen Pacht und 120 Rentengüter.*

Bevor indeß die Auftheilung erfolgte, waren noch verschiedene Vorfragen zu lösen und klar zu stellen. Zunächst mußte das Kartenmaterial geprüft und die Grenzen festgestellt werden; waren die Karten leidlich zuverlässig, so erfolgte die weitere Bearbeitung durch den Vorsitzenden der Ansiedelungscommission mit Hülfe der Katasterämter; waren die Karten indeß

* Nach einer neuern Nachricht, die gelegentlich eines Besuches von Abgeordneten im Ansiedelungsgebiete durch die „Nationalliberale Correspondenz" mitgetheilt wurde, waren bis Ende April 1888 45 Güter und 20 Bauerwirthschaften für 17 Mill. Mark erworben, und 341 Ansiedlerstellen geschaffen, wovon 214 vergeben sind.

Digitized by Google

derartig ungenau, daß Irrthümer hätten bezüglich der Grenzfestsetzung entstehen können, so wurde die weitere Bearbeitung der Generalcommission übertragen. Doch suchte man dies, wenn irgend angängig, zu vermeiden, da die Generalcommission zwar nicht erheblich theuerer, aber doch langsam arbeitet und dadurch größere Verluste an Zeit und Rente entstehen. Durch den Vorsitzenden der Ansiedelungscommission wurden bis Ende 1887 in Bearbeitung genommen 24 Güter (davon fertig 12), durch die Generalcommission 5 (fertig 1). Bestand über die Gutsgrenzen kein Zweifel mehr, wurden alsdann die Wege, Vorflutgräben u. s. w. genau festgestellt, sowie die sonst etwa für die einzelnen Landabschnitte maßgebenden Linien eingemessen. Auch die Frage, ob Meliorationen (Drainage u. s. w.) erforderlich sind, wurde vorher entschieden, und wo sich die Ausführung derselben als nothwendig erwies (bisher ein Fall) nach einheitlichem Plane angelegt. Die Kosten dafür legte die Commission aus und vertheilte dieselben auf die einzelnen Theilstücke nach Maßgabe des Ertrages, das Kapital mußte zu einem mäßigen Satze verzinst und in zehn Jahren getilgt werden, zur Instandhaltung der Anlage wurden die Ansiedler verpflichtet, einer Genossenschaft beizutreten.

Alsdann wurden die geeigneten Plätze für das gemeinsame Kirchen-, Schul-, Begräbniß-, Schulzendienstland, Lehm- und Kiesgruben u. s. w. ausgeworfen. Hierfür wurden von den bis Ende 1887 aufgetheilten 6308 Hektar im ganzen 366 Hektar ausgesetzt, also etwas über fünf fürs Hundert. Die Kosten für das gemeinsame Land wurden den Kosten für die einzelnen Stellen im Verhältnisse zugeschlagen, die Schulbauten auf Staatskosten hergestellt, zum Theil auch vorhandene Gebäude für Schulzwecke hergerichtet. Seit dem 5. Dec. 1887 ist schon ein Lehrer in Slonskowo mit einer Schülerzahl von 52 Kindern in Thätigkeit. Die Schul- und Kirchenlasten fallen, sofern erstere nicht durch das vom Abgeordnetenhause am 26. Mai 1888 angenommene Gesetz beseitigt sind, und soweit es sich um selbständige Kirchspiele handelt, der Gemeinde zur Last.

Erst nachdem dies alles geschehen ist, beginnt die Auftheilung. Nur soweit es mit Rücksicht auf die Verwerthung guter Gebäude, die Feldlage und Bodenbeschaffenheit wirthschaftlich nicht zu umgehen war, wurden (12) Restgüter und (2) Vorwerke gebildet, im übrigen erfolgte grundsätzliche Auftheilung. Die planlose Größenbildung war mit einer der Hauptgründe für das Scheitern früherer Ansiedelungsversuche. Es lag nahe, daß die Commission dieser Frage besondere Aufmerksamkeit zuwenden mußte. Als allgemeine Gesichtspunkte für die Größe der Grundstücke stellt Dr. Rimpler folgende auf.* Es seien zu bilden:

1) Grundstücke, deren Betrieb neben der persönlichen Aufsicht des Besitzers und seiner Familie noch Hülfskräfte erfordert (Großbauern);

2) Wirthschaften, die die volle Arbeitskraft des Mannes erfordern (Kleinbauern, Kossäthen);

* A. a. O., S. 218. Kühn stellt („Die Getreidezölle in ihrer Bedeutung für den kleinen und mittlern Grundbesitz", 1885, S. 1—2) folgende Unterscheidung auf: Großgrundbesitzer über 100 Hektar (über 400 Morgen), Großbauern 20—100 Hektar (80—400 Morgen), Mittelbauern 5—20 Hektar (20—80 Morgen), Kleinbauern, Halbbauern 2—5 Hektar (10—20 Morgen), Parcellenbesitzer unter 2 Hektar. Bezüglich der Mittelbauern sei noch bemerkt, daß Erdmann in Uebereinstimmung mit der „Gesellschaft für innere Colonisation" die Ansicht vertritt, daß 35 Morgen „die Kraft eines Mannes erschöpfen".

Digitized by Google

3) Wirthschaften, die den Besitzer nicht allein ernähren und beschäftigen können, sondern ihn zu einer Nebenthätigkeit zwingen.

Nach diesen Grundsätzen ist auch im großen und ganzen die Ansiedelungscommission verfahren. Dieselbe hat in ihrem Bericht für 1887 (S. 15) Folgendes als für sie maßgebend aufgestellt: „Die Größe der einzelnen Parcellen ist so anzuordnen, daß, ob mit, ob ohne Zuhülfenahme eines der Oertlichkeit nach möglichen Nebenerwerbes, die wirthschaftliche Existenz einer Familie auskömmlich, aber der Regel nach ohne Zuhülfenahme anderer als häuslich bediensteter Arbeitskräfte gesichert und bei reinem Landwirthschaftsbetriebe die volle Ausnutzung der menschlichen und thierischen Arbeitskraft ermöglicht wird.“ Abweichungen hiervon haben nur da stattgefunden, wo örtliche Verhältnisse, vorhandene Gebäude und Anlagen, sowie gewisse Bodenarten und Feldlagen nicht unberücksichtigt bleiben konnten. Ferner war hierbei auch zu berücksichtigen, daß die Antheile der einzelnen Stellen an den Verkehrswegen so vertheilt wurden, daß keine derselben übermäßig belastet, und daß ihnen Anschluß an die Vorflutrinnen behufs etwaiger späterer Entwässerungsanlagen gewährt wurde. Auch führten die Wünsche der Ansiedler öfters Aenderungen herbei. Bei der Aufstellung der Auftheilungspläne wurden den Wünschen des Landtags entsprechend vorherrschend Theilstücke für Mittel- und Kleinbauern geschaffen. Bis Ende 1887 wurden aufgetheilt 39 Stellen von 25 Hektar und darüber (Großbauern), 115 Stellen von 13—25 Hektar (Mittelbauern), 86 Stellen von 4—13 Hektar (Kleinbauern) und nur 20 Stellen unter 4 Hektar (Parcellenbesitzer). Die mittlern Bodenklassen wurden für den bäuerlichen Betrieb für die geeignetsten gehalten. Auch kleine Theilstücke Forst wurden auf Wunsch der Ansiedler mit aufgetheilt.

Eine andere Grundfrage, die von der Ansiedelungscommission vor der Auftheilung gelöst werden mußte, war die, ob Dorf- oder Höfesystem in Anwendung kommen sollte. Beide Arten der Wohnungsanlage haben ihre Vertheidiger. Während Rimpler meint, die einsame Lage des Bauerhofes erzeuge ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl, eine starke Individualität, Einfachheit der Lebenshaltung und Gesittung und vermindere die Feuersgefahr, tritt Sombart für das geschlossene Dorfsystem ein und hat dasselbe in Steesow auch durchgeführt. Für die Ansiedelungscommission, die die nationalen Gesichtspunkte den wirthschaftlichen überordnen muß, konnte nur das Dorfsystem in Frage kommen. Das gibt auch Rimpler zu. Hier galt es vor allen Dingen, durch den geschlossenen Verkehr der einzelnen Insassen eine Steigerung des Gefühls der Zusammengehörigkeit und der Widerstandsfähigkeit gegen das umdrängende Polenthum zu erzielen. In andern rein deutschen Gegenden würden sich indessen auch Versuche mit dem Höfesystem empfehlen. Aus demselben Grunde, der Hebung des Nationalgefühls, mußte die Ansiedelungscommission auch die Ansiedelung von Religionsgenossen und Leuten aus derselben Provinz an einem Orte möglichst begünstigen.

Die Auflösung des Großbetriebes der einzelnen Güter, die in der Zwischenzeit gegen Feuer und Hagel versichert wurden, erfolgte erst dann, wenn so ziemlich alle Theilstücke vergeben waren. Daß eine so vorsichtige Behörde wie die Ansiedelungscommission nicht mehr auf das Ausbietungsverfahren hierbei zurückgreifen konnte, war nach den frühern trüben Erfahrungen selbstverständlich. Durchgängig erfolgte die Uebergabe nach

Digitized by Google

der Taxe. (Eine einzige Ausnahme wurde bei dem Gute Modliborzyce im Kreise Inowrazlaw gemacht. Dasselbe wurde im Ausbietungsverfahren auf 12 Jahre an einen Pächter vergeben, weil noch 307 Hektar schlagreifer Wald vorhanden sind, der erst durch die betreffende Firma, an die derselbe, ebenfalls im Ausbietungsverfahren, verpachtet ist, abgeholzt werden muß.) Die Abschätzung und Festsetzung des Taxpreises erfolgt in der Weise, daß die Selbstkosten der Ankäufe eines Jahres zusammengerechnet und dann auf jedes einzelne Theilstück verhältnißmäßig vertheilt wurden unter Berücksichtigung der Bodenklassen, der vorhandenen Gebäude, und unter Ausscheidung der Gemeindelandskosten, die besonders vertheilt wurden. Für die Werthabschätzung der einzelnen Güter wurden Sachverständige herangezogen. Die Verzinsung der aufgewendeten Gelder hat bisher 3 für 100 ergeben, während frühere Colonisationsversuche 5 Proc. Zinsertrag lieferten.

Bis Ende 1887 hatten sich bei der Ansiedelungscommission 2482 Personen wegen Erwerbung von Grundstücken gemeldet, mit einem Gesammtvermögen von rund 10 Mill. Mark, darunter 2482 evangelische, 333 katholische, 9 Mennoniten, 3 Israeliten, und zwar reflectirten davon 122 auf Restgüter, 2252 auf Wirthschaften mit kleinbäuerlichem Betriebe und 453 auf Handwerkerstellen mit landwirthschaftlichem Betriebe. Bei der Auswahl der geeigneten Ansiedler ist die Commission so vorsichtig wie möglich zu Werke gegangen. Nachdem die allgemeinen Verhandlungen, die formularmäßig erledigt wurden, bezüglich der Vergangenheit, des Charakters, der Wirthschaftstauglichkeit und Vermögensverhältnisse derselben einen befriedigenden Anhalt gewährt hatten, wurde zunächst ein Vorvertrag aufgesetzt. Die weitern Verhandlungen leitete dann ein sogenannter Ansiedelungsvermittler, deren in jeder Colonie einer thätig war, solange die Auftheilung im Gange war. Derselbe stand den Ansiedlern bei der Auswahl der Grundstücke, bei Vermittelung etwaiger Wünsche, bei Streitigkeiten u. s. w. ausgleichend, rathend und helfend zur Seite, berichtete allwöchentlich an die Ansiedelungscommission und theilte seine Erfahrungen über die Persönlichkeiten der Ansiedler mit. Kam ein den Wünschen der Ansiedler entsprechender Abschluß nicht zu Stande, konnten dieselben zurücktreten (bisher sind 12 derartige Fälle vorgekommen); hatte die Commission aus dem persönlichen Verkehr ihrer Vermittler mit den Ansiedlern die Ueberzeugung gewonnen, daß gegen dieselben gerechtfertigte Bedenken vorlagen, konnte auch sie ihrerseits den Vorvertrag lösen (bisher 11 Fälle). Agenten oder sonstige Kaufsmittler, die die Wirthschaften vertheuert hätten, wurden grundsätzlich zurückgewiesen, wie überhaupt nur ernsthafte Käufer berücksichtigt wurden.

War endlich die Auflassung des Grundstückes erfolgt, also der Besitzwechsel vollzogen, so entließ die Ansiedelungscommission die neuen Colonisten noch immer nicht aus ihrer Fürsorge und Obhut. Waren keine Gebäude und auch keine geeigneten Räume zu ihrer vorläufigen Unterbringung vorhanden, so wurden Baracken errichtet. Bei der Aufstellung der Baupläne oder bei der Durchsicht der bereits angefertigten halfen Ansiedelungs-, beziehungsweise Regierungsbeamte, vorhandene Ziegeleien wurden im Betrieb erhalten und die Ziegel wie sonstige in größern Mengen eingekaufte Materialien (Kalk, Cement u. s. w.) zum Selbstkostenpreise abgegeben, kurz jede Hülfe wurde, selbst durch Stellung von Handwerkern, den Ansiedlern zutheil;

Digitized by Google

auch übernahm die Regierung die Stelle eines Bankhalters bei denselben, die Kosten für die Bauten (bei Grundstücken bis 10 Hektar 4000 Mark, bis 16 Hektar 6200 Mark), die die Ansiedler beim Erwerb hinterlegen mußten, wurden ihnen, je nach dem Fortschreiten des Baues, ratenweise zurückgezahlt. Ueber die Frage, ob die Ansiedler oder der Staat billiger bauen, stellt die Commission noch Versuche an, und wird augenblicklich beides probeweise durchgeführt.

Neben dem staatlichen Ansiedelungsversuche geht noch ein privater des Abgeordneten Sombart, der im Juni 1886 das Rittergut Steesow erwarb und auftheilte. Sombart hat die einzelnen Theile etwas größer bemessen und 25 Wirthschaften von je 80, 160 und 240 Morgen gebildet, wovon bis Anfang März 1888 23 verkauft waren. Auch Sombart hat das Rentenprincip eingeführt und verfährt im übrigen ähnlich wie die Ansiedelungscommission. Ein dritter Colonisationsversuch der „Gesellschaft für innere Colonisation" (Freiherr von Henneberg und Genossen), die im November 1887 das Rittergut Zamosc, Kreis Ostrowo, erwarb, steckt noch zu sehr in den Anfängen, als daß man heute schon näher darauf eingehen könnte.

Ein abschließendes Urtheil läßt sich heute über alle diese Ansiedelungsversuche noch nicht abgeben. Die Leute, die an der Spitze derselben stehen, verfolgen indeß ihre Ziele mit Beharrlichkeit und richtigem Verständnisse; sie haben aus den Erfahrungen der Geschichte gelernt und sich, namentlich läßt sich das von der Ansiedelungscommission sagen, die Fehler anderer zu Nutze gemacht. Die moderne innere Colonisation ruht auf einem gesunden und Erfolg versprechenden Rechtsboden; der erhoffte Erfolg wird daher sicherlich auch für die Zukunft nicht ausbleiben, wenn in dem bisherigen Sinne weiter gearbeitet wird.

„Wenn man so einen gewissen, je nach den zeitlichen und örtlichen Umständen zu bemessenden Procentsatz Rentengüter als das Skelet, als die Stützsubstanz, um anatomisch zu reden, und daneben eine entsprechende Menge freier unbeschränkter Grundstücke als das circulirende Blut, das Circulationseiweiß bei jeder Colonisation schaffte, so gäbe man dem freien Streben der Colonisten sowol als der vis naturae, pathologische, durch die menschliche Kurzsichtigkeit oder den Wandel von Zeit und Verhältnissen hervorgerufene Zustände zur Heilung zu bringen, genügend Raum sich zu bethätigen."* Man würde damit der Landwirthschaft eine Reihe tüchtiger Kräfte, thatkräftiger Elemente zuführen und vor allen Dingen das erreichen, was als sociales Heilmittel für die Nothlage der Landwirthschaft empfehlenswerth ist: die Vermehrung des Kleinbetriebes und eine gerechtere Vertheilung der landwirthschaftlich benutzten Fläche; die extensive Landwirthschaft würde mehr in den Hintergrund treten und die zahlreichen neugeschaffenen Bauergüter würden eine ausgedehntere intensive Landwirthschaft ermöglichen. Auch die ökonomische Lage ganzer Provinzen würde eine bessere werden. Mit Recht sagt Stöpel**: „Den Bestrebungen, einen wohlhabenden Bauernstand zu erhalten, liegt theilweise die verkehrte Vorstellung zu Grunde, daß ein Land oder ein Ort reich sei, wenn in ihm recht viele reiche Leute wohnen. Die armen Leute, welche der Fußschemel sind, auf denen sich die Reichthümer der Reichen aufbauen, sieht man nicht, oder will man nicht sehen.

* Vgl. Rimpler, a. a. O., S. 233.
** Vgl. „Sociale Reform", IV, V, 99.

Digitized by Google

In den Ostprovinzen Preußens gibt es ohne Zweifel viele sehr reiche Grundbesitzer; es gibt auch einige Tausende reicher und eine sehr große Anzahl wohlhabender Bauern. Sind diese Provinzen darum reich zu nennen? Können Provinzen reich sein, in denen mehr als zwei Drittel aller ländlichen Familien fast ganz auf die Tagelöhnerarbeit angewiesen sind, zu Lohnsätzen, die eben nur hinreichen, das nackte Leben zu fristen? In der Pfalz dagegen gibt es auf dem platten Lande nur eine sehr geringe Anzahl Dienstboten oder Tagelöhner. Die große Mehrzahl aller ländlichen Familien gehört zu der Kategorie kleiner Grundbesitzer, so kleiner, daß dieselben anderwärts kaum ihre Unabhängigkeit würden bewahren können. Wenige gibt es, die reich zu nennen sind; aber ein gewisser bescheidener Wohlstand ist über alle Landbewohner verbreitet. Ist nicht das Land reicher als jene Provinzen, in denen sich ein übermäßiger Reichthum Einzelner mit dürftiger Armuth und entwürdigender Abhängigkeit der Massen mischt?"

Der Staatsbesitz in Preußen beträgt* an Domänen 339578 Hektar, an Forsten 2,3 Mill. Hektar, im ganzen also 2,6 Mill. Hektar oder 13,8 Proc. der 20,8 Mill. Hektar betragenden landwirthschaftlichen Gesammtfläche. Im ganzen Deutschen Reiche kommen** von dem gesammten Ackerland auf den Zwergbetrieb (bis 1 Hektar) 2,4 Proc., auf die Mittel- und Kleinbauern (1—10 Hektar) 25,6 Proc., auf die Großbauern (10—100 Hektar) 47,6 Proc. und auf den Großgrundbesitz (über 100 Hektar) 24,4 Proc. Dieses allgemeine Verhältniß an und für sich ist noch nicht so sehr ungünstig, indeß das Vertheilungsverhältniß des Grundbesitzes einzelner Provinzen gibt ein so wesentlich anderes Bild, daß man eine Aenderung nur dringend wünschen kann. Es seien hier nur folgende Ziffern zum Vergleich zusammengestellt:

Es entfallen auf Betriebe	bis 1 Hektar	1—10 Hektar	10—100 Hektar	über 100 Hektar
in Ostpreußen . .	1,0 Proc.	9,3 Proc.	51,1 Proc.	38,6 Proc.
„ Westpreußen .	1,3 „	9,1 „	42,5 „	47,1 „
„ Pommern . .	1,3 „	10,1 „	31,2 „	57,4 „
„ Schlesien . .	1,9 „	26,5 „	37,1 „	34,5 „
„ Posen . . .	1,4 „	10,8 „	32,5 „	55,3 „
„ Brandenburg .	2,0 „	13,7 „	48,0 „	36,3 „
„ Hannover . .	2,9 „	26,9 „	63,3 „	6,9 „
„ Hohenzollern .	1,9 „	52,1 „	43,4 „	2,6 „
„ Baden . . .	4,6 „	62,3 „	31,3 „	1,8 „
„ Baiern . . .	1,6 „	35,6 „	60,5 „	2,3 „

Schon die wenigen hier zusammengestellten Zahlen zeigen typisch, wie ungleichmäßig die Vertheilung des Grundbesitzes im Deutschen Reiche ist. Während im deutschen Osten der Großbesitz oft den dritten Theil, in einzelnen Provinzen sogar über die Hälfte des gesammten Ackerlandes einnimmt, ist im Westen der Klein- und Mittelbesitz vorherrschend und der Antheil des Großgrundbesitzes an der Grundfläche sinkt auf 10—20 Proc. Daß diese Besitzvertheilung eine wirthschaftlich ungeeignete ist, hat auch schon im Herbst 1885 der Landwirthschaftsminister in einer Sitzung des Landes-Oekonomiecollegiums anerkannt, indem er sagte, „daß die Vertheilung des Grundbesitzes (in Preußen) eine normale und nur in einzelnen Landestheilen eine ungesunde sei".

* Nach einer Zusammenstellung vom 1. April 1884.

** Nach der landwirthschaftlichen Betriebsstatistik vom 5. Juni 1882.

Digitized by Google

Deutschland freilich ist das letzte Land, welches die gewaltthätigen Maßregeln der ersten Französischen Revolution zur Anwendung bringen könnte, wo eine ungeheuere Anzahl kleiner Pächter an einem Tage zu Landbesitzern erklärt, das französische Kirchengut an 400000 damalige Kleinpächter verkauft und das Eigenthum der Emigranten an 200000 Kleinpächter in ähnlicher Weise abgetreten wurde. Bei uns lassen sich derartige Maßregeln nur langsam und allmählich im Rahmen unserer heutigen Rechtsgrundsätze durchführen, so sehr wir auch die französischen Verhältnisse in dieser Beziehung anstreben müssen; in Frankreich sind unter $6^1/_2$ Mill. selbständiger Landwirthe, Pächter und Großgrundbesitzer hinzugerechnet, $5^1/_2$ Mill. kleiner Eigenthümer, in Deutschland unter $5^1/_4$ Mill. derselben Kategorie nur 3 Mill. kleiner Eigenthümer.

Daß wir nicht eine vollständige Beseitigung aller Domänen und Großgüter fordern, haben wir bereits früher betont. Auch der Großgrundbesitz hat seine Vorzüge. Versuche mit neuen Viehrassen, Halmfrüchten, Wirthschaftsmethoden, Maschinen u. s. w. lassen sich ohne Gefährdung des Betriebes erfolgreich nur beim Großbetriebe anstellen, zudem werden richtig geleitete große Wirthschaften immer ein Vorbild für den Bauer sein, der sich nur schwer zu Neuerungen entschließt und sein zähes Mistrauen erst aufgibt, wenn er sich von deren Erfolg überzeugt hat; auch die nicht geringe sociale Bedeutung des Großgrundbesitzers und des Adels namentlich im deutschen Osten darf man nicht unterschätzen. Trotzdem ist es auch für den Großgrundbesitzer vortheilhafter, wenn er kleine Arbeiterstellen mit Landbesitz einrichtet. Er schafft sich damit einen seßhaften, treuen, zuverlässigen Arbeiter; Fleiß, Sparsamkeit, Mäßigung, Familiensinn und höhere Intelligenz zeichnen diesen wie den Bauer aus. Was aber vor allen Dingen dazu führt, eine Festigung und Vermehrung des bäuerlichen Besitzes zu wünschen, ist die von Rimpler ausführlich nachgewiesene Thatsache, daß in den sechs östlichen Provinzen seit 1816 der bäuerliche Besitz 2,80 Proc. an Zahl und 5,11 Proc. (3,75 an den kleinen, 1,86 an den großen Besitz) an Fläche verloren hat. Wie sehr der Wunsch in der Landbevölkerung rege ist, bäuerliche Besitzungen zu erwerben, beweist auch die Thatsache, daß bei der Ansiedelungscommission nur 6,7 Proc. Restgüter, 17,1 Proc. Colonistenstellen, dagegen nicht weniger als 76,2 Proc. Bauergüter begehrt wurden.

Aus alledem ergibt sich, daß der Staat in allen den Provinzen, wo die Vertheilung des Grundbesitzes auf Kosten des Bauernstandes krankhaft ist, helfend und bessernd eingreifen muß. Früher war der Erfolg zweifelhaft, jetzt haben Staat und Private wiederum, nach neuen und, wie das Endergebniß zeigen wird, auch nach praktischen und richtigen Gesichtspunkten, die innere Colonisation aufgenommen; es gilt nun, auf diesem Wege fortzufahren und weitere Landgebiete der Arbeitskraft der Nation zugänglich zu machen. Die Privatkreise werden dann sicherlich ebenso nachfolgen, wie sie dies schon zur Zeit der Colonisationen Friedrich's des Großen gethan haben.

Um die innere Colonisation durch den Staat dauernd in Wirksamkeit zu halten, wäre nur erforderlich, daß die zunächst auf 20 Jahre festgesetzte Thätigkeit der Ansiedelungscommission darüber hinaus verlängert und dann auf die andern Provinzen ausgedehnt wird*, so-

* Denselben Gedanken finden wir zu unserer Freude in Nr. 151 der „Kölnischen

Digitized by Google

fern dann schon, was sich heute noch nicht absehen läßt, ihre nationale Aufgabe erfüllt ist. Sollte das nicht der Fall sein, müßte ihre Thätigkeit noch weiter auf die zwei östlichen Provinzen Westpreußen und Posen beschränkt bleiben. Indeß auch für die andern Provinzen sind die Mittel zur Vermehrung des bäuerlichen Besitzes, wenn Regierung und Volksvertretung ernstlich wollen, heute schon vorhanden, Mittel, die ohnehin längst schon andern Zwecken dienen, als für die sie ursprünglich bestimmt waren: wir meinen den sogenannten Welfenfonds von rund 50 Mill. Mark. Das Welfenthum hat in Hannover keinen Boden mehr, es sind kaum noch begründete Bedenken vorhanden, diese Gelder für andere Zwecke zu verwenden als zur Bekämpfnng der Agitationen welfischer Anhänger. Zudem könnten die Gelder ja zum größern Theil zu Moorculturen im Hannoverischen verbraucht werden und dadurch dem Lande zugute kommen, dessen einstmaliger König diese Summe ausgeschlagen hat.

Allerdings würden die staatlichen Maßnahmen zur Vermehrung des bäuerlichen Besitzes allein, auch wenn sie die Nachahmung privater Kreise fände, noch nicht genügen, um eine Hebung der Lage unserer Landwirthe herbeizuführen. Nebenher müßten noch mancherlei andere Reformen gehen. Was hier Freiherr von Minnigerode* vorschlägt, der übrigens zu dem nämlichen Ergebnisse kommt wie wir, „daß weitere namhafte Staatsmittel zur innern Colonisation flüssig gemacht werden müßten", nämlich: „angemessene" Schutzzölle, Doppelwährung und Steuererleichterung, kann nach dem bisherigen Gange unserer Untersuchung wol kaum als geeignet erscheinen. Die Hauptsache müßten die Landwirthe selber thun; nicht äußere, sondern innere Reformen thun noth. Die Regierung kann hier höchstens Anregungen geben und die richtigen Wege weisen. In einer Beziehung hat sie dies auch schon gethan; sie hat nämlich neuerdings mit dem frühern System der Prämiirung landwirthschaftlicher Erzeugnisse (Pferde, Rindvieh, Jungvieh u. s. w.) gebrochen und setzt jetzt Belohnungen für mustergültige ganze Betriebe, namentlich für Bauernwirthschaften bis zur Größe von 100 Hektar aus. Daß die genaue Beschreibung derartiger landwirthschaftlicher Vorbilder, sofern sie genügend bekannt wird, also vielleicht durch alle amtlichen Organe (Amtsblätter, Kreisblätter u. s. w.) veröffentlicht wird, auch auf die übrigen bäuerlichen Besitzer anregend und auf ihre bisherige Wirthschaftsweise bessernd einwirken würde, darf man mit Zuversicht hoffen.

Eine weitere Reform ist die Ausbildung des Genossenschaftswesens. Es fehlt ja nicht an landwirthschaftlichen Vereinen, aber dieselben entwickeln nur äußerst selten eine wirklich praktische cooperativ wirthschaftliche Thätigkeit. In der Regel versteigt man sich höchstens zum gemeinschaftlichen Ankaufe von Zuchtbullen, Düngpräparaten, Sämereien u. dgl. Nichts hindert indeß die kleinen Landwirthe daran, auch den Vertrieb ihrer Erzeugnisse mit Umgehung der Zwischenhändler selbst zu besorgen und landwirthschaftliche Banken einzurichten, die Getreide in Verwahrung

Zeitung" vom 1. Juni 1888, die am Schluß eines Berichtes über den Besuch nationalliberaler Abgeordneter im Ansiedelungsgebiete sagt, die Thätigkeit der Ansiedelungscommission sei als eine praktische Vorstudie zu später vielleicht zu ergreifenden umfassenden Maßregeln zur Vermehrung des kleinen und mittlern Besitzes von höchstem Werthe.

* Vgl. „Deutsches Wochenblatt", 1888, Heft 6—8: „Die bisherige Thätigkeit der Ansiedelungscommission und ihre weitern Aufgaben."

Digitized by Google

nehmen, Lagerscheine ausstellen, Butter, Käse verkaufen, den Viehhandel vermitteln u. s. f. Sollte der Staat sich nicht bereit finden lassen, diese Banken mit ausreichenden Betriebsmitteln auszustatten (wir halten dies schon um der einheitlichen Regelung im ganzen Deutschen Reiche für das Richtigste), so würde das Privatkapital gewiß sich gern an einem derartigen Unternehmen betheiligen. Der nationalliberale Abgeordnete Knebel hat bereits Anfang des Jahres 1886 einen zum Theil dahin zielenden Gesetzentwurf bezüglich der Bildung von „Kreisbanken" zur Befriedigung des Creditbedürfnisses des kleinen ländlichen Besitzers dem Abgeordnetenhause vorgelegt. Unserer Ansicht nach müßten diese Banken nicht blos die Geldvermittelung, sondern auch die Rolle des Zwischenhändlers für landwirthschaftliche Erzeugnisse übernehmen.

In gleicher Weise könnte die Landwirthschaft sich bei günstiger Lage die Wasserkraft der Flüsse zur Berieselung von Wiesen und Feldern durch genossenschaftliche Vereinigungen und Einrichtungen nutzbar machen. Auch hier bedarf es oft nur der richtigen Anregung und Leitung.

Eine weitere innere Neuerung und Besserung würde die schon von Sombart und Rimpler geforderte zwangsweise angeordnete Einführung geordneter Buchführung sein, sei es auch nur in der einfachsten und ursprünglichsten Form eines einzigen Geschäftsbuches. Wir möchten noch einen Schritt weiter gehen und die §§. 209—214 der Concursordnung vom 10. Febr. 1877 (einfacher, betrügerischer Bankrott u. s. w.) wenn auch in entsprechend abgeänderter Form auf die Landwirthschaft ausgedehnt wissen. Ganz abgesehen davon, daß kaufmännische Schulung und Rechnung der Mehrzahl unserer Landwirthe nur von Vortheil sein kann, wüßten wir sonst wirklich nicht, wie gesetzliche Zwangsmittel zur Durchsetzung geordneter Buchführung geschaffen werden könnten, wenn nicht durch Strafen für das Fehlen derselben im Falle eines Vermögenszusammenbruchs. Man kann doch nicht von den Hütern des Gesetzes verlangen, daß sie in jedem einzelnen Falle alljährlich sich von dem Vorhandensein der Buchführung überzeugen, und noch viel weniger dürfte es sich empfehlen, der Angeberei Thür und Thor zu öffnen. Das eine ist also die nothwendige Folge des andern. Daß derartige Maßregeln in wirthschaftlicher Beziehung eine ungemein säubernde Wirkung haben würden, und daß zahlreiche heute schon längst zahlungsunfähige Existenzen, die nur noch durch die Nachsicht oder Berechnung von Wucherern gehalten werden, kapitalskräftigern Elementen weichen müßten, liegt auf der Hand. Würde uns indeß ein anderer ebenso sicherer und einfacher Weg zu der zwangsweisen Durchsetzung landwirthschaftlicher Buchführung gezeigt, würden wir denselben, falls er sich als gangbar erweist, vielleicht ebenso gern einschlagen.

Treten in der hier angedeuteten Weise innere bessernde Neugestaltungen ein, und findet nebenher eine Vermehrung des bäuerlichen Besitzes durch Staat und Private statt, dann ist zuversichtlich zu hoffen, daß sich die Lage der Landwirthschaft bei uns auch ohne andere Hülfsmittel des Staates, die mehr an äußern Erscheinungen wie an den eigentlichen Krankheitserscheinungen Heilversuche anstellen, wieder heben wird. Die Klagen der Landwirthe selber werden freilich deshalb noch nicht verstummen, sie tönen ewig fort wie „der Meerfrau'n nimmer ermüdende Harfen".

Digitized by Google

Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.

Von Ludwig Fuld.

Es war am 22. Dec. 1876, als Kaiser Wilhelm I. die Sitzungen des Deutschen Reichstages, in welchem die großen Justizgesetze, die Civilproceß-, Strafproceß-, Concurs- und Rechtsanwaltsordnung und die Gebührengesetze Annahme gefunden hatten, mit den Worten schloß, daß man durch sie dem Ziele der nationalen Rechtseinheit wesentlich näher gerückt sei. „Die gemeinsame Rechtsentwickelung", so fuhr unser entschlafener Herr fort, „wird aber in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen innern Halt geben, wie ihn keine frühere Periode in unserer Geschichte aufweist." Nicht mehr als 11 Jahre waren vergangen, seitdem der erste Kaiser des Deutschen Reiches diese Worte geäußert hatte, als der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für Alldeutschland dem Reichskanzler überreicht werden konnte, und es war gewiß für Kaiser Wilhelm eine hohe Genugthuung, daß es ihm noch vergönnt war, den Abschluß der Arbeiten zu erleben, durch welche die Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes verwirklicht werden wird.

Wie bekannt enthielt weder die Verfassung des Norddeutschen Bundes noch die ursprüngliche Form der Reichsverfassung eine Bestimmung, welche dem Reiche die Befugniß zum Erlaß eines bürgerlichen Gesetzbuches gegeben hätte. Erst das den Art. 4, Ziffer 13 der Verfassung abändernde Gesetz vom 20. Dec. 1873, um dessen Zustandekommen sich die nationalliberale Partei besonders bemüht hatte, dehnte die Zuständigkeit der Reichsgewalt auf diesen Gegenstand aus. Nachdem hierdurch die gesetzliche Grundlage für die Inangriffnahme der Riesenarbeit geschaffen war, wurden seitens des Bundesrathes fünf hervorragende deutsche Juristen gewählt, welche über den Plan und die Methode der Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches Vorschläge machen sollten. Das Gutachten dieser Männer empfahl, die Ausarbeitung nicht einer Person, sondern einer aus theoretischen und praktischen Juristen zusammengesetzten Commission zu übertragen. Den Gegenstand ihrer Arbeit erblickte es in der Schaffung einer festen, gemeinschaftlichen Grundlage des deutschen bürgerlichen Rechtes, hergestellt in derjenigen Vollkommenheit, welche dem Maße der in der Nation vorhandenen rechtsschöpferischen Kraft entspreche und so vor alsbaldiger Aenderung bewahre. Um dieses Ziel zu erreichen, müsse eine Versöhnung der Grundsätze des gemeinen, preußischen und französischen Rechtes angestrebt werden. Der Bundesrath ertheilte dem Gutachten und den Vorschlägen in der Sitzung vom 22. Juni 1874 seine Zustimmung und ernannte eine Commission von 11 Mitgliedern, der unter andern Professor Windscheid in Leipzig und der Präsident des vormaligen Reichs-Oberhandelsgerichts, Geheimrath Dr. Pape, angehörten. Letzterer übernahm den Vorsitz. Am 17. Sept. 1874 trat die Commission in Berlin zusammen, und am 30. Dec. 1887 war der Entwurf zur Uebergabe an den Reichskanzler

Digitized by Google

fertig gestellt. Die von der Commission bewältigte Arbeit war eine außerordentlich bedeutende, und man gewinnt von dem Umfange derselben eine Vorstellung, wenn man bedenkt, daß die Berathungsprotokolle 12309 metallographirte Folioseiten umfassen, während die Vorarbeiten nicht weniger als 19 Foliobände im Druck einnehmen.

Der Entwurf hat sich, was die formale Seite anlangt, bemüht deutsch zu reden, und es ist ihm dies auch durchaus gelungen. Ohne einem übertriebenen Reinigungseifer zu huldigen, hat er es verstanden, eine große Anzahl von Fremdwörtern durch gute deutsche Ausdrücke zu ersetzen.

Gewisse Rechtstheile sind von der einheitlichen Regelung ausgeschlossen worden; zunächst diejenigen, welche mit dem öffentlichen Rechte zusammenhängen, oder deren Ordnung nicht sowol unter dem rechtlichen als dem polizeilichen Gesichtspunkte zu erfolgen hat; dahin gehört das Wasser- und Mühlenrecht, das Forst-, Jagd-, Fischerei-, Deich-, Siel- und Bergrecht u. s. w. Sodann hat man es nicht für angemessen erachtet, solche Rechtsinstitute, welche nur in einigen Theilen des Reichsgebietes vorhanden sind und sich nicht zur allgemeinen Einführung eignen, sowie die im Absterben begriffenen in dem Gesetzbuche zu regeln; das Recht der Stammgüter und Familienfideicommisse, das Lehn-, Erbpacht-, Erbzins- und Ablösungsrecht, das Recht der Zusammenlegung von Grundstücken, der gutsherrlich-bäuerlichen Auseinandersetzung und Aehnliches fällt deshalb nicht in den Rahmen des Gesetzbuches. Die Rechtsgeschichte läßt es nicht im Zweifel, daß diese auf der mittelalterlichen Rechts- und Wirthschaftsordnung, vielfach auch auf der bäuerlichen Unfreiheit beruhenden Institute dem Untergange geweiht sind (? D. Red.) und deshalb in einem auf dem Boden des modernen Culturlebens stehenden Gesetzbuche keine Berücksichtigung finden können.

Wie die Sprache des Entwurfs eine echt deutsche ist, so ist auch der Charakter des in ihm enthaltenen Rechtes ein wahrhaft deutscher. Die sittlichen und rechtlichen Anschauungen, von welchen er ausgeht, sind die seit alters in unserm Volke lebenden, es sind die Anschauungen, welche dem deutschen Denken und Empfinden vertraut und eigenthümlich sind, und wir glauben diesen Charakter des Entwurfes nicht besser mit einem Worte angeben zu können als durch die Bezeichnung seines Inhalts als einer getreuen Verkörperung des deutschen Rechts- und Sittlichkeitsbewußtseins. In zahlreichen Punkten hat er die Ansichten des römischen und französischen Rechtes beseitigt und ist zu denjenigen zurückgekehrt, welche dem deutschen Volksgeiste wahlverwandt sind; nirgends zeigt sich dies deutlicher als bei der Regelung der familienrechtlichen Verhältnisse.

Es würde viel zu weit führen und den Rahmen dieser Blätter überschreiten, wollten wir diese Eigenthümlichkeit des Entwurfes durch eine ausführlichere Darstellung beleuchten; es sei nur gestattet, auf die Bestimmungen über die älterliche Gewalt aufmerksam zu machen, die auch für den nichtjuristisch gebildeten Leser den deutschen Charakter des neuen Gesetzbuches zur Genüge erkennen lassen.

Römisches und deutsches Recht gehen bezüglich der Ordnung der Beziehungen zwischen Aeltern und Kindern von durchaus verschiedenen Grundsätzen aus. Der stahlharte Geist des Mamertinervolkes kennt keine älterliche Gewalt über die Kinder, sondern nur eine väterliche, die patria potestas, und er betrachtet diese nicht als das Gegenstück einer sittlichen Pflicht, er ist nicht der Ansicht, daß sie

Digitized by Google

nur im Interesse der Kinder von der Rechtsordnung anerkannt wird, sondern er sieht in ihr ein absolutes Recht des Vaters, das in den ältesten Zeiten sogar die Gewalt über Leben und Tod, das jus vitae ac necis, in sich schließt. Der Mutter gewährt das römische Recht keine Gewalt über die Kinder, getreu der Stellung, welche es der Frau überhaupt einräumt. Entsprechend dieser Auffassung unterstellt das römische Recht die Ausübung der väterlichen Gewalt keiner Aufsicht, gibt es den Kindern gegen die Mishandlungen ihre Vaters keinen Rechtsschutz. In vollem Gegensatz hierzu hat das deutsche Recht stets daran festgehalten, daß die väterliche Gewalt nicht sowol ein Recht als eine auf der Sittlichkeit beruhende Rechtspflicht sei, welche im Interesse der Kinder existirt und dem Inhaber, sobald jenes es verlangt, entzogen werden kann. Es hat ferner stets anerkannt, daß neben dem Vater der Mutter eine Gewalt zusteht. Diesen Anschauungen, welchen das Preußische Landrecht schon Rechnung trug, pflichtet der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches voll und ganz bei; er gewährt der Mutter neben dem Vater die älterliche Gewalt, er gibt dem Vormundschaftsgerichte die Befugniß, bei misbräuchlicher Anwendung der älterlichen Gewalt, insbesondere bei Vernachlässigung oder sittlicher Gefährdung der Kinder, das Erziehungsrecht dem Gewalthaber zu entziehen und ihn seiner Befugnisse ganz oder theilweise zu entheben; er verfügt ferner, daß die Entmündigung einer Person das Ruhen der älterlichen Gewalt von Rechts wegen nach sich zieht, eine Vorschrift, die eigentlich selbstverständlich, aber gleichwol in verschiedenen Theilen Deutschlands leider unbekannt ist. In diesen Bestimmungen hat die auf der Erkenntniß der sittlichen Grundlage des familienrechtlichen Verhältnisses beruhende deutsche Rechtsüberzeugung den Sieg über die römisch-rechtliche errungen, und die nach dem Sachenrechte schmeckende Regelung des römischen Rechtes dürfte damit wol für alle Zeiten in Deutschland beseitigt sein.

Natürlich kann nicht die Rede davon sein, in einer nichtjuristischen Zeitschrift eine eingehendere Darstellung des in 2164 Artikeln enthaltenen Rechtsstoffes geben zu wollen, vielmehr können hier nur die großen, leitenden Gesichtspunkte, soweit sie allgemeines Interesse besitzen, hervorgehoben werden.

Der Entwurf zerfällt in fünf Bücher; das erste beschäftigt sich mit dem allgemeinen Theile, das zweite mit dem Rechte der Schuldverhältnisse, in dem dritten ist das Sachenrecht und in den beiden letzten das Familien- und Erbrecht geregelt.

Das Gesetzbuch geht davon aus, daß jeder Mensch, ohne Rücksicht auf seine besondern Eigenschaften und seinen Willen, als rechtsfähig betrachtet werden muß, die großen Culturerrungenschaften der Rechtsgleichheit und Rechtsgemeinsamkeit werden in ihm an hervorragender Stelle betont; demgemäß ist die Standesverschiedenheit, der Unterschied des religiösen Bekenntnisses und die Verschiedenheit des Geschlechts auf den Umfang und Genuß der bürgerlichen Rechtsfähigkeit von keinerlei Einfluß. Die rechtliche Gleichstellung des Weibes mit dem Manne, welche dem Geiste der neuesten Rechtsentwickelung entspricht, hat der Entwurf anerkannt, indem die bisher bestehenden Beschränkungen weiblicher Personen, wie bezüglich der Verbürgung, der Geschäftsfähigkeit der Ehefrau, der älterlichen Gewalt u. s. w. in Wegfall gekommen sind. Daß Herrschaftsverhältnisse des Menschen an Menschen dem Entwurfe fremd sind, ist

Digitized by Google

selbstverständlich; von der Aufnahme eines ausdrücklichen Verbotes derselben konnte man indessen mit vollem Rechte absehen, weil sie in Deutschland nur noch der Rechtsgeschichte angehören.

Dem erstarkten staatlichen Bewußtsein entspricht es, daß der Entwurf dem Gewohnheitsrecht die Anerkennung grundsätzlich versagt und hierdurch das Reichsgesetz der Gefahr entzieht, durch entgegenstehendes Gewohnheitsrecht ausgeschlossen zu werden. Das Gesetzesrecht kann keinen Nebenbuhler dulden, und lediglich aus geschichtlichen, politischen und wirthschaftlichen Gründen ist zu Gunsten der Autonomie der ehemals reichsunmittelbaren Familien eine Ausnahme von der Durchführung dieses Grundsatzes zugelassen worden, deren Umfang näher zu bestimmen Sache der Gesetzgebung ist.

Die Regelung des Sachenrechtes kennzeichnet sich ebenfalls durch eine Rückkehr zu den bewährten deutsch-rechtlichen Grundsätzen, durch welche für die Sicherheit der Grundeigenthumsverhältnisse in weit höherm Grade gesorgt ist als durch die den Werth des Grundeigenthums für Staats- und Volkswirthschaft unterschätzenden Anschauungen des römischen Rechtes. Der Entwurf führt deshalb das besonders durch die preußische Gesetzgebung ausgebildete und entwickelte Grundbuchsrecht ein, von der Voraussetzung des Bestehens eines Grundbuches ausgehend, welches die Grundstücke und die an ihnen bestehenden Rechte nachweist; die Erwerbung eines Rechtes an einem Grundstücke bedarf eines Vertrages und der Eintragung in das Grundbuch, welches in der Art mit öffentlichem Glauben versehen ist, daß ein aus ihm nicht ersichtliches Veräußerungsverbot als nicht vorhanden betrachtet wird. Die Einführung des Grundbuches macht den Erlaß einer Grundbuchordnung nothwendig, welche das Verfahren in Grundbuchsachen zu regeln haben wird. Neben der Einführung des Grundbuches ist die damit im Zusammenhange stehende Regelung des Hypothekenrechtes von einschneidender Bedeutung für die Grundeigenthumsverhältnisse und besonders für die Entwickelung des Grundcredits.

Der Entwurf sieht in dem Pfandrecht an Grundstücken, der Hypothek, sowol ein Mittel zur Sicherung einer Forderung wie einen Gegenstand des Verkehrs; die Hypothek kann nur durch Eintragung in das Grundbuch bestellt werden und die bisher bekannten gesetzlichen Hypotheken sind ebenso beseitigt wie die Generalhypotheken. Nach dem Entwurfe ist die Hypothek durchaus speciell sowol in Bezug auf die Forderung als auch bezüglich des haftenden Grundstückes. Die Durchführung dieser Grundsätze bedeutet namentlich für diejenigen Theile des Reichsgebietes, in welchen bisher das französische Recht galt, einen außerordentlichen Fortschritt, und sie wird sicherlich dazu beitragen, daß der Grundcredit sich daselbst ebenso gedeihlich entwickelt wie in den Gegenden, die schon seit längerer Zeit im Besitze des Grundbuchrechtes sind. Im Gegensatz zu der Hypothek hat die Grundschuld den Zweck, das Recht auf Beitreibung einer bestimmten Summe aus einem Grundstücke zu geben; sie kann auch für den Eigenthümer selbst bestellt werden und ist von dem Bestehen einer Forderung nicht abhängig.

Die Freiheit des Grundeigenthums, dieses Ergebniß einer langen Rechtsentwickelung, sichert der Entwurf dadurch, daß er die dinglichen Rechte, mit welchen dasselbe belastet werden kann, genau bestimmt hat; jede nicht ausdrücklich gestattete Belastung ist unwirksam.

Die dem deutschen Rechte ent-

Digitized by Google

sprechende verschiedene Regelung der Rechtsverhältnisse an beweglichen und unbeweglichen Sachen geht schon aus den letzten Bemerkungen hervor. Bezüglich des Eigenthumserwerbs an beweglichen Sachen hat der Entwurf dem alten Grundsatze von dem Schutze des gutgläubigen Erwerbers die weitgehendste Rechnung getragen und diesem auch gegen den Eigenthümer einer gestohlenen oder verlorenen Sache einen Anspruch auf Ersatz des verausgabten Preises eingeräumt.

Die sittliche Natur der ehelichen Lebensgemeinschaft ist in dem Gesetzbuche ihrem vollen Inhalte nach anerkannt; nicht um leichter Ursachen willen soll das eheliche Band gelöst werden, sondern nur wegen schweren Verschuldens eines Ehegatten. Darum wird die Ehescheidung wegen Geisteskrankheit, wegen körperlicher Gebrechen und auf Grund gegenseitiger Einwilligung nicht mehr zugelassen. Unbedingte Scheidungsgründe sind nur Ehebruch, die Verübung gewisser Verbrechen gegen die Sittlichkeit, Lebensnachstellung und bösliches Verlassen. Im übrigen soll die Scheidung nur dann ausgesprochen werden, wenn die Thatsache, auf welche die Klage gestützt wird, eine solche Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verursacht, daß dem klagenden Ehegatten eine Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann. Es bedarf kaum der ausdrücklichen Hervorhebung, daß diese Regelung des Ehescheidungsrechtes auf die sittlichen Anschauungen von großem Einflusse sein wird. Die Geschäftsfähigkeit der Ehefrau hat der Entwurf nicht beschränkt; die Grundlage der ehelichen Güterverhältnisse erblickt er in dem Systeme der Verwaltungsgemeinschaft, wonach das von der Frau in die Ehe eingebrachte und während derselben erworbene Vermögen, das Ehegut, der Verwaltung und Nutznießung des Ehemannes unterliegt; im Gegensatz hierzu heißt das von der Nutznießung ausgeschlossene Vermögen das Vorbehaltsgut. Für die Sicherung des Vermögens der Frau ist Sorge getragen und den Eheleuten die Befugniß eingeräumt, ihre Güterrechtsverhältnisse in anderer Weise zu regeln, wobei jedoch die Schranke besteht, daß ausländische oder bisher geltende Gesetze dabei nicht mehr berücksichtigt werden dürfen.

Bei der Feststellung der Rechtsverhältnisse unehelicher Kinder hat der Entwurf mit dem harten, unmenschlichen und selbstsüchtigen Grundsatze des französischen Rechtes, „La recherche de la paternité est interdite", gebrochen und die Zulässigkeit der Vaterschaftsklage ausgesprochen, ein bedeutsamer Sieg des geläuterten Rechtsbewußtseins, der um so höher anzuschlagen ist, als innerhalb der juristischen Kreise Deutschlands die entgegengesetzte Auffassung eine starke Anhängerschaft zählt.

Durchaus auf dem Boden der nationalen Rechtsanschauung steht die Regelung des Vormundschaftsrechts, welches sich im wesentlichen an die preußische Vormundschaftsordnung von 1875 angeschlossen hat; sie kennzeichnet sich dadurch, daß die Aufsichtsgewalt der staatlichen Aufsichtsbehörde über die Geschäftsführung des Vormundes bedeutend verstärkt und die Selbständigkeit dieses in erheblichem Grade eingeschränkt ist.

Aus dem Inhalte des Erbrechtes ist hervorzuheben, daß für die gesetzliche Erbfolge nicht das bisher in den meisten Gesetzbüchern geltende Gradualsystem angenommen wurde, bei welchem für die Nähe der Verwandtschaft die Zahl der vom Erblasser zum Erben hinleitenden Zeugungen entscheidend ist, sondern das Parentelensystem. Hiernach werden die Erben nach Linien (Parentelen) zur

Digitized by Google

Erbfolge berufen; die erste Linie besteht aus den Abkömmlingen des Vaters, die zweite aus seinen Aeltern und ihren Abkömmlingen, die dritte aus den Großältern und ihren Abkömmlingen, die vierte aus den Urgroßältern und ihren Abkömmlingen u. s. w., indem die mit dem Erblasser in näherm Verwandtschaftsverhältnisse stehenden Voraltern und deren Abkömmlinge die entferntern Verwandten ausschließen. Auch die Annahme dieses Systems beruht auf einer Rückkehr zu den deutsch-rechtlichen Grundsätzen, welche die gesetzliche Erbfolge weit zweckmäßiger regeln als die römischen.

Als ordentliche Testamentsform hat der Entwurf die Errichtung des Letzten Willens vor Gericht oder Notar bestimmt; daneben kennt er eine Reihe von Testamentsformen, welche von der Wahrnehmung der Formvorschriften in weitgehendstem Maße befreit sind.

Das Verhältniß des neuen Rechtes zu dem geltenden ist in dem Entwurfe nicht geregelt; man hat es mit Recht für angemessen erachtet, in einem Einführungsgesetze das in dieser Hinsicht Nothwendige zu bestimmen. Ueber den Inhalt dieses Einführungsgesetzes gibt der von der Commission dem Reichskanzler erstattete Bericht Auskunft. Hiernach wird dasselbe von dem Grundsatze ausgehen, daß die landesrechtlichen Vorschriften des bürgerlichen Rechtes, insoweit sie nicht ausdrücklich aufrecht erhalten werden, außer Kraft treten, während hingegen die reichsrechtlichen Bestimmungen gleichen Inhalts nur insoweit in Fortfall kommen, als das bürgerliche Gesetzbuch oder das Einführungsgesetz es selbst bestimmt. Die Ausführung dieser Grundsätze wird außer den erforderlichen Uebergangsbestimmungen den Inhalt des Einführungsgesetzes bilden, mit dessen Berathung die Commission soeben beschäftigt ist.

Zugleich mit der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches muß, wie bereits bemerkt, eine Grundbuchordnung erlassen werden; es ist ferner der Erlaß eines Gesetzes über die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen sowie ein Gesetz über das Verfahren in den zur nichtstreitigen Gerichtsbarkeit gehörigen Sachen des Erb- und Familienrechtes nothwendig, da man mit Folgerichtigkeit daran festgehalten hat, alle auf das Verfahren bezüglichen Vorschriften aus dem Gesetzbuche auszuscheiden.

Die vorstehende Hervorhebung einiger der Hauptgrundsätze des Entwurfes dürfte genügen, um von seinem Inhalt und seiner Bedeutung auch dem Laien eine Vorstellung zu geben. Der Entwurf ist ein Werk, welches dem deutschen Volke und der schöpferischen Kraft des deutschen Volkes zur Zierde und zum Ruhme gereicht; den Geist strengster Sittlichkeit in seinen Normen athmend, hat er es verstanden, in Anknüpfung an die germanischen Rechtsgedanken, ein Recht zu schaffen, das auf die eigenthümlichen Bedürfnisse des nationalen Wirthschaftslebens die geeignete Rücksicht nimmt, ein Recht, welches für die Individualität des deutschen Volkes und seiner Cultur ein aufmerksames Auge besitzt und darum den sachentsprechenden Ausdruck der rechtlichen und sittlichen Anschauungen bildet, die zu Ausgang des 19. Jahrhunderts das geistige Besitzthum der deutschen Stämme ausmachen. Unter den großen gesetzgeberischen Werken des letzten Jahrhunderts gebührt ihm die erste Stelle, er überragt das Preußische Landrecht und den Code civil, das österreichische bürgerliche Gesetzbuch und das sächsische Civilgesetzbuch bei weitem, und zuversichtlich darf man behaupten, daß der innere Werth der gewaltigen Schöpfung ihrer

Digitized by Google

nationalen Bedeutung gleichkommt. Das bürgerliche Gesetzbuch ist ein Denkmal aere perennius, welches Deutschlands Volk seiner staatlichen Erstarkung, seiner Einheit und Einigkeit gesetzt hat. Wenn die gegenwärtige und die nächste Generation längst zu Staub geworden sein werden, wenn Sage und Dichtung sich der Männer bemächtigt haben, die an dem Wiederaufbau des Reiches mitwirkten, wenn die trüben Tage der Rechtszersplitterung und Rechtsverschiedenheit längst, längst der Vergangenheit und Vergessenheit angehören, wird das neue Gesetzbuch stets als deutliches Zeichen dafür gelten, daß die großen Zeiten des nationalen Aufschwunges ein Geschlecht gefunden haben, das ihrer nicht unwerth noch unwürdig war, ein Geschlecht, dessen Gestaltungskraft es verstand, auf rechtlichem Gebiete ein Werk zu schaffen, von dem man mit Zuversicht behaupten darf, daß die Spur von ihm nicht in Aeonen untergehen kann. Kein Zufall ist es, daß der Name der Hohenzollern, welcher in der Rechtsgeschichte schon mit der Schaffung des Preußischen Landrechtes, jener vom Geiste des Großen Friedrich beseelten Gesetzgebung verbunden ist, nunmehr mit einem viel bedeutendern und wichtigern Gesetze auf ewig verknüpft sein wird: mit dem bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich.

Das historische Trauerspiel der Franzosen.

Von **Karl Spitteler.**

Wem wäre nicht schon aufgefallen, daß die dramatische Poesie der Franzosen so wenig aufzuweisen hat, was unserm historischen Trauerspiel ähnlich sähe? Die Erklärung dieser Thatsache in einer Abneigung gegen fernliegende Stoffe zu suchen, wäre ein großer Irrthum, da im Gegentheile die französische Nation noch heutzutage wenigstens Einem Hauptstücke der Vergangenheit, dem classischen Alterthum, einen stofflichen Werth für die moderne Poesie zuerkennt, wie es das übrige Europa längst nicht mehr vermag; die so scharf getadelte Versteinerung des Renaissancegeistes ist seiner Dauerhaftigkeit zugute gekommen. Und was von der Antike, gilt in geringerm Grade auch von andern Abschnitten der Geschichte, vor allem natürlich den vaterländischen. Das nämliche Paris, welches uns Winter für Winter unsern Bedarf an Bühnendramen aus der Gegenwart liefert, begrüßt zu Hause jede einigermaßen anständige Neuigkeit im Gebiet des historischen Dramas mit einer den Deutschen befremdenden Ehrerbietung; eine solche Erscheinung erregt stets wohlwollende Aufmerksamkeit; sieht sich der Kritiker gezwungen, das einzelne Werk abzulehnen, so wird er es nicht thun, ohne zugleich vor der Familie, zu welcher es sich bekennt, den Hut abzunehmen; vollends von jenem bissigen Hohne, von jener jubelnden Schadenfreude, mit welchen unsere Zeitungen die Ankunft eines neuen Konradin oder Nero melden, finden sich in Frankreich gar keine Beispiele. Wir dürfen uns also nicht verleiten lassen, aus der Seltenheit der Gattung auf eine Misachtung derselben

Digitized by Google

zu schließen. Die Seltenheit bedeutet vielmehr eine Wunde, und zwar eine Wunde, die sehr schmerzlich empfunden wird. Um dieselbe kennen zu lernen, dazu ist eine Uebersicht über die bisherigen Versuche zu einem historischen Trauerspiele nöthig; aus einer solchen Uebersicht werden wir die Erklärung gewinnen, warum trotz des lebhaftesten Bedürfnisses und trotz des erfreulichen Reichthums an dramatischem Talent, wie er gerade gegenwärtig in Frankreich herrscht, das historische Trauerspiel dem Franzosen als ein Problem gilt, das er nur höchst ungern anfaßt. Jedermann bedauert zwar den kläglichen Zustand jener einst so vielversprechenden Kunstform, aber kein Arzt wagt es mehr, die bedenkliche, schon so oft mislungene Cur von neuem zu unternehmen.

Doch verständigen wir uns vor allem darüber, unter welchem französischen Titel das historische Trauerspiel zu suchen sei. Die Tragédie hat hiermit nichts zu schaffen, wie es denn eine Tragédie historique nicht einmal dem Namen nach gibt. Die Tragédie ist weder Historie noch Trauerspiel, sie steuert einem rhetorisch-stilistischen Ziele zu, für welches der Stoffkreis des Alterthums blos den conventionellen Idealnimbus leihen muß. Vielmehr ist es das Drame, welches die Parallele zu unserm historischen Trauerspiele bietet; nur unter dem Titel „Drame historique", oder, was für die Franzosen genau dasselbe bedeutet: „Drame romantique", können wir erwarten, Analogien zu finden. Freilich bleibt unsere Hoffnung auch hier so gut wie eitel, was um so auffallender erscheint, als erwiesenermaßen das Drame historique seine Entstehung dem historischen Trauerspiele der Germanen und der Spanier verdankt, aus dessen Nachahmung es hervorging. Lassen wir zur Erklärung dieser überraschenden Abweichung die vereinzelten Vorläufer des Drame historique aus dem Spiele und begeben wir uns sogleich in jenes Zeitalter, da das historische Trauerspiel Miene machte, das gesammte französische Drama zu beherrschen.

Als das junge Frankreich der zwanziger Jahre, durch das Studium der Ausländer belehrt, zu der Einsicht von der Einseitigkeit der Tragédie gelangte, da schien die Sonne Shakespeare's, welche sich für Deutschland so segensreich erwiesen, auch Frankreich leuchten zu wollen. In der That waren einige der wichtigsten Bedingungen zu einer ähnlichen schöpferischen Entwickelung vorhanden: vor allem die Selbsterkenntniß, dann der redliche gute Wille, endlich das Talent (Victor Hugo). Was hat da gefehlt oder gestört? Welches sind die Ursachen, die statt eines aus der Tiefe schöpfenden historischen Trauerspiels nur vereinzelte, fortpflanzungsunfähige Prunkstücke an den Tag brachten?

Zunächst mangelten Frankreich grundlegende, theoretische Erörterungen, wie sie Deutschland in der hamburger „Dramaturgie" erhalten hatte. Dem Franzosen stand und steht weder eine Dramaturgie noch eine Aesthetik zur Seite; seine ästhetischen Führer heißen: Regeln, Ueberlieferungen, Vorbilder, und ein natürlicher, überdies herrlich ausgebildeter Sinn für das Schöne. Man sollte denken, diese Führer ersetzten die Theorie im Uebermaße, und wirklich gibt es Gebiete der Poesie, in welchen der Schönheitsinstinct der Franzosen, verbunden mit der Culturzucht mehrerer Jahrhunderte, klarer urtheilt als wir mit unsern systematisch ausstudirten ästhetischen Dogmen. Im Drame historique jedoch erwies sich der Mangel an bewußter Erkenntniß als unheilvoll. Die

Digitized by Google

Dramatiker der zwanziger und dreißiger Jahre standen völlig rathlos und verlassen da; sie wußten zwar genau, was sie nicht wollten, aber nicht, was sie wollten, und noch weniger was sie sollten. Man muß es selbst lesen, mit welcher Sehnsucht die französische Literaturgeschichte von der „critique créatrice" der Deutschen spricht, um das Gut, das uns Lessing und Herder geschenkt, in seinem vollen Werthe zu würdigen. Dazu kam das Misverständniß der ausländischen Vorbilder. Schiller's Bild wurde durch den Schleier der „Ahnfrau" und ähnlicher epigonischer Curiositäten getrübt, Shakespeare's fremdartige Gestalt durch die Hohlbrille einer Romantik aus dritter Hand betrachtet; eine Menge anderer Lehrer verrückte endlich den Dichtern, die alles Ausländische als gleichartig auffaßten, das Urtheil; Byron, Walter Scott, und vor allem Lope de Vega sollten neben Shakespeare Modell stehen. Shakespeare für sich diente hauptsächlich als Symbol der Maßlosigkeit; was man an ihm am meisten bewunderte, das war das „Groteske"; was von seinen Gestalten in der Phantasie haften blieb: buckelige Narren, umschlungen von lilienweißen Fräulein. Von der tiefsinnigen Oekonomie seiner Werke keine Ahnung.

Aeußerst verderblich wirkte auch der alte Schimpf, der dem Titel „Drame" im französischen Sprachgebrauche anhaftet. Es darf nämlich nicht außer Acht gelassen werden, daß das Wort „drame" ursprünglich das bürgerliche Trauerspiel, eine in Frankreich bis zur Julirevolution tief verachtete Kunstform, bedeutet hatte, daß sich also das neue Drame historique wie ein plebejischer Emporkömmling ausnahm. Man mochte daher noch so eifrig das Drame historique als eine Gattung höchsten Ranges anpreisen, die Victor Hugo und Alexandre Dumas selber vermochten sich innerlich nicht von der Ansicht zu befreien, daß für ein Drame alles und jedes gut genug sei. Sie hielten das historische Trauerspiel für die anspruchsloseste und darum zugleich leichteste Klasse der dramatischen Poesie, ganz so, wie die Autoren des vorigen Jahrhunderts hinsichtlich des bürgerlichen Dramas geurtheilt hatten. Und beiden Beispielen folgt auch das moderne Frankreich; Loménie erklärt die Vorliebe des Beaumarchais für das bürgerliche Trauerspiel damit, daß ihm dasselbe leichtere Aufgaben stellte als Tragédie und Comédie, und hinsichtlich des historischen Trauerspiels glaubt der französische Schriftsteller bis auf den heutigen Tag, er bedürfe hier weniger der Selbstzucht und Kraftanstrengung als im übrigen Drama. Darum schaltet er auch im historischen Trauerspiele mit einer Burschikosität, die den geraden Gegensatz zu der fast abergläubischen Scheu bildet, mit welcher wir dieser Kunstform nahen.

Dann griff die Tragödie, die man todt- und übertodtgeschlagen zu haben behauptete, gleichwol verwirrend in das neue Drama ein. Lessing durfte nach der theoretischen Ueberwindung der importirten Tragödie seinem Shakespeare unverwandt ins Antlitz schauen; dagegen blendete die besiegte Tragödie in Frankreich selbst aus dem Staube noch ihre Ueberwinder. Nach wie vor richteten sich die Augen nach ihr wie nach einem Kompaß, nur daß man jetzt entschlossen war, links zu gehen, wenn der Kompaß nach rechts wies. Man dichtete Oppositionspoesie; kein Wunder, daß man in das andere Extrem, in Verzerrung und Willkür gerieth. Endlich müssen wir noch jener Phantasieseuche gedenken, welche damals Europa heimsuchte und welche dem historischen Drama der Fran-

Digitized by Google

zosen ein für allemal das bleibende Siegel aufdrückte: der Romantik. Es handelt sich hierbei keineswegs blos um eine jugendliche Gärung, um eine Entwickelungskrankheit; der „epileptische Charakter", den das historische Trauerspiel der Franzosen damals annahm, ist ihm verblieben; die Romantik bildete mit der Historie eine pathologische Verwachsung und fortan gelten die Begriffe „historisch" und „romantisch" in Frankreich für gleichbedeutend. Selbst heute noch glaubt der französische Dichter, daß dem historischen Trauerspiel eine kleine Dosis Hirnverbranntheit wohl bekomme. Diese vermeintliche Unzertrennlichkeit der Romantik vom historischen Trauerspiele scheint mir der Hauptgrund zu sein, warum bisher am Drame historique alle Verjüngungsversuche gescheitert sind, warum, um es mit andern Worten zu sagen, die Ernüchterung statt nach einer kräftigen Correctur zu rufen, zur Verzweiflung führte.

Die Ernüchterung ließ natürlich angesichts des gesunden Franzosenverstandes nicht lange auf sich warten. Sehr rasch begriff Frankreich, daß der Weg zum historischen Trauerspiel schwerlich durch das Tollhaus gehen werde. Auch war in den dreißiger Jahren die Vergötterung Victor Hugo's noch nicht zur Pflicht erhoben; man durfte es wagen, die Einsicht öffentlich zu bekennen und dieselbe durch Versuche zu bethätigen. Recht bezeichnend für den französischen Charakter ist es jedoch, daß niemand auf den Einfall gerieth, die Rettung in der Vertiefung des künstlerischen Willens und in der Ergründung der natürlichen Gesetze für die betreffende Kunstform zu suchen. Man holte die beschimpfte Tragödie wieder hervor, bat sie um Verzeihung und ersuchte sie um die Ehre, einen Vergleich mit ihr einzugehen. So rathlos und verlassen fühlt sich der französische Dichter, sobald er weder überlieferte Regeln noch Vorbilder hat, daß er, um einen Halt zu gewinnen, freiwillig in die nächstliegende Kette schlüpft. Auf solche Weise entstand dann eine Gruppe von „zahmen Shakespeare" (Shakespeares du centre gauche) und von vernünftigen, achtungswerthen, von Freund und Feind belobten, von niemand bewunderten Schulstücken, unter welchen wir übrigens, um das beiläufig zu sagen, trotz ihrer Mängel oder, richtiger ausgedrückt, trotz ihrer Schultugenden die einzigen Beispiele eines ernsthaften historischen Trauerspiels finden, die das neuere Frankreich aufzuweisen vermag.

Allein die Mittelmäßigkeit ist noch weniger dazu angethan, den französischen Geist zu fesseln, als die Absonderlichkeit; der Heilversuch wurde für schlimmer befunden als die Krankheit, und so erfolgte endlich der letzte Schritt: man gab das Drame historique als unheilbar auf. Nur so, wie wir zur Carnevalszeit etwa Griechen und Perser auf der Straße aufmarschiren lassen, die kein Mensch ernsthaft nimmt, erscheint das historische Trauerspiel ab und zu auf der französischen Bühne, als Reminiscenz geschrieben und als Anachronismus angeschaut. Zwar theoretisch huldigt man ihm noch als einer edeln Kunst, thatsächlich jedoch behandelt man es als einen Scherz von zweifelhaftem Geschmack. Ja ohne zu große Uebertreibung dürfen wir den Ausspruch wagen: das historische Trauerspiel der modernen Franzosen ist vielmehr eine historische Posse, bei welcher das Lachen durch das Grnseln ersetzt wird. Wollten wir dabei blos auf den Werth sehen, so wäre es schade um jedes Wort, das wir weiter darüber verlören; da indessen die Thatsachen und nicht der Werth der Thatsachen über einen Zustand belehren, will ich den

Digitized by Google

Charakter des modernen historischen Trauerspiels in Frankreich noch etwas bestimmter zeichnen.

Vor allem ist hervorzuheben, daß das Vorbild Victor Hugo's als zu mühevoll für eine so heillose Kunstform verlassen wird; man hält sich an das weit bequemere Muster des ältern Dumas. Das historische Drame des ältern Dumas ist aber nichts anderes, als der Sensationsroman der dreißiger Jahre, für die Breter zusammengestellt. Demzufolge bildet denn auch der vergilbte, veraltete, aus den Leihbibliotheken hervorgekramte Sensationsroman mit aufgewärmten Rittern und Räubern den Inhalt des modernen historischen Trauerspiels. Als Probe und Beispiel kann das Stück „Le fils de Porthos" dienen, nebst den Commentaren der französischen Kritiker. Der Hohepriester der französischen Dramaturgie, Francisque Sarcey, belehrt uns (im Feuilleton des „Temps", 15. Oct. 1886) zunächst, daß dieses Drame einem modernen Feuilletonroman entsprossen sei, welcher seinerseits „nur eine Fortsetzung der «Drei Musketiere»" bilde. Dann theilt er demjenigen, der nicht die Gelegenheit hatte, das Werk selbst anzuhören, mit, daß es vierzehn Tableaus vorzeigt. „Vierzehn Tableaus!" was für eine gewaltige Summe von Aufschlüssen ermöglichen allein für sich diese zwei Worte! Welch einen himmelweiten Unterschied zwischen germanischer und französischer Auffassung der Historie verräth diese flotte Zahl und dieses opernhafte Substantivum! Schließlich spricht Sarcey über die ganze Gattung, wie sie gegenwärtig aufgefaßt wird, folgende überaus lehrreiche Worte: „Dumas ist es, welcher in Frankreich das historische Trauerspiel (Drame historique), oder richtiger, das spanische Mantel- und Degenstück eingeführt hat. Dasselbe besteht in einer Reihenfolge von Bildern (tableaux), welche sich sämmtlich um ein historisches Ereigniß drehen, indem sie das letztere im eigentlichen Sinne des Wortes «illustriren». Man hört ein Mantel- und Degenstück an, wie man in einer Sammlung von Vignetten oder Kupferstichen aus der Geschichte blättert. Die Bilder müssen viel Glanz und Bewegung haben. Man verzeiht es ihnen gern, wenn sie nur ganz äußerlich mit dem Gegenstande zusammenhangen und rein anekdotisch sind; dagegen verlangt man, daß sie die Phantasie anregen und zu schönen Gruppen und Decorationen Anlaß geben. Es ist eine Kunstform für sich, an welcher nicht jedermann Geschmack zu finden vermag, welche jedoch einen gewissen Theil des französischen Publikums" (lies: die Dienstmädchen und die Piou-piou) „über die maßen entzückt. Selbstverständlich hat die historische Wahrheit wenig mit dem historischen Trauerspiel zu schaffen. Die Geschichte, wie sie das Mantel- und Degenstück auf die Breter stellt, ist und soll nichts anderes sein als eine Folge von abenteuerlichen und ergötzlichen Flunkereien (gasconnades). Vor allem Bewegung" (lies: Handlung), „Lärm und Glanz, Degenstöße, romantische Liebesgeschichten, Befreiungen, gräßliche Mordthaten und übermenschliche Aufopferungen. Und überall Federbüsche, viel Federbüsche."

Das ist das historische Trauerspiel der Franzosen! „Flunkereien" und „Federbüsche" sind schließlich als Grundgesetze derjenigen Gattung übriggeblieben, welche einst den Anspruch erhob, es Shakespeare gleichzuthun. Mit solchem Mummenschanze glaubt das französische Publikum etwas zu besitzen, was ungefähr Schiller ähnlich sehe! Dieser Schiller kommt uns etwas spanisch vor.

Digitized by Google

Glücklicherweise schickt die Zukunft einen hoffnungsvollen Strahl in die klägliche Gegenwart des Drame historique herüber. Die Sehnsucht nach einem edlern historischen Trauerspiele beginnt von neuem zu erwachen, und einzelne Denker haben eingesehen, daß das gesammte Drame historique sich in einer Sackgasse befindet, daß man den falschen Weg bis zum ersten Anfang wieder zurücklegen muß, um mit Vorsicht und Bescheidenheit von vorn zu beginnen, nach den Geboten des künstlerischen Gewissens und nach den echten Mustern des Auslandes. Der namhafteste Verkündiger dieser Einsicht ist ein naturalisirter Grieche, der sich im Gebiete der vornehmen Tragödie Ruhm zu erwerben gewußt hat: Parodi. In seinem Buche „Das französische Drama" („Le théâtre en France"), welches, beiläufig gesagt, ziemlich abscheulich, nämlich schwülstig, blumig und gelehrtthuerisch geschrieben ist, behandelt Parodi das Drame historique unter dem Titel einer „Lücke" in der französischen dramatischen Kunst. Soviel wie nichts scheint ihm gethan, alles bleibt noch zu erringen. In der Leichtfertigkeit, mit welcher Victor Hugo und Alexandre Dumas arbeiteten, erkennt er den Keim alles Unheils. Er verwirft den Titel Drame historique für das historische Trauerspiel, und wagt es, zum ersten male von einer Tragédie historique zu reden. Und das ist in der That der Punkt, von welchem die Heilung ausgehen muß. Denn solange Frankreich den Namen Tragédie, der für einen königlichen gilt, auf das rhetorische Drama beschränkt und dem historischen Drama den Namen Drame zuschiebt, der immer anrüchig bleiben wird, solange wird das historische Trauerspiel von der Seite angesehen und nachlässig behandelt werden. Sobald man hingegen Tragédie historique sagt, weiß jedermann in Frankreich, daß er seine Schuhe auszuziehen hat.

Wir können den Bestrebungen Parodi's, dessen dramaturgisches Bekenntniß in allen Hauptpunkten mit den Grundsätzen unserer Classiker übereinstimmt, nur Glück wünschen. Dringt seine Lehre durch, dann fehlt Frankreich zu einem tüchtigen historischen Trauerspiele nur noch eins: eine kleine Kette großer Dramatiker.

Melbourne, die Hauptstadt von Victoria.

Von **v. Könneritz** in Sydney.

An jener Stelle, die vor 50 kurzen Jahren noch allein das stumpfe Grün des Eucalyptusbusches überwucherte, die unabsehbar jungfräulicher Urwald überzog, in dessen Dickicht wilde Horden ihr Wanderleben fristeten, erhebt sich heute Melbourne, die Hauptstadt von Victoria, die wunderbarste Schöpfung in Australien. Ihr eilte ich nach kurzem Aufenthalte in Adelaide entgegen.

Die vielgerühmte Einfahrt in Port Philipp hatte ich, zu meiner Schande muß ich es gestehen, verschlafen — warum passirten wir auch Queenscliffe in der fünften Morgenstunde — und fand uns, als ich mich auf Deck begab, be-

Digitized by Google

reits in Hobsons-Bai vor Anker liegen.* Ja, dieser Blick vom Hafen nach den Ufern hin: unstreitig gehört er zu dem Schönsten, das mir vergönnt war in Australien zu schauen. Es war herrlich! Ein Sonnentag Australiens! Dort, wo der Mastenwald gen Himmel ragt, liegt Williamstown; vom andern Ufer grüßen, hellauf leuchtend im lachenden Glanze des südlichen Septembermorgens, die weißen Häuser von Sandridge und Sanct-Kilda. Auf spiegelglattem Wasser wogt es auf und ab; wohin der Blick sich wendet, Leben und Bewegung. Hier schleppt ein Hafendampfer einen Viermaster; keuchend arbeitet sich das kleine Fahrzeug durch die blauen Wogen, in majestätisch-geisterhafter Ruhe folgt der stolze Bau. Dort zieht ein Dampfschiff seine Furchen durch die glitzernden Wellen, umringt, umschwärmt von einer Anzahl kleiner Boote. Auf und nieder hüpfen sie und lustig flattern in der frischen Morgenluft die weißen Segel. Vor unserm Buge querüber wiegt sich schwerfällig die alte Holzfregatte Nelson, und drüben, den hellen Rumpf im klaren Tageslichte sonnend, liegt das Thurmschiff Cerberus, die Errungenschaft der Neuzeit. Es war ein lebensfrisches, einzigartig fesselndes Bild, doch — mein Bootsmann wartete. Der brave Mann war augenscheinlich niemals in Port Said gewesen, denn er war höflich und sehr billig. Dort aber zieht der biedere Aegypter dem ahnungslosen Fremdling das Fell mit mildem Lächeln über beide Ohren.

Nach wenigen Ruderschlägen legten wir am Landungsufer in Sandridge an, wo uns denn auch sofort — o Segnungen des Schutzzolls von Victoria! — der strenge Mann im blauen Rocke mit den gelben Knöpfen in Empfang nahm. Doch ging die Sache äußerst glatt von statten. Mein und meiner Mitreisenden Gepäck, einige zwanzig Koffer und Kisten, war an der Landungstreppe auf einen Rollwagen zusammengepackt worden; der grimme Wächter des Gesetzes bezeichnete nun mit der Kreide aufs gerathewohl ein Stück, das aus der Zahl der übrigen herausgeholt und aufgeschlossen wurde. Ein flüchtiger Blick — und die Sache war für alle abgethan. Der Bahnhof ist von hier in zwei Minuten zu erreichen. Man steigt in ein nichts weniger als behagliches Coupé, und schon nach wenig Augenblicken taucht das Häusermeer von Melbourne auf. Flinders-Street! Wir halten.

Es ist nun allerdings der Bahnhof Flinders-Street nicht gerade danach angethan, fremden Reisenden eine besonders hohe Meinung von den Verkehrsanstalten der Colonie Victoria beizubringen. Der Leser denke sich ein rußiges Loch, in welches Schienenstränge einmünden, Menschen schreiend durcheinanderdrängen und jeder, der ein friedsames Gemüth sein eigen nennt, auf Schritt und Tritt Gefahr läuft, das Opfer ränkesüchtiger Kofferträger und jener hinterlistig auf- und niederrollenden Vehikel zu werden, die diese rücksichtsvollen Herren zu Nutz und Frommen unsers wandernden Ichs handhaben, dann hat er ein ungefähres Bild von dieser Bahnstation. Die melbourner Bahnhöfe sind überhaupt ausnahmslos grauenhaft. Im eigensten Interesse einer reisenden, geduldig alles Ungemach ertragenden Mit-

* Die Einfahrt in Port Philipp, um dessen Ufer sich die Hafenorte Melbournes hinziehen, hat eine Breite von nicht mehr als 1½ englischen Meilen. Das Bassin erweitert sich indessen zusehends, bis es zuletzt, nach jeder Himmelsrichtung hin gemessen, eine Ausdehnung von 30 englischen Meilen besitzt. Der nördlichste Theil von Port Philipp, in welchen die Yarra einmündet, führt den Namen „Hobsons-Bai“.

Digitized by Google

und Nachwelt kann man daher die Thatsache, daß nunmehr endlich allen Ernstes an die Erbauung eines den Zeitanforderungen voraussichtlich gebührend Rechnung tragenden Centralbahnhofes gedacht wird, nicht anders als mit unverblümtester Genugthuung begrüßen. Wenn man das Denken als den schwierigsten Proceß, durch den die geplante Anlage sich durchzuwinden hat, betrachtet, so dürften die ersten Vorarbeiten für den neuen Bahnhof bald in Submission vergeben werden. Es thut auch wahrlich dringend noth, denn bis zum heutigen Tage besteht der Hauptbahnhof für eine Stadt von über 200000 Einwohnern, man staune, in einer Holzbude.

Trotz alledem erfreut sich Melbourne, wie ich gleich hier bemerken will, unter sämmtlichen australischen Hauptstädten der ausgezeichnetsten Verbindung zwischen City und Vorstädten. Neben Omnibus und Kabeltrambahn führt überall das Dampfroß nach jeder Himmelsrichtung. Gleichviel ob man im Norden, Süden, Osten oder Westen wohnt, in wenigen Minuten ist man an sein Ziel gelangt. Dabei ist der Verkehr dieser Vorstadtbahnen ein gewaltiger. In Strömen ergießt sich Tag für Tag — den Sonntag selbstredend ausgenommen — die Menschenwelle des Morgens zwischen 8 und 10 Uhr von den drei Bahnhöfen in die Stadt, um abends zwischen 5 und 7 Uhr in unverändert starkem Andrange zurückzufluten nach den Vorstädten. Dann wird es wieder etwas stiller bis zum andern Morgen. „Tout comme chez nous", wie mir einmal die liebenswürdige Mutter eines hiesigen Richters sagte. Die Bemerkung ist treffend und erklärt zugleich, warum sich jeder Engländer vom ersten Tage seines Aufenthalts vollkommen heimisch auf australischem Boden fühlt. Es ist eben Old-England unter wärmern Zonen!

Auch der Einspänner Melbournes, dem ich mich mit meinen Siebensachen nunmehr anvertraute, die sogenannte „Waggonette", ist kein allzu elegantes Fuhrwerk, kann indessen in praktischer Hinsicht — es finden acht Personen ganz bequem in einem solchen Fahrzeuge Platz — nicht wohl übertroffen werden. Eigenthümlicherweise findet das Gefährt in Sydney keinen Anklang; hier herrscht ausschließlich der unbequeme englische Hansom in allen seinen ungeheuerlichen Spielarten. Neuerdings scheint dieser letztere jedoch auch in der Schwesterhauptstadt mehr und mehr Verbreitung zu finden, ein Umstand, der indessen lebhaft zu bedauern ist.

Das betäubende Getöse, das mich auf der Straße umfing, den wirren Lärm, der mir entgegenschlug, zu beschreiben möge mir erlassen bleiben. In welchem Zustand ich die kurze Strecke bis zu dem mir anempfohlenen Gasthofe zurückgelegt — ich weiß es nicht. Die Eindrücke verschwimmen, nur zuweilen lüftet sich der Schleier, und ich sehe Waarenspeicher, hohe Bauten, die sich öffnen, und den Blick auf endlos fortgesetzte gerade gezogene Straßen schweifen lassen; Drähte, Telegraphenmaste, Firmenschilder, Menschenmassen, Omnibusse, Reiter, Karren, Waggonettes tanzen im tollen Wirrwarr durcheinander, rasseln, poltern, lärmen, schreien. Sonnenglut prallt nieder, Staubwolken wirbeln auf, trockene, heiße, alle Poren durchdringende Staubwolken — da schwindet die Erinnerung und ich finde mich todmüde, mit brennenden Augen und schmerzenden Ohren inmitten ein paar kahler Wände willenlos auf einem Stuhle sitzen.

Das Schicksal hat es in der Folge so gefügt, daß ich noch mehr als einmal mit australischen Gasthofszimmern vertraute Bekanntschaft habe machen müssen. Ich fühle mich ihm dafür kei-

Digitized by Google

neswegs zu Dank verpflichtet, denn im Bereiche des fünften Continents ist die Bezeichnung „Zimmer" jedenfalls eine unverdiente Ehre für diese jammervollen Höhlen. Ein nackter, kahler Raum, dem selbstverständlich jeder Luxus an Tapeten unbekannt ist, da haben wir das „Zimmer". Das Mobiliar ist gleichfalls im Spartanerstile gehalten und besteht aus einem schauderhaften, grellgemalten Eisenbette mit früher einmal weiß gewesenem Mosquitonetze, aus einem Waschtische, einem Stuhle und einem invaliden Klappenspiegel. Zuweilen ziert die Wand noch eine freundliche Ermahnung: „Vor Taschendieben wird gewarnt"; „Checks werden hier nicht angenommen" u. dgl. Für diese eines stark verwöhnten Sybariten würdige Behausung bezahlte ich, entsprechende Verköstigung mit einbegriffen, pro Tag die Kleinigkeit von 15 Mark!

Melbourne hat einen Fehler und ein Gutes; es muß das jedem Fremden sofort auffallen. Der Fehler ist: gewaltiger Staub; der Vorzug: man kann sich jederzeit mit größter Leichtigkeit zurechtfinden. Die Hauptstadt an der Yarra ist nämlich in den sogenannten „Blocks" erbaut, d. h. in Häusercomplexen, welche nahezu quadratisch sind. Betrachtet man den Plan von Melbourne, so gibt das allerdings der Stadt das Aussehen einer Karte der Union; ein Jünger der schönen Künste dürfte an dieser Bauart ebenfalls so manches auszusetzen haben, und mit Recht, da man nicht, wie z. B. in der Nachbarstadt Adelaide, den Versuch gemacht hat, der sich aus ihr naturgemäß ergebenden Einförmigkeit zu rechter Zeit zu steuern: trotz allem diesem ist die Anlage unübertrefflich und entspricht allein den heutigen Verkehrsanforderungen. Denn da die Straßen — und was für prächtig weite Straßen! — nach jeder Himmelsrichtung parallel gelegt sind und sich an allen Kreuzungspunkten nur in rechten Winkeln schneiden, so läuft man wol Gefahr, einmal den einen oder andern dieser „Blocks" bis übers Ziel hinaus zu verfolgen, braucht aber dann nur eine Querstraße einzuschlagen, um wieder auf den rechten Weg zu kommen.

„Nun, warten Sie einmal, bis Sie Melbourne gesehen haben", hatte mir in Adelaide der liebenswürdige Director des Botanischen Gartens, Dr. Schomburgk, noch beim Abschied zugerufen. Er hatte recht gehabt: ich sollte jetzt in Melbourne keine Worte finden, um mein bewunderndes Erstaunen auszudrücken. Man überlege doch nur einmal: vor fünf Jahrzehnten eine Wildniß, kein Haus und keine Straße, kein weißes Angesicht — und heute! Es erscheint unmöglich, ist unfaßlich, unbegreiflich, und dennoch! Vor meinen Augen liegt das Häusermeer von Melbourne, zu meinen Füßen wogt die Menschenwelle nimmerrastend auf und ab in breiten Straßen, blitzen mit Einbruch der Nacht tausend und abertausend leuchtende Strahlen auf. Es ist ein überwältigender Eindruck, der sich wol fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Man muß mit eigenen Augen sehen, muß die Stadt betreten und durchwandern, das wechselvolle Leben auf den Straßen, die hohen Bauten und die Blumenpracht der Gärten schauen, die Stätten, die der Kunst und Wissenschaft geweiht sind, aufsuchen — dann kann man sagen: das ist Melbourne; dies Wunderwerk des Menschengeistes aber fassen, es erklären, man vermag es nicht.

Man hat Melbourne das London von Australien genannt; ich finde dies nicht zutreffend und behaupte geradezu, daß von sämmtlichen Städten des australischen Continents am allerwenigsten Melbourne ein typisch englisches Gepräge

Digitized by Google

trägt. Die weiten, gerade gezogenen Straßen, die abgeflachten Dächer der Gebäude, Handel, Wandel, ja, die Menschen: allem ist das go ahead des Yankee aufgeschrieben. Und ferner zeigt das demokratische Victoria im Kreise seiner Schwestercolonien die geringsten Sympathien für das Mutterland. Kommt es einmal zur Lostrennung von England — und dieser Tag wird kommen, allem Gefasel von „imperial federation" u. dgl. zum Trotz — so wird der erste Schritt von Melbourne aus gethan werden. Doch es gehört dies nicht hierher.

Die Bautenpracht der jungen Hauptstadt von Victoria — und Melbourne hat Gebäude aufzuweisen, die jede Haupt- und Residenzstadt zieren würden — stellt freilich selbst so manche ältere Schwester in Europa in den Schatten. An Kirchen herrscht kein Mangel; das läßt sich denken, wenn auch die beiden Kathedralen, die anglikanische und die katholische, noch immer unvollendet sind. Bis zur Vollendung dieser halte ich die schottische Kirche am Kreuzungspunkte von Collins-Street und Russell-Street unstreitig für das schönste Gotteshaus der Hauptstadt. Das Material ist brauner Sandstein und der hier hochgeschätzte weiße Kakanui, der Stil englische Frühgothik. Dann die Bankgebäude. Von ihnen möchte ich erwähnen: die Bank von Australien und den Prachtbau der Orientalbank. Ob übrigens der letztere, jetzt, nach dem Bankrott der Bank, noch seinem Zwecke dient, vermag ich nicht anzugeben. In der obern Stadt erinnern das Finanzministerium, die sogenannte „Treasury", dann ferner das gewaltige Gebäude, das unter seinem Dache alle übrigen Verwaltungen vereinigt, an Downing-Street. Dagegen ist das Parlamentsgebäude in seinem heutigen Zustande ein würdiges Object für den bekannten jungen Mann von Sais. Was steckt dahinter? fragen sich die Fremden, die, mir ist es selber so gegangen, hinter den düstern, kahlen Mauerwänden weit eher einen stillen Ort vermuthen, der manchem allerdings zu Sitzungszwecken angewiesen wird, indessen sich in seiner innern Einrichtung von dem den Herren Vertretern eines souveränen Volkes — und für ein solches hält man sich ja in Victoria — vorbehaltenen Sitzungssaale in einigen wesentlichen Punkten unterscheiden dürfte. Einmal vollendet, wird das Parlamentsgebäude allerdings ein weiterer Schmuck der Hauptstadt sein; wann aber dieser sehr herbeizuwünschende Zeitpunkt erscheinen wird, ist gar nicht zu ermessen. Der Bau stockt schon seit Jahren. Baumeister und Regierung liegen sich der Steine wegen in den Haaren, die Brüche von Victoria sind nicht zu verwerthen u. s. w., kurz es ist eine Wirthschaft, wie sie nicht kläglicher zu denken ist. Das Hauptpostamt theilt das Geschick des Parlamentsgebäudes, ihm fehlt der eine Flügel. Es wurde mir damals erzählt, der Eigenthümer des Bodens, auf dem der Anbau sich erheben soll, sei nicht zu ermitteln; wieweit das richtig ist, kann ich nicht sagen. Nach hiesigen Blättern wäre übrigens die Endvollendung neuerdings beschlossene Sache; selbst in ihrer heutigen unfertigen Gestalt ist die Post indessen im Gegensatze zum Parlamentsgebäude eine Zierde der Hauptstadt. Ein Gleiches ließ sich freilich bis vor kurzem nicht vom Telegraphenamte sagen. Man hatte nämlich jenes vorerwähnte streitige Stück Land insofern zu verwerthen gewußt, als auf demselben eine Holzbude errichtet worden war, die ihres primitiven Aeußern halber die Augenweide der vorüberwandelnden Beschauer bildete. Nebst diesem Vorzuge besaß besagte Holzbude die weitere Eigenthümlichkeit, daß

Digitized by Google

jeder Eingeweihte von der Straße aus die Apparate deutlich hören und sich somit den Inhalt der Depeschen in aller Ruhe und Gemüthlichkeit zu eigen machen konnte. Auch wieder einmal echt australisch! Seit kurzem ist übrigens dem Uebelstande abgeholfen und in Collins-Street ein würdiges, seinem Zwecke vollauf entsprechendes Gebäude aufgeführt worden. Dies freut mich doppelt um der liebenswürdigen Beamten willen: ich lasse ihnen nur Gerechtigkeit zutheil werden, wenn ich hier ausspreche, daß ich ein höflicheres Personal an keinem zweiten Orte gefunden habe. Vom Telegraphen- bis zum Postbeamten ist auch im sonnigen Australien nur ein Schritt; es sei daher nur gleich bemerkt, daß die Vertreter dieses letztern Zweigs, soweit ich mit denselben in Berührung kam, was Höflichkeit und Anstand anbelangt, mit ihren Herren Collegen in der Holzbude wetteiferten. Es gilt dies nicht nur von den niedern Angestellten — die Austheilung der Briefe an den Schaltern wird von ausnahmslos sehr hübschen jungen Damen auf das liebenswürdigste besorgt — die Herren in den obern Aemtern befleißigen sich ebenfalls einer Zuvorkommenheit, die ihresgleichen suchen dürfte.

Das in der Stranston-Street gelegene Stadthaus befindet sich im Besitze eines der größten Orgelinstrumente der Welt, und derzeit jedenfalls des herrlichsten in ganz Australien, ein Ruhm, dessen Anwartschaft allerdings bereits in nächster Zukunft von der Tonhalle Sydneys für sich selbst beansprucht werden dürfte. Erwähnenswerth sind ferner die Münze — es bestehen Zweigstätten des britischen Münzamtes sowol in Melbourne als in Sydney, dieselben befassen sich indessen nur mit Ausprägung der Goldstücke — sowie das Zollamt an der Queens-Werft. Im Jahre 1836 bargen unweit dieses letztern zwei unerschrockene Männer, Batman und John Fawkner, ein kleines, unscheinbares Fahrzeug — es war dazu ersehen, der Vorläufer jener gewaltigen Flotte zu werden, die ihre Segel heutigentags in Port Philipp schwellt.

Die Universität, ein gothischer Monumentalbau, liegt etwas abseits von dem lauten Lärme der eigentlichen Stadt inmitten schattiger Gartenanlagen. Die Hochschule birgt in ihren Räumen ein prächtiges naturhistorisches Museum, dessen reiche Schätze dem Publikum an allen Wochentagen unentgeltlich zur Besichtigung offen stehen. Uebrigens wird ein Eintrittsgeld in die australischen Museen und Galerien an keinem Orte erhoben. Die oft sehr hohen Kosten der Instandhaltung trägt der Staat, der außerdem den sogenannten „Trustees", von ihm ernannten Curatoren, für Neubeschaffungen u. dgl. stets reich bemessene Mittel zur Verfügung stellt. Wie reich dieselben jederzeit bemessen werden, davon hat die Regierung von Victoria erst vor kurzem abermals der Welt ein rühmenswerthes Beispiel vorgeführt.

Versicherungsgesellschaften müssen in Australien ganz besonders gute Geschäfte machen, sonst könnten diese Institute nicht ihre Wirksamkeit in Palästen aufschlagen, wie sie in Melbourne, vor allem freilich an den Ufern von Port Jackson in rascher Folge aus dem Boden wachsen. Um so kläglicher steht es dafür mit dem im Centrum der Stadt gelegenen städtischen Krankenhause, das regelmäßig ein halb Dutzend mal im Jahre abgetragen werden soll, weil es in seinen Räumen Krankheitsstoffe birgt, die schon seit Jahren zu immer wiederkehrenden Befürchtungen Anlaß geben. Nur eins fehlt diesem Seuchenherde, die deutlich sichtbar angebrachte Aufschrift: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden."

Digitized by Google

Die Hauptkirchen der zwei leitenden Confessionen sind, wie bereits erwähnt, gegenwärtig noch im Bau begriffen, obgleich man namentlich zu dem der anglikanischen Kathedrale große Summen hergegeben hat, Summen, welche, wie man leider eingestehen muß, sich in keinem Einklange zu dem heute erzielten Resultate befinden. Auch dürfte die Erhebung Dr. Moorhouse's, des hochgebildeten, geistreichen Bischofs, auf den Stuhl von Manchester die endliche Vollendung des Gotteshauses abermals auf einige Zeit hinausgeschoben haben. Die katholische Domkirche zu Sanct-Patrick ist wenigstens in einem Theil vollendet. Ein Mordversuch, den 1883 ein geisteskranker Rechtsanwalt an dem vor kurzem hochbetagt dahingeschiedenen Oberhirten Dr. Goold beging, gab die Veranlassung zu Sammlungen für den Ausbau eines der zwei Thürme, welche dereinst das vollendete Gebäude krönen werden. Ich weiß indessen nicht, wie weit der Bau desselben vorgeschritten ist. Der Erzbischof ist in der Kirche beigesetzt und die Gruftkapelle soll zum bleibenden Gedächtnisse seiner Manen ausgebaut werden.* Das Innere des Münsters — dasselbe ist ein massiges Abbild gothischer Baukunst — ist auffallend kahl und nüchtern gehalten, trägt auch im übrigen den Stempel der Neuheit viel zu deutlich aufgedrückt an Sims und Pfeiler, Beichtstuhl und Altar, als daß es in dem Herzen des Beschauers jene Andacht wecken könnte, welche auf der ersten Weihrauchwolke, die dem Thurifer entstieg, für alle Zeiten in die heiligen Hallen unserer grauen Dome eingezogen ist. Das kleine, aber freundliche und anheimelnde Gotteshaus der deutschen Gemeinde befindet sich unweit Sanct-Patrick.

Die Kaufmannshäuser sind solide Bauten und zeichnen sich im allgemeinen durch geschmackvolle Einfachheit aus. Die umfangreichen Sammlungen der Bibliothek, der Gemäldegalerie und des Industriemuseums beherbergt ein gemeinsames Gebäude.

Die Amtswohnung der Gouverneure von Victoria liegt auf dem Wege zum Botanischen Garten, an der hier gerade ganz besonders staubigen Landstraße nach

* Der im Jahre 1812 zu Cork in Irland geborene Most Reverend James Alipius Goold, erster römisch-katholischer Erzbischof von Melbourne und Metropolitan der Provinz Victoria, starb am 11. Juni 1886 in der Vorstadt Brighton. Der Verblichene bestieg den erzbischöflichen Stuhl am 6. Aug. 1848 und hatte denselben sonach fast 38 Jahre lang inne; sein nahe bevorstehendes funfzigjähriges Priesterjubiläum zu begehen, ist ihm leider nicht vergönnt gewesen. Mit den edelsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, trat der Verewigte in den letzten Jahren doch nur selten an die Oeffentlichkeit, und auch dann nur, wenn es galt, dem wässerigen Simultanschulgesetze der Colonie (von 1872) gegenüber seinen Standpunkt darzuthun. Dem neuernannten Cardinal-Erzbischof von Sydney gegenüber hat der hochbetagte Kirchenfürst sich nichts vergeben, auch dann nicht, als Dr. Moran auf der Rückkehr von der Romfahrt die Hauptstadt von Victoria berührte. Dr. Goold empfing den im Range allerdings höher stehenden, an Jahren aber ungleich jüngern Fürsten seiner Kirche nicht einmal bei seiner Landung, und soll auch allen Vorstellungen zum Trotz mit Hinblick auf sein hohes Alter immer nur erwidert haben: „I am an old man; wenn er" (die Eminenz von Sydney) „mich sehen will, so weiß er ja, wo ich zu finden bin." Mag dies nun seine Richtigkeit haben oder nicht, zu dem Consilium plenarium, das im November 1885 hier in der Kathedrale zu Sanct-Mary tagte, ist jedenfalls der melbourner Erzbischof, Krankheit vorschützend, nicht erschienen. Im Tode hat ihm dann der Cardinal die letzte Ehre doch erwiesen. Mit Dr. Goold ist ein Priester des Herrn in der edelsten Bedeutung des Wortes zum ewigen Schlummer eingegangen: er ruhe in Frieden!

Digitized by Google

Sanct-Kilda, ein ausgedehnter Schloßbau, von dessen Thurme sich ein unvergleichlich schöner Ausblick darbietet.

Die sehr ausgedehnten Anlagen des Botanischen Gartens sind großartig; ich gebe es zu, vielleicht in mancher Hinsicht selbst großartiger als die des zu Sydney: es fehlt jedoch der wunderbare Hintergrund, die blauen Fluten von Port Jackson. Sie sind es, die das Paradies von Farm Cove schufen, und hat man erst einmal im Zauberbanne seiner Farbenpracht den wonnesamen Rausch der Märchenwelt mit ihrem Blütendufte eingesogen, dann freilich ist der Garten Melbournes mit allen seinem Blumenschmuck nichts weiter als ein schales, künstliches Erzeugniß.

Die städtischen Markthallen in der Bourke-Street, die sogenannten „Central-Markets", machen, von der letztern aus gesehen, den Eindruck eines stattlichen Gebäudes; die Einrichtung im Innern entspricht jedoch nicht im entferntesten den Ansprüchen, welche man in heutiger Zeit zu stellen sich berechtigt fühlt; sie ist so wenig praktisch wie nur irgend möglich. So liegen diese Markthallen, um nur Eins hervorzuheben, in unbedeutender Entfernung von zwei Bahnhöfen, sind aber mit denselben nicht einmal verbunden!

Der langen Reihe jener herrlichen Gebäude, welche die jugendfrische Hauptstadt von Victoria schmücken, hat sich seit ungefähr drei Jahren der Justizpalast hinzugesellt. Derselbe ist vielleicht das schönste Werk australischer Baukunst, und doch kommt dies nicht recht zur Geltung. Unweit desselben erheben sich nämlich die größten Wollspeicher der Stadt, und diese schweren, dunkeln Massen drücken auf den Prachtbau. Er verschwindet gegen dieselben, scheint nicht hoch genug gebaut und jede Wirkung geht verloren. Der oberste Gerichtshof hat für uns Deutsche ein besonderes Interesse; ein Werk des jüngern Semper ziert denselben: eine Justitia.

Bis vor kurzem waren die Theater Melbournes, das neuere Royal etwa ausgenommen, sehr bescheidene Bauten. Seitdem ist nun das Princeßtheater eröffnet worden. Nach dem, was ich darüber in den Zeitungen gelesen habe, soll dasselbe innerlich wie äußerlich mit einem Luxus ausgestattet sein, der alles hier Gesehene in den Schatten rückt und das Theater den besten Bühnen Frankreichs und Italiens an die Seite stellt. Was die erste Behauptung anlangt, so ist dieselbe insofern ganz überflüssig, als die australischen Schauspielhäuser so wie so ein Zwitterding von Provinzialtheater und dem bekannten Witwe Magnus'schen Thaliatempel auf der dresdener Vogelwiese sind; dagegen finde ich es, zu Punkt zwei, unendlich taktvoll, die Unzulänglichkeit der deutschen Bühnen in einer Weise, wie es hier geschieht, der kunstverständigen Kritik Australiens zu verschweigen.

Die städtischen Passagen, hier heißen sie „Arcaden", sind entsetzlich eintönig und bilden durchaus keine Zierde Melbournes. Allenthalben fällt noch überdies der große Abstand zwischen Haupt- und Nebenstraßen auf; von irgendwelchem Stile ist in den letztern auch nicht die geringste Rede. Viereckige Backsteinkasten, weißgetüncht und meist zwei Stockwerke hoch, mit den nöthigen Oeffnungen für Thüren und Fenster, das ist alles. Der Gesammteindruck, den diese über Nacht nach der Schablone zusammengekleisterten Behausungen machen, ist denn daher auch, wie sich denken läßt, unsäglich nüchtern. Es hieße jedoch ungerecht verfahren, wollte man aus dieser sinnabstumpfenden Eintönigkeit einen Vorwurf speciell der Haupt-

Digitized by Google

stadt an der Yarra machen; vielmehr trifft derselbe jede Stadt Australiens ohne Ausnahme. Es ist dies eben eine durchaus anglo-australische Baumanier, die aber jeden Nichtengländer vermöge ihrer entsetzlichen Langweiligkeit schon bei dem ersten Gange durch die Straßen abstößt.

Weithin sichtbar thront die mächtige Kuppel des Ausstellungspalastes auf den Höhen der Carlton-Gärten in der Vorstadt gleichen Namens. Man hält das Ausstellungsgebäude in Australien selbstverständlich für ein Wunderwerk: mir ist der massige Renaissancebau keineswegs sympathisch. Paris und London sollen seine Vorbilder gewesen sein; seitdem bewundere ich die Melbourner; es liegt etwas Erfrischendes in dieser Unverfrorenheit, die zauberhafte Eleganz des Trocadéro mit jenem plumpen Dinge in den Carlton-Gärten zu vergleichen. Ich kann nun einmal einen mit Cement verputzten Backsteinbau nicht schön finden, selbst dann nicht, wenn derselbe über 230000 Pfd. gekostet hat. Den Blick von der Rotunde des Palastes, 220 Fuß vom Boden, zu genießen, habe ich versäumt; derselbe soll ein unvergleichlich schöner sein. Doch gibt bereits die Aussicht vom Plateau der Gärten auf die Stadt und weiter auf Port Philipp ein getreues Bild der Ausdehnung von Melbourne, und wie der Blick weithin schweift über die gewaltigen Häusermassen, um sich zuletzt in dem Gewirr des Mastenwaldes auf dem Hafen zu verlieren, kann ein andächtiges Gemüth dem staunenswerthen Schaffen von Menschengeist und Menschenhänden vollste Anerkennung nicht versagen. Dagegen ist dem Publikum im allgemeinen nicht gestattet, die höchste Spitze der Rotunde zu erklettern. Diese, die sogenannte Laterne, muß auf der Außenseite mittels Leitern erstiegen werden, was sich, der bedeutenden Höhe wegen, wol nicht ohne einige Gefahr bewerkstelligen läßt. Das ursprünglich für die im Jahre 1880 abgehaltene Ausstellung errichtete Gebäude wird nunmehr also mit dem nächsten August aufs neue seinem eigentlichen Zwecke dienen, doch stehe ich der ganzen Sache etwas skeptisch gegenüber. Mag sein — und ich hoffe es sogar — daß ich mich täusche: vorläufig scheint mir der Erfolg der projectirten Säcularausstellung indessen etwas problematischer Natur zu sein. Diejenige vom Jahre 1880 war übrigens, beiläufig gesagt, keineswegs die erste, welcher die Hauptstadt von Victoria ihre gastlichen Thore geöffnet hat. Das erste Ausstellungsgebäude, welches Melbourne sah, erhob sich vor nun 34 Jahren auf dem Grund und Boden des heutigen Münzamtes. Es war aus Holz und Eisen gebaut und wurde innerhalb weniger Wochen aufgeführt, galt aber selbstverständlich damals gleichfalls für das non plus ultra eleganter Baukunst. Bald begann der Zahn der Zeit indessen seine Spuren an der leichtgebauten Halle zu hinterlassen; sie zerfiel in Trümmer: zuguterletzt war man sogar genöthigt, sie so rasch als möglich abzubrechen. Sic transit gloria mundi!

Aber nun die Gärten! Die öffentlichen Anlagen, an erster Stelle die reizenden Gärten an der Treasury, gehören zu dem Schönsten, das Auge und Sinnen hier geboten wird. Noch heute denke ich mit unvermindertem Entzücken einer Mondnacht in den Fitzroy-Gärten. Ein schwüler Sommertag senkte sich zur Neige, am leichtbewölkten Firmament erglänzte das Gestirn der Nacht. Ein Silberlicht war über die schlafende Natur ergossen, gleich Elfen tauchte es hervor aus dunkeln Laubgebüschen, der kalte Marmor schien belebt und heimlich lauschten schneeige Gestalten: all dies

Digitized by Google

umfangen vom berückend warmen Hauche des Südens — ein wonnigsüßer Rausch der Feennacht!

So ist das heutige Melbourne. Das Nationalmuseum bewahrt ein kleines, anspruchsloses Bild in seinen Räumen auf, das uns den weitentlegenen, halbvergessenen Flecken zeigt, so wie derselbe in den vierziger Jahren war; damals gehörte Melbourne noch zu Neusüdwales. Vor meinen Augen liegt ein Panorama der jugendlichen Hauptstadt von Victoria aus der Jetztzeit — was haben diese 40 Jahre doch vollbracht!

Denkwürdiges.

Fortschritte in der Physik.

Die Brechungsexponenten der Metalle sind bisher mittelbar durch Reflexion an Metallplatten von Beer und Voigt bestimmt worden. Kundt hat nun neuerdings dieselben unmittelbar an sehr dünnen Plättchen beobachtet. Wir führen einige seiner Angaben hier an:

	im Roth	im Weiß	im Blau
Kupfer	0,45	0,65	0,95.
Eisen	1,81	1,73	1,52.

Aus seinen Versuchen ergab sich, daß die Geschwindigkeit des Lichtes im Silber, Gold und Kupfer größer sei als im leeren Raum; im Silber z. B. viermal so groß. Im Gold und im Kupfer zeigte sich die Farbenzerstreuung normal, im Platin, Eisen, Nickel und Wismuth anormal. Die Farbenzerstreuung im Silber war zu klein, um gemessen zu werden. Kundt fand interessante Beziehungen zwischen der Reihe der Brechungsexponenten und der Leitungsfähigkeit von Wärme und Elektricität. Die Metalle mit kleinsten Brechungsexponenten sind die besten Leiter. Zudem scheint sich eine angenäherte Proportionalität zwischen dem galvanischen „Leitungsvermögen, der Lichtgeschwindigkeit und der Wärmeleitungsfähigkeit ergeben zu wollen.

Ueber die Ausbreitungsgeschwindigkeit elektrodynamischer Wirkungen im Luftraume hat Herz Versuche angestellt. Aus ihnen fand sich, daß die Geschwindigkeit eine meßbare ist, welche zu der Fortpflanzungsgeschwindigkeit elektrischer Wellen in Drähten im Verhältnisse wie 45 : 28 steht, dieselbe also übertrifft. Die Ausbreitungsgeschwindigkeit elektrodynamischer Erscheinungen im Luftraume ist demnach nahe gleich der Lichtgeschwindigkeit.

Die Leitungsfähigkeit im leeren Raum. Eine der anziehendsten und wichtigsten Fragen, welche die neuere Physik stellt, ist diejenige: „Ob der leere Raum den elektrischen Strom leite oder nicht?" Bekanntlich haben Goldstein und Edlund auf Grund sehr umfangreicher Versuche festgestellt, daß der leere Raum den Strom sehr gut leite. Durch die neuen und originellen Untersuchungen von A. Föppel wird dahingegen die Frage verneint! Sein Versuch war folgender: In eine große Drahtspirale, welche in einen Stromkreis eingefügt war, versenkt Föppel eine Glasspirale, die mit einer zweiten, in welcher sich ein kleiner Magnetspiegel befand, in Verbindung stand. Es ließ sich keine Inductionswirkung nachweisen. Um die Größe des Widerstandes bestimmen zu können, wurde nun an Stelle der Glasspirale ein Kupferdraht eingefügt. Durch Vergleich ergab sich, daß der leere Raum mindestens 4400 mal schlechter leite als Kupfer.

Die Einwirkung des Magnetismus auf Gase. Wenn man eine an Luft grenzende Flüssigkeitsoberfläche in ein magnetisches Feld führt, dann kann man Drucke beobachten, deren Größe durch Quincke zuerst gemessen wurden. Er fand, daß magnetische Flüssigkeiten

Digitized by Google

ihre Oberfläche hierbei convex, diamagnetische concav gestalteten. Aehnliche Untersuchungen stellten Töpler und Hennig mit Gasen an. Die Drucke ergaben sich als den Quadraten der magnetischen Kraft des Feldes proportional. In Gasgemischen addirten sich die Druckwirkungen.

Eine Schätzung der Elektricitätsmenge in einem Blitzstrahle hat W. Kohlrausch versucht. Er nimmt an, daß im allgemeinen Blitze im Stande sein werden, einen Kupferdraht von 5 Quadratmillimeter Querschnitt zu schmelzen. Die Rechnung, welche sich an diese Voraussetzung knüpft, ergibt für einen solchen Blitzstrahl eine Stromstärke von 9200—52000 Ampère, welcher eine Elektricitätsmenge von 52—270 Coulomb befördert. Um sich von dieser Größe eine Vorstellung machen zu können, sei angeführt, daß ein Blitz von 30000 Ampère einem Lichtbogen von 5,4 Millimeter Durchmesser entsprechen würde.

Ueber den sibirischen Kältepol (Werchojansk) sind neue Nachrichten publicirt worden. Wir bemerken zunächst, daß die Stadt Werchojansk nahe der Jana und ein wenig nördlich vom Polarkreise liegt. Für die äußersten Temperaturschwankungen während des Jahres im Mittel werden — 64,5 und 30,4° C. angegeben. Hieraus ergibt sich eine Jahresschwankung von 94,9° C. Die niedrigste Temperatur, die überhaupt dort beobachtet wurde, betrug — 67,1° C. Während der Wintermonate ist die Normaltemperatur — 60° C.; das Jahresmittel — 18,4° C. Das sind Temperaturen, wie sie bisher an keiner andern Stelle der Erdoberfläche gefunden wurden. Franz Bendt.

Todtenschau.

Crenneville (Franz, Graf Folliot de), österreichischer Feldzeugmeister, 1867—84 Oberstkämmerer (geb. 1815), starb 22. Juni d. J. in Gmunden.

Greuter (Joseph), österreichischer Parlamentarier, seit 1864 Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses (geb. 1817), starb 22. Juni d. J. in Innsbruck, wo er als Geistlicher und Gymnasiallehrer wirkte.

Kahnis (Karl Friedrich August), seit 1850 Professor der Theologie an der Universität Leipzig, ein hervorragender Vertreter der lutherischen Theologie (geb. 1814), starb 20. Juni d. J. in Leipzig.

Marie Elisabeth Luise Friederike, Prinzessin von Sachsen-Altenburg, älteste Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, welche in erster Ehe mit dem 1879 verstorbenen Prinzen Heinrich der Niederlande, seit 1885 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg vermählt war (geb. 1855), starb in der Nacht zum 21. Juni d. J. auf Schloß Albrechtsburg bei Dresden.

Maupas (Charlemagne Emile de), französischer Polizeiminister zur Zeit des Staatsstreiches 1852, Senator des Kaiserreiches. Seit 4. Sept. 1870 im Privatleben (geb. 1818), starb 18. Juni d. J. in Paris.

Naumann (Emil), namhafter Musikhistoriker und Componist, seit 1873 Professor am Conservatorium in Dresden (geb. 1827), starb daselbst 23. Juni d. J.

Pisko (Franz Joseph), namhafter Physiker, langjähriger Director der Staatsrealschule zu Sechshaus bei Wien, Verfasser eines weitverbreiteten „Lehrbuchs der Physik" und anderer physikalischen Schriften (geb. 1828), starb 26. Juni d. J. in Aussee.

Salm-Reifferscheidt (Fürst und Altgraf Hugo zu), Chef des Hauses Salm-Reifferscheidt-Raitz (geb. 1803), starb. 18. April d. J. in Wien.

Storm (Theodor Woldsen), hervorragender Novellendichter und Lyriker, seit 1880 als Amtsgerichtsrath a. D. im Kirchspiel Hademarschen in Holstein lebend (geb. 1817), starb 4. Juli d. J. in Hanerau bei Hademarschen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Eine Marmorgruppe.

Novelle von **M. Asmus.**

(Schluß.)

„Sehr hübsch, Cousine, und sprechend ähnlich! Aber erinnere dich, daß ein wirklicher Apfel immer schöner ist als ein gemalter, und eine lebendige Frau schöner als eine Statue!"

Die junge Frau wurde roth. Sie erhob sich von dem Stuhl vor der Gruppe, strich ihre aufgebauschten Kleider zurecht, wie eine kleine Fliege über die Flügel streift, und wandte sich von dem enthusiastischen Offizier zu Gertrud, die aus einiger Entfernung lächelnd gegrüßt hatte. Die Fremde war wol noch in den Backfischjahren, denen ein schnelles Anschließen ohne Wahl angehört. Nach einigen Begrüßungsworten stellte sie sich Gertrud vor, welche diese Höflichkeit erwiderte, und dann gab sie sich ganz dem Vergnügen vertraulicher Mittheilung hin.

„Denken Sie sich", flüsterte sie, „ich hatte mir gestern den Spaß gemacht, als Venus lebendes Bild zu stehen in meines Mannes Stube. Nur der Amor fehlte, die Stelle war durch eine Falte des Vorhangs verdeckt, der hinter und neben mir herunterfiel. Mein Cousin da hatte mir geholfen. Es war so hübsch, aber mein Mann —"

„Komm, Lili!" flüsterte eine ärgerlich gepreßte Stimme neben ihr. Beide Frauen sahen sich um. „Sieh, Oskar", sagte seine Frau, auf das Bild vor ihnen deutend, „ist das italienische Mädchen nicht schön? Und das kleine Kind, o, das Kind!"

Sie wollte ihres Gatten Aerger nicht bemerken, der augenscheinlich einige wenig gemüthliche Worte mit dem Lieutenant gewechselt hatte. Dieser stand noch vor der Marmorgruppe und drehte mit dunkelrothem Gesichte seinen blonden Schnurrbart.

Die junge Frau fühlte sich im Vortheil. Er war eifersüchtig, also mußte er gestern doch wol in ihrer Verkleidung ihre verkannten Reize gewürdigt haben. Sie plauderte selbstbewußt fort, stellte ihren Mann der neuen „Freundin" vor und wußte das etwas steif begonnene Gespräch der beiden gefällig hinauszuziehen. Gertrud, der die Stimmung peinlich war, entfernte sich, sobald ein Abschluß der Unterhaltung es gestattete. Als sie die Vorhalle verließ, sah sie die drei auch davongehen. Der Lieutenant trennte sich von den andern. Die Männer wechselten eisige Verbeugungen, Lili sah ängstlich von einem zum andern.

„Wenn das nur in Wirklichkeit doch nicht noch tragisch wird!" dachte Gertrud. „Das Spiel der gekränkten Eitelkeit könnte zu weit führen. O, Amor, Amor!" seufzte sie, als sie durch die Säle ging.

Da sah sie Leander vor den „Lebens-

Digitized by Google

müden" sitzen. Sie eilte auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Er erhob sich, sah etwas verwundert, aber erfreut aus und erwiderte kräftig den schüchternen Händedruck. Gertrud setzte sich zu ihm. „Das Bild ist fesselnd", sagte er, „die Gestalten erregen unsere ganze Theilnahme. Aber glauben Sie nicht, daß der Künstler die Aufgabe hat, zu erheben, anstatt uns in den Streit zu werfen und davonzugehen?"

Gertrud antwortete zerstreut. Sie fühlte schmerzlich seine Ruhe. „Ich bin, seit wir uns nicht sahen, in seine Seele gedrungen und habe nur an ihn gedacht", sagte sie sich; „seine Phantasie hat sich nicht mit mir beschäftigt, ich bin ihm fremd."

„Ich lese jetzt Ihr Buch!" sagte sie, und sie konnte ihre Bewegung nicht zurückhalten, als sie ihn dabei ansah.

Er sah wieder überrascht aus. „Woher wissen Sie, daß ich etwas geschrieben habe?"

„Durch den «Literatur-Kalender», der verräth viel! Und die «Tropenbilder» zeichnen Sie selbst so deutlich, daß Sie mir nun schon ein alter Bekannter sind."

„Nun denn: «Tout comprendre c'est tout pardonner!» Ein vollständiges Porträt stimmt unter allen Umständen günstiger für das Original als ein unvollendetes, schon weil man ihm gegenüber im Vortheil ist: man kennt seine Schwächen!"

Gertrud lachte. Sie wurde freier und ruhiger im Gespräche mit ihm, und nur das Bewußtsein, daß die Unterhaltung ein Ende nehmen und sie wieder von ihm gehen mußte, störte sie.

„Sind Sie oder ist Ihre Frau Schwester die Besitzerin des «Schriftsteller-Kalenders»?" fragte er.

„Ich bin es", sagte Gertrud lächelnd.

„So werde ich heute gleich Vergeltung üben und Ihnen näher nachforschen."

„Ich habe nur einzelne Novellen in Zeitschriften geschrieben und werde Ihnen die Blätter bringen, wenn Sie dergleichen lesen mögen. Wo kann ich Sie finden?"

„Ich werde um fünf Uhr beim Bestraften Amor sein. Ist Ihnen das recht?"

Gertrud bejahte. Sie hatte Mühe, ihre Freude zu verbergen über die Aussicht eines wiederholten Beisammenseins. Dann sprach sie ihm über sein Buch. Aber sie war befangen; ihr schien es, als sagte sie nicht, was sie wollte. Das alles hätte sie auch von so manchem andern Buche sagen können. Wie sollte sie es ihn nur fühlen lassen, was sein Werk ihr war?

Er aber verstand sie und war gerührt. Ihre Bewegung war zu sichtbar, als daß er nicht hätte merken sollen, welchen Eindruck seine Schilderungen auf sie gemacht hatten. Und als sie ihm nun ihr Gedicht reichte, mit einem schlecht gelungenen Versuche, über die „persönliche Sicherstellung durch die poetische Hülle" zu scherzen, als er diese Verse gelesen hatte, da dankte er ihr durch einen warm von Herzen kommenden Händedrucke. Gertrud war es, als könnten sich ihre Finger nicht wieder lösen von dieser Hand. Ihre Augen hefteten sich darauf in süßem Vergessen. Da trafen sie wieder auf den Ring. Sie zog die Hand zurück und fühlte zugleich schmerzlich, daß auch er diese Bewegung machte. Aber der Saal war voller Menschen, und er war so besonnen, vielleicht war es nur Rücksicht für sie. O, wenn sie durch diese ruhigen Augen bis in sein Herz hätte sehen können! Er wußte so glühende Gefühle zu schildern, er mußte empfinden können! War es denn so ganz unmöglich, daß er sie liebte? Konnte nicht gerade ihre Jugend ihn fesseln? Oder sollte er nicht die Seelenverwandtschaft zwischen

Digitized by Google

ihnen fühlen, wie sie fast beim ersten Blicke sie gefühlt hatte? Gertrud merkte plötzlich, daß sie beieinander saßen, ohne zu sprechen. Auch er war still geworden und schien in Sinnen verloren. Sie fürchtete, daß er wieder zuerst aufstehen und sie verlassen würde. Das hätte sie heute kaum ertragen können. Sie erhob sich deshalb schnell und sagte in heiterm Tone: „Also auf morgen!"

„Beim unartigen Amor!" sagte er grüßend, ohne Gertrud, wie diese es gehofft hatte, durch eine neue Bemerkung über ein Bild oder dergleichen zurückzuhalten.

„Ich glaube, Gertrud, diese Gänge fangen an dich zu ermüden", sagte Hanna, „du siehst ganz abgespannt aus. Du solltest lieber einen Tag hier bleiben und mir aus diesem schönen Buche vorlesen, wir genössen dann die herrlichen Schilderungen zusammen. Dein Leander hat mich die ganze Zeit deiner Abwesenheit gefesselt. Hast du schon hineingesehen?"

„Ja, gestern Abend. Ist es nicht unvergleichlich? Aber mit dem Hierbleiben ist es nichts. Du bist nun gut unterhalten, und unser Saisonbillet muß doch ausgenutzt werden." Dann fuhr sie schnell fort: „Ich habe ihm übrigens heute schon Schmeichelhaftes sagen können über sein Werk. Wir trafen uns vor den «Lebensmüden» und sprachen einige Worte. Aber nun höre, was uns Amor beschert hat." Und Gertrud verweilte mit besonderer Ausführlichkeit bei den Vorgängen vor der Gruppe.

Von dieser Zeit an trafen sich Gertrud und Leander oft in der Vorhalle links. Er hatte viel Anerkennung für ihre Novellen, die sie ihm nacheinander brachte. Gertrud war Anfängerin und wußte, daß sie sich noch zu bilden hatte. Mit besonderer Freude begrüßte sie sein Interesse für ihre Arbeiten und nahm seine aufrichtige Kritik mit Dank hin. Gerade aus dieser fühlte sie, daß er ihr Talent schätzte. Er hatte eine immer gleichbleibende, fast väterliche Freundlichkeit für das junge Mädchen, während er doch für ihre Unterhaltung die Theilnahme eines geistig Gleichstehenden zeigte. Mit leidenschaftlicher Ungeduld stand Gertrud oft vor diesem undurchdringlichen Benehmen. Sie hatte die verschiedensten Auslegungen dafür, die sie alle quälten. War seine Ruhe gemacht, und fürchtete er, als älterer Mann, die Jugend an sich zu fesseln? Merkte er ihre warme Zuneigung überhaupt nicht und wollte sie nicht erwecken? Fühlte er vielleicht nichts für sie? Oder war er gar gefesselt? Auf all diese Fragen aber hatte sie nur die eine Antwort: Liebe mich, wie du willst, ob mit der Leidenschaft meines Herzens, oder mit der Ruhe, die du mir zeigst, aber keine Schranke darf uns trennen, unsere Seelen gehören zueinander, wir sind Eins.

Er konnte oft tagelang wegbleiben und beim Wiedersehen Gertrud mit einem freundlichen „Lange nicht gesehen!" gegenübertreten. Diese hatte dann jede Minute der langen Stunden auf seinen Schritt gelauscht, nach der geliebten Gestalt durch die weiten Säle geschaut. Die Kunstschätze waren ihr gleichgültig geworden, und sie hatte oft Mühe, Hanna genügende Auskunft über das Geschehene und Erlebte zu geben. Wenn er nicht da war, verbrachte sie die Zeit in Erwartung und in stets erneuter Enttäuschung; war er da, so sah sie nur ihn und hätte ihn am liebsten den Bildern entzogen, um ihn für sich und nur für sich zu haben.

Als sie eines Tages wieder den kaum gefesselten Blick unschwer von einem Gemälde in den Mittelräumen löste und sich zu der vor nicht langer

Digitized by Google

Zeit verlassenen Vorhalle zurückwendete, sah sie vor dem Bestraften Amor den jungen Offizier stehen, der in ihrer Novelle mitspielen sollte. Er blickte mit verschmitztem Ausdruck auf die Venus, und dann schrieb er! Ja, auch er schrieb! Wieviel Dichter machte denn der kleine Gott! Gertrud begann wieder die Bilder zu mustern, die sie schon aus dem Kopfe hätte zeichnen können. Da kamen auch die jungen Gatten. Beide sahen verstimmt aus, und als der Doctor den Lieutenant sah, gerieth sein Gesicht in solche Aufregung, daß er Mühe hatte, seinen Ausdruck zu beherrschen. Er redete eifrig flüsternd in seine Frau hinein, die sich zu vertheidigen schien. Zuletzt hatte sie Thränen in den Augen. Der Lieutenant hatte kalt gegrüßt und weiter geschrieben, aber Gertrud sah, daß es um seine Mundwinkel zuckte und daß in seinen blauen Augen ein verstecktes Lachen lag. Nun war er fertig, nahm ein feines Kärtchen aus dem Notizbuch und copirte das Geschriebene. Darauf steckte er das Kärtchen in einen Umschlag, er schien alles vorbereitet zu haben, und umschlich in ziemlich auffallender Weise das Paar, das in der Halle geblieben war. Plötzlich redete er die junge Frau an, trotz deren ängstlicher Verlegenheit und der eisigen Miene des Doctors, übergab ihr das Billet, grüßte das Paar lächelnd und ging.

Der Ausdruck in des Doctors Gesicht änderte sich nicht, als er scheinbar ruhig fortfuhr, seiner Frau das große Gemälde Alarich in Rom zu erklären. Die junge Frau war dunkelroth und hielt das Billet in der Hand, da sie augenscheinlich nicht wußte, was sie damit thun könnte, ohne ihren Mann in Wuth zu bringen. Es schien Gertrud, als sähe sie einmal hülfeflehend zu ihr hinüber. Sie hatte wirklich Mitleid mit ihrer Heldin, wenn sie auch von der Billetscene nichts verstand. Plötzlich öffnete Lili den Umschlag und las. Ihre Züge erhellten sich, und Gertrud hörte sie lachen. Sie reichte das Kärtchen ihrem Manne, dessen düsteres Weigern von ihrem lieblichen Schmeicheln bezwungen wurde. Er las, stutzte, sah sie an, las zu Ende und lachte auch. Dann folgte ein rasches Zwiegespräch in geflüsterten Worten, bange Fragen und süße Antworten, wie unschwer zu errathen war. Nun redete Lili eifrig in ihn hinein und drängte ihn zum Gehen. Als er fort war, kam sie schnell auf Gertrud zu.

„Sie müssen das Ende erfahren!“ rief sie, noch mit den Thränen des Kummers auf den lachenden Wangen. „Der böse Vetter hat mich halb todt gemacht. Er schien wirklich verliebt in mich, und mir war er so gleichgültig, aber mein Mann glaubte das ja nicht. Ich fürchtete alle Tage ein Duell. Neulich sagte ich zu dem Vetter, er brächte mich um mein Glück, denn ich liebte Oskar und nicht ihn. Meinem Manne mochte ich das nur nicht so sagen, er brauchte das nicht zu wissen, weil er mich nicht — weil — na, das gehört nicht hierher!“ unterbrach sie sich, mit einem schmollenden Blick auf die Venus. „Als wir heute hierher kamen, dachte er, ich hätte mir den Vetter herbestellt, und nun kam der ganz unverschämt und gab mir «Verse an die Venus», wie er sagte, gerade, als ob er Oskar's Eifersucht herausfordern wollte. Ich fühlte, daß mein Mann fertig war mit seinem Entschluß, als er so eiskalt äußerlich und so glühend innerlich mit mir hier umherging. «Schlimmer kann der Inhalt des Billets es nicht machen, vielleicht besser!» dachte ich und machte entschlossen auf. Nun lesen Sie!“ Gertrud las:

Digitized by Google

Anklage gegen Amor.

Amor schoß von seinem Bogen
Stumpfen Pfeil und tödlich spitzen.
Lili weint: sie sah es blitzen —
Doch der stumpfe kam geflogen.

Mir war Amor nicht gewogen,
Wußte tiefer mich zu ritzen,
Ließ den Pfeil im Herzen sitzen,
Bis ihn Lili 'rausgezogen.

Lächelnd reicht sie das Geschoß
Als Trophä' dem lieben Gatten.
Ich gesteh', daß mich's verdroß.

Eine einzige Minute
Wolle, Venus, mir gestatten
Deinen Platz und deine Ruthe!

Lili fuhr zu plaudern fort: „Mein Mann war ganz lustig geworden, als er dies gelesen hatte. Ich wußte, daß der Vetter noch draußen herumstreifen würde — denn er mußte doch den Eindruck des Sonetts abwarten —, sagte meinem Manne, daß ich Sie noch sprechen wollte, und daß ich ihn draußen treffen würde, er sollte inzwischen dem Vetter Gelegenheit geben, die Freundschaft wiederherzustellen. O, ich bin so froh!" rief sie, in ihrer Freude Gertrud's beide Hände ergreifend, „es ist alles wieder gut! Wenn ich auch nicht so schön bin wie die Venus, er liebt mich doch!"

Gertrud sah fast mit Neid auf die junge Frau. „Sie müssen zu Amor's Lieblingen gehören", sagte sie lächelnd.

Lili seufzte leise: „Er macht es einem, glaube ich, nie ganz recht! Aber die beiden draußen werden sich wol gefunden haben und nun auf mich warten. Auf Wiedersehen!" und „Nicht wahr, wir sehen uns doch wieder?" rief sie noch von weitem zurück.

„Du hast also wirklich dem bösen Amor einen hübschen Novellenstoff zu danken", sagte Hanna, als sie Gertrud's Erzählung zu Ende gehört hatte, „und die Entdeckung dieses Buches hat er auch vermittelt."

Gertrud hatte sich hinter den Ruhestuhl in die Fensternische zurückgezogen. Sie sah nicht hinaus, still und abgespannt blickte sie vor sich nieder. Hanna war an die zerstreuten Stimmungen der Schwester in letzter Zeit gewöhnt, sie machte sich oft trübe Gedanken darüber. Gertrud war zu aufrichtig, um ihr Beisammensein mit Leander zu verheimlichen. Daß sie es aber jedesmal nur flüchtig erwähnte und nichts über ihre Gespräche mittheilte, machte Hanna besorgt. Als sie jetzt keine Antwort erhielt, fuhr sie fort:

„Dies Buch zieht mich ebenso seiner Mittheilungen als seiner Sprache wegen an. Denke dir, Gertrud, — nein, komm hierher", unterbrach sie sich; „laß mich dich doch ansehen, wenn ich spreche. Was ist dir nur, Kind?" fragte sie und faßte liebevoll ihre Hand. „Ich kenne dein frohes Gesichtchen nicht wieder!"

„Wie kann man immer seine Stimmungen erklären!" sagte Gertrud abweisend. „Ich bin erhitzt und müde, und das Leben lacht uns nur, wenn wir kräftig über die Unebenheiten hinwegschreiten."

Beide schwiegen hierauf. Gertrud fühlte sich zum ersten male bedrückt durch der Schwester Theilnahme an jeder Regung ihrer Seele. Dieser Vorgang duldete kein zuschauendes Auge, selbst das der Liebsten nicht. Sie hätte sich jetzt verbergen mögen in die tiefste Einsamkeit.

„Komm, lies mir etwas", sagte Hanna, welche die Stimmung der Schwester zum Theil errieth und ihr zu Hülfe kommen wollte.

Gertrud nahm die „Tropenbilder", schlug auf, ohne zu wählen, und las. Die Scene war ein buntes Volksfest. Alle Rassenschattirungen vereinten sich zu einem bewegten Bilde auf dem farbensatten Hintergrunde der üppigen Natur.

Digitized by Google

Durch das wirre Geräusch der Chucha und des Cinco klangen die zärtlichen Flüstertöne zweier Liebenden. Die schlanke Gestalt des braunen Mädchens schmiegte sich in den kraftvollen Arm des Geliebten und Augen und Lippen sprachen die alte und immer neue, unter allen Himmelsstrichen und in allen Zungen gleiche Sprache.

Gertrud legte das Buch hin. „Ich muß es dir doch sagen", begann Hanna nach einer Pause, „wie eigenthümlich sich hier die Zufälligkeiten treffen. Ich höre all diese Beschreibungen mit lebendiger Sprache vortragen, der Klang jedes Wortes tönt mir im Ohr, und, Gertrud, die Stimme ist die seine."

Hanna verbarg ihr glühendes Gesicht in den Händen, Gertrud aber dachte: „Das ist sehr natürlich, auch ich lausche nur seiner Stimme, und bei den Liebesworten verzehrt mich die Sehnsucht, sie von ihm in mein Ohr geflüstert zu hören."

Sie ging, das Abendbrot zu bereiten. Alle Arbeiten waren ihr jetzt mühevoll, sie mußte ihre Gedanken zu ihnen hinzwingen. Heute wurde ihr dies klar, als sie der kranken Schwester ein wenig sorgfältig bereitetes Mahl vorsetzte. Hanna dankte ihr mit unverminderter Wärme, und Gertrud klagte sich nun bitter der Lieblosigkeit und Selbstsucht an. Sie kannte sich nicht wieder. Wie kam sie nur dazu, die geliebte Schwester zu vernachlässigen? Sie bat es ihr im Herzen innig ab und suchte von dem Augenblick an mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit Hanna's Bedürfnissen zuvorzukommen.

Das Manuscript blieb auch heute unberührt. Sowie Gertrnd sich selbst überlassen war, arbeitete ihre Phantasie rastlos auf einem andern Felde. Als sie allein war, trat sie vor den kleinen Spiegel der Wohnstube, und während sie eins ihrer lebhaften Gedankengespräche mit dem Freunde führte, kämmte sie ihr reiches, braunes Haar aus und versuchte, es kleidsamer zu ordnen. „Er hat so viel Schönheitssinn", dachte sie, „wie kann ich ihm gefallen in meinem dürftigen Anzuge mit dem sorglos im Nacken geflochtenen Haar! Ja, wenn ich mich so malerisch einfach kleiden könnte wie das braune Mädchen! Oder etwa so, wie ich jetzt bin, im losen weißen Mantel mit gelöstem Haar!" Gertrud lächelte ihrem Spiegelbilde zu und empfand zum ersten male mit heißer Aufwallung der Freude, daß seine Augen mit Wohlgefallen auf ihr ruhen könnten. „O, wenn ich ihn nur überhaupt erst wiedersähe und ihn sprechen hörte, ich wollte ja nichts begehren!" dachte sie demüthig und wandte sich, um zur Ruhe zu gehen.

In stiller Nacht hab' ich von dir geträumt!
Ich sah dich — weiter weiß ich nichts zu sagen!
Ach, warum hast du, Böser, nicht gesäumt?
Ich könnt' ein süß Erinnern mit mir tragen!
Als ich die Augen rieb, vom Schlaf erwacht,
Entschlüpftest du mir schnell mit Traum und Nacht.

So schrieb Hanna am andern Morgen, als sie in ihrem Ruhestuhle lag, in ihr Tagebuch. Gertrud trat durch die Thür des Schlafzimmers ein. Ihre Wangen waren lebhaft geröthet von der Anstrengung des Aufräumens, und ihr Haar war in Unordnung. Sie beugte sich zu Hanna hinab und küßte sie auf die Stirn. „Du mußt heute eine schlechte Nacht gehabt haben, kleine Schwester", sagte sie besorgt, „ich hatte die Kissen gestern nicht ordentlich gelegt."

„Ich habe wundervoll geschlafen", sagte Hanna, „und wachte froher auf als sonst." Sie sah überrascht in Gertrud's Gesicht. „Wenn du dir das Haar so kleidsam machen könntest, wie es jetzt deine Morgenarbeit gethan hat! Etwas

Digitized by Google

leichter, loser, nicht so aus der Stirn gezogen!"

Gertrud stellte sich vor den Spiegel. „Du sollst sehen, welche eitle Schwester du hast!" sagte sie. Das Kämmen und Aufstecken dauerte etwas länger als sonst, Gertrud war anspruchsvoll geworden und versuchte und änderte, bis sie befriedigt vor ihre Schwester trat.

„Ja, so!" sagte diese erfreut. „Nun sieht man erst, welch schönes Haar du hast. Wie voll der Knoten sich über den Kopf hinzieht! Und vorn die kleinen Wellen in der Stirn! Gott sei Dank, daß du endlich einmal daran denkst, daß du ein junges Mädchen bist! Du gutes Kind dachtest bisher nur an deine Schwester und an deine Arbeiten. Du hast doch auch deine persönlichen Ansprüche zu berücksichtigen!"

Gertrud freute sich über die Entdeckung, daß sie nicht ganz ohne Schönheit war. „Ich glaube, ich bin dir so ähnlicher", sagte sie.

„Das ist möglich! Ich trug das Haar etwa so, als ich so alt war wie du. Ich habe ja auch die Tracht wenig verändert, nur etwas mehr auf das Zurücklehnen des Kopfes berechnet."

„O, wie ich mich verspätet habe!" rief Gertrud, „wir werden heute hungern müssen! Da hast du unser Buch, nun laß ich dich in guter Gesellschaft."

„So lange hat das Buch im Laden gelegen", sagte Hanna, „und wir hätten es immer haben können! Ich möchte diesen Leander wol sehen" — sie stockte, „Nein, nein!" widerrief sie rasch, „er würde viel von ihm haben und doch anders sein. Er könnte mir vielleicht sein Bild stören und undeutlich machen."

Gertrud hatte die Kunstsäle verlassen und sich auf ein von dem Restaurant entferntes Plätzchen gesetzt. Hier legte sie den Hut ab und ließ ihre Stirn von einem leichten Lüftchen kühlen. Sie war des Wartens so müde, und doch, wenn sie in den Sälen war, konnte sie ihre Gedanken nicht vom Wünschen und ihre Augen nicht vom Suchen bewahren. Hier hatte sie sich von beidem befreit. Aber sein Bild konnte sie nicht verbannen. Träumend saß sie da, ihre Hand hielt ein kleines Buch, in das sie hineinschrieb, was von ihren Phantasiebildern eine feste Form annahm.

Da — als sie einmal vom Schreiben aufblickte — sah sie ihn vor sich stehen. Er mußte sie schon lange beobachtet haben, seine Augen hafteten mit einem Ausdrucke der Rührung auf ihr, der sie verwirrte.

„Verzeihen Sie die Störung!" sagte er, ihr die Hand reichend, „ich wollte nicht vorbeigehen, ohne nach Ihrem Ergehen gefragt zu haben."

Wie fremd sie dieser Gesellschaftston berührte! Sie hätte seine Hand halten mögen und nur leise flüstern: „Endlich!"

Etwas von ihrer Bewegung mußte wol in ihrem Händedruck gelegen haben, denn Leander setzte sich, ohne durch Worte aufgefordert zu sein, neben sie.

„Verse?" fragte er, auf das Buch sehend, das Gertrud in der Hand hielt, und als sie nur nickte, fuhr er fort: „So darf ich um Mittheilung bitten?"

Gertrud erröthete tief, und willenlos einem Gebot ihrer Leidenschaft folgend, reichte sie ihm das Buch. Er las:

Vereint.

Nicht des Hauses Dach
Eint mich freundlich dir,
Doch den ganzen Tag
Hab' ich dich bei mir!

Schloß der Schlummer kaum
Nachts die Augen mir,
Flüsternd noch im Traum,
Rede ich mit dir!

„Sah'n uns lange nicht!"
Sagtest du zu mir,
Doch in Nacht und Licht
Nahe bin ich dir!

Digitized by Google

Sie saßen dicht nebeneinander, und Gertrud wußte nicht, wie es gekommen, daß ihre Hand in der seinen lag. Sein Arm schloß sich um sie, und sie schmiegte sich fest und fester an seine Brust. Sie fühlte seinen Bart ihre Wangen bedecken und seine Lippen auf den ihren ruhen. Ihre Augen schlossen sich, alles Wünschen, alles Bangen schwieg, Zeit und Raum verging. Und nun sah sie ihn wieder an, mit neuem Blicke, ihn, der nun der Ihre war! Sie betastete fast schüchtern sein Gesicht, sein Haar, seine Hand, als fürchtete sie, eine Traumgestalt zu verscheuchen.

„Wie hast du mich gequält!" sagte sie ihm ins Ohr, „und doch liebtest du mich!"

Er schwieg immer noch und ließ sie nur gewähren, als sie von neuem ihre Lippen auf seine Stirn drückte.

Dann nahm er ihren Kopf in beide Hände und sah sie mit feuchtschimmernden Augen an. „Gertrud", sagte er, „du bist jung, und ich bin alt. Darf ich dein großmüthiges Gefühl mir zu Nutze machen? Wirst du es nicht einst bereuen, wenn du dich jetzt an mich bindest?"

Gertrud fühlte den Ernst und die Selbstlosigkeit aus den Worten des Geliebten, aber sie vermißte die Leidenschaft bei ihm, die sie den Besitz stürmisch fordern ließ, ohne Bedenken.

„Ich bin nicht großmüthig", sagte sie, „ich liebe dich mehr als du mich!"

Er lächelte. Der Sonnenschein stand seinem Gesichte so gut. „Meine liebe, kleine Frau!" sagte er weich, sie fester in seine Arme schließend, und sie dachte: „Mag er mich doch lieben, wie er kann! Was thut es, wenn er, seiner Natur nach, kälter ist als ich — wenn wir nur einander angehören!"

Sie nahm seine Hand, und als sie leise die Lippen darauf drückte, berührte sie den Ring.

„Du bist also nicht verheirathet?" fragte sie und lachte vergnügt in sein Gesicht.

„Nein", sagte er mit plötzlich wiederkehrendem Ernste. „Doch hat sich mein Herz immer gebunden gefühlt. Sie ist todt, lange! Ich werde dir alles erzählen, aber nicht hier!" Ihm schien es schwer zu werden, davon zu reden. „Du gleichst ihr, Gertrud", setzte er noch hinzu, „ich fand das auf den ersten Blick. Du bist ihr vielleicht verwandt."

Gertrud schwieg. Sie hatte eine eifersüchtige Regung zu bekämpfen gegen eine so treu bewahrte Erinnerung.

Er fühlte ihre Stimmung. „Du wirst den Rest meines Lebens verschönen", sagte er, „du wirst mein Glück sein, meine Heimat." Gertrud fühlte eine Thräne auf ihrer Stirn. Ihr wurde feierlich zu Muthe, sie erkannte die große, schöne Pflicht, die sie übernahm.

„Morgen komme ich zu dir!" sagte er, „dann verloben wir uns vor deiner Schwester und besprechen alles Weitere."

Gertrud erröthete. So war sie denn Braut, seine Braut!

Die Gesellschaft im Garten vergrößerte sich und verstreute sich durch alle Gänge. Gertrud und Leander waren nicht mehr allein. Sie hatten sich aber noch viel zu sagen, und er begleitete sie nach Hause. Leander kannte noch nicht einmal Gertrud's Wohnung, sie fragte dagegen lachend nach seinem Vornamen. „G" fing er an, mehr hatte ihr das Titelblatt seines Buches nicht verrathen, auch der „Literatur-Kalender" war nicht ausgiebiger gewesen. Sie wollte rathen und freute sich, sogleich das Richtige zu treffen. „Gustav!" Der Name ging ihr so leicht von den Lippen, als hätte sie ihn jahrelang so genannt. Er aber zuckte bei diesem Klange zusammen.

„Ich habe mich entwöhnt von dem Namen", sagte er hastig. „Willst du

Digitized by Google

mich Heinrich nennen? Es ist mein zweiter Name." Gertrud errieth sogleich den Grund dieser Bitte: seine erste Liebe sollte immer die ersten Rechte in seinem Herzen behalten, wie mit dem „zweiten Namen", so würde sie auch mit dem zweiten Platze sich begnügen müssen. Aber sie wollte nicht rechten und mäkeln, sondern demüthig und freudig empfangen, was er ihr gab.

Sie waren bei der Hausthür angelangt. Gertrud beschrieb ihm den Eingang. „Nun wirst du mich wol finden!" schloß sie, ihm die Hand reichend, die er an seine Lippen zog.

„Auf morgen!" sagte er.

Einige Minuten später kniete Gertrud vor dem Ruhestuhl der Schwester. Das Geständniß ihres Glückes kam in verworrenen Worten über ihre Lippen. Sie lachte und weinte und barg zuletzt ihren Kopf in Hanna's Schoß: „Sprich du, Schwester! Laß mich nun still sein, ich bin zu glücklich!"

Hanna war sehr bewegt. Die Thränen liefen ihre blassen Wangen herab. Zuerst war sie überrascht gewesen und glaubte, die abgerissenen Worte Gertrud's miszuverstehen. Wenn sie auch wußte, daß der Dichter tiefen Eindruck auf der Schwester Phantasie gemacht hatte, so hatte sie doch nie an eine Verbindung zwischen den Ungleichalterigen gedacht. Nun sie das junge Mädchen so glücklich sah, wunderte sie sich, warum sie nicht sogar diese Verbindung schon früher gewünscht hatte. Dieser Mann konnte nicht altern, und wer ihn liebte und von ihm geliebt wurde, hatte eine sichere Gewähr des Glückes.

Sie sprach dies in bewegten Worten aus, und Gertrud hörte die Schwester reden, wie in seligem Traume befangen. Sie war auch den Rest des Tages still, und nur der Glanz ihrer Augen und das Lächeln auf ihren Lippen sprachen von dem, was in ihrem Herzen vorging. Sie legte sich zugleich mit der Schwester zu Bett. „Damit es früher morgen wird!" sagte sie, wie als Kind, wenn sie am Abend vor dem Geburtstage früh die widerspenstigen Augenlider zugedrückt hatte.

„Laß nur das Kleid, Gertrud! Du hast doch kein besseres! Du brauchst nicht für dein Aussehen zu fürchten, glaube mir das nur! Komm, mache mich auch ein wenig hübsch! Ich bin nicht ganz ohne Koketterie für meinen Schwager!"

„O!" lachte Gertrud, „sieh nur aus wie immer, nichts kann dich besser machen!"

„Aber was wird er zu unserm einfachen Zimmer sagen?"

„Wir müssen versuchen, so liebenswürdig zu sein, daß er nicht darauf achtet!"

„Was ist die Uhr, Gertrud?

„Erst zwei. Vor einer Stunde kann er nicht kommen."

„Was werden wir so lange machen, Kind?"

„Nichts. Ich kann nichts thun!"

„Mir ist fast bange, Gertrud. Nun soll ich ihn doch sehen, diesen Leander, der ihm so sehr gleicht. Ich mache große Erwartungen. Aber du liebst ihn, so sollte ich sicher vor Enttäuschung sein. Ist es nicht schön, daß wir Schwestern, die wir so viel Gemeinsames, äußerlich und innerlich, haben, nun auch zwischen den Männern unserer Wahl diese Aehnlichkeit finden?"

„Ein deutliches Zeichen, daß Leander und Gertrud füreinander bestimmt sind! Nicht wahr, liebe Fatalistin?"

„Gewiß, gewiß, du Stolze!"

Gertrud machte sich in der Stube zu thun, rückte an den Stühlen herum, steckte die Blumen in der Vase anders,

Digitized by Google

und unter mancherlei Gesprächen, die oft unbeendet blieben, ohne daß die Sprecherinnen es merkten, ging die Zeit hin, bis Gertrud, die sich schon länger am Fenster gehalten hatte, mit bebender Stimme hervorstieß:

„Da ist er!“

Sie ging und öffnete ihm die Thür. Da war er: seine Gestalt, sein Gesicht, das sich zu ihr neigte. Da hörte sie seine Stimme den „Guten Morgen“ sagen, da fühlte sie seinen Kuß auf ihrem Munde. Gertrud vergaß diesen Augenblick nicht, den letzten, den er ihr schenkte. Dann fragte er: „Nun darf ich deine Schwester sehen?“ Und sie öffnete ihm die Thür.

Er trat einen Schritt vor, dann blieb er stehen. Sie erkannten sich sogleich. Hanna richtete sich in die Höhe. Sie sahen sich an, länger, fester, als glaubten sie ihren Blicken nicht. Dann ein Schrei aus jeder Brust, Hanna strebte zu ihm, sie sank machtlos zurück, er fing sie in seinen Armen auf. Vor ihrem Lager kniete er, sein Gesicht leuchtete verklärt, ihr Haupt ruhte an seiner Brust, und ihre Augen hafteten mit durstigem Blick ineinander.

„Du lebst, Hanna!“ brach es von seinen Lippen, „ich habe dich wieder!“

„Gustav, Gustav!“ murmelte sie wie träumend.

Gertrud öffnete leise die Thür des Schlafzimmers und ging hinein. Sie setzte sich still auf ihr Bett und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Sie hätte so in ewige Nacht versinken mögen. „Vorbei, vorbei!“ klang es in ihr. Vorbei alles, was ihr Leben, der Gedanke jeder Stunde gewesen war! Vorbei jede Erinnerung, alles Glück! Nichts war ihr eigen gewesen! Hanna gehörte sein Herz, sein Leben, er selbst! Vorbei, vorbei!

Da rief Hanna's Stimme: „Gertrud, Gertrud!“

Sie war wie erstarrt, ohne Regung. Der Schrei wiederholte sich wie in Todesangst. Gertrud riß sich gewaltsam empor und ging ins Zimmer zurück. Da stand Leander, blaß und verstört, vor dem Lager. Hanna streckte der Schwester die Arme entgegen.

„Gertrud!“ rief sie, „vergib, ich vergaß alles! Jetzt erst weiß ich, daß er dein Verlobter ist. Vergiß, was du gesehen hast! Es war ein Stück Vergangenheit, die kehrt doch nie wieder!“

Leander faßte Gertrud's Hand. Seine Lippen bebten. „Denke für uns! Entscheide! Führe uns aus dieser Verwirrung!“ sagte er, flehend in ihre Augen blickend.

Da erwachte Gertrud's langgewohntes Sorgen und Sinnen für andere und ließ ihre eigene Noth schweigen. Sie sah das grausame Schicksal der beiden geliebten Menschen vor sich liegen mit allem Schmerz und allen Entbehrungen, und sie war es, sie selbst, die dem letzten, einzigen Augenblicke des Glückes entgegenstand, der ihnen noch vergönnt gewesen wäre.

„Wir Schwestern müssen auf eine Stunde allein sein!“ sagte sie ruhig und fest zu Leander. „Es muß klar zwischen uns werden.“

Er gehorchte und ging.

Hanna griff nach Gertrud's Hand und wollte sprechen. „Noch nicht!“ bat diese. „Warte noch einen Augenblick!“ Er war fort, und ihr Herz rief ihm nach. Sie wußte es, es war vergebens.

„Laß mich reden, Gertrud!“ sagte Hanna. „Achte nicht auf mich, ich werde mich darein finden. Du hast größere Rechte: er liebt dich! Dieser Augenblick der Erinnerung thut seinem Gefühle für dich keinen Abbruch. Wie könnte sein Herz jetzt schwanken zwischen uns? Du bist jung und blühend, ich alt und krank. Ich habe es wol verlernt, die

Digitized by Google

Sprache der Liebe zu reden, und sie würde mich nicht mehr kleiden. Und ich, liebe Schwester — nun, ich bin es gewohnt, zu leiden und zu entsagen, mir wird es nicht so schwer wie dir."

Gertrud schüttelte den Kopf. Sie wunderte sich selbst, wie ruhig ihre Stimme klang, als sie sagte: „Seine Liebe gibt das Recht auf ihn, sagst du: Seine Liebe hast du."

Ein Zittern flog durch Hanna's Körper.

„Dir war er immer treu", fuhr Gertrud fort. „Er hatte sein Herz verschenkt, und ich habe immer vergeblich geliebt. Ich hatte oft das Gefühl, als umarme meine Seele eine Statue, und ihr Sehnen könnte nie gestillt werden. Er trug deinen Ring, und ich glaubte ihn verheirathet, aber meine Leidenschaft wollte sich nicht gebieten lassen."

Hanna sah die Schwester an. „Er liebte dich nicht, sagtest du?"

„Nein! Er fand eine Aehnlichkeit in mir mit der einen, die er geliebt hatte, die er todt glaubte, der sein Herz aber die Treue bewahrte. Nur dieser Aehnlichkeit habe ich es zu danken, daß er meiner Neigung, die ich nicht zu verbergen wußte, nachgab. Ich kannte ihn nur ruhig, fast kalt, jetzt habe ich ihn in Liebesglut gesehen. Er weiß, was Liebe ist! Aber mir konnte er dies Gefühl nicht schenken. Nur du hast es, nur dich liebt er!"

Hanna hatte die Augen geschlossen. Unter ihren Lidern hervor quollen Thränen, die langsam über ihre Wangen rannen.

„Du Großmüthige!" sagte sie. „Kann ich, darf ich dieses Geschenk annehmen?"

„Es ist kein Geschenk! Es wäre nur ein Raub, wollte ich ihn dir nehmen, der mir mit keiner Faser gehört." Gertrud sank vor der Schwester nieder. Sie erstarkte im Ringen mit sich selbst; ein Siegeslächeln lag auf ihren Lippen, als sie rief: „Dich, Hanna, für die ich mein Leben geben möchte, dich sollte ich um dein Glück betrügen? Ich bin jung; wer hätte nicht einmal eine Enttäuschung durchzumachen? Ich werde mich zurechtfinden, wie es andere vor mir gethan haben. Und ich bin nicht ohne Trost. Das Leben hat sein Schönes auch ohne Liebe!"

„Und du wirst nicht ohne Liebe bleiben!" sagte Hanna mit dem wohlfeilen Bestreben Glücklicher, den Leidenden ihren Kummer auszureden. Sie mochte selbst die Nichtigkeit dieses Trostes fühlen, denn sie fügte weich hinzu: „Du warst immer mein guter Engel, und nun soll ich dir auch das höchste Glück danken! — Glaube mir", sagte sie nach einigem Zögern, „es war Zeit, daß es kam. Ich fühle es, es ist nicht auf lange!"

Gertrud schauderte. Sie sah die Schwester an. Nie war der Leidenszug in ihrem Gesichte so erschreckend deutlich gewesen wie jetzt, wo neue Glut aus den dunkeln Augen leuchtete, die noch nichts von ihrer Jugend verloren hatten.

Leander kam. Gertrud öffnete ihm wieder, wie vor kurzer Zeit, und von neuem durchzuckte sie die Gewißheit, daß sie nie hätte Liebe von ihm fordern müssen. Wie ruhig war seine erste Begrüßung heute gewesen, und in welch ein erregtes Gesicht schaute sie jetzt! Er nahm ihre Hand.

„Sage mir, Gertrud", sagte er tonlos, „daß ich gehen soll und nie wiederkommen. Ich werde nach Amerika zurückkehren, oder, wenn ich deine Ruhe damit erkaufen kann, so will ich gern in das noch fernere Land gehen, aus dem es kein Wiederkommen gibt."

Gertrud hatte ihren Hut aufgesetzt. Sie neigte den Kopf ein wenig, sodaß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. „Ich bin ruhig", sagte sie, „sorgen Sie nicht!

Digitized by Google

Meiner Schwester Bräutigam steht meinen Wünschen so fern, als wäre er mein leiblicher Bruder. Hanna liebt Sie, gehen Sie zu ihr! Hier meine Hand, und seien wir Freunde!"

Sie duldete standhaft seinen Handkuß und warf einen schnellen Blick auf sein Gesicht, in dem sie eine jäh aufblitzende Hoffnung las, dann verließ sie das Haus, und Leander trat zu Hanna ein.

Er setzte sich neben ihr Lager und neigte sein Gesicht zu ihr herab. „Hanna", sagte er leise. Er nahm ihre Hand und wiederholte wieder und wieder den lieben Namen. „Hanna, es ist kein Traum. Du bist es, du! Ich habe meine Hanna wieder, das und nichts anderes kann ich denken. Laß mich nur eine Stunde selbstsüchtig sein! Habe ich nicht das Recht, nach einem Leben voll Entbehrungen mir ein Glück zu ertrotzen?"

Hanna lächelte ihn wortlos an. Unter ihrem Blicke zuckte er plötzlich leicht zusammen. „Suchst du mein altes Gesicht?" fragte er wehmüthig, „die braunen Haare? Das ist alles fort mit den Jahren!"

Sie lachte fröhlich auf. Dann dachte sie mit Bangen an die noch größere Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. „Du liebst mich!" sagte sie leise, sich selbst beschwichtigend.

„Ja, nun glaubst du es, daß ich dich liebe, du Einzige! Unsere tapfere Schwester hat für mich gesprochen." Leander's Gesicht verlor plötzlich sein Leuchten. „O, Hanna", sagte er kummervoll, „dürfen wir unsere Zukunft so glücklich gestalten?"

Hanna barg ihr Gesicht in seinen Händen. „Dies Glück", sagte sie, „das Glück dieser Stunde ist unser, unser Eigenthum, unser Recht. Du lieber Träumer, von welcher Zukunft sprichst du? Wir haben keine." Sie hob ihren Kopf und sah ihn durch Thränen lächelnd an. „Deine Hanna ist nicht mehr die junge, schöne Braut, die du verlorst. Eine vom Leben Scheidende hast du wiedergefunden, die an keine Verbindung mehr denken könnte, auch wenn sie nicht mit unlöslichen Banden der Dankbarkeit an eine geliebte und unglückliche Schwester gebunden wäre. Die Sonne gönnt uns einen freundlichen Abschiedsblick, nachdem sie ihren Tageslauf hinter Wolken vollendet hat. Dieser Strahl gehört uns, und ich hatte nicht mehr auf ihn gehofft."

„So war es gemeint?" sagte Leander, „und ich fand dich nur, um dich noch einmal zu verlieren?"

„Und findest du wirklich in mir, was du suchst?" fragte Hanna leise mit bebender Stimme. Sie wandte mühsam ihren Körper und zeigte ihm ihr Gesicht im vollen Lichte. Er sah in diese Züge, die Zeit und Krankheit geändert hatten, in denen er aber noch die alten Reize fand.

„Ich weiß nicht", rief er leidenschaftlich, „ob du bist, wie du warst, ich weiß nur, daß dies Gesicht das deine ist, und daß ich dich liebe, wie du bist!"

Ein Wonneschrei drang aus ihrer Brust, und Arm in Arm, Brust an Brust lagen sie, deren Liebe Zeit und Trennung überdauert hatte.

Und dann folgte ein inniges Plaudern, Fragen und Antworten, die nicht enden wollten. Sie erzählten sich die Erlebnisse der zwanzig Jahre der Trennung. Er hatte sich, nach Hanna's Verlust, im Kriege auf einen Heldentod gefreut und der Kugel gezürnt, die ihn für todt niedergestreckt hatte, daß sie ihn nicht besser zu treffen gewußt. Da er keine nähern Verwandten hatte, so hinderte ihn nichts, einem schon seit seiner Kindheit gehegten Wunsche zu folgen und die Tropen Amerikas zu besuchen. Das

Digitized by Google

neue Leben, das sich ihm dort bot, ließ ihn wieder Fuß fassen auf der Erde. Er änderte seinen Namen durch Uebersetzung ins Griechische und behielt diese Maske auch vor seiner Persönlichkeit, als eine allmählich sich immer dringender geltend machende Sehnsucht ihn in das Vaterland zurückrief, an dessen Neugestaltung er mit geholfen hatte. Seit er Hanna verloren, war seine Natur vereinsamt, und er hatte sich nie wieder von Herzen einem Menschen angeschlossen, bis er durch Gertrud gefesselt wurde. Ihre geistvolle Unterhaltung, ihre ihm offen entgegengebrachte Theilnahme, die so sichtlich aus warmem, vollem Menschenherzen kam, vor allem aber die Aehnlichkeit mit Hanna, zogen ihn zu ihr, ohne daß er, vor der entscheidenden Stunde am gestrigen Tage, an eine Verbindung gedacht hätte. Es war ihm wunderbar gegangen, als er sich so dicht neben ihr gefunden hatte, das Bekenntniß der Liebe aus ihren Versen lesend. Er war ganz von Hanna erfüllt gewesen, sie hatte ihr mehr als je geglichen, und in sonderbarer Verwirrung hatte er den Arm um sie geschlungen. Ihr voller Anblick hatte ihn wieder zu sich gebracht, ihm aber auch deutlich gezeigt, was er zu thun hätte. Und es war ihm, Gertrud's lieber und anziehender Persönlichkeit gegenüber, nicht schwer geworden, durch diese Gefährtin seine Einsamkeit belebt zu denken. Von ihrer Geistesreife und ihrer rührenden Hingebung durfte er die Ausgleichung des Altersunterschiedes hoffen.

„Meine arme Gertrud!" seufzte Hanna.

„Als sie heute so tapfer zu mir sprach", sagte Leander, „da wagte ich zu hoffen, daß sie später diesen Ausgang segnen würde. Aber wir dürfen nicht vor ihren Augen glücklich sein."

Hanna reichte ihm die Hand. „Ich danke dir für dieses Wort!" sagte sie. „Mir ist dies auch klar geworden unter deiner Erzählung. Aber entsagen kann ich dir nicht", rief sie leidenschaftlich. „Ich bin nicht großmüthig. Seit ich deine Liebe wieder fühle, weiß ich, daß nichts unsere Herzen trennen darf. Ich will dich nicht einer andern vermachen, oder gar bei Lebzeiten auf dich verzichten zu Gunsten einer andern. Ich bin dein und ich lasse dich nicht. Ist das Selbstsucht, so gehört sie der wahren Liebe an."

„Unsere Liebe hat sich bewährt, sie hat das Recht, Besonderes zu fordern", sagte Leander, und sein Gesicht sah jugendschön aus, als er sich auf Hanna's Hand neigte. „Könnte ich dich mit mir nehmen in einsame Fernen und dort ungestört mit dir leben!"

„Und unsere Gertrud?" fragte Hanna, ihn fester zu sich ziehend.

„So bleibt uns nichts als diese Stunde?"

„Diese eine Stunde, mein Gustav, bis unsere Schwester kommt; dann trennen wir uns, aber wir lassen nicht voneinander, wir wissen, daß wir uns lieben. Laß uns diese schöne Stunde nicht durch Trauer verkürzen." Und Hanna erzählte ihm, was sie beim Wiedersehen seiner Handschrift und beim Lesen seines Buches empfunden hatte, und sie schalten sich über ihr gegenseitiges Versteckspielen und freuten sich über ihr Wiederfinden, als wenn sie ein Leben voller Glück vor sich hätten.

Als Gertrud sich selbst überlassen war, brach ihre so lange künstlich aufrecht erhaltene Ruhe zusammen. „Nun darf ich endlich an mich denken", sagte sie sich bitter. „Die Hauptpersonen sind aus der Gefahr gerettet, sicher und geborgen, nun muß die Nebenfigur sehen, wie sie sich mit dem Geschick abfindet. Ich kann zufrieden sein, wenn mein

Digitized by Google

Glück, der Inhalt meines Lebens, ihnen nicht störend in den Weg trat, ein Recht hatte es nicht ans Dasein. Jede Erinnerung daran muß verbannt werden. Auch hat keine einen Werth mehr für mich. Sein Wohlgefallen an mir war nur ein Gedenken an Hanna."

Sie wußte es nicht, daß sie ihre Schritte den gewohnten Weg gerichtet hatte, und erst, als sie schon durch einige Säle des Mittelraumes im Ausstellungsgebäude gegangen war, sah sie um sich und merkte, wo sie war. Da hing das große Bild der Lebensmüden vor ihren Augen. Sie wurde, wie mit magischer Gewalt, von dem Anblicke gefesselt. Ohne den Blick loszumachen, setzte sie sich davor nieder. Wirre Phantasien zogen durch ihren Sinn. Sie war es, die dort stand und Leander ihr zur Seite, an sie gefesselt. Der kummervolle, fast entsetzte Ausdruck auf dem Frauengesicht wich einem verklärten, sie fürchtete den Tod nicht mit ihm, sie fühlte sich frei, selig. Eine unverhoffte Wendung hatte ihr Geschick genommen, sie durfte mit ihm sterben. Sein Arm umschlang sie, sie hörte noch Worte der Liebe von seinen Lippen. . . . Ein jähes Besinnen verscheuchte Gertrud's Träume. Sie war allein und mitten im Leben. Aber gehörte das Recht auf dies Leben nicht ihr allein? Was sollte das Dasein ihr noch? Sie hatte seine ganze Schönheit hingegeben, alles war angenommen worden. Konnte sie gezwungen werden, bettelnd und frierend draußen zu stehen, nachdem sie andern die Tafel gedeckt hatte? Nein, nein! Sie wollte den Sprung in die Fluten muthiger thun als jene Frau, wenn sie ihn auch allein thun mußte. Hanna's Thränen um sie würde Leander trocknen, den kurzen Kummer konnte sie ihr nicht ersparen. Wenn sie alle ihre Rechte, Hanna gegenüber, aufgab, das Recht zu sterben mußte sie sich bewahren. Sie schloß die Augen, es war ihr, als rauschten die Wasser vor ihren Füßen. Wie war das Sterben leicht! Der Tod war ihr nicht feindlich, sie begrüßte ihn wie ihren Erretter. Nun fort, hin zu diesem Erretter! Sie öffnete die Augen wieder und erhob sich.

Da sah sie drei bekannte Gestalten auf sich zukommen. Lili ging am Arm ihres Gatten, und beide hörten sehr vergnügt dem Lieutenant zu, der seinen Witz an der Kritik der Bilder übte. Augenscheinlich war hier die Spannung völlig zur Befriedigung aller Theile gelöst. Lili zog Gertrud mit fort. Diese folgte; sie wagte nicht, sich zu entschuldigen, aus Furcht, in ihrer Erregung Unsinn zu sprechen.

„Bereiten Sie sich vor, mein gnädiges Fräulein", sagte der Lieutenant, den Lili vorgestellt hatte, „auf der nächsten Ausstellung ein bedeutendes Werk von meinem Pinsel zu finden. Ich werde eine Landschaft durch die bunten Glasscheiben meiner Gartenthür malen. Der Himmel wird violett sein, das Wasser roth, und Land und Menschen werden in einen blauen Dunst gehüllt erscheinen. Das wird chic aussehen! Ich kann dann versichern, daß ich es in Wirklichkeit so gesehen habe, das genügt!"

„Es wird Aufsehen machen und Nachahmung finden!" sagte Gertrud. Sie erschrak vor dem hohlen Klange ihrer Stimme. Sie wollte lächeln und fühlte, wie ihr Gesicht sich nur verzerrte. Scheu sah sie nach ihren Begleitern. Den Männern war augenscheinlich nichts aufgefallen, doch Lili trat besorgt zu ihr.

„Sie sind krank", sagte sie herzlich, „Sie müssen sich pflegen." Und als Gertrud verlegen schwieg, fuhr sie fort: „Haben Sie eine Mutter?"

Gertrud erschrak. Eine Mutter? Das war es, was ihr fehlte! Wenn

Digitized by Google

sie eine Mutter hätte! Lili fragte sie in freundschaftlicher Weise nach ihren Verhältnissen aus, und dann rief sie plötzlich: „O, ich weiß etwas Herrliches für uns beide! Kommen Sie mit uns nach Italien! Wir wollen jetzt erst unsere Hochzeitsreise machen. Oskar sucht eine Begleiterin für mich, er findet, daß ich auf der Reise nicht ohne weibliche Aufsicht sein darf. Er hält mich noch für ein Kind. Und der arme Vetter kann dann auch mit. So ist allen geholfen. Sie können mit den Herren über Kunst sprechen und meiner Unwissenheit manchmal aufhelfen, ohne daß die beiden Spötter etwas davon merken. Außerdem finden Sie reichlichen Stoff für Ihre Schriftstellerei und werden wieder gesund und fröhlich. Sagen Sie Ja, bitte!"

Die beiden Herren hatten diesen Vorschlag mit angehört, der Doctor bat nun auch in herzlich einfacher Weise, wenn Gertrud zu Hause abkommen könnte, sich ihnen zu widmen. Der Lieutenant faltete bittend die Hände: „Machen Sie drei bis vier Menschen glücklich!" flehte er.

„Laßt sie!" rief Lili dazwischen. „Nur sagen Sie nicht gleich Nein! Bedenken Sie es!"

Gertrud fühlte plötzlich das Blut warm zum Herzen wallen, ihre Wangen erglühten. Aus all diesen Stimmen warb das alte, liebe Leben um sie, mit unermüdlicher Anhänglichkeit. War Italiens blauer Himmel, der sich über ewigen Kunstwerken wölbte, nicht lockender als die kalte Welle? Gertrud war jung. Hatte sie denn bisjetzt gelebt? Ihre eigenen Worte kamen ihr ins Gedächtniß: „Das Leben bietet Schönes auch ohne Liebe!" hatte sie heute zu Hanna gesagt. Sie fühlte neue Thatkraft sich in ihr regen. Und als sie dahinging durch die Säle, da grüßten sie all die bekannten Kunstschöpfungen so eigen, als wollten sie sagen: „Auch du gehörst der Kunst an, du mußt schaffen, du hast Pflichten, dein Leben ist nicht dein!"

Ihr Herz schlug zum Zerspringen. Sie flüsterte Lili zu, daß sie in einer halben Stunde bei der bekannten Marmorgruppe sein würde, um ihr dort die Entscheidung mitzutheilen; dann eilte sie hinaus. Sie suchte jene Bank auf, auf der sie gestern mit Leander gesessen. Hier war es einsam. War es wirklich erst gestern, als sie sich hier verlobte? Sie schien sich um Jahre älter, jene Gefühle, die sie gestern durchströmt, schienen ihr einer andern anzugehören, sie war nicht mehr dieselbe. Lebensvolle Menschenstimmen hatten ihr Ohr getroffen, als sie, von bösem Traume befangen, in den Tod taumeln wollte, sie hatten sie geweckt. Mit offenen Augen blickte sie um sich, und sie erkannte ihre hohe, schöne Aufgabe. Sie fühlte sich nicht mehr werthlos und überflüssig auf der Welt, es gab Arbeit für sie. Sie hatte zu den Menschen zu sprechen, und ihr Herz war voll. Die junge Hand war gefestigt, dem kundigen Blicke zu gehorchen, wenn er Bilder aus dem tiefsten Menschenleben wählte, wie auch den leichten Stoff zu formen, den das bunte Treiben des Alltagslebens dem vorüberstreifenden Auge bot. So erfüllt war sie von dem neuen Geschenke des Lebens und Schaffens, daß sie muthig auf ihr verlorenes Glück blicken konnte. Sie ließ ein Stück Leben zurück. An all dies Hoffen und Sehnen hatte sie ihre volle Seele gesetzt, sie hatte sich nicht losgerissen, ohne einige Tropfen ihres Herzblutes zu vergießen. Nun war es geschehen! Sie war frei! Sie hatte gerungen und gesiegt!

Schnell erhob sie sich und ging ins Gebäude zur Vorhalle links. Der

Digitized by Google

Lieutenant war mit Besichtigung der Bilder beschäftigt, die jungen Gatten plauderten bei der Gruppe. Gertrud trat zu ihnen, ohne bemerkt zu werden. Da hörte sie Lili sagen:

„Du fandest sie aber schöner als mich!"

„Ja", erwiderte er, „aber nur in einem Punkte, — und wenn du erst deinen Jungen prügeln wirst —"

Gertrud unterbrach die Flüsternden und theilte ihnen ihren Entschluß mit, ihr Anerbieten anzunehmen. Der Lieutenant kam hinzu, und die Freude war allgemein.

„Etwas Zeit, die Ansprüche meiner Feder zu befriedigen, wird mir meine liebe Schutzbefohlene wol lassen", sagte Gertrud lächelnd. „Ich habe da einen fertigen Novellenstoff, der dringend nach Ausführung verlangt."

„Dann muß ich mich wol in der Zeit Lili's mütterlich annehmen", sagte der Doctor. Lili's Wangen glühten, sie sah sehr glücklich und sehr hübsch aus.

„Bitte, bringen Sie diesen kleinen Bösewicht in Ihre Erzählung", sagte der Lieutenant, auf die Marmorgruppe zeigend. „Er hat uns in der letzten Zeit viel beschäftigt, und wenn er auch alles gut gemacht hat, durch die That, Sie uns zugeführt zu haben, so sollte doch wenigstens vor ihm gewarnt werden. Also, verfahren Sie mit ihm, wie er es verdient!"

„Ich verspreche es Ihnen", sagte Gertrud, „ich werde ihn zur Buße aufs Papier bannen. Man soll ihn kennen, wie er ist!"

Und nun nach Hause! Hanna und Leander sollten sich ihren kurzen Sonnenblick nicht trüben lassen durch Schatten, die gegenstandslos geworden waren. Sie trat rasch zu ihnen ein und sah noch, wie sie sich aus einer Umarmung lösten.

„Gertrud!" riefen beide, von ihrem strahlenden Blicke überrascht. Sie sah aus, wie ein junger Held, der siegreich aus dem Kampfe kommt.

„Wir sagten uns eben Lebewohl!" sagte Leander. „Hanna kann meine Besuche nicht ertragen, wir werden einander nur dann und wann schreiben."

„Ihr werdet euch sehen, täglich, und so lange, wie es euch beschieden ist, einander zu haben!" sagte Gertrud mit freudig bewegter Stimme. „Meine Lieben, ich bin nicht dieselbe, die vor einigen Stunden von euch ging. Jetzt segne ich unser Geschick. Seid glücklich! Ich habe keinen Grund, euch zu beneiden. Ich bleibe so lange, bis ich meine Hanna ruhig in ihres Mannes Schutz lassen kann, dann reise ich mit meinen Bekannten aus der Ausstellung nach Italien, und wenn ich zurückkomme, müßt ihr mir ein Plätzchen bei euch gönnen!"

Die Schwestern hielten sich umschlungen, Hanna weinte. Leander sah mit tiefer Rührung und Bewunderung auf das junge Mädchen. Viele Fragen drängten sich ihm und Hanna auf, beide wagten nicht, sie auszusprechen. Gertrud errieth die Geschwister.

„Laßt mich jetzt!" bat sie. „Ich wüßte nicht, wie ich es sagen sollte! Mir ist es selbst alles so neu und wunderbar!"

„Wirst du glücklich sein?" fragte Hanna bang.

„Glücklich? Warum denn? Ist Glück der Zweck des Lebens?" sagte Gertrud. „Und doch", fügte sie lächelnd hinzu und reichte ihren Lieben die Hände, „ein Glück ist mir sicher, das so manchem Poeten als ganzer Antheil zufällt, das Glück, die Rosen in Nachbars Garten blühen zu sehen!"

Digitized by Google

Die Regulirung des Eisernen Thores an der untern Donau.

(Mit einer Karte.)

Von Professor **Dr. J. H. Schwicker**,
Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest.

Die bedeutendste natürliche Wasserstraße von Mitteleuropa, der herrliche Donaustrom, entspringt bekanntlich an der Ostseite des Schwarzwaldes im Großherzogthum Baden aus zwei unscheinbaren Quellbächen, der Brigach und der Brege, und wendet sich in seinem Laufe im ganzen nordostwärts bis Regensburg, wo die Donau eine südöstliche Richtung einschlägt und diese im allgemeinen bis zu ihrer Mündung beibehält. Allerdings erleidet dieser südöstliche Verlauf im einzelnen noch manche bedeutsame Ablenkung; die bedeutendsten dieser Ableitungen sind bei der Stadt Waitzen, wo die Donau in einem fast rechten Winkel von Südosten nach Süden abbiegt, um dann von Vukovár bis Semlin abermals eine südöstliche Richtung einzuschlagen, welche hierauf bis über die ungarische Landesgrenze von dem entschieden östlichen Laufe des Stromes abgelöst wird. Unterhalb Orschowa nimmt dieser seinen Weg neuerdings südöstlich, dann ostwärts und mündet in nordöstlicher Wendung in mehrern Armen in das Schwarze Meer.

Die gesammte Länge des Stromes von den Quellen bis zur Mündung beträgt 2883 Kilometer, der directe Quellenabstand 1630 Kilometer, sodaß auf die Stromentwickelung 1253 Kilometer entfallen. Auf diesem Laufe durchzieht die Donau erstlich deutsches Land in einer Länge von 612 Kilometer; bei Passau tritt sie, durch den Inn erheblich verstärkt, nach Oesterreich-Ungarn über. In der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie gewinnt die Donau ihre eigentliche Größe und hydrographische wie handelspolitische und culturhistorische Bedeutung. Der ganze Mittellauf des Stromes in einer Strecke von 1318 Kilometer gehört dem habsburgischen Donaureiche an, und zwar kommt hier der österreichischen Hälfte etwa ein Viertel (357 Kilometer), der ungarischen Reichshälfte aber drei Viertel (961 Kilometer) dieses mittlern Stromlaufes zu. Der Unterlauf der Donau an der Grenzscheide von Serbien, Rumänien und Bulgarien bis zur Mündung beträgt noch 953 Kilometer. Das gesammte Stromgebiet hat einen Flächeninhalt von 817100 Quadratkilometer, wovon auf die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie über die Hälfte (423540 Quadratkilometer), auf Ungarn allein aber 314453 Quadratkilometer Flächenraum entfallen.

Beweisen schon diese Daten über Stromlänge und Stromgebiet den wesentlichen Antheil, welchen Ungarn an dieser imposanten mitteleuropäischen Wasserstraße besitzt, so wird diese Antheilnahme noch durch andere Umstände in bedeutendem Maße vermehrt und gesteigert. Wir können an dieser Stelle diese Daten nicht ins einzelne verfolgen; allein es genügt schon der Hinweis auf die Menge und Bedeutsamkeit der Nebenflüsse, welche ihre Gewässer auf ungarischem Gebiete der Donau zuführen, um die hervorragende Bedeutung des Donauabschnittes in Ungarn zu kennzeichnen.

Durch ein malerisches Felsenthor

Digitized by Google

zwischen Theben und Preßburg betritt die Donau, welche soeben die March in sich aufgenommen, das ungarische Land. Jetzt ist sie erst in Wahrheit der majestätische Strom, die stolze Pulsader eines großen Reiches geworden. Gleich nachdem sie unterhalb Preßburg die Berge verlassen hat und in das Tiefland der obern oder kleinen ungarischen Ebene eingetreten ist, verzweigt sich die Donau in zwei Haupt- und in zwei Nebenarme, welche ihrerseits wiederum in eine größere Anzahl von Rinnen sich verästeln, sodaß die Schiffahrt auf dieser Strecke bis Gönyö, etwa 70 Kilometer, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Regulirung dieses verwilderten Theiles der Donau ist eben jetzt im Gange.

Bei Komorn vereinigen sich die Wasser der Donau wieder in einheitlichem Bette, durchbrechen nach Aufnahme der Waag, Gran und Eipel die Thalenge bei Gran-Wischegrad und Waitzen, um durch dieses natürliche Thor in das weit aufgerollte zweite ungarische Tiefland, in das Alföld, einzutreten. Auch hier folgt bald nach dem Eintritte abermals eine Zertheilung des Stromes bei Sanct-André durch die Sanct-Andreasinsel, dann zwischen Pest und Ofen durch die Margaretheninsel und unterhalb Budapest durch die große Insel Csepel; der wiedervereinigte Strom wird im Weiterlaufe nur noch bei Mohács in zwei Theile gespalten; von da ab fließt der Strom auf eine lange Strecke wieder im ungetheilten Bette dahin.

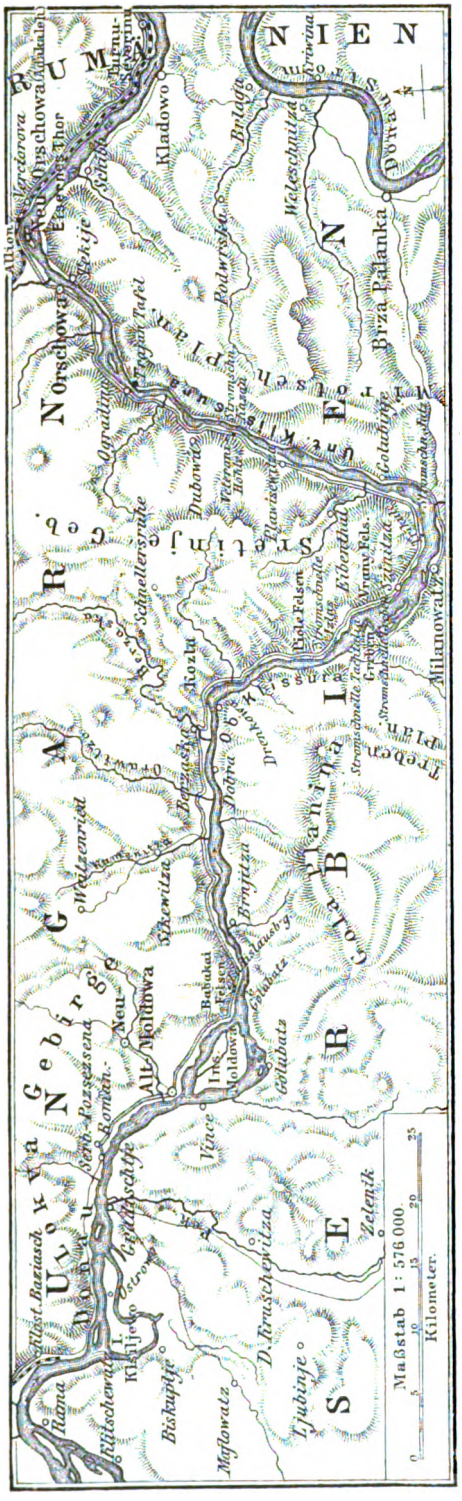
Die Ufer der Donau sind bis Budapest rechts und links von ziemlich gleicher Höhe, theils bergig, theils flach und niedrig, oder es wechseln die Uferhöhen, indem bald das eine, bald das andere Ufer eine höhere Lage besitzt. Unterhalb Budapest zeigt der Strom die charakteristische Erscheinung, daß bis zum Eintritte in die Engen der untern Donau das rechte Ufer im allgemeinen steiler und höher ist als das linke; die Hauptströmung befindet sich gegen das rechte Ufer, sodaß der Strom nach dieser Richtung strebt und sein Bett im Laufe der Jahrhunderte nachweisbar weiter nach Westen hin verlegt hat.

Die dritte Stromenge der Donau in Ungarn beginnt unterhalb der Eisenbahn- und Schiffahrtsstation Báziasch. Mit dieser Enge haben wir uns an der Hand der umstehenden Karte zu befassen.

Nachdem die von Semlin und Belgrad, durch die Theiß bei Titel, dann durch die Save und Temes verstärkte und gegen Osten vorwärts gedrängte Donau auch noch die beiden Flüßchen Karasch und Nera in sich aufgenommen, lenkt sie ihren Lauf sofort nach dem Süden, den von dorther winkenden Bergen zu. In der Nähe des Klosters Báziasch liegen sanft gerundete Waldeshöhen, welche aber bald steil ansteigenden Bergkegeln mit schmalen Thaleinschnitten weichen. Zwischen der romantischen Bergenge fließen die Wasser der Donau im ruhigen Laufe fort, breiten sich an manchen Stellen gemächlich aus, zertheilen sich und bilden Inseln, so die zum Königreiche Serbien gehörige 7 Kilometer lange und 1—3,3 Kilometer breite Insel Kisiljewo, auf welcher das Dörflein Ostrowo liegt. Nun geht es in rascher Wendung südwärts, und bei der linksuferigen Station Alt-Moldowa treten wir in die sogenannte Klissura, in das Gebiet der untern Donaukataraktе ein.

Die Donau wird bei Alt-Moldowa durch eine 7 Kilometer lange, baumlose Insel in zwei Arme getheilt; zu beiden Seiten des Stromes erheben sich Berge, theils mit Wald bedeckt, theils nackte, kahle Felsen, die einander stets näher kommen, sodaß am Ende der moldowaer Donauinsel nur eine Felsenspalte gleich

Digitized by Google



einem Riesenschlund uns entgegenstarrt. Die Wände dieser Spalte sind so steil und rauh, als ob das Gebirge erst kürzlich entzweigeborsten wäre. Im Hintergrunde schiebt sich ein anderer Bergrücken vor, welcher uns die Weiterfahrt auf dem Strome gänzlich zu verwehren scheint. Nur langsam und vorsichtig, doch voll Bewunderung nähern wir uns dem gähnenden Schlund, an dessen Eingang ein zerspaltener Felskegel, Babakaj genannt, gleich einem natürlichen Wachtthurme mitten aus dem Strome bis zu einer Höhe von 50 Metern emporsteigt. Wie schäumen und brechen sich an diesem Felskegel die Wellen des zusammengepreßten Stromes!

An den Ruinen des geschichts- und sagenberühmten Schlosses Galambócz (Taubenburg) am serbischen und der gegenüber am ungarischen Ufer gelegenen Ladislausburg vorbei, wo die vom Grafen Stephan Széchényi im Jahre 1833 erbaute Kunststraße entlang der Donau ihren Anfang nimmt, treten wir voll Schauder und Grauen in das Felsenthor. Die Bergwände fallen in fast senkrechter Steilheit über 300 Meter in den Strom herab und pressen diesen gewaltig zusammen. Von hier an bis zum Eisernen Thor unterhalb Orschowa entwickeln die Ufer der Donau eine ununterbrochene Reihe der anziehendsten Landschaftsbilder voll schauerlicher Romantik und düsterer Erhabenheit. Wir müssen hier auf eine nähere Schilderung derselben verzichten und richten dem Zwecke dieses Aufsatzes gemäß die Aufmerksamkeit ausschließlich dem Strome selbst und dessen felsendurchfurchtem Laufe zu. Die Wellen der Donau rollen in diesen Engen bald langsam dahin, bald brechen sie sich wild schäumend an den Klippen und Riffen und stürzen mit gewaltigem Getöse vorwärts. Zuweilen wird ihr Lauf durch quer in das Fluß-

Digitized by Google

bett vordringende Berge zur plötzlichen Aenderung seiner Richtung gezwungen, oder es treten die Berge zurück und schließen den Strom im steil abgeschlossenen Kessel seeartig ein.

Von Moldowa und dem Babakajfelsen 15 Kilometer entfernt, bildet die Felsbank Stenka das erste Schiffahrtshinderniß. Diese Felsenbank erstreckt sich in einer Breite von 1094 Meter unter der Donau, deren Gewässer hier zwar keinen großen Fall und rasche Strömung haben, allein der am linken Ufer sich hinziehende schiffbare Weg hat eine sehr wechselnde Tiefe, sodaß die Schiffe, namentlich Dampfschiffe, bei niedrigem Wasserstande diese Wasserstraße nur schwer oder gar nicht befahren können. Nach dem von der ungarischen Legislative im Juni 1888 angenommenen Regulirungsprojecte soll nun durch diese Felsenbank ein 825 Meter langer und am Grunde 60 Meter breiter gerader Kanal gesprengt werden mit einer Tiefe von mindestens 2,0 Meter über dem Nullpunkt des Donaupegels in Orschowa. Die Aussprengung dieses Kanals erheischt eine Fortschaffung von 7408 m³ Felsenmassen.

Von der Bank Stenka durchzieht in einer Entfernung von 14,8 Kilometer die Felsengruppe Kozla das Bett der Donau, und unmittelbar darauf folgt die Felsbank Dojke oder Szirinyák, deren quarziger Glimmerschiefer zum Theil unter dem Wasserspiegel dahinkriecht. Die Wasser schäumen und brausen und drehen sich in gefährlichen Wirbeln. Bei einem Wasserstande von 1 Meter über dem Pegelnull von Orschowa können größere Lastboote diese Strecke nicht mehr befahren. In der Ortschaft Drenkowa oberhalb des Kozlariffes besteigt ein fahrkundiger Lootse das Schiff, um es unter gefahrvollen Mühseligkeiten und vielen Windungen durch die dräuenden Felsenspitzen hindurchzuleiten. Zur Beseitigung dieser Schiffahrtshindernisse soll nun am ungarischen Ufer ein Kanal von derselben Art wie bei der Felsbank Stenka durchgebrochen werden; die Länge desselben wird 2100 Meter betragen und eine Beseitigung von 65775 m³ Felsmassen erfordern.

Noch gefährlicher als die bisher genannten Schiffahrtshindernisse sind jedoch die nun aufeinanderfolgenden Riffe und Klippen Izlás, Tachtalia, Greben und Jutz, welche 9 Kilometer unterhalb der Dojkabank ihren Anfang nehmen und auf einer langen Strecke der Schiffahrt unsägliche Schwierigkeiten bereiten. Bei niedrigem Wasserstande ist die Schiffahrt stellenweise auf einen Fahrkanal von 4 Meter Breite beschränkt; dazu beträgt bei besonders starkem Sinken des Wasserspiegels das Gefälle noch über 1,3 Meter auf 1 Kilometer. Man nennt diese Stelle auch das „Kleine Eiserne Thor", zumal sich an diese Stromschnellen noch das Felsenthor von Greben und die Untiefe des Jutz fast unmittelbar anschließen. Sind nämlich die Schiffe in 1,1 Kilometer abwärts von Tachtalia den Klippen der „Kleinen Tachtalia" zur Linken ausgewichen, so müssen sie zwischen dem spitzig nach Ostnordost vom serbischen Ufer in den Strom vorspringenden Fels Greben und den am Norduser gegenüber hereintretenden Klippen, deren stärkste fast 1,5 Meter über den niedersten Wasserstand aus der Felsbank emporragt, den Weg finden, welcher bei hohem Wasserstande mit einer reißenden Geschwindigkeit hindurchführt. Bei niedrigerm Wasser ist hier zwar eine gefahrlose Geschwindigkeit, aber 2,5 Kilometer lang wird dann unmittelbar von der grebener Stromschnelle an eine sehr geringe Wassertiefe empfindlich, welche in der Fahrrinne stellenweise bei Niederwasser nur 1,6 Meter beträgt. So lösen

Digitized by Google

sich, wie Professor W. Götz bemerkt, hier vier bis fünf Schiffahrtshindernisse in einer Entfernung von 7 Kilometer voneinander ab, deren Beseitigung fast ebenso unerläßlich erscheint als die des Eisernen Thores.

Nach dem angenommenen Regulirungsprojecte soll nun durch die Riffe Izlas und Tachtalia nach den oben angeführten Maßen ein Kanal ausgesprengt werden; das Hinderniß von Greben erfordert jedoch andere Vorkehrungen. Die ins Donaubett vordringende Grebenbergkuppe preßt die Donau von 700 Meter Breite bei großem Wasserstande auf 425 Meter zusammen; bei kleinem Wasserstande aber wird das Bett rechtsuferig von Greben und links von dem auftauchenden Branyfelsen auf 210 Meter eingeengt; dagegen breitet sich der Strom unterhalb Grebens ohne jeden Uebergang auf — 1400 Meter aus. Dort, wo die Donau aus der engen Zusammenschnürung mit einem male in das weite Profil überfließt, entsteht ein beträchtlicher Sturz, welcher von bergauf fahrenden Schiffen nur schwer bewältigt werden kann. Diese Geschwindigkeit wird größer, je mehr sich das Wasser der Donau bei Greben hebt. In dem unterhalb Greben sich ausbreitenden Bette konnte sich das Wasser aus den Felsenbänken keinen größern Raum schaffen, weil seine zerstörende Kraft zu sehr abgeschwächt wird, und so bildet denn von Greben bis Szwinitza, dem südlichsten Punkte des Donaulaufes, in etwa 2600 Meter Länge die ungenügende Wassertiefe (sie ist bei niedrigem Wasserstande kaum 0,7 Meter über Null) das Schiffahrtshinderniß.

Zur Bekämpfung dieses Hindernisses wird von der Grebenecke bis zur rechtsuferigen Gemeinde Milanowatz im Flußbett der Bau eines vom Hochwasser überströmbaren Eng- oder Stauungsdammes aufgeführt, dessen Bestimmung es sein soll, die niedrige Wasserfläche derart anschwellen zu machen, daß auf der Strecke zwischen Greben und Szwinitza die zur Schiffahrt nöthige Tiefe von 2 Meter zu Stande komme. Dieser Engdamm wird auch auf den Wassersturz bei Greben besänftigend wirken; ja dieses Anschwellen des Wassers wirkt auch auf den Stromtheil oberhalb Greben zurück und hebt die Wassertiefe in dem Kanal Izlas-Tachtalia. Dieser Kanal erfordert die Aussprengung und Wegschaffung von 46736 m³ Erd- und Felsmassen, indessen der Engdamm von Greben bis Milanowatz eine Steinanwerfung von 479964 m³ beansprucht. Der Damm ist auf ungefähr 7,5 Kilometer Länge, mit 3 Meter Kronenbreite und 1 : 1½ Seitengefälle projectirt. Die Dammkrone und Seitenspalte wird mit Steinpflaster im Umfange von 67953 m³ versehen. In Verbindung mit diesen Bauten soll dann auch die ins Donaubett vorspringende Nase des Grebenberges entfernt werden, wodurch auch das zur Erbauung des Engdammes nothwendige Material gewonnen werden könnte; zugleich würde durch diese Abtragung das Abflußprofil des Hochwassers eine Verbreiterung um 150 Meter erhalten.

Von Szwinitza 7,8 Kilometer abwärts liegt der Jutzkatarakt, welchen ein quer das Donaubett hindurchziehendes Riff aus Diorit hervorruft. Viele kleine Klippen beherrschen den Norden und die Mitte dieser scharfen Stromschnelle. Hier steigert sich die Stromgeschwindigkeit auf 3 und 3,2 Meter und es können erst bei einem Wasserstande von 1,6 Meter über dem orschowaer Nullpegel Dampfer passiren; eigens gebaute, flach gehende Personenboote gehen noch bei 1 Meter Tiefe. Die Regulirung muß darum hier nicht nur auf die Vertiefung des Strombettes, sondern auch auf die Abschwächung

Digitized by Google

der Stromgeschwindigkeit bedacht sein. Weil nun dieses Schiffahrtshinderniß durch die Aussprengung eines Kanales nur theilweise beseitigt werden könnte, indem das starke Stromgefälle dadurch noch immer nicht gemindert würde: so ist auch unterhalb des Jutzriffes ein ähnlicher Engdamm wie bei Greben projectirt; derselbe schließt sich bei Kolumbina an das serbische Ufer. Durch diesen Engdamm wird der niedrige Wasserstand gehoben und der Sturz beim Jutz abgeschwächt. Zur Herstellung des Kanals ist hier die Aushebung von 31773 m³ Felsen nothwendig; der Bau des Engdammes erfordert eine Steinaufschüttung von 120521 m³. Damit jedoch der Spiegel des Hochwassers durch diese Engdämme nicht in schädlicher Weise emporgetrieben werde, sind dieselben in der Art geplant, daß sie schon bei mittlerm Wasserstande überflutet werden können. In diesen Fällen würde die Richtung der Dämme durch schwimmende Signale angedeutet werden, damit die verkehrenden Schiffe sich in gehöriger Entfernung von den Stauungs- oder Engdämmen halten.

Etwa 14 Kilometer unterhalb des Jutzriffes beginnt die eigentliche „Klissura" oder der etwa 9 Kilometer lange Kazanpaß, der (nach Professor W. Götz) trotz des Ernstes, ja der Düsterkeit, mit welcher die dunkeln Felsenberge ununterbrochen auf den sehr eingeengten Fluß herabsehen, doch durch deren beiderseitiges Vor- und Zurücktreten so manchen großartigen Sceneriewechsel und mächtigen landschaftlichen Reiz besitzt. Er endet 2½ Kilometer oberhalb der Ogradinainsel, welche 5 Kilometer aufwärts von Orschowa liegt. An seiner nördlichen Seite ist in die Liasfelsen die kunstvolle Széchényi-Straße gehauen, während auf der serbischen Seite die nicht minder geschickt angelegte, aber nur schmal erhaltene Trajan-Straße hinführt. Eine theilweise erhaltene Inschrift an einem Uferfelsen am Ausgange der Stromenge verkündet noch heute den Ruhm des Besiegers der Daker. An der geringen Höhe der Römerstraße kann man erkennen, wie sehr der granitische und liassische Untergrund des Stromes gegen die Auswaschungsfähigkeit des Wassers seit mehr als 1750 Jahren Widerstand geleistet hat, wenn auch andererseits am Wasserstande zu Orschowa eine Minderung der abströmenden Wassermenge in den spätern Jahrzehnten unsers Jahrhunderts stattfand.

Am untern Ende des Kazandéfilé verbreitert sich die Donau und es beginnt das Becken von Orschowa, das sich bis zum Eisernen Thore erstreckt, und am untern Ausgange durch den vorspringenden Berg Allion abgeschlossen wird. Hierdurch erleidet das Stromthal abermals eine Verengerung, auf welche die 1,75 Kilometer lange und 4—500 Meter breite Donauinsel Adakaleh folgt. Auf dieser Insel liegt die Befestigung Neu-Orschowa oder Adakaleh, welche in den Jahren 1716—18 von Oesterreich angelegt wurde. Im Frieden von Belgrad (1739) kam die Insel und Festung abermals in türkischen Besitz, bis im Jahre 1878 sie wieder von Oesterreich-Ungarn übernommen wurde.

Von Orschowa ungefähr 9,2 Kilometer, von der ungarischen Landesgrenze 3 Kilometer entfernt, befindet sich das größte Hinderniß einer ungestörten Donauschiffahrt, das Eiserne Thor. Dasselbe besteht aus einer Felsenbank, welche in schiefer Richtung vom rumänischen Ufer der Donau nach der serbischen Seite das ganze Donaubett durchzieht, und aus Felsengruppen, die schon bei mittlerm Wasserstande den Spiegel des Flusses überragen. Jenes Felsenriff, Prigrada

Digitized by Google

genannt, hat eine Länge von 1050—1690 Meter und bildet mit den Ufern spitze Winkel; die diagonale Richtung geht südöstlich durch den Strom, ohne an die Ufer selbst zu reichen. Der mittlere Theil des Riffes erhebt sich in einer Länge von 500 Meter als ein schroffer Felsblock über das Wasser. Oberhalb und unterhalb, namentlich an der Nordseite, sind noch verschiedene Klippen, die überall dazu beitragen, die Zahl der Wirbel und Gegenströmungen zu vermehren, welche ohnedies schon durch die Zerrissenheit der Felsfundamente in der Stromsohle veranlaßt werden. Der Strom muß unmittelbar vor dieser Felsenbarrikade mit der Hauptwassermasse, also auch mit der der Fahrrinne, vom südlichen Ufer abgehen und sodann zwischen der Prigrada und dem Nordufer hindurcheilen mit einer mittlern Geschwindigkeit von 4,2 Meter bei Niederwasser, dagegen bei einem Wasserstande von 1,6—2,6 Meter über Null (Orschowa) nur mit einer solchen von 3 Meter in einer Ausdehnung von ungefähr 2,6 Kilometer! Auf dieser Strecke überwindet der Fluß im ganzen ein Gefälle von 5 Meter bei Niederwasser (an der raschesten Stelle auf 200 Meter sogar 0,67 Meter), bei 2—3 Meter über Pegelnull nur ein solches von ungefähr 3 Meter, und verlegt, unmittelbar daran anschließend, die Fahrrinne wieder ans südliche Ufer. Neben den Klippen, Riffen und Felsenbänken und dem reißenden Stromgefälle behindert die Schifffahrt auch noch eine ungleiche Wassertiefe. Sehr seichte Stellen wechseln plötzlich mit großen Vertiefungen an der Flußsohle, welche in der Nähe der Felsenriffe am linken Ufer an einigen Stellen 80—95 Meter hinabsinkt. All diese Umstände verursachen beim Eisernen Thor gefährliche Stromschnellen, viele Wirbel und Gegenströmungen, die im Vereine mit den zu Tage stehenden und den unter dem Donauspiegel dahinkriechenden Riffen und Klippen dieses Eiserne Thor zu einer der gefürchtetsten Stellen in der Donau gestalten. Diese einzigartigen Schiffahrtshindernisse endigen am serbischen Dorfe Schibb, und es gewinnt der Strom hier wieder einen ungestörten, ruhigen Lauf in breitem Bette und mit mächtiger Tiefe.

Um nun dieses größte Hinderniß einer regelmäßigen Schiffahrt zu beseitigen, reichen die bei den obern Donaukatarakten anzulegenden Durchbruchskanäle und Engdämme nicht aus; hier muß man zu einem andern Mittel seine Zuflucht nehmen. Die im Jahre 1873 tagende internationale Commission, welche von Oesterreich-Ungarn und von der Türkei eingesetzt war, plante hierzu die Aussprengung eines offenen Kanals am rechten Donauufer. Dagegen schlugen die im Jahre 1879 nach der Katastrophe von Szegedin von der ungarischen Regierung berufenen Sachverständigen den Bau eines Schleusenkanals vor. Die ungarische Legislative hat jedoch auf Vorschlag der Regierung das Project jener internationalen Commission wieder aufgegriffen und beschlossen, es sei am rechten (serbischen) Ufer der Donau ein offener Kanal mit einer Sohlenbreite von 80 Meter und einer Länge von 2200 Meter auszuheben. Zum Baue dieses Kanals ist die Wegschaffung von 247316 m³ Felsmassen nothwendig; zur Aufrichtung der Zwischendämme, welche den Kanal von der Donau trennen, sind Aufschüttungen von 577967 m³ erforderlich.

Ueberblickt man die gesammte Menge der zu bewältigenden Erd- und Felsenarbeiten, so ergibt sich:

1) Unter dem Wasserspiegel zu entfernende Felsen . . . 176861 m³.
2) Auf dem trockenen Lande . 247316 „

Digitized by Google

3) Zur Herstellung der Dämme nöthiges Steinmaterial . 829451 m³.
4) Bruchsteine zur Ausfüllung der Dämme . . . . . 330651 „
5) Steinverkleidungen . . . 209736 „

Die Bewerkstelligung dieser ebenso umfassenden als schwierigen Arbeiten erfordert selbstverständlich auch erhebliche Kosten. Nach dem allerdings nur ungefähren Kostenvoranschlage der ungarischen Regierung würden die Regulirungen der einzelnen oben geschilderten Stromhindernisse nachstehende Summen beanspruchen:

1) Stenka	106734 Fl.	46 Kr.
2) Kozla-Dojke . . .	886254 „	06 „
3) Izlas-Tachtalia-Greben	1,986991 „	34 „
4) Jutz	898559 „	50 „
5) Eisernes Thor . .	3,115893 „	09 „
6) Dazwischen gelegene Partien	112490 „	— „
Somit Baukosten	7,116922 Fl.	45 Kr.

Dazu kommen dann noch die Kosten für die Ausarbeitung der Einzelpläne, für die Bauleitung und Bauinspection, für die Intercalarzinsen während der Bauperiode und für sonstige unvorhergesehene Ausgaben, sodaß die Gesammtkosten dieser Regulirung auf rund 9 Mill. Fl. veranschlagt sind.

Angesichts der hohen Wichtigkeit, welche diese Regulirung in Bezug auf Verkehr und Handel, dann aber auch in allgemein volkswirthschaftlicher und politischer Hinsicht besitzt, müssen diese Kosten als verhältnißmäßig bescheidene bezeichnet werden; denn selbst im Falle diese Regulirungskosten obige Anschlagssumme um vieles übersteigen würden, wäre die endliche Besiegung und Beseitigung der ungemeinen Schiffahrtshindernisse an der untern Donau nicht zu theuer erkauft.

Man vergegenwärtige sich nur den heutigen traurigen Zustand dieser Schiffahrt, welche schon bei einem mittelmäßigen Wasserstande blos in beschränkter Weise stattfinden kann, bei Niederwasser aber oft ganz eingestellt oder doch auf ein Geringes beschränkt werden muß. Wenn z. B. ein Dampfer von Widdin her zehn Schlepper aufwärts führen will, so muß er vor dem Eisernen Thore jeden bis zu 4,5 Tonnencentner erleichtern und einzeln über diese Stelle bringen, also die gefährliche Hin- und Rückfahrt zwanzigmal vollbringen. Schon bei einem Wasserstande von 1,24 Meter über Pegelnull von Orschowa muß die Donauschiffahrt aufhören, sodaß sie also auch Lichterboote nicht mehr schleppt. Plätten mit 0,65 Meter Tiefgang und einer Tragfähigkeit von 20 Tonnen können noch bei 0,85 Meter Wasserstand über Pegelnull von Ochsen oder Pferden über das Eiserne Thor gezogen werden. Niederwasser tritt natürlich leicht ein, da die gewöhnlichen Dampfschiffe 1,5 Meter Tiefgang haben; es wird dasselbe, wie öfters erwähnt, nach dem Pegelstand von Orschowa erkannt, dessen Nullpunkt 43,4 Meter über dem Meeresspiegel gelegen ist.

Das Schiffahrtshinderniß des Eisernen Thores und der verschiedenen andern Riffe und Katarakten legt sonach der Entwickelung eines größern, ungestörten Verkehrs in der eisfreien Jahreszeit sehr drückende Fesseln auf. Dieses Hinderniß lähmte die Schiffahrt auch in ältern Zeiten, ja es war die Ursache, daß beispielsweise die Römer den Strom unterhalb des Eisernen Thores mit einem ganz andern Namen belegten. Der Danubius wurde hier durch den Ister abgelöst; so sollte schon die verschiedene Benennung die scharfe physikalische Trennung der mittlern von der untern Donau anzeigen. Zur Umgehung dieser Hindernisse hatte Kaiser Trajan am rechten Ufer mit außerordentlichen Schwierigkeiten eine Straße theils in den Felsen

Digitized by Google

gesprengt, theils über in die Felswände eingerammte Balken (Treppelweg) geführt und in der Nähe des Eisernen Thores seine berühmte stehende Brücke über die Donau erbaut.

Seitdem verstrichen aber mehr als anderthalb Jahrtausende, ohne daß zur Beseitigung der Schiffahrtshindernisse am Eisernen Thore und an den untern Katarakten der Donau etwas Durchgreifendes geschehen wäre. Diese auffällige Thatsache findet zum Theil ihre Erklärung in dem merkwürdigen Umstande, daß die Wasserstandsverhältnisse des Eisernen Thores nicht von jeher so unerträglich waren als heute. So wurde z. B. im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts in dem regen Handelsverkehr zwischen Wien und der Türkei, resp. Konstantinopel der ganze Donauwasserweg von der damals bestandenen wiener Handelsgesellschaft „Donaucompagnie" als regelmäßige Frachtenstraße benutzt, und zahlreiche türkische Schiffe kamen mit Waaren levantinischen Ursprungs noch in den achtziger Jahren nach Wien, ohne daß ähnliche Klagen laut wurden wie in den letzten drei Jahrzehnten. Ja in dem Kriege zwischen Oesterreich und der Türkei 1737 gingen einige österreichische Kriegsschiffe von 22 Kanonen im Sommer durch das Eiserne Thor; doch konnten sie sich über dieses allerdings nicht mehr rechtzeitig zurückziehen.

Die Thatsache größerer Wassertiefe der Donau in früherer Zeit wird übrigens auch durch besondere Beobachtungen des Wasserstandes nachgewiesen; diese Beobachtungen am Donaupegel in Orschowa ergeben, daß die Senkungen des jährlichen mittlern Wasserstandes sich in den letzten Decennien erheblich verstärkt haben und hier per Jahr 2,28 Centimeter betragen.

Um so dringender mußte die Regulirung dieser Donaustrecke erscheinen. Die ernstliche Beschäftigung mit dieser Frage verdankt man der Initiative des reformfreundlichen Grafen Stephan Széchényi, der im Jahre 1832 in Gesellschaft mit dem Ingenieur Beszédes die untere Donau bereiste und im darauffolgenden Jahre die kürzlich gegründete K. k. privilegirte österreichische Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft dazu bewog, daß sie auch auf dieser Strecke zwei Dampfer in Dienst stellte. Unter anderm ließ Széchényi durch den vortrefflichen Hydrotechniker Paul Vásárhelyi in diesem Stromabschnitt Untersuchungen aufstellen. Die Messungen und kartographischen Aufnahmen Vásárhelyi's dienten allen spätern Karten und Regulirungsplänen zur Grundlage. Vásárhelyi sprengte auch in den Jahren 1834—35 an der Untiefe Dojka einen 60 Klafter langen und 16 Klafter tiefen Kanal aus. Trotzdem wagte erst im Jahre 1846 ein Dampfer seine erste Fahrt durch die Engen des Eisernen Thores.

Die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft empfand natürlich am unmittelbarsten und meisten den schweren Nachtheil dieses gehemmten Schiffsverkehrs, und sie bemühte sich ihrerseits, mindestens die ärgsten Hindernisse zu beseitigen. In den Jahren 1847—49 ließ die Gesellschaft durch den Schiffskapitän Alfons Dinelli einige Felsen, namentlich in den untern Theilen des Eisernen Thores, sprengen. Behufs einer gründlichern Regulirung entsendete das österreichische k. k. Handelsministerium zu Anfang der funfziger Jahre den Sectionsrath Ritter von Pasetti an die untere Donau; dieser verwarf die Vorschläge Vásárhelyi's als unzweckmäßig und stellte neue Regulirungsanträge, welche aber ebenso wenig in Ausführung genommen wurden als die sehr ausführlichen und fleißig gearbeiteten Pläne des damaligen k. k.

Digitized by Google

Oberingenieurs Wex aus dem Jahre 1855. Aus diesen Plänen heben wir nur jenen Vorschlag hervor, dem gemäß Oberingenieur Wex, diese Autorität im Wasserbau, am südlichen Ufer des Eisernen Thores die Aushebung eines 2400 Meter langen Kanals beantragt hatte, ein Project, auf welches, wie wir gesehen haben, auch die jetzt in feste Aussicht gestellte Regulirung wieder zurückgegriffen hat.

Nach den Feststellungen des Pariser Friedens vom Jahre 1856 wurde die Donau als ein freier Strom erklärt, infolge dessen die österreichische Regierung auch die Beseitigung der Schiffahrtshindernisse in demselben als eine internationale Angelegenheit betrachtete und darum die Uebernahme derselben auf eigene Staatskosten ablehnte. Die Folge war eine völlige Außerachtlassung dieser Regulirungsfrage überhaupt. Man überließ es thatsächlich den unmittelbaren Hauptinteressenten, namentlich der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, sich mit der Offenhaltung des Eisernen Thores abzufinden oder nicht. Diese setzte denn auch in den Jahren 1854—56 die theilweisen Felssprengungen fort, ließ durch den Amerikaner Wilhelm Mac Alpine neue Regulirungspläne ausarbeiten; allein zur Inangriffnahme und Durchführung derselben reichten die Mittel der privaten Gesellschaft denn doch nicht aus. Sie behalf sich übrigens in ihrer Sphäre so gut als sie konnte, namentlich auch durch die Erbauung von Lichterbooten für den Packetverkehr mit nur 22 Centimeter Tauchung. Allein damit konnte selbstredend angesichts des Eisenbahnfrachtverkehrs und des Bedürfnisses nach der Verwendung großer Transportfahrzeuge auf den Wasserstraßen dem Waarenaustausch nicht gedient sein. Dies um so weniger, weil es sich in dem Verkehr zwischen dem untern und dem mittlern und obern Donaugebiet bezüglich der Lastensummen weitaus am meisten um die Verfrachtung von Producten der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Gewerbe, überhaupt von Massengütern (Salz, Holz u. s. w.) handelt.

Als nun gegen Ende des vorletzten Jahrzehntes einige sehr bemerkliche Niederwasser bei Orschowa sich empfindlich geltend machten, während sich der Verkehr auf der ungarischen Strecke sehr lebhaft entwickelte und gerade dadurch die Sperre des Eisernen Thores und die nach der Donaumündung hin sich immerzu steigende Waarenbewegung Rumäniens auffallender ward, wollte die österreichische Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, überdies gestärkt durch die sehr günstigen Betriebsergebnisse von 1866 bis 1869, dem Versuche näher treten, mit eigener Kraft das Eiserne Thor zu erschließen. Mahnte sie ja auch der ungünstige Rückschlag der Schiffahrtsergebnisse von 1870 dazu, eine zuverlässige und dauernde Erweiterung des Geschäftsbetriebes hier ins Werk zu setzen. Im Auftrage der Gesellschaft untersuchte daher im Jahre 1871 der Hydrotechniker Wilhelm Mac Alpine die Art und Weise der Regulirung des Eisernen Thores und die Rentabilität einer Kettenschleppschiffahrt durch dasselbe. Er sprach sich in seinem Bericht für einen freien Kanal in der Wex'schen Trace aus, in welchem eine Kette zu legen wäre, um durch Bugsirdampfer gegen die Strömung gleichzeitig je vier Schlepper führen zu können.

Allein trotz der günstigen Aussichten des vorgelegten Planes konnte sich die Gesellschaft zur kostspieligen Durchführung nicht entschließen. Inzwischen war in der Donaufrage ein neues Moment eingetreten. Auf der Londoner Staatenconferenz im Jahre 1871 wurde nämlich nach Art. 6 des geschlossenen internatio-

Digitized by Google

nalen Vertrages den Donauuferstaaten das Recht eingeräumt, zur Bedeckung der Regulirungskosten des Eisernen Thores und der untern Donaukatarakte provisorisch, d. h. bis das zu diesem Behufe aufzunehmende Anlehen getilgt sein wird, Schiffahrtsgebühren einzuheben.

Die interessirten Uferstaaten, Oesterreich-Ungarn und die Türkei, betrauten infolge dessen im Jahre 1873 mit der Ausarbeitung der als Grundlage der Regulirung dienenden Pläne eine internationale Commission, an welcher von seiten Oesterreichs der kaiserliche Rath Wawra, von seiten Ungarns der Ingenieur Ludwig Bodoky und seitens der Türkei Mougel-Bei und Vely-Effendi als Mitglieder betheiligt waren. Die Commission verfertigte die erforderlichen Regulirungspläne. Bei denselben wurden im allgemeinen folgende Grundsätze beobachtet: 1) Die zu errichtenden Schiffahrtskanäle werden im Strombette herzustellen sein, sodaß das rechte Ufer an keinem Punkte berührt wird. 2) Die neue Schiffahrtslinie ist thunlichst außerhalb der gegenwärtigen Schiffahrtsstraße anzulegen, damit die Schiffahrt durch die Arbeiten nicht gehemmt werde. 3) Die Sohlenbreite der Kanäle wurde mit 60 Meter, ihre Tiefe aber mit 2 Meter unter dem niedrigsten Wasserstande bestimmt. Solche Kanäle sollten bei den Felsenbänken Stenka, Kozla-Dojka und Izlas-Tachtalia ausgesprengt werden. Zur Ausgleichung des Gefälles an dem letztgenannten Doppelriffe und an der Stromschnelle des Grebenfelsens sowie zur Hebung des Wasserstandes in der darauffolgenden Untiefe von Swinitza sollte ein 2 Kilometer langer überflutbarer Stauungsdamm von der Grebenspitze parallel mit der Strömung inmitten des Flusses abwärts errichtet, oder ein Kanal am Nordufer ausgehoben werden. Für das Eiserne Thor schlug die Majorität der Commission einen Kanal mit freier Strömung in einer Länge von 2070 Meter vor, ähnlich wie nach dem Wex'schen Project am rechten Ufer auszuheben. In demselben würde sich bei einer Geschwindigkeit von 2,23 Meter bei Niederwasser und bis zu 4 Meter bei Hochwasser ein Gefälle von 4,56 Meter, also 2,2 Meter pro 1000 Meter vollziehen.

Die Kosten sämmtlicher Arbeiten wurden bei der projectirten Kanaltiefe von 2 Meter mit 13 Mill. Frs., bei der von den türkischen Commissaren befürworteten Kanaltiefe von nur 1,7 Meter mit 10,6 Mill. Frs. festgestellt.

Nach Beendigung der Arbeiten dieser internationalen Commission verstrichen weitere fünf Jahre, bis die Angelegenheit wieder auf die Tagesordnung gelangte. Mittlerweile waren auf politischem Gebiete durch den Russisch-Türkischen Krieg und den darauffolgenden Berliner Friedensvertrag vom 13. Juli 1878 auch in Bezug auf die internationale Stellung der Donau wichtige Veränderungen eingetreten. Art. LVII des Berliner Friedensvertrages überträgt nämlich die Durchführung der Regulirung des Eisernen Thores und der untern Donaukatarakte an die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie und spricht zugleich aus, daß jene Bestimmung des Londoner Tractats vom 13. März 1871, Art. VI, welche zur Deckung der Regulirungskosten die provisorische Einhebung von Schiffahrtsgebühren gestattet, allein für Oesterreich-Ungarn Geltung haben soll.

Der Berliner Vertrag legt demnach der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie die Verpflichtung und das hieraus fließende Recht auf, die Donauregulirung vorzunehmen und hierfür von den einzelnen durchlaufenden Schiffen entsprechende Taxen einzuheben. Die Re-

Digitized by Google

gierungen der beiden Hälften dieser Monarchie haben nach längern Verhandlungen auf Grund des Berliner Vertrags untereinander die Vereinbarung getroffen, daß die Regulirung des Eisernen Thores und die Beseitigung der übrigen Schiffahrtshindernisse an den untern Donaukatarakten der ungarischen Reichshälfte übertragen werde; selbstverständlich erhält damit Ungarn auch das Recht, nach durchgeführter Regulirung zur Deckung der aufgewendeten Kosten die Schiffahrtstaxen für seine Rechnung einzuheben.

Die ungarische Regierung hat das Zustandekommen dieser Vereinbarung hauptsächlich aus dem Grunde angestrebt, weil es ihr geschienen, daß es vom politischen und volkswirthschaftlichen Standpunkte aus ein hervorragendes und besonderes Interesse Ungarns sei, wenn diese wichtigen Regulirungsarbeiten innerhalb der Landesgrenze von Ungarn selbst, nach dessen Willen und Entschluß in Angriff genommen und mit Rücksicht auf die gemeinsamen Interessen der Monarchie und in Erfüllung einer übernommenen internationalen Vertragspflicht durchgeführt werden.

Als im Jahre 1879 die ungeheuern Theißüberflutungen die Katastrophe von Szegedin herbeiführten, berief die ungarische Regierung ausländische Sachverständige zur Untersuchung und Begutachtung der Regulirungsarbeiten im Theißthale und bat dieselben zugleich, daß sie ihre Aufmerksamkeit auch den Flußverhältnissen an der untern Donau zuwenden mögen, da eine vielverbreitete Meinung sich dahin ausgesprochen hatte, daß erst eine Regulirung des Eisernen Thores und der Katarakte die Theißüberschwemmungsnoth gründlich beseitigen könne.

Die ausländischen Experten schlossen sich hinsichtlich der Regulirungsarbeiten an der untern Donau im ganzen dem Plane der internationalen Commission von 1873/74 an, brachten nur an den Linien der in den Katarakten auszusprengenden Kanäle einige Aenderungen in Vorschlag und verlangten die Fortsetzung des überflutbaren Stauungsdammes von der Grebenspitze bis nahe an Milanowatz, und zwar ganz bis an das Ufer, sodaß er das zwischen sich und dem rechten Ufer befindliche Becken vollständig einschließt. Ebenso projectirte sie unterhalb der Stromschnelle Jutz einen 3—4 Kilometer langen Stauungsdamm parallel mit der Strömung des Fahrwassers auf der linken Seite. Die bedeutendste Abweichung in den Vorschlägen der Sachverständigen bezog sich auf die Regulirung des Eisernen Thores.

Hier verlangte sie die Erbauung eines Schleusenkanals; denn das Gefälle in dem 1874 projectirten freien Kanal sei fast nur auf den obern Theil zusammengedrängt und daher für die Schiffahrt, namentlich bei Hochwasser, viel zu stark; auch ströme überdies dem Kanal infolge seiner Lage und der Ufercurven nicht die genügende Wassermenge von 340 m^3 pro Secunde zu. Daher müsse man sich mit einem Kanalsystem helfen, nach welchem am untern Ende des auf 1215 Meter gekürzten Kanals eine Doppelschleuse mit einer Gesammtlänge von 350 Meter gebaut werde, in der ein Gefälle von 4,54 Meter überwunden würde. In derselben würden also nicht nur einzelne Schiffe, sondern auch ganze Convois von Schleppern emporgezogen, sodaß der Vorwurf des Zeitverlustes wesentlich gemindert wird, während ohne diese Lösung ein stets ungehinderter Massengütertransport stromaufwärts ausgeschlossen wäre. Ebendiese Rücksicht auf eine allezeit ungehinderte Benutzung des Fahrwassers recht-

Digitized by Google

fertigt (nach Ansicht dieser Experten) auch den bedeutenden Mehraufwand, der für diese Art der Regulirung nothwendig wird. Während nämlich der von der internationalen Commission geplante freie Kanal am Südufer des Eisernen Thores einen Kostenaufwand von 3,96 Mill. Frs. beansprucht hätte, stellen sich die Kosten des von den Experten projectirten Schleusenkanals auf rund 12 Mill. Frs. Die gesammten Regulirungsauslagen berechneten diese Sachverständigen überhaupt auf 20,14 Mill. Frs.

Mußten schon diese erheblichen sachlichen und finanziellen Verschiedenheiten in den beiden Regulirungsplänen die zur Durchführung derselben berufene ungarische Legislative und Regierung behutsam und vorsichtig machen: so trugen überdies noch andere Umstände und Verhältnisse zur Verzögerung der Angelegenheiten bei. Professor W. Götz ist in seinem vortrefflichen Werke: „Das Donaugebiet" (Stuttgart 1882) geneigt, die Schuld dieser bedauerlichen Verzögerung wesentlich der Gleichgültigkeit oder sogar der Antipathie einflußreicher Kreise gegen diese Regulirung zuzuschreiben.

Wir wollen nun nicht leugnen, daß einzelne Stimmen, namentlich von kaufmännischer Seite, Befürchtungen darüber aussprechen, daß bei ungehemmtem Schiffverkehr auf der Donau der Wettbewerb mit den ausländischen Verfrachtern und Verkäufern ein äußerst schwieriger, ja kaum möglicher sein werde. Es waren dieselben beschränkten Köpfe, denen auch die fortdauernde Verwilderung des Donaustromes zwischen Preßburg und Gönyö als eine „Schutzwehr" gegen die Ueberflutung durch die österreichische und deutsche Concurrenz erschien. Wenn man aber die Existenz solcher kurzsichtigen Anschauung auch anerkennt, so darf andererseits nicht übersehen werden, daß die maßgebenden Kreise in Ungarn diese beschränkte Auffassung keineswegs getheilt haben. Im Schoße des ungarischen Communicationsministeriums beschäftigte man sich vielmehr fortwährend und eingehend mit der Donauregulirungsfrage, und daß es keine blos theoretischen Beschäftigungen waren, darüber liegen deutliche Beweise vor. Wir verweisen hier nur auf den ungarischen Gesetzartikel VIII vom Jahre 1885, nach welchem zur Bewältigung der Regulirungsarbeiten im Stromabschnitte der Donau zwischen Duna-Radvány und Gönyö die ungarische Legislative den erheblichen Betrag von 17 Mill. Fl. bewilligt hat. Die Arbeiten sind seitdem in Angriff genommen und mit entsprechendem Erfolge fortgesetzt worden.

In Betreff der Regulirung des Eisernen Thores und der untern Donaukataraktе fand im Schoße des ungarischen Communicationsministeriums im Jahre 1883 eine abermalige eingehende Ueberprüfung der vorgelegten Pläne und Vorschläge statt und es wurde unter Berücksichtigung derselben die Ausarbeitung eines neuen Regulirungsprojectes angeordnet. Diese Arbeit besorgte der königlich ungarische Sectionsrath Ernst Wallandt, als vorzüglicher Hydrotechniker wohl bekannt. Derselbe legte seine Pläne im Jahre 1884 dem Minister vor. Diese wurden nun von den berufenen Instanzen neuerdings geprüft und hierauf vom jetzigen ungarischen Communicationsminister Gabriel Baross gutgeheißen, nachdem derselbe noch früher selber eine Inspectionsreise an die untere Donau unternommen hatte, um die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen zu lernen. Diese revidirten Regulirungspläne lehnen sich im Ganzen an die Vorschläge der internationalen Commission von 1873/74 und weichen nur bei Einzelheiten von denselben ab.

Digitized by Google

Auf solche Weise kam der Gesetzentwurf zu Stande, welchen die beiden ungarischen Ministerien der Communicationen und der Finanzen unter dem 26. Mai 1888 dem ungarischen Reichstage unterbreiteten und der dann im Monat Juni 1888 von den beiden Häusern dieses Reichstages angenommen wurde. Das neue Gesetz besteht nur aus fünf Paragraphen und besagt, daß im Sinne des Art. LVII des Berliner Friedensvertrages vom Jahre 1878 und des Art. VI der Londoner Vereinbarung vom 13. März 1871 sowie gemäß dem getroffenen Uebereinkommen zwischen den beiden Staaten der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie Ungarn die zur Beseitigung der Schiffahrtshindernisse am Eisernen Thore und in den untern Donaukatarakten erforderlichen Arbeiten nach den vom königlich ungarischen Communicationsminister vorgelegten allgemeinen Regulirungsplänen zu Lasten des ungarischen Staatsschatzes übernimmt und den Commnuicationsminister beauftragt, alle jene Vorkehrungen und Veranstaltungen zu treffen, damit die Arbeiten je eher in Angriff genommen und mit Erfolg zu Ende geführt werden. Auch hat derselbe Minister im Interesse der Erhaltung und Verwaltung der zu Stande gebrachten Regulirungsarbeiten die erforderliche Sorgfalt zu tragen.

Zur Deckung der bis zu Ende des Jahres 1895 zu bewältigenden Regulirungsarbeiten wird dem Ministerium ein Credit von 9 Mill. Fl. eröffnet, welche Summe entweder in den vorfallenden Jahresraten in das jeweilige Budget des Communicationsministeriums aufzunehmen ist oder auch im Wege einer Creditoperation gedeckt werden kann. Nicht minder wird der Communicationsminister angewiesen, im Einvernehmen mit dem Finanzminister in Betreff der einzuhebenden Schiffahrtsgebühren die nöthigen Festsetzungen zu machen. Ueber den Fortgang der Regulirungsarbeiten hat der Minister jährlich einen ausführlichen Bericht an den Reichstag zu erstatten.

Aus diesen Thatsachen geht deutlich hervor, daß Ungarns maßgebende Kreise ernstlich entschlossen sind, die ebenso nachtheiligen als gefährlichen Hindernisse einer freien Schiffahrt auf der Donau in Ungarn mit einem bedeutenden Kostenaufwande zu beseitigen. Hat doch die ungarische Legislative für die Regulirung der beiden Stromabschnitte Duna-Radvány-Gönyö und Moldowa-Eisernes Thor innerhalb drei Jahren die Summe von 26 Mill. Fl. aus Staatsmitteln bestimmt.

Ungarns Regierung und Legislative haben sich zu diesen Kosten entschlossen, theils in Erfüllung einer von der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie im Berliner Friedensvertrage vom Jahre 1878 übernommenen internationalen Verpflichtung, welcher sich weder die Monarchie überhaupt, noch Ungarn insbesondere entziehen durfte und wollte; theils aber entschied sich Ungarn für die Durchführung der Donauregulirung am Eisernen Thore im wohlverstandenen eigenen Interesse und in dem der habsburgischen Monarchie. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß für die handelspolitische Bedeutung dieses Reiches die möglichst ungehinderte Schiffahrt auf der Donau eine wesentliche Bedingung ist. Oesterreich-Ungarn hat im Südosten einen Hauptmarkt für seine Natur- und Kunstproducte. Diesen Markt gegenüber dem drohend angewachsenen Wettbewerbe anderer Mächte zu behaupten und möglichst zu verwerthen, ist für diese Monarchie, und hier speciell für Ungarn, geradezu Lebensfrage. Den Vortheilen einer freien Donaufahrt gegenüber können die beiden Bahnlinien, welche Ungarn

Digitized by Google

mit Rumänien verbinden, keinen Ersatz bieten, denn für die Verfrachtung umfangreicher und wohlfeiler Rohproducte kann auch der niedrige Bahntarif nicht die gleichen Vortheile gewähren als die mit Dampfkraft im Großen betriebene Flußschiffahrt. Das Bedürfniß nach einer Beseitigung der Schiffahrtshindernisse in der untern Donau hat sich in Ungarn schon vor einem halben Jahrhundert fühlbar gemacht, und es ist seither dessen Dringlichkeit nur noch höher gestiegen. Der unsterbliche Reformer, der „größte Ungar", Graf Stephan Széchényi, wies mit unwiderleglichen Gründen auf die Nothwendigkeit dieser Regulirung hin, und ihm folgten alle jene Männer, welche in Ungarn, Oesterreich und Deutschland sich mit nationalökonomischen und verkehrspolitischen Fragen befaßt haben. Oesterreich-Ungarns volkswirthschaftliche Zukunft bedingt die möglichst erleichterte, ungestörte Verbindung mit dem Orient, insbesondre mit den Völkern und Staaten der Balkanhalbinsel.

Gerade im Hinblick auf diese Stellung der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie muß man die endliche Inangriffnahme der Regulirung des Eisernen Thores auch vom allgemein politischen Gesichtspunkte mit Freude und Befriedigung begrüßen. Durch diese Thatsache wird der Irrthum, als ob die habsburgische Monarchie die untern Donauländer „freigeben" und dafür „Ersatz" im Westen des Balkan, auf der Linie gegen Salonichi suchen soll — dieser Irrthum wird gründlich widerlegt. Die Donau ist die natürliche Wasserstraße Mitteleuropas nach dem Südosten, sie bildet die Vermittlerin der Völker im Westen und Südosten, und wer sie besitzt, der hat den Schlüssel zum Orient, aber auch zum Eingange nach Oesterreich-Ungarn in seiner Hand. Dieses altehrwürdige Donaureich würde seine ganze Großmachtstellung gefährden, ja förmlich preisgeben, falls es auf die Donaulinie Verzicht leisten würde. Die Geschichte bezeugt es seit Trajan mit laut redenden Thatsachen, daß ohne den bestimmenden Einfluß auf dem Donaustrome auch der staatliche Besitz und das Prestige auf dem Balkan für die Dauer unhaltbar ist. Oesterreich-Ungarn kann seine friedliche, völkerschirmende Mission auf der Balkanhalbinsel nur erfüllen, insolange es seine natürliche Pulsader, den herrlichen Donaustrom, mit Sorgfalt behütet und in umfassender Weise für seine wirthschaftlichen, politischen und culturellen Interessen benutzt. Europa und die Balkanvölker werden ihm dafür besten Dank wissen.

Durch die Regulirung des Eisernen Thores und der untern Donaukatarakte stellt sich Ungarn ehrenvoll in die Reihe jener Culturstaaten, welche für die Hebung und Förderung friedlicher Verkehrsmittel selbst vor bedeutenden Opfern nicht zurückscheuen. Die Riesenarbeit, die hier zu bewältigen ist, wird nach ihrer Vollendung auch den Ruhm derjenigen verkünden, welche sie gedacht, geplant und ausgeführt haben.

Digitized by Google

Das deutsche Kunsthandwerk auf der nationalen Ausstellung zu München 1888.

Von H. E. von Berlepsch.

In dem Buche über „Kunst und Kunstgewerbe auf der wiener Weltausstellung 1873" drückt sich Jakob Falke gelegentlich der Besprechung von Wohnungsausstattungen der verschiedenen Nationen über Deutschland und Oesterreich folgendermaßen aus: „Im allgemeinen aber ist es gewiß überraschend, wie sehr das deutsche und österreichische Mobiliar, die willkürlichen, naturwidrigen Formen des Rococo verlassend, sich einfacher gesetzmäßiger Structur zuwendet und damit von allen Seiten sich der Renaissance nähert, wenn auch bei weitem nicht alles Renaissance ist, was wir sehen. Nun wissen wir freilich, daß es in Wirklichkeit noch vielfach anders ist, und daß die Schablone für das gute Bürgerhaus noch lange nicht der Renaissance angehört; aber wie oft, so ist es auch hier: die Ausstellung, den werdenden und wachsenden Geschmack ergreifend, gibt die Hoffnung und die Richtung der Zukunft. In dieser Auffassung, soviel Tadel das Einzelne auch bietet, können wir das deutsche wie das österreichische Mobiliar nur als eine Wendung zum Guten bezeichnen, und das um so mehr, als diese Wendung unabhängig vom französischen Geschmack ist, ja sich diesem entgegenstellt."

Man sprach also immerhin von der Entwickelung des deutschen Kunstgewerbes. Es war aber noch jung, lag in mancher Beziehung noch in den Windeln, während Frankreich, das in dieser Hinsicht den ganzen europäischen Markt beherrschte, auf eine lange historische Entwickelung seiner gewerblichen Künste und seines Geschmacks zurückblicken konnte und auf einer festen Basis stand, von der sich bald da, bald dort neue Zweige lebenskräftig entwickelten. Man kann wol sagen, daß in Frankreich seit Jahrhunderten in dieser Beziehung kein Stillstand eingetreten war, sondern stetiges künstlerisches Wirken und Schaffen sich auch zu jener Zeit geltend machte, wo in Deutschland beispielsweise in dieser Hinsicht gar nichts geschah. Es ist dies die Periode von den Freiheitskriegen bis zum Jahre 1848; wer mit den Producten der sogenannten Biedermaierzeit Bekanntschaft gemacht hat, wünscht sicherlich keine Rückkehr einer Epoche, der in künstlerischer Beziehung die Langeweile groß und breit auf der Stirn geschrieben steht. Die in München unter dem Protectorat Ludwig's I. erblühende Kunst steifte sich in ihren monumentalen Erscheinungen darauf, in rein classischen Formen sprechen zu wollen. Dazu fehlte ihr aber jenes Vollmaß wahrer Naturanschauung, das die Classiker der bildenden Kunst, die Griechen und nach ihnen die großen Meister der Renaissance so hoch gehoben hat. Man studirte fast lediglich nach der Antike, nicht aber nach deren Vorbild, der Natur, und übersetzte sie mit den ihr entnommenen Maß- und andern Verhältnissen auf die Natur. So kam es, daß geniale Menschen, wie Cornelius, der viel, viel mehr Erfindungsgabe hatte als irgendein gleichzeitig lebender Franzose, ihre Gedanken nicht in vollendeter Weise zu formen vermochten. Wie ihm, so erging es gar

Digitized by Google

vielen andern. Wo aber die Kunst in den Daumenschrauben conventioneller Anschauung steckt, da kann sich auch kein freigestaltendes Kunstgewerbe bleibend entwickeln. Den Ausgangspunkt neuer, frischer Bestrebungen verdankt Deutschland einem jener Geister, den das Jahr 1848 aus der Heimat vertrieb; es ist dies Gottfried Semper (geb. 29. Nov. 1803 zu Hamburg, gest. 15. Mai 1879 zu Rom). Er hatte schon zu den Zeiten, da er in Deutschland bauend thätig war, mit allen seine Zeit beherrschenden Ueberlieferungen gebrochen; er war es, der trotz hofräthlicher Besserwisserei das Princip von der polychromen Behandlung der griechischen Architektur mit Nachdruck verfocht, zumal er seine Ueberzeugung aus eigener Anschauung gewonnen hatte; dieses Princip der Polychromirung, einmal als Glaubenssatz aufgestellt und allgemein angenommen, mußte eine völlige Wandlung in der Anschauung über die antike Kunstwelt hervorrufen, und die Rückwirkung hiervon auf die Architektur und das Kunstgewerbe konnte nicht ausbleiben. Im Jahre 1851 fand bekanntermaßen die erste Weltausstellung zu London statt. Semper erkannte hier mit klarem Blicke das Uebergewicht der französischen Arbeiten und noch im selbigen Jahre entstand bei ihm der Entwurf zu dem seither zu kolossaler Größe angewachsenen Gewerbemuseum von South-Kensington; 1852 erschien eine von ihm verfaßte Schrift: „Wissenschaft, Industrie und Kunst", welche mit Nachdruck die Wichtigkeit des Kunstgewerbes darthat; mit dem leider nur bis zur Stärke von zwei Bänden gediehenen Werke „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten" schuf er als allererster eine Erscheinung von grundlegender Bedeutung. In Semper hat man den Urheber gar manchen künstlerischen Betriebes zu suchen, dessen Früchte andere einheimsten, wobei sie sich gleichzeitig auch als Säemann verehren ließen. Daß die Anregungen des großen hamburger Künstlers und Gelehrten in Deutschland nicht so schnell Fuß faßten und eine Wendung zum Bessern brachten, nun — Semper's Schuld war das nicht. Er lebte seit 1855 in Zürich als Professor am Polytechnikum; daß die Schweiz kein Boden für künstlerische Bestrebungen ist, braucht wol nicht erst des weitern erörtert werden zu müssen; seine Stellung als Vorstand der Bauschule daselbst konnte ihn um so weniger befriedigen, als auf die künstlerische Ausbildung der Studirenden absichtlich, wie es scheint, dort gar kein Gewicht gelegt wird. So vergingen seine besten Mannesjahre im Exil. Aber was er gewollt, es ist mächtig herausgewachsen, und wo man wahrheitsliebend vom deutschen Kunstgewerbe jemals in Deutschland sprechen wird, da wird auch Semper immer in erster Linie genannt werden.

Nach der Gründung der ersten englischen Schulen erfolgte das Gleiche da und dort auch auf dem Festlande, doch fehlte an vielen Stellen jener Halt, jenes zielbewußte Streben, welches einzig und allein eine Schule vorwärts bringen, ihr den richtigen künstlerischen Fortschritt sichern kann. Noch gelegentlich der wiener Weltausstellung stellte sich das deutsche Kunstgewerbe (das österreichische bereits nimmer) als ein sehr lückenhaftes Wesen dar, dem in gar mancher Beziehung des Pudels Kern fehlte. Es sei nur des einen Umstandes gedacht, daß die Entwickelung des Farbensinnes bis damals durchaus kein Ergebniß von Bedeutung in sich schloß; wir vermissen ihn da und dort noch sehr fühlbar auch auf der diesjährigen Ausstellung.

Das Jahr 1876 brachte München die erste deutschnationale Kunst- und

Digitized by Google

Kunstgewerbeausstellung. Während bei den Oesterreichern sich bereits die Wirkung eines vortrefflich organisirten Centralpunktes, der k. k. Kunstgewerbeschule in Verbindung mit dem Museum für Kunst und Industrie in Wien in einem gewissermaßen einheitlichen Auftreten der Aussteller geltend machte und Arbeiten von hoher Vollendung sich da vorfanden, gingen die Bestrebungen deutscherseits nach gar manchen Richtungen auseinander, doch war ein Fortschreiten unverkennbar, wenngleich die Masse des Fabricirten, wie es noch heutzutage der Fall ist, auf den breitgetretenen Pfaden der Speculation wandelte, deren unfehlbare Begleiterin die Geschmacklosigkeit ist.

Wilhelm Lübke hatte wenige Jahre vorher seine „Geschichte der deutschen Renaissance" herausgegeben, Bruno Bucher und der leider allzu früh verstorbene Gnauth begannen die prächtige Publication des Werkes „Das Kunsthandwerk", bei E. A. Seemann in Leipzig erschien ein auf breitester Basis angelegtes Sammelwerk: „Die deutsche Renaissance", welche alle nur erdenklichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Architektur, der decorativen Künste und des Kunsthandwerkes in sich schloß und gewissermaßen als ein katalogisirendes Werk bezeichnet werden kann: kurzum, nachdem eine lange, lange Zeit der Blick stets nur nach Paris gerichtet und alles, was von dort kam, als mustergültig betrachtet worden war, begann man einzusehen, was man an prächtigen Dingen im eigenen Hause habe. Diese Dinge waren schon zum Theil seit Decennien in Frankreich durch Vervielfältigungen bekannt (ich nenne nur das Werk aus den vierziger Jahren: „Ornements des Quatre Écoles", das schon eine ganze Reihe Holbein'scher kunstgewerblicher Entwürfe brachte); wir kannten sie natürlich nicht, und wenn der geschickt umdeutende, durchaus nicht immer selbsterfinderische Sinn der Franzosen uns etwas vorsetzte, was eigentlich in unsern Gärten gewachsen war, so galt es als selbstverständlich, die hohe künstlerische Begabung unserer Nachbarn jenseit der Vogesen zu bewundern. Es wurde an anderer Stelle mit Nachdruck gesagt: „Der französische Künstler ist findig, aber nicht erfinderisch", aber wir wollten das nun einfach in unserer unausrottbaren Neigung für alles mögliche Fremde, nur nicht für das Einheimische, durchaus nicht glauben. Endlich eröffneten sich die alten Schreine mit den Kleinodien deutscher Arbeit, und ein ungläubiges Kopfschütteln wollte sich beinahe bemerkbar machen, als unter anderm einer der verdientesten deutschen Forscher, Dr. J. Hefner von Alteneck, der langjährige Leiter des bairischen Nationalmuseums zu München, nachwies, daß die Prachtrüstungen französischer und spanischer Monarchen, die von aller Welt angestaunt in der Armeria real zu Madrid und im Musée d'Artillerie zu Paris hängen, von deutschen Meistern nach deutschen Entwürfen gefertigt seien; als ferner festgestellt wurde, daß so und so viele Dinge, welche mit dem Namen des Benvenuto Cellini in Verbindung gebracht, oder überhaupt diesem Meister zugeschrieben worden waren, von nürnberger und augsburger Goldschmieden herrührten. Ja, die Erscheinungen der Architektur aus dem 16. und 17. Jahrhundert wurden nun auf einmal, nachdem Generationen gleichgültig an ihnen vorbeigegangen waren, der Beachtung gewürdigt, und man fand, daß außer den gothischen Domen auch noch eine ganze große Reihe von sehr beachtenswerthen Profanbauten aus spätern Jahrhunderten vorhanden seien. Es darf dieses Erkennen des nationalen Vermögens in künstlerischer Hinsicht allerdings nicht

Digitized by Google

nur dem Fleiße der Sammler und Forscher als Verdienst zugeschoben werden. Die politischen Errungenschaften des Krieges von 1870 und 1871 hatten den Boden für eine nationale Bewegung auch in dieser Hinsicht geebnet.

So hieß denn die Parole nach den Erscheinungen der Ausstellung vom Jahre 1876, vornehmlich zu München: „Deutsche Renaissance for ever!“ Als Antichrist wurde der angeschaut, der da nicht blindlings auf dieses Panier schwor, und es begann alsbald ein Ausnützen der gegebenen Vorbilder, das sich bis auf die Verzierung der Papierservietten in den Wirthshäusern erstreckte. Selbst da war ein Burgkmaier, ein Dürer, ein Behaim, ein Aldgrever oder Jost Ammann zu finden. Wer aber daraus vielleicht den Schluß zieht, es hätte solches Gemeinmachen der besten Arbeiten vergangener Epochen dazu beigetragen, den Geschmack zu bilden, die Kunst volksthümlich zu machen, der täuscht sich gewaltig. Das Umgekehrte trat ein. Das Resultat war weiter nichts als eine Uebersättigung, und die Folge dieses Umstandes führte nothgedrungenerweise dahin, daß man nach andern, scheinbar abwechselungsreichern Formen zu suchen begann, während doch eigentlich der wahre Reichthum an schönen Erscheinungen, welche das deutsche Cinquecento bietet, gar nicht in die breitern Schichten der Bevölkerung eingedrungen ist, sondern sie nur ganz oberflächlich gestreift hat. Und warum? Weil wir nicht „Deutsche Renaissance“, sondern in der Hauptsache „Münchener Renaissance“ trieben und uns, das sei offen gesagt, damit begnügten, so und so viele Leisten herzustellen, über die nun tapfer alles in Frage Kommende geschlagen wurde. Das ist der Grund, weshalb die Bewegung auf nationalem Boden ins Stocken kam. Mit der nöthigen Liebe aber, unter Leitung einsichtsvoller Künstler, welche selbstthätig in diese Sache eingreifen und nicht blos beamtenhaften Schematismus oder gelehrte Forschung als die Haupterfordernisse einer gesunden Weiterentwickelung betrachten, wird die Bewegung sich andern Bahnen als dem bloßen Copiren des Alten zuwenden und vor allem den Ansprüchen unserer Zeit Rechnung tragend, all das abstreifen, was unnöthig, unbequem und, sei es gesagt, auf die Gefahr hin in ein Wespennest gestochen zu haben, auch unschön für unsere Begriffe ist. So traulich die alten, braunvertäfelten Stuben beim erstmaligen Anblick erscheinen, der Mensch unserer Zeit, an möglichst viel Luft und Licht gewöhnt, verträgt das Dämmerlicht, das durch die kleinen gegossenen Buzenscheiben hereinfällt und von dem braunen Getäfel, dem dunkeln Ofen vollständig aufgesogen wird, nicht auf lange Zeit. Dergleichen schaut sich prächtig an, besonders wenn ein Gretchen am Spinnrocken mit irgendeinem süßlichen, minnedienenden und minnesingenden Knaben dazu abgebildet ist, und noch ist es nicht lange her, daß derlei abgeschmacktes blödes Zeug von Bildern im Kunsthandel die erste Rolle spielte. Solche Bilder haben indessen mit den Erscheinungen, wie sie thatsächlich zu unserer Vorväter Zeiten waren, ganz genau die gleiche Aehnlichkeit wie unsere künstlich altgemachten Zimmer mit den wirklich alten, nämlich sozusagen gar keine. Wenn heute die hellen Köpfe des 16. Jahrhunderts wieder aufstünden, sie würden zweifelsohne alle jene verlachen, welche das kärgliche Glasmaterial jener Zeit benutzten, um ein Zimmer stilecht zu machen. Große, klare Glastafeln waren ganz einfach damals zu theuer, als daß man ganze Wohnungen damit versehen hätte; daher stammen die Buzenscheiben mit ihrer lichtraubenden Blei-

Digitized by Google

umrandung. Was nun aber unsern modernen Renaissancezimmern (dafür liefert die münchener Ausstellung erneutermaßen den Beweis) durchweg abgeht, ist das, was wir in den alten nimmer finden, weil es ganz einfach dem Zahne der Zeit fast überall zum Opfer gefallen oder in die Hände schachernder Alterthumshändler gerathen ist. Es ist der farbige textile Schmuck, die Ueberzüge der Möbel, die farbigen Teppiche, die bunten Vorhänge, die Haute-lisse-Tapeten und Gobelins, welche ob dem Getäfel die weiße Kalkmauer verdeckten, und vor allem eins, was wol nie wiederkehren wird: die stark farbige Tracht der Zimmerbewohner selbst. Unsere an Geschmacklosigkeit das Höchste leistende moderne Herrenkleidung gibt einem an sich dunkeln Raume sicherlich keine farbige Stimmung. Deshalb ist es ein erstes Erforderniß, daß man mit der conventionellen Dunkelheit unserer modernen Renaissanceräume breche und ihnen mehr Leben durch Farbe verleihe. Wer zwingt uns ferner dazu, Möbel gebrauchen zu müssen, bei denen weder die Knie noch Elnbogen und andere Theile des menschlichen Körpers vor Verletzungen an Kanten, Profilen, Fratzenköpfen und Akanthusblättern sicher sind? Wer ferner, daß wenn wir eine Vertäfelung im Zimmer haben wollen, es durchaus eine solche sein muß, in der wir das ganze Wörterbuch der Façadenarchitektur auch im Innern unserer Wohnräume entwickeln? Kann nicht eine einfache Gliederung von bespannten Feldern, die übrigens beliebig reich gestaltet werden mögen, das architektonische Getäfel ersetzen und sich da und dort in Räumen verwenden lassen, die in den Raumverhältnissen zwar voneinander verschieden, doch eine ähnliche Wandeintheilung zulassen? Warum, um noch ein Fragezeichen hinzuzufügen, sollen wir uns nicht mit der gesunden Farbenstimmung. die uns orientalische Arbeiten zeigen, befreunden, ohne deshalb gerade immer türkische, persische oder arabische Zimmer einrichten zu müssen? und warum sollen wir nicht von dem reichen Schatze künstlerischen Könnens, den uns die Japaner erschlossen haben, für uns Gebrauch machen, indem wir, unsern Anforderungen gemäß, umdeutend verfahren und uns zu Nutze ziehen, was in jener Kunstgebarung Vortreffliches, für uns Anregendes enthalten ist! Sollen wir denn immer und ewig Principienreiterei treiben und die künstlerische Auffassung der Dinge schubladenweise ordnen, wie wenn man die Kunst auf Kanzleien großzöge?

Es wurde vorhin schon berührt, daß, als das A-b-c der Neo-Deutschrenaissancisten zu Ende war, man nach anderer Seite hin Umschau zu halten begann, was allenfalls sonst an Mustern vorhanden sei. Ja, da war noch das ganze Kapitel Ludwig XIV., Régence, Ludwig XV., die Chinoiserien eines Ludwig XVI. durchzumachen, und wenn schließlich nichts mehr übrigblieb, dann blieb doch immer noch das Empire übrig. Es ist sicher nicht daran zu zweifeln, daß es Leute genug gäbe, welche sich darin versuchen würden, das Empire zu copiren oder mit andern Worten eine falsch aufgefaßte Copie des classischen Alterthums womöglich noch schlechter zu copiren. Kein Ding ist unmöglich, ein solch augenscheinlicher Unsinn am allerwenigsten.

Man möchte glauben, daß die seltsame Neigung weiland Sr. Maj. König Ludwig's II. von Baiern, einestheils dem Manne nachzueifern, dessen Anschauung in den wenigen Worten gipfelt: „L'état c'est moi", anderntheils aber die romantischen Anschauungen, die aus einem musikalischen Heroen- und Sagencultus sich ergaben, daß diese beiden Dinge einen

Digitized by Google

wesentlichen Einfluß auf das süddeutsche, speciell auf das münchener Kunstgewerbe ausgeübt hätten, da doch zwei gewaltige Bauten mit ihrem ganzen Innenschmucke diesen verschiedenartigen Liebhabereien beredten Ausdruck geben: Herrenchiemsee als Vertreter der Nachahmung Ludwig's XIV. und Neuschwanstein als das architektonisch krystallisirte Graalsritterthum. Dem ist nicht so. Die vielen kunstgewerblichen Arbeiten für diese Schlösser kamen nie der Oeffentlichkeit zu Gesicht, waren also auch nicht im Stande, eine diesbezügliche Beeinflussung zu erwecken. Die Menge von Rococo- und Zopfgemächern, welche die Ausstellung bietet, haben in ihrem Entstehen mit dem königlichen Bestreben, das Bourbonenthum in seiner höchsten Blüte zu copiren, nichts zu thun. Sie waren vielmehr die Folge der schon erwähnten Uebersättigung an der Renaissance. Doch auch hier, trotz mancher an sich vortrefflichen Leistung, begegnet man auf Schritt und Tritt lediglich der Copie, nicht dem für unsere Tage geschaffenen Raume; das geht klar hervor aus dem völligen Verkennen der räumlichen Verhältnisse, welche heute ganz anderer Art sind, als sie vor 150 Jahren selbst in bürgerlichen Häusern waren. Daß diese Copie aber, trotz freigeschnittenen Stuckornaments, trotz gebrochener Farbentöne, trotz geschweifter Möbel und structurwidriger Gestelle dennoch stark den Charakter des 19. Jahrhunderts trage, nur da nicht, wo er beredt zum Ausdruck kommen sollte, das liegt für jeden klar auf der Hand, der mit den Formen, überhaupt mit dem Wesen des 18. Jahrhunderts und seinen verschiedenen Stilwandlungen einigermaßen vertraut ist. Diese ganze Sucht des Wiederhervorholens vergangener Dinge erinnert, wie Gurlitt sehr richtig sagt, an jene Leute, die von der Pike an dienend, es endlich zum vermögenden Manne gebracht haben und nun auf einmal von dem Rappel befallen werden, sich eine Ahnengalerie malen zu lassen. Es drängt sich dabei unwillkürlich die Frage auf, ob der Geschmack sich lediglich da kundgeben könne, wo man Wiederbelebungsversuche an Stil-Leichen macht. Allem Anscheine nach ist es so, denn die ganze Ausstellung weist nicht ein einziges Exemplar einer Zimmereinrichtung auf, welches in freier künstlerischer Empfindung geschaffen, dem Herkömmlichen im wesentlichen wenigstens den Rücken kehrt. Allerdings, das muß dabei gesagt werden, ist der Ueberblick über den Stand des Kunstgewerbes kein allgemeiner, denn Oesterreich hat nicht ein einziges vollständiges Zimmer ausgestellt, sondern zeigt lediglich einzelne, allerdings sehr schön ausgefallene Gruppen bestimmter Arbeitszweige, Norddeutschland hat außer der vortrefflichen Copie eines nordfriesischen Zimmers von Sauermann in Flensburg keinen vollständigen nennenswerthen Innenraum aufzuweisen. Firmen wie Bembé in Mainz und Pallenberg in Köln fehlen vollständig. Nur einzelne Stücke, darunter allerdings manche vorzügliche Leistung, lassen vermuthen, daß vielleicht etwas über den Rahmen des Alltäglichen Hinausgehendes da oder dort hätte geschaffen werden können. München, Baiern hat den Löwenantheil, indessen finden sich da mehr oder weniger überall, soweit die Renaissance in Betracht kommt, dieselben Typen mit mehr oder weniger Verschiedenheit im Einzelnen, ohne daß dabei eigentlich der Glanzpunkt der Renaissance hervorträte. Ein Zimmer lediglich ist es, das in dieser Hinsicht durchaus künstlerisch unantastbare Arbeiten von einer Vollendung zeigt, wie sie selten ist. Es sind dies Möbel mit Applicationsstickereien von der Witwe des verstorbenen verdienstvollen Museums-

Digitized by Google

directors von Salzburg, Frau Schiffmann. Das Zimmer eines elsässischen Ausstellers, A. Haensler in Mülhausen, würde zweifelsohne als edle Erscheinung über sämmtlichen andern Dingen gleicher Gattung stehen, wenn auf die decorative Ausstattung durch Vorhänge oder Teppiche auch nur einigermaßen ein Gewicht gelegt wäre; so aber tritt lediglich die Vertäfelung in den Vordergrund. Diese indessen verdient das Epitheton ornans „ausgezeichnet" in vollem Maße. Zwei Zimmer, dasjenige der bamberger und das der landshuter Collectivausstellung haben es zum Theil mit Glück versucht, die etwas eintönige Erscheinung getäfelter Stuben durch Farbe zu beleben, indem einestheils die Möbel in ihren Ueberzügen von dem conventionell gewordenen dunkeln Tone befreit wurden, anderntheils der Ofen nicht mehr als eine große dunkle Masse in einer Zimmerecke steht, sondern in kräftigen hellen Farben gehalten ist; durch die Bespannung der Mauer über der Vertäfelung mit hellfarbigem Stoffe ist viel gewonnen, und endlich sei auch noch der leichten decorativen Malereien in dem einen Erker gedacht, welche dazu beitragen, das Ganze heiter zu stimmen. Intarsia-Arbeiten von ungemein feiner Durchführung, die außer dem Flachornament auch das farbige Relief mit in ihr Bereich ziehen, sind in mustergültiger Weise ausgestellt von Woelfel in Stuttgart und Distelhorst in Karlsruhe.

Unter den Zimmern, welche in einer der Stilarten des 18. Jahrhunderts gehalten sind, verdient der Repräsentationsraum des Protectors der Ausstellung, Se. königliche Hoheit des Prinz-Regenten durch seine kühl aristokratische Erscheinung, die gut eingehaltenen Dimensionen und das weise Maßhalten mit decorativen Mitteln durchaus in erster Linie genannt zu werden. Ihm nahekommend ist ein gut in der Farbe zusammengestimmter, den Eindruck der Wohnlichkeit machender Raum vom Architekten Fritzsche in München*, der sich in den Formen der Régence bewegt und nur den einzigen Fehler hat, daß der Fußbodenteppich reicher, unruhiger ist als der Plafond. Manche andere Innenräume haben dies und jenes einzelne Anerkennenswerthe, einige weisen den nicht immer gerade decorativ guten Geschmack selbständiger „Tapezierer und Decorateure" auf und beweisen damit, daß das Verständniß für gute Form und Farbe noch lange kein Gemeingut geworden sei; wieder andere haben dies und jenes Fremdartige erfaßt und zum Theil mit Glück verwendet, und noch andere tappen in vollständiger Finsterniß umher. Was künftige Tage für eine herrschende Strömung in Dingen der Wohnungseinrichtung bringen werden, kann jetzt noch nicht gesagt werden; aber so viel ist gewiß, daß die Zeit des reinen Copirens der Renaissance vorbei ist, und daß die kostspieligen und deswegen nicht gerade immer sehr zufrieden stellenden Nachempfindungen für derlei Dinge aus der Zeit des 18. Jahrhunderts ebenfalls keinen festen Boden erreichen werden. Schließlich wird der Geschmack des einzelnen stets die Sache nach individuellem Gutdünken anordnen; wo das richtige Gefühl für künstlerische Erscheinung vorhanden ist, können unbeschadet der Gesammtwirkung die verschiedenartigsten Dinge nebeneinander stehen, ohne sich zu beeinträchtigen. Dann wird erst Stil darin sein, denn Geschmack und Stil sind Zwillinge.

Anders als mit Dingen, die im

* Fritzsche hat an der Spitze eines Consortiums die Herstellung des Ganzen übernommen; der Entwurf jedoch stammt von Baurath Schulze in Regensburg.

Digitized by Google

häuslichen Dasein uns tagtäglich und stündlich umgeben und somit wol auch verdienten, in allererster Linie aufgeführt zu sein, steht es mit andern Zweigen des Kunstgewerbes, die sich zu achtunggebietender Höhe emporgearbeitet haben. So alles, was in das Gebiet der Metallotechnik einschlägt. Die Bearbeitung des Eisens hat wieder einen Standpunkt erreicht, welcher der Technik vergangener Tage vollständig ebenbürtig dasteht. So ist als eine geradezu mustergültige Leistung, obwol die Formen mehr an einen Bronzeguß erinnern, die große schmiedeeiserne Haupteingangsthür der Universitätsbibliothek zu Leipzig von Hermann Kayser daselbst (nach dem Entwurfe von Architekt A. Roßbach) hervorzuheben. In jeder Art der Schmiedetechnik zeichnet sich die ungemein reiche Ausstellung der Gebrüder Armbrüster in Frankfurt a. M. aus, welche so recht darthut, wie weit die Arbeit des Hammers getrieben werden kann. Diesen schließen sich würdig die Gitter an, welche die reizend geordnete Gesammtgruppe des Großherzogthums Baden abgrenzen, sowie eine vortreffliche, ebenfalls hierher gehörende Arbeit über dem Portal der pfälzischen Ausstellung. Das Gußeisen, soweit es in den Dienst der Kunstformen getreten ist, hat im großen Ganzen noch nicht recht viel erfreuliche Gestaltung erfahren. Obenan unter den feinen Arbeiten dieser Art steht wie immer die gräflich Stolberg-Wernigerode'sche Factorei zu Ilsenburg a. H., und was die mehr architektonische Verwendung des Materials betrifft, verdient das Hüttenwerk von Wasseralfingen alle Achtung. Was Bronze und Legirungen angeht, so ist die Zahl der Aussteller nicht bedeutend, der Werth des Ausgestellten verschieden. Die vortrefflichsten Leistungen in dieser Hinsicht führen entschieden zwei Leute ins Treffen: Ferdinand von Miller, der Leiter der königlichen Erzgießerei zu München, und der kunstgewerbliche Bazar von Hirschwald in Berlin, denen als dritter A. Stotz in Stuttgart beizugesellen ist. Die von langer Zeit her bewährte Erzgießerei von Hollenbach in Wien hat einiges Gute gesandt, ist aber, offenbar der wiener Jubiläumsausstellung wegen, nicht so vertreten, als es wünschenswerth erschiene. Weiter ist es eine erfreuliche Thatsache, in mehrern trefflich gerathenen Arbeiten die Technik des Treibens in Kupfer wieder mehr und mehr in Aufnahme kommen zu sehen, gegenüber der charakterlosen Stanzarbeit.

Von hoher, weittragender Bedeutung für Deutschlands Entwickelung als Handelsmacht sind die Arbeiten in Feinmetall, welche, für den Massenverbrauch angefertigt, früher zum großen Theile den Stempel dieses ihres Nützlichkeitsdaseins im wesentlichen durchblicken ließen. Es ist da fast überall eine starke Schwenkung nach künstlerisch reinern Formen eingetreten, und die Fortentwickelung in diesem Sinne wird dazu dienen, deutsche Arbeit auf fremden Waarenmärkten einzubürgern. Es würde zu weit führen, sollte auch nur der Hauptarbeiten von Hanau, Pforzheim, Schwäbisch-Gmünd, Geißlingen, Heilbronn u. s. w. gedacht werden, denen sich als Werke, rein künstlerischer Empfindung entsprungen, die prächtigen Goldschmiedearbeiten für Prinz Heinrich von Preußen (Verfertiger: Sy u. Wagner, Meyen, Vollgold u. Sohn, alle in Berlin, sowie Schürmann in Frankfurt a. M.), jene von Schürmann in Frankfurt a. M. und Wiedemann, sowie Ignaz Posen daselbst, dann manches Ausgezeichnete in der Gesammtausstellung der münchener Goldschmiedeinnung und die Hochzeitsgeschenke für den Erbprinzen von Baden, ausgeführt nach Entwürfen von Director

Digitized by Google

Götz in Karlsruhe, gegenüberstellen. Ein immer mehr sich ausdehnendes Feld ist dasjenige der Galvanoplastik, unter deren Producten vor allem die vorzüglichen Erzeugnisse der berliner Kunstgewerbeschule, dann jene von Karl Haas in Wien in erster Linie, sodann auch jene von C. Wegmeier in München hervorzuheben sind.

Die Arbeiten in der Keramik zeigen eine ebenso erstaunliche Mannichfaltigkeit der Erscheinung und der Bearbeitung des Materials als ein künstlerisches Erfassen der stilistischen Aufgabe, die der zu bearbeitende Stoff in sich birgt, und es ist wol dieser Zweig des Kunstgewerbes die glänzendste Seite der Ausstellung. Die königliche Porzellanmanufactur in Berlin hat sich unter der Leitung selbstthätiger künstlerischer Kräfte zu einer Anstalt allerersten Ranges emporgeschwungen, deren Bestrebungen nach allen Seiten hin den Stempel hoher Vollendung an sich tragen; in diesem Sinne darf sie wol als das bedeutendste derartige Institut bezeichnet werden, dem die königliche Porzellanmanufactur zu Meißen gut zur Seite steht. Der Geschmack, der sich an einzelnen Ausstellungsobjecten der berliner Anstalt kundgibt, geht durch die ganze Anordnung der Gruppe, die als eine künstlerisch hochfeine bezeichnet zu werden verdient. Meißen macht seinem historischen Ruf alle Ehre und hat ebenfalls einzelne wundervolle Sachen ausgestellt. Nach ganz anderer Seite hin ragt die Ausstellung von Villeroy u. Boch in Mettlach hervor, die mit ihrem ganz in Majolika ausgeführten Jagdzimmer eine vortreffliche Leistung in farbiger Thonplastik zu verzeichnen hat und außerdem an einer Menge einzelner keramischer Arbeiten die Ergebnisse der mannichfachen Verfahren zeigt, welche bei der Feintöpferei in Anwendung kommen. Unzweifelhaft ist die Ausstellung von J. Lobmeyer in Wien als eine wahre Perle in der künstlerischen Behandlung des Glases und aller dabei einschlägigen Arten der Verzierungen zu nennen, die, was die Gesammterscheinung der Gegenstände sowol als ihre geistreiche Behandlung im einzelnen angeht, auf gleich hoher Stufe stehen. Ihr reiht sich die Theresienthaler Glasmanufactur von M. von Poschinger mit mancher sehr tüchtigen Arbeit würdig an, und was schließlich eine Hauptseite keramischer Thätigkeit, die Ofenfabrikation, betrifft, so sind da alle Grade von Farbe, Form und Geschmack vertreten; bei manchen Ausstellungsobjecten muß man sich billig verwundern, wie sie überhaupt in den Rahmen eines Wettbewerbs von ersten Arbeiten gelassen wurden.

Es tritt in dieser Hinsicht unverkennbar jene Schattenseite des Ausstellungswesens hervor, um jeden Preis Geld zu machen, selbst wenn das Ausgestellte der reine Schund ist. Der gleiche Vorwurf bezieht sich auch auf alle jene Beigaben, die allenfalls zu einem Jahrmarkt, zu einem Vogelschießen gehören, aber nicht dahin, wo ernste Arbeiten um den Lorber streiten. Der Charakter eines Vergnügungsetablissements tritt bei dieser Ausstellung zu sehr in den Vordergrund. Wie vornehm sticht dagegen die Internationale Kunstausstellung ab!

Die Auswahl der Textilarbeiten ist nicht sehr groß, weist indessen einige sehr schöne Gegenstände auf, unter denen hauptsächlich Möbelstoffe von Haas in Wien, Trautwetter in Neurode, J. Ebner in München, sowie eine ganze Sammlung der vom Central-Gewerbeverein in Düsseldorf ausgestellten Textilproducte zu erwähnen sind. Eine ganz hervorragende Rolle nehmen in dieser Sparte die Teppichwebereien von Koch u. Te Kock in Oelsnitz, Erblich u. Michels in Lin-

Digitized by Google

dau-Hannover und Gevers u. Schmiedt in Schmiedeberg (Riesengebirge) ein, welche zum Theil orientalische Muster in orientalischer Technik sehr schön nachahmen. Das Beste aber bleiben eben doch immer die Originalteppiche, deren die Ausstellung sehr viele enthält, gleichsam um den ausgestellten Gegenständen als Folie zu dienen. Der Stil hat sich von selbst umgewendet. Die Farbenpracht, der künstlerische Geschmack, der sich an diesen Dingen zeigt, überwiegt in den meisten Fällen die Arbeiten der Aussteller; dies ist ganz besonders bei den goldstrotzenden Arbeiten von Herrenchiemsee der Fall. Fast all diese herrlichen Textilerzeugnisse wurden von Kaufmann Bernheimer in München gestellt. Was die Rococoteppiche betrifft, so leiden sie fast alle an dem einen Uebelstande, daß sie den Plafond mit seinen Ornamenten nachahmen, während doch für eine Bodenbekleidung möglichste Ruhe der Erscheinung wünschenswerth ist. Unter den Producten, die als Wandbekleidung zwar materiell nicht, wohl aber stilistisch ins Kapitel der Textilkunst gehören, sind Ledertapeten zum Theil von vorzüglicher Schönheit aufzuführen, wie denn auch eine Menge anderweitiger Verwendungen diese Arbeiten auszeichnet. Hulbe in Hamburg steht darin ohne Zweifel obenan. Die Frauenarbeit anlangend, welche dazu berufen erscheint, werkthätig am Gedeihen des Kunstgewerbes sich zu betheiligen, so ist auch hier im großen Ganzen ein bedeutender Fortschritt gegenüber den früher gerade diese Art von Arbeiten auszeichnenden, mit viel Fleiß durchgeführten vielfachen Stillosigkeiten zu verzeichnen.

Ein Kapitel, das für die Zukunft des ganzen Kunstgewerbes von außerordentlichem, wenn auch nicht überall von bestimmendem Einfluß ist (zumal da, wo tüchtige Werkstätten den Lehrling bilden und der Patron nicht blos den Namen und das Geld für sein Geschäft hergibt, sondern auch durch sein eigenes Können mitwirkt), heißt kunstgewerblicher Unterricht. Es ist durch die Leistungen verschiedener Schulen in theoretischer wie praktischer Weise vorgeführt. Merkwürdigerweise fehlt dabei gerade die Kunstgewerbeschule, von der man eigentlich eine Vorführung ihrer Arbeiten in erster Linie hätte erwarten dürfen: München. Dabei mag wol manchem Fachmanne und Beschauer der Gedanke wach werden, daß Kunstgewerbeschulen eigentlich nicht jenen Zweck zu verfolgen haben, der an einer Akademie der bildenden Künste die Leute zu Malern und Bildhauern heranzieht, daß es also im Grunde genommen eine höchst überflüssige Mühe sei, die jungen Leute malerische und plastische Studien copiren zu lassen, wofür ihnen einstweilen das Verständniß ganz abgeht, das lediglich durch lange, fortgesetzte Uebung rein künstlerischer Anschauungsweise herangebildet wird. Mit solchen Experimenten wird wenig erreicht, und es ist gewiß ein ganz falscher Grundsatz, für dergleichen Ausstellungen von Schülern Schaustücke herstellen zu lassen, denen man ja doch vorn und hinten den Mangel an Selbständigkeit ansieht. Auf der einen Seite das ewige Copiren längst abgethaner Vorlagen, auf der andern das Springenwollen über einen zu hoch gespannten Strick! Die richtige Mitte läge gewiß im fortwährenden Studium der Formen, wie die Natur sie in mannichfaltigster Weise an jedem Blatt, an jeder Blüte bietet, und organisch, wie die Natur selbst ist, müßte auch ein Unterricht werden, der sie als allerwichtigste Basis annimmt. Für das Benutzen von Motiven sorgt bei späterm Bedürfnißfalle die seit anderthalb Jahrzehnten geradezu ins Kolossale gewachsene Masse von Publi-

Digitized by Google

cationen aller Art, die bei der münchener Ausstellung nicht das mindest anziehende Kapitel bilden.

Uebersieht man, was die Ausstellung für ein Gesammtbild biete, so muß vor allen Dingen festgestellt werden, daß nicht eine einzelne Stadt mehr als der Centralsitz kunstgewerblicher Bestrebungen bezeichnet werden könne, sondern daß vielmehr allerorts ein tüchtiges Streben sich geltend mache, an einem Orte mit mehr, am andern mit weniger Erfolg. Zwar hat die Bewegung noch nicht überall alle Kreise erfaßt, und noch bietet sich tagtäglich Gelegenheit genug, zu sehen, daß Gewerbe und Kunstgewerbe durchaus nicht eins und dasselbe sind, wie das in andern Zeiten der Fall war. Solange nicht der Sinn für gute Form auch beim bescheidenen Möbel, beim bescheidenen Hausrath des Lebens Platz gegriffen hat, so lange kann man nicht sagen, daß formenfeines Empfinden das Gemeingut eines Volkes seien, sondern es bleibt dies lediglich eine Eigenheit der obern Zehntausend, und in diesem Sinne liegt wol eine hohe Aufgabe vor: das Kunstgewerbe zu einer wirklich nationalen Sache zu machen. Wo hinaus aber, welchem Endziele zu wir streben, was der künstlerische Erfolg der jetzt scheinbar sehr auseinandergehenden und dabei aber doch dicht nebeneinander existirenden Richtungen sein wird, das ist ein Punkt, den Semper sehr richtig in folgende Worte kleidete: „Die Erscheinungen des Verfalls der Künste und der geheimnißvollen Phönixgeburt neuen Kunstlebens aus dem Vernichtungsproceß des alten sind für uns um so bedeutungsvoller, als wir uns wahrscheinlich mitten in einer Krisis befinden, nach allem, was sich von uns, die wir des Standpunktes und der Uebersicht über dieselbe entbehren, weil in ihr lebend, darüber urtheilen und vermuthen läßt.“

Landwirthschaft, Zwischenhandel und Consum.

Von **Heinrich Adler**, Landwirth in Brixen.

Die Preislage der landwirthschaftlichen Erzeugnisse ist gegenwärtig so niedrig, daß es des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens der Berufsgenossen bedarf, um eine Besserung herbeizuführen. Die Kraft des einzelnen allein ist hierfür zu schwach.

Diese Preisänderung läßt sich rascher als auf den bisher verfolgten Wegen erreichen, wenn die Befreiung der Landwirthschaft vom Zwischenhandel durchgeführt wird, soweit dies möglich ist. Und nur so weit, als dies möglich ist, wird sie durchführbar sein. Was am Zwischenhandel unterdrückt werden kann, war entbehrlich, und ist deshalb als preisvertheuernd nicht blos im Sinne des landwirthschaftlichen Geschäftsvortheiles, sondern auch vom Standpunkte des Allgemeininteresses aus betrachtet, dem wirthschaftlichen Untergange geweiht, ja muß ihm geweiht sein!

Die Entstehung des Zwischenhandels war eine unausbleibliche. Denn je größer die Productenmenge und je kleiner der Bedarf des nächsten, also am ehesten für directen Absatz geeigneten Ortes an Verbrauchswaaren dieser Art ist, um so

Digitized by Google

bessere Handhaben findet der Händler, um so mehr werden die Producenten an ihn gewiesen sein. Im entgegengesetzten Falle, wo der Bedarf größer als die nächst belegene Erzeugung ist, werden wieder die Consumenten ein treffsicherer Zielpunkt des Zwischenhandels sein. Oder allgemein: je größer der Unterschied zwischen den Mengen der unmittelbar benachbarten Erzeugung und Verzehrung ist, um so eher wird der Zwischenhandel einschreiten können. Und eine Aenderung darin wird nur durch Verringerung dieses Unterschieds erzielbar sein, also durch Erweiterung des Absatzkreises, oder durch Vereinigung mehrerer einzeln zu kleiner Erzeugungsorte in Einen Lieferungskörper — wir erhalten so die Verkaufsgenossenschaft — oder durch Vereinigung mehrerer einzeln zu kleiner Consumtionsorte —, und darauf beruhen die Consumvereine!

Dieser Satz gibt uns auch den Gedankengang der folgenden Darstellung. Wir werden uns also mit den Bestrebungen des Einzelnen, des Großlandwirthes, zur Befreiung aus der Hand des Maklers ebenso zu befassen haben, wie mit den Consum- und Verkaufsgenossenschaften, und auch mit den Vorschlägen, die auf die Uebernahme der Lieferung großer, andauernder Bedarfsmengen für öffentliche Anstalten durch die Landwirthe und ihre Vereinigung abzielen.

Unser Wunsch, den uns am Preise unserer Producte schädigenden Zwischenhandel zu beseitigen, kann aber nur dann auf Erfüllung und Durchführung rechnen, wenn sein Inhalt übereinstimmt mit dem Entwickelungsgange der wirthschaftlichen Gegenwart des Volkes.

Unsere Bestrebungen wollen nicht „gegen den Strom" der Zeit schwimmen, im Gegentheil, wir kämpfen an gegen einen immer mehr znrückweichenden Gegner!

Es ist sehr interessant, daß gerade in Handelskreisen Klagen um Klagen wegen des Unterganges des Zwischenhandels laut werden, daß also, wie begreiflich, im Lager der Zwischenhändler das betrauert wird, was uns vom land- und volkswirthschaftlichen Standpunkte aus nur mit großer Freude erfüllen muß! So sah sich auch die wiener Handels- und Gewerbekammer veranlaßt, bei ihren Schwestercorporationen im In- und Auslande über die Gründe der Krisis des Zwischenhandels Umfrage zu halten. Die Antworten, die auf dieses Rundschreiben (im Jahre 1884) einliefen, sind so bezeichnend für die Auffassung der Lage seitens des Handelsstandes und der Industriellen selbst, daß wir ihre theilweise Anführung nicht unterlassen dürfen.

Die Handelskammer von Köln sagt: „Da wir diese Erscheinung (den Rückgang des Zwischenhandels) nur als eine natürliche Folge der allseitig verbesserten Verkehrseinrichtungen anzusehen vermögen, so haben wir den auch bei uns dieserhalb erhobenen Klagen gegenüber stets die Auffassung vertreten, daß es kein Mittel gäbe, diese naturgemäße Entwickelung des Verkehrs zu hemmen, resp. den letztern wieder in die frühern Bahnen zu leiten."

Die Handelskammer von Mannheim schreibt: „Wir konnten keine Mittel finden, welche geeignet gewesen wären, der immer zunehmenden Eindämmung des Zwischenhandels vorzubauen, welche in einem gewissen Sinne aber auch in einem natürlichen Zusammenhange mit der modernen Verkehrsentwickelung steht, ohne zugleich durchaus berechtigte Interessen der allgemeinen Wirthschaft zu schädigen."

Die Handelskammer von Lyon erklärt: „Diese Umwandlung, oder noch besser gesagt, diese kaufmännische Revo-

Digitized by Google

lution hat schon viele Opfer gekostet und wird noch viele Opfer kosten — aber ob man sich bedauert oder beglückwünscht, wir glauben nicht, daß es möglich sei, diesen Fortschritt einzudämmen."

Die „eingefleischten Agrarier" handeln also nicht rückschrittlich, sondern in Uebereinstimmung mit der Richtung unserer Zeit, deren Eisenbahn und Telegraph, deren Postpacketverkehr ohnedies schon so viel zur Unterdrückung des Zwischenhandels thaten.

Dampfkraft und Elektricität haben jungfräuliches Gebiet der Arbeit des Menschen erschlossen und es auf den Markt gezogen als Nebenbuhler der alten Productionsgebiete. Wie diese erweitert wurden, so verkürzten sich andererseits die Entfernungen zwischen den Menschen, beziehungsweise ermöglichte man deren raschere Durchmessung, und dies war das Wichtige. Hatte die immer zunehmende Arbeitstheilung, die fortgesetzte Specialisirung der Gewerbe den Zwischenhandel nothwendig gemacht, so war die Erweiterung der Productionsgebiete bei ziemlich gleichbleibender Nachfrage der Anlaß zum starken Sinken der Engrospreise. Die Producenten des alten Europa waren also doppelt im Nachtheile. Sie konnten sich nur an den Detailpreisen schadlos halten insofern, als sie sich direct an den Consum wendeten. Dies war aber nur dann möglich, wenn ihnen der kolossale Fortschritt des Verkehrs- und Transportwesens die Mittel dazu bot. Der Zwischenhandel muß also weichen, weil die gesunkenen Engrospreise ihn nicht mehr erhalten können, der Erzeuger selbst sich aber auch schon an die Detailpreise zu klammern genöthigt ist. Im Engrospreise haben Amerika und Indien die Landwirthe Europas verdrängt. So ist es an den Landwirthen, behufs Besserung der Gutsbetriebseinnahmen, alles zur Förderung des directen Verkaufs an die Consumenten, alles zur Ausschaltung entbehrlicher Glieder in der Kette des Zwischenhandels vorzunehmen.

In unmittelbarster Nähe, oft nur durch die Stadtmauer geschieden, ertönen auf der einen Seite die Klagen über die „schlechten", niedrigen Preise der Producte, andererseits über die Theuerung der Lebensmittel. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Detailpreise in der Stadt sich trotz überseeischen Wettbewerbs, trotz der Zuckerkrise, trotz der Nothlage der Spiritusbrennerei, und wie unsere Nöthe alle noch heißen mögen, beharrlich hoch halten.

Sehr wesentlich nun könnten die dem Landwirthe gezahlten Preise steigen, wenn sich der Consum gemäß den gewachsenen Productionsmengen vermehren ließe. Unter der Herrschaft des Zwischenhandels, beim Bestande der durch diesen erhöhten Detailpreise ist dies nicht möglich. Befreit sich aber Consumtion wie Production von ihm, treten sie in directere Beziehung miteinander, dann wird der Consum steigen und mehr Producte können Abnehmer finden, weil die Detailpreise sinken werden, an deren übernatürlich hohem Stande dann nicht mehr die nun überflüssig gewordenen Existenzen hängen.

Es wird sich eben ein Ausgleichspreis zwischen den jetzigen Engros- und Detailpreisständen herausbilden, zum Besten der Landwirthschaft, der Industrie wie der übrigen Consumenten.

Und dieser Ausgleichspreis wird um so höher sein, je mehr vom Zwischenhandel noch besteht, weil die direct verkaufenden Producenten immer ungefähr so hohe Preise machen werden wie der Zwischenhändler, letzterer aber behufs seiner Lebenserhaltung zur Preiserhöhung gezwungen ist. Er wird um so geringer

Digitized by Google

sein, als das Gesammtinteresse des Volkes auf die völlige Entfernung alles entbehrlichen Zwischenhandels Werth legt.

Einstweilen sind unsere Landwirthe noch viel zu wenig Kaufleute, wir wünschten, sie hielten sich an ihre Berufsgenossen in Amerika. Die Verbindung des Städters mit dem Landwirthe wird dort eine immer innigere. In seinem Werke: „Die wahre Bedeutung und die wirklichen Ursachen der nordamerikanischen Concurrenz u. s. w." (Wismar 1881), S. 116 fg., schildert uns Semler sehr sympathisch, wie sich diese innige Vergesellschaftung zwischen Handel und Landwirthschaft entwickelt hat. Wir sind der Ansicht, wenn in Amerika eine persönliche Verbindung zwischen Landwirth und Kaufmann so Gutes stiftete, müßte sie bei uns, im dichtbevölkerten Europa, noch viel leichter und besser gelingen. Principiell aber wünschen wir die weiteste Ausgestaltung dessen derart, daß endlich, soweit dies nur angeht, von der Semler'schen Association zwischen den Personen des Landwirths und Kaufmanns übergegangen werde zu einer Identification der Landwirthschaft mit dem Handel: beides muß in Einer Person vereinigt sein, wenn auch oft nicht die Thätigkeit, so doch die Leitung des directen Verkaufes. Wir setzen diese Worte „des directen Verkaufes" mit Absicht her, denn sie sind zum Verständnisse des Gesagten wichtig; man könnte sonst einwenden, daß auch die gesammten Landwirthe von heute und gestern schon Handel treiben und trieben, da sie doch einigemal alljährlich ihr Vieh und ihre Feldfrüchte verkauften, wenn auch an den Vieh-, beziehungsweise Getreidehändler. Wir meinen also, Landwirthschafts- und Handelsthätigkeit, als Verkauf an die Consumenten, müßten Eins werden, nur so sei eine Besserung der Lage zu erwarten. Denn dann, wir wiederholen es hier, kann der Landwirth von den Detailpreisen gewinnen, während bisjetzt nur die Engrospreise (und die waren und sind niedrig!) für ihn in Betracht kamen. Wie wichtig diese Aenderung für unsere Landwirthe wäre, erhellt auch daraus, daß sie dann gegenüber der Landwirthschaft der Neuen Welt viel concurrenzkräftiger würden. Diese letztere ist nämlich auf den Händler angewiesen, d. h. auf die niedrigen Engrospreise, da sie nicht mit dem einzelnen Consumenten Europas verkehren kann. Unsern Landwirthen aber ist dies, also der Genuß der Detailpreise, sehr leicht möglich!

Der einzelne vermag es leichter, den Nutzen wichtiger Neuerungen einzusehen, als Gemeinschaften von Individuen, deren Denkvermögen gewöhnlich langsamer arbeitet als das jedes ihrer Mitglieder, wie auch der Blitzstrahl sich auf einen, den hervorstehenden Punkt richtet und das Feuer die Umgebung von dort erst ergreift. So mag es kommen, daß die Idee der Emancipation vom Zwischenhandel vor allem von dem Großlandwirthe ausging, von ihm, der schon ob der Größe seines Betriebes der Vereinigung mit andern, bezw. der Ueberredung derselben zu Reformen, nicht bedurfte, um nennenswerthe Vorräthe der Producte direct in Verkehr bringen zu können.

Eins der leuchtendsten Beispiele, wie landwirthschaftliche Unternehmungen die Befreiung vom Zwischenhandel durch ganz kaufmännischen Betrieb durchführen und sogar Ausfuhr im weitesten Umfange treiben können, bietet uns die Gesellschaft Cirio in Turin. Dieses Unternehmen, in dem nicht viel mehr Kapital angelegt erscheint als in einer größern Domäne, nämlich nominelles Kapital 5 Mill. Lire, eingezahltes 2 Mill.

Digitized by Google

Lire*, besitzt in der Hauptsache nicht mehr als 2400 Hektar bei Ferrara; 2000 Hektar dieses Areals dienen der Torfbereitung, die dort gewinnreich betrieben wird, 400 Hektar dem Feld- und Gartenbau (Feldgemüsebau) und der Viehzucht. Nebenbei werden Lebensmittelconserven in Turin und Castellamare erzeugt, die ebenso wie Cirios Weine Weltrufes genießen; sie werden ebenso stark nach Buenos-Ayres als nach Massauah ausgeführt. Allmählich griff die Gesellschaft dieser unternehmenden Männer weiter aus, bis nach Portugal, wo sie Anstalten zur Thunfisch- und Sardinenbereitung errichtete. Wem wären nicht die Waggons der Cirio bekannt, die alljährlich, durchschnittlich 4000 an der Zahl, die Schienengleise Europas befahren. In diesen Waggons werden Cirios Producte in die einzelnen Verkaufsstellen der europäischen Groß- und Hauptstädte verführt, wo sie wieder in Eigenregie zum Kleinverkauf gelangen. Um einen Begriff der Ausdehnung des Cirioschen Geschäftsumsatzes zu geben, erwähnen wir, daß alljährlich ungefähr 300000 Ctr. allein an Eiern nach England, Belgien und Holland gehen; die Gemüse, namentlich Blumenkohl und Erstlinge von Kartoffeln, werden vorwiegend nach Deutschland und Oesterreich gebracht, das Geflügel nach Deutschland, Belgien und Spanien! Wir können die Cirioſche Gesellschaft wol ein Weltlandwirthschafts- und Handelshaus nennen.

Dem gegenüber sind die parallelen Unternehmungen einzelner oder nicht direct zu Genossenschaften vereinigter Landwirthe bei uns in Deutschland und Oesterreich-Ungarn noch recht im Hintergrunde stehend. Wol senden große Herrschaften Mährens und Ungarns die Milch ihrer Meiereien schon theilweise zum directen Verkauf an den Consumenten nach Wien. Ja einzelne Landwirthschaftsunternehmer errichteten sogar Cafés im Stadtbezirk Wien, die sich regsten Besuches erfreuen. Immerhin sind dies leider bisher nur Ausnahmen, und wir würden fast wünschen, das Princip des directen Verkaufes lieber von der Menge der Landwirthe befolgt, als einige wenige von ihnen sogar dem Extrem verfallen zu sehen!

Vielleicht interessirt es noch, daß in Südtirol das Gut Trauttmansdorff bei Meran (Eigenthümer Reichsritter Baron Leo) in diesem Curorte eine große Verkaufshalle besonders für seine Producte geöffnet hält und damit sehr gedeiht. So wurde dort die Klafter harten Holzes mit 10 Fl., weichen Holzes mit 8 Fl., das Kilogramm Kartoffeln mit 6 Kr. verkauft.

Der Gedanke des directen Verkehrs zwischen Producenten und Consumenten gerade bezüglich der täglichen Lebensbedürfnisse ist eben so naheliegend, daß es nur Verwunderung erregen muß, wenn wir ihn nicht überall bereits längst durchgedrungen sehen. Es ist eben widersinnig, sowol die nöthigsten Lebensmittel durch die Mauthgebühr des Zwischenhandels vertheuern, als feinstes Obst, Gemüse, dessen Erzeugung oft größte Sorgfalt erforderte, dann in den unreinen Verkaufsstätten der Höker handeln zu lassen.

Schon die meisten Landwirthe können auch allein dem Consumenten nahe kommen, wenn sie für ihre Vorräthe durch Ankündigung nicht blos in den Fachblättern, sondern auch, und dies vor allem, in den Tagesblättern die Publicität herbeiführen. Freilich müssen sie

* Wir entnehmen die nachfolgenden Angaben dem anziehenden k. k. österreichisch-ungarischen Consulatsberichte (Genua) in der „Austria, Archiv für Gesetzgebung und Statistik u. s. w.“, 7. Heft (Wien 1886).

Digitized by Google

sich dann zum Versand nach 5-Kilogrammpacketen entschließen, eine Verkaufsart, die viel Mühe verursachen mag, gewiß aber dafür reich entschädigt! Immer mehr bricht sie sich Bahn, und wir lesen nunmehr allerorten nicht blos Anzeigen über derartigen Butter- und Käse-, Geflügel-, ja sogar Rindfleischverkauf, sondern auch bezüglich des Samens für kleinern Bedarf. Dies letztere ist ebenso für den Samenzüchter von großem Werthe wie auch für die kleinern Betriebe, die etwa in einem Gebiete mit unentwickelter Vereinsorganisation belegen sind oder einmal einen Versuch ohne viel Gefahr wagen wollen. Freilich hat sich bereits auch das „Raffinement" (wir wollen es so nennen!) mancher Samenhändler dieser Verkaufsweise bemächtigt, und die schlechten Samen, deren tönende Beinamen ihren hohen Preis erklären müssen, finden willigere Abnehmer gerade wegen des Minimums der angebotenen Mengen!

Schon vor Jahren* traten wir dafür ein, des Zwischenhandels, soweit er entbehrlich sei, Herr zu werden durch Ankündigung aller verkäuflichen Erzeugnisse der Gemeinden jedes Bezirkes in hierzu bestimmten Bezirksblättern. Zu unserer Freude hat die Leitung des ersten Pferdezuchtdistrictes in Niederösterreich (Marchfeld) dies Vorgehen nun zu dem ihrigen gemacht, und veröffentlichte beispielsweise in den „Mittheilungen der sechsten Section (für Pferdezucht) der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien" vor kurzem eine ortsweise angelegte Liste der im Marchfelde verkäuflichen Pferde mit Angabe des Alters, des Vaterhengstes, der Größe und des Preises.

* Vgl. meinen Aufsatz „Die Landgemeinde und ihr Getreidehandel", im Abendblatte der „Deutschen Zeitung" (Wien, 11. Nov. 1882).

Wir sind der festen Ueberzeugung, daß hierdurch das bisherige Preisbestimmungsmonopol der localen Pferdehändler gebrochen werden wird. Es genügt eben schon, daß der Züchter von der Furcht, der betreffende Händler sei der einzige, welcher ihm ein Angebot mache, befreit werde. Der Verkaufslustige wird also dann nicht mehr aus Unkenntniß oder äußerm Zwange bisweilen zu Schleuderpreisen verkaufen; ebenso wird der früher ausschließlich den Markt beherrschende Händler bessere Preise bewilligen müssen, wenn die öffentliche Ankündigung auch andere Kauflustige heranzieht.

Ebenso beruhen auf dem Gedanken, die öffentliche Ankündigung erziele die besten Verkaufspreise, die Anzeigen in den Gemeinde- und Gasthäusern größerer Orte, eine Einrichtung, die sich neuerer Zeit auch in Oesterreich-Ungarn einzubürgern beginnt. So liegen seit jüngster Zeit in Kapfenberg und Bruck a. M. (Steiermark) Bücher auf, wo Zucht- und Mastvieh, Heu, Getreide und anderes dergleichen, welches dortige Grundbesitzer zu kaufen oder zu verkaufen wünschen, unentgeltlich eingetragen werden können.* Zu ähnlichem Zwecke wurden in Barzdorf und Zuckmantel (Oesterreichisch-Schlesien) Ankündigungstafeln angebracht.

Daß dies aber auch durch die Gemeinde geschieht, zeigt, wie auch in dieser Frage der Gedanke und das Streben unserer Zeit, private in öffentliche, gemeinwirthschaftliche Betriebe umzuwandeln, endlich festen Fuß gefaßt hat.

* Vgl. „Landwirthschaftliche Mittheilungen für Steiermark. Organ für Landwirthschaft und Landescultur. Herausgegeben von der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Steiermark", Nr. 1 (Graz 1887).

Digitized by Google

Einen sehr schätzenswerthen Anfang hierzu bieten jedenfalls auch die Kaufs- und Verkaufsgenossenschaften*, sie erscheinen uns zum Krystallisationspunkt bestimmt für alle kommenden Anstrengungen, den privaten Betrieb, wo immer es angemessen ist, in den der Gemeinde, gelegentlich auch des Bezirkes überzuführen.

Diese Vereine sind durchaus noch nicht so eingebürgert in Deutschland, geschweige denn in Oesterreich-Ungarn, wie die Raiffeisen'schen Creditkassen, und doch haben sie für jeden Landwirth größten Werth, noch weit allgemeinern als die Creditkassen; denn nicht alle Landwirthe bedürfen der letztern; jeder aber hat Materialien einzukaufen und die eigenen Erzeugnisse zu veräußern.

Lebhaft befremden muß uns also die bedauerliche Gleichgültigkeit so vieler Provinzial-Landwirthschaftsvereine, die ihre Aufgabe lediglich schon durch Abgabe einiger Gutachten, die weder den Staatsbehörden noch den Interessenten imponiren, durch Veranstaltung von Vorträgen seitens der Wanderlehrer u. s. w. erschöpft zu haben glauben.

In solcher „Selbstbeschränkung" zeigt sich eben nicht etwa der „Meister", sondern der — Stümper. „Man" ist stolz darauf, „consultatives Organ" zu sein, und unterläßt dabei, für wirkliche Lebensinteressen der Fachgenossen zu arbeiten. Die Folge davon ist die bedauerliche Gleichgültigkeit so vieler gegen das Vereinswesen von heute. Die Vereine haben keine Fühlung mit der Zeit! Weil die landwirthschaftliche Bevölkerung sie darum nicht versteht, betheiligt sie sich auch nicht so allgemein, wie es zu wünschen wäre, an der Vereinsarbeit. Die Leistungsschwäche der Fachcorporationen rührt aber wieder aus den geringen verfügbaren Mitteln her, und diese fehlen, weil die Masse der Landwirthe sich aus erwähnten Gründen zum Beitritt und Mitarbeiten in den Vereinen nicht bereit zeigt.*

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Amerika! Semler (a. a. O., S. 160) unterzieht diesbezüglich unsere continentalen Vereine schärfster, aber nur zu berechtigter Kritik: „Wenn man in Deutschland darüber klagt, daß sich die kleinern Landwirthe so wenig am landwirthschaftlichen Vereinswesen betheiligen, so hat das vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, seinen Grund darin, daß dasselbe sich hauptsächlich Dingen zugewandt hat, die ihrer geistigen Sphäre fern liegen. Für theoretische Vorträge, gespickt mit Fremdwörtern, die sie in ihrem Lebenskreise nicht zu hören bekommen, haben sie kein Verständniß, und zucken nur geringschätzig die Achseln, wenn von wissenschaftlichen Abhandlungen die Rede ist. . . . Aber man zeige dem Landwirth nur, wie er als Vereinsmitglied durch die Centralstelle seine Bedürfnisse billiger einkaufen, seine Producte theuerer

* Werthvolles Material für diesen Theil unserer Arbeit entnahmen wir der Schrift H. von Mendel's: „Die landwirthschaftlichen Ankaufs- und Verkaufsgenossenschaften, ihr Wesen u. s. w." (Berlin 1886); ferner A. Kaiser, „Die Nothlage der Landwirthschaft u. s. w." („Jahresbericht 1886 der Landes-Ackerbauschule zu Ober-Hermsdorf").

* In Oesterreich beispielsweise ergab die Berufszählung vom 31. Dec. 1880 2,365153 selbständige Landwirthschafttreibende. Dem gegenüber finden wir trotz mittlerweile abgelaufener sechs Jahre im Jahre 1886 nur rund 121000 Landwirthe als Mitglieder der Vereine Oesterreichs, eine Zahl, die gegenüber der Anzahl der landwirthschaftlichen Unternehmer (vom Jahre 1880) um so mehr zusammenschmilzt, als bei der Mitgliederzählung einerseits viele Doppelzählungen vorkamen, andererseits diese 121000 Mitglieder sich nicht blos aus dem Unternehmer-, sondern auch dem landwirthschaftlichen Beamtenstande rekrutiren!

Digitized by Google

verkaufen kann; man mache ferner die Centralstelle zu einem Auskunftsbureau für ihn, wo er sich in schlichter, gemeinverständlicher Sprache auf alle den landwirthschaftlichen Betrieb betreffenden Angelegenheiten Rath erholen kann, so wird man finden, daß auch er die Vortheile des Vereinswesens begreift und sich an demselben betheiligen wird." Die maßgebenden Kreise bedenken eben viel zu wenig, daß landwirthschaftliche Fortschritte, Meliorationen nicht durch bloße schöne Worte, wenn auch von hierzu besoldeten Instructoren gesprochen, erzielbar sind. Das imponirt dem kleinen Manne nicht und nützt ihm nichts, wohl aber die vereinsweise Arbeit zur Herstellung billigster Preise beim Ankaufe der Bedarfsartikel. Man ist da vielerorts, wie schon erwähnt, stolz darauf, „consultatives Organ" zu sein und keine Geschäfte zu vermitteln, vergißt aber, daß selbst die heimischen Landwirthe dann noch um vieles schlechtere „Geschäfte machen"! Es genügt eben nicht, dem der Schwimmkunst Unkundigen in seiner Lebensgefahr Vorträge über die Vortheile, die die Kenntniß der Schwimmfertigkeit mit sich bringt, zu halten, man muß ihm vielmehr das hülfebringende Tau zuwerfen!

Vielleicht kommt in alles dies — besonders in Oesterreich wäre dies nöthig — Besserung durch Antrieb aus den Kreisen der Kleingrundbesitzer selbst. Ein jüngst erschienenes, ganz vortreffliches Buch von Leo E. Pribyl* ist ganz dazu angethan, hierfür zu wirken!

Unserer Ansicht nach müßte in vorwiegend getreidebauenden Orten ebenso allgemein die Anschaffung von Trieurs vorgenommen werden, als jetzt schon fast durchgängig das Halten von Gemeindestieren durchgeführt ist. Dann erst, wenn die Getreidereinigungsvorrichtungen festen Fuß beim Producenten, auch der kleinsten Dörfer, gefaßt haben, erst dann wird auch dessen Waare „marktgängig" sein, ohne erst des Umweges über das Lager eines speculativen Händlers zu bedürfen, der für die rasch und leicht erledigte Reinigung des Getreides größten Gewinn einheimst. Nicht zu unterschätzen wird dies auch für die größere Fernhaltung des Unkrautes von den Feldern sein. Derzeit ist's freilich anders. „Bauernfeld" und Unkrauthorste sind jetzt wol sich ziemlich deckende Begriffe. Die Aussaat unkrautfreien Samens in der ganzen Gemeindegemarkung wird dann eben auch den Trieur halb entbehrlich machen. Es muß alles weggeräumt werden, was den Verkauf des bäuerlichen Getreides dem Dorfhändler ausliefert, und nicht die kleinste Bedeutung fällt hierbei dem Reinheitsgrade des Productes zu.

Der Zwischenhandel benutzt eben jede Möglichkeit, um sich zwischen Production und Consumtion einzuschieben, ob diese nun in leicht zu beseitigenden Mängeln der Waare oder in augenblicklichem Geldbedarf des Betreffenden liegt.

Und hierauf gerade beruht die große Bedeutung der Ankaufs- und Verkaufsvereine. Jene gewähren Bürgschaft für unverfälschte und billigere Waare, diese aber befreien den Kleinlandwirth vom Waarenwucher des Zwischenhandels, der oft viele Dörfer mit einem „Ringe" umspannt*, wie Raiffeisen's Darlehnskassen ihn vom Geldwucher erfolgreich zu befreien streben.** Dort, wo sich

* „Wie die Gutendorfer reich wurden. Eine Geschichte aus dem Volke" (Wien 1887).

* Wie traurig selbst die Verhältnisse des wiener Marktes sind, zeigt ein belehrender Aufsatz von A. Nowák in Nr. 1738 der „Wiener landwirthschaftlichen Zeitung".

** Vgl. darüber auch Mendel, a. a. O., S. 3 fg.

Digitized by Google

diese Genossenschaften wirklich eingebürgert haben, verschwinden allmählich die Nothverkäufe; diese Associationen wirken, auch wenn die Mithülfe des Vereins hierbei nicht in Anspruch genommen wird, für alle Geschäftsabschlüsse im Orte, im Bezirke preisregelnd. Denn der Händler wagt es einfach nicht mehr, auf die Marktunkenntniß des Bauers hin sündigend, ihm Schleuderangebote zu machen, im richtigen Bewußtsein der machtvollen Concurrenz seitens der zuständigen Genossenschaft!

Interessant ist es, daß die Gründung der Verkaufsvereine später als die der Consumvereine erfolgte. Diese letztern gewannen viel früher Eingang bei den Stadtbewohnern als auf dem Lande, und wieder hier weit eher als die Verkaufsvereine. Dieser Unterschied hat, denken wir, seinen Grund darin, daß sich die Ursachen ihrer Entstehung zu verschiedener Zeit eingestellt haben. Die Consumvereine erstanden als Abwehr gegen die hohen Preise im Kleinhandel, die Verkaufsgenossenschaften aber wurden mit Rücksicht auf die niedrigen Preise im Großhandel errichtet. Diese Preissteigerung, beziehungsweise dieses Sinken datirt aber aus verschiedener Zeit; erst die neueste Zeit brachte uns — wir brauchen auf die oft erwähnten Ursachen kaum auch hier hinzuweisen! — den jähen Sturz der Engrospreise. Daß die Detailpreise hiermit nicht gleichen Schritt gehalten haben, ist bekannt.

So haben wir denn jetzt als Gewerbtreibende unter niedrigen Engrospreisen, als Consumenten unter anhaltend hoch bleibenden Detailpreisen zu leben! Die Wirkung auf die Nationalwirthschaft, der allgemeine Niedergang, ist unverkennbar!

Die Consumvereine der Landwirthe haben, obwol sie noch nicht von solcher Bedeutung wie die der Städter sind, doch schon bemerkenswerthen Umfang in Deutschland, besonders in Schleswig-Holstein, Baden, Oldenburg, Hessen und Rheinpreußen, angenommen. Sie beschäftigen sich in der Hauptsache mit dem massenweisen Ankauf von Futter- und Düngerstoffen, Sämereien, Maschinen und Geräthen, sowie schließlich mit der Erwerbung edler Zuchtthiere. Diese Vereine sind entweder selbständig, oder die Vereine eines größern Landestheiles (Bezirk, Provinz) treten zum Verbande zusammen. Dies letztere erscheint uns vollends für die Einführungszeit der Vereine weit empfehlenswerther, ebenso auch der Anschluß an den betreffenden landwirthschaftlichen Bezirks- oder Provinzialverein, wie wir dies auch früher schon erwähnt haben. Ueberdies können die einzelnen Vereine, wenn sie einen Verband bilden, noch weit mehr des Vortheiles der Engrospreise theilhaftig werden, da dann der Verband die Bestellungen der einzelnen Vereine zu größern sammelt.

Die Verbandsvereine Deutschlands umfaßten im Jahre 1885 gegen 19000 Mitglieder; von diesen wurden damals gegen 375350 Metercentner Waaren im Werthe von 3,134407 Mark bezogen.

Von dem unter rühriger Leitung stramm verwalteten „Verbande landwirthschaftlicher Consumvereine des schleswig-holsteinischen landwirthschaftlichen Generalvereines" liegt uns für 1885/86 der Geschäftsbericht vor. Dem Verbande gehören jetzt 37 Consumvereine mit über 1000 Mitgliedern an. Im erwähnten Geschäftsjahre belief sich der Consum auf ungefähr 445000 Mark, welche sich mit 225000 Mark auf Futtermittel, 150000 Mark auf Dünger und 70000 Mark auf Samen vertheilen. Gegen das Geschäftsjahr 1884/85 war der Umsatz beträchtlich gestiegen, beim Futtermittelconsum um 60 Proc., bei den Sämereien

Digitized by Google

um 67 Proc., ganz besonders aber bei den Düngerstoffen, um 100 Proc.!

Auch im Großherzogthum Baden bürgern sich die Consumvereine unter den dortigen Landwirthen rasch ein. „Während 1883 nur 11 Vereine mit 474 Mitgliedern vorhanden waren, zählte man Ende 1885 schon 124 Vereine mit 4404 Mitgliedern.“ (A. Buchenberger.) Die Käufe wurden durch das Verbandspräsidium vermittelt und machten im Jahre 1885 einen Gesammtwerth von 169370 Mark aus, während im Jahre 1884 für nur 123750 Mark bezogen wurde. A. Buchenberger („Zur landwirthschaftlichen Frage der Gegenwart“, Leipzig 1887) betonte hierbei die segensreiche Wirkung dieser Vereine für die Verbesserung der Düngung und Fütterung. Erst seit der Consumvereinsbewegung sei in den bäuerlichen Wirthschaften Badens die Verwendung größerer Mengen von Kunstdüngern und Kraftfuttermitteln zu bemerken. „Auffallend“ aber sei die Gehässigkeit, mit der die Kaufleute, auch die nicht blos der betreffenden Orte, die Bewegung beurtheilen!

Ebenso großen Aufschwung nahm das landwirthschaftliche Consumvereinswesen in Rheinpreußen. Von den im neuwieder Anwaltschaftsverbande befindlichen Vereinen, sowie der Zuckerfabrik Brühl, wurden allein im Frühjahre 1887 Waaren im Gesammtbetrage von 370144 Mark, darunter ungefähr 54000 Ctr. Dünger, Futtermittel und Sämereien, 258 Doppelwaggons Kohle erstanden.

Nach alledem begreift man es, wenn der „Jahresbericht für 1886 über die auf Selbsthülfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften“ schon 563 landwirthschaftliche Consumvereine verzeichnet, die dieser Anwaltschaft bekannt sind. Die Gesammtzahl dieser Vereine muß noch weit bedeutender sein.

Die geschäftliche Reife der Mitglieder ermöglicht es, daß die deutschen Consumvereine den Grundsatz der Baarzahlung annehmen konnten, und vielleicht ist dies auch das Geheimniß ihrer großen Erfolge hinsichtlich der bei den Lieferanten erzielten Preise; überdies bewilligen die Verbände bei Baarzahlung oft bis 1 1/2 Proc. Discont, oft aber gewähren sie auch wieder dreimonatliche Zahlungsfrist.

Die erzielten Preisermäßigungen waren beispielsweise beim oldenburgischen Verbande sehr beachtenswerth. Knochenmehl, selbst zweifelhafter Beschaffenheit, mußte dem Lieferanten früher sogar bei waggonweiser Abnahme mit 8 Mark bezahlt werden, der Verband lieferte beste Waare mit 6,60 Mark pro 1 Metercentner franco aller Eisenbahnstationen.

Kainit wurde bis zur Gründung des Consumvereinsverbandes mit 9 Mark verkauft. Der Verband liefert ihn seinen Mitgliedern um 6,40 Mark billiger, d. i. um — 2,60 Mark! Leinölkuchen, früher mit 28 Mark, und noch dazu ohne jede Gewähr, feilgeboten, werden den oldenburger Vereinsmitgliedern nunmehr mit 15,80 Mark geliefert.

Die Consumvereine haben gleich einem Kehrbesen gewirkt, die unbegründet hohen Preise von früher sind hinweggefegt, und die Mitglieder haben nun auch die Beruhigung, wirklich echte Waare geliefert zu erhalten.

Der genossenschaftliche Ankauf von Rassethieren ist deshalb von großem Werthe, weil der größere Umfang der Bestellung es ermöglicht, orts- und landeskundige Einkäufer in die Heimat der betreffenden Viehschläge zu entsenden. Derart genießt auch der kleinste Bedarf der Vortheile des großen bezüglich der Güte und Billigkeit der erkauften Thiere.

Digitized by Google

Der Maschinen- und Geräthеankauf richtet sich naturgemäß auf die kleinern Gegenstände. Denn da die Consumvereine ihre Erfolge, den Genuß der Engrospreise, eben der Concentrirung von Aufträgen zum Kaufe gleicher Waaren verdanken, so ergibt sich, daß die Vereinsthätigkeit besonders bei Massenartikeln, und das sind eben die kleinern Objecte, in Anspruch genommen werden wird.

In Oesterreich sind landwirthschaftliche Consumvereine noch weniger eingebürgert. Man glaubt viel, wenn nicht alles, durch vereinsweise Beschaffung von rigaer Flachs oder gar einer bombastisch angepriesenen Modegetreideart (siehe die Agitation für den Triumphhafer seligen Angedenkens!) gethan zu haben. Einige Provinzial-Landwirthschaftsgesellschaften (Kärnten, Krain, neuestens auch Niederösterreich) kaufen Futterstroh in Waggonlieferungen für ihre Mitglieder ein, besonders in futterarmen Jahren; aber dies alles ist erst im Anfangsstadium, fast überall zauderndes Vorgehen! Eine rühmenswerthe Thätigkeit entfaltet übrigens speciell die Kärntener Landwirthschaftsgesellschaft, deren Centrale an die Mitglieder Gemüsesamen erprobter Beschaffenheit in kleinen Mengen überläßt. Wer da weiß, welch elende Waare sich so oft unter den „Gemüsesamen-Assortimenten" der Händler vorfindet, der wird das Vorgehen dieser Gesellschaft nach Verdienst würdigen.

Für den Landwirth werden freilich die Consumvereine nie solch große Bedeutung gewinnen können wie die Verkaufsvereine, denn der Landwirth hat weit mehr zu veräußern als einzukaufen. So werden also die Verkaufsvereine, obwol der Entstehung nach weit jünger, in absehbarer Zukunft die landwirthschaftlichen Consumvereine an Bedeutung weit übertroffen haben.

Ebenso wie die Consumvereine werden auch die Verkaufsvereine großen Einfluß auf die Methode unserer landwirthschaftlichen Production gewinnen. Erzielen jene mittelbar Erfolge durch Erleichterungen beim Einkaufe von Meliorationsmitteln der Wirthschaft, so werden diese wieder auf die bessere Beschaffenheit, also bessere Erzeugungsweise der Verkaufsartikel im Interesse der Genossenschaftsmitglieder hinarbeiten müssen. Die Verkaufsvereine verdanken die bessern Preise, die sie erzielen, ihrer Thätigkeit, die kleinen Waarenmengen der einzelnen Mitglieder zu großen Beständen zu sammeln. Daher wird es mit eine ihrer Aufgaben sein, auf einheitliche Production, Gleichartigkeit der Verkaufsartikel hinzuarbeiten. Dadurch wird aber, je weiter diese Uebereinstimmung gedeiht, der Kleingrundbesitz dem Großgrundbesitze wieder ebenbürtiger gemacht werden in der marktbeherrschenden Macht. Der Großgrundbesitz hatte hierin bisher entschiedenes Uebergewicht, denn er war, abgesehen von der ihm eigenen Marktkenntniß, in der Lage, die Conjuncturen nicht blos auszunutzen, sondern auch neu zu gestalten, wenn er größere Waarenmengen auf den Markt sandte. Hierzu wird nun also auch der Kleinbesitz befähigt werden, ebenso wie diese Verkäufe dann auf Grund genauer Kenntniß der Marktlage geschehen werden; denn ihre Zeit und der Preis wird im Einvernehmen mit dem Geschäftsführer des Vereins bestimmt werden, dessen wichtigste Eigenschaft neben der Ehrlichkeit auch die Marktkenntniß sein muß.

Daß aber die Einheitlichkeit in der Beschaffenheit der Waare erzielt werde, ist auch aus andern Gründen wichtig. Veranlaßt der Verkaufsverein seine Mitglieder nämlich, ebenmäßiges, gleichartiges Getreide oder Molkereiproducte oder Thiere zu liefern, dann wird der Ver-

Digitized by Google

kaufsverein auch große Lieferungen von Naturalien an die Armee*, öffentliche Anstalten (z. B. Waisenhäuser und Spitäler) übernehmen können und dadurch dem Zwischenhandel ebensolchen Abbruch thun wie durch allmähliches Ansichnehmen des überseeischen Exports von Sämereien, Zuchtthieren und Molkereiproducten.

Der massenweise Verkauf gewisser Artikel etwa an städtische Consumvereine wird dem einzelnen Kleinwirthe auch den Vortheil der billigern Frachtsätze auf Eisenbahn und Schiff, wie sie jetzt leider nur der Großhändler genießt und dadurch einen noch größern Gewinn einheimst, zuwenden.

Die bisher gegründeten Verkaufsvereine sind meist nach dem Vorbilde der Verkaufsgenossenschaft der propsteier Saatgutpächter zu Schönberg organisirt. Diese Genossenschaft hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestandes schon kräftig entwickelt. Ursprünglich war sie gegründet, um den Schaden an Ansehen, den die Propstei durch gewissenlose Herkunftsfälschung seitens vieler Händler erlitten hatte, wieder auszugleichen, wie ja überhaupt die Verkaufsvereine ursprünglich zu diesem Zwecke gegründet wurden. Der Käufer ist der Echtheit der Waare jedenfalls mehr versichert, wenn er sie vom Erzeuger oder einer Genossenschaft der Producenten, als vom nächstbesten berliner, wiener oder pester Händler kauft.

So beschränkt sich die oldenburgische Saat-, Productions- und Verkaufsgenossenschaft auf den Wintergerste- und Bohnenverkauf, und auch bezüglich des so schwer kleeseiderein zu erhaltenden Kleesamens wird nun — und mit großer Berechtigung — die Bildung von Verkaufsvereinen beantragt, wie eine solche auch schon in Cismar (Schleswig-Holstein) besteht. Die Gründung einer derartigen Association wurde erst vor kurzem auch in Feldthurns (Tirol) beschlossen.

Im allgemeinen läßt sich wol sagen, daß die jetzigen Verkaufsvereine für den Verkauf, bezw. für die Verkaufsvermittelung auf dem Hauptmarkte der Provinz oder des Reiches bestimmt sind — dann beschränken sie sich also darauf, den „Ring" des Dorfzwischenhandels zu durchbrechen, und schon das ist eine Leistung hohen Werthes. Oder sie liefern direct an die Consumenten, besonders an die der Städte.

In ersterer Art sind bisjetzt die Viehverkaufsvereine organisirt, besonders die, welche sich mit dem Verkaufe von Mastthieren beschäftigen. So die löninger Absatzgenossenschaft, die im Jahre 1885, nach erst zweijährigem Bestande, 2663 Fettkälber und 1544 Schweine im Gesammtwerthe von ungefähr 249000 Mark veräußerte.

Gleiches bezwecken die Pferdeversteigerungen, welche in den letzten Jahren sehr erfolgreich durch die Landwirthschaftsvereine in einigen Comitaten Ungarns vorgenommen werden. Ohne die Entfaltung des Genossenschaftsapparates wird hier doch wesentlich dasselbe, die Befreiung vom Zwischenhandelsprincip, erreicht! Freilich fehlt es auch in der andern Art nicht an Beispielen und Anregungen, die dem Verkaufsverein auch den Kleinverkauf des Fleisches an die Städter zuweisen.

Allen voran aber haben sich die Molkereiproducten-Verkaufsvereine directen Weg zum Consumenten gebahnt; wir

* Vgl. darüber „Landwirthschaftliche Associationen und Handelsgesellschaften. Von G. von B." (Dresden 1885); meine bezüglichen Aufsätze in der „Wiener landwirthschaftlichen Zeitung" (Nr. 1872, 1878, 1916—18, 2144) und andere.

Digitized by Google

erinnern da nur an die alljährlich an Zahl gewinnenden Molkereien in den Großstädten, die dem Publikum Milch, Butter und Käse liefern, wie letzteres auch von den Molkereivereinen des flachen Landes, direct, in Postpacketen, durchgeführt ist.

In Oesterreich (abgesehen von Tirol und Vorarlberg) ist freilich das Institut der Genossenschaftsmolkerei auf dem platten Lande bei weitem nicht so eingebürgert wie im Deutschen Reiche. Die großen Associationen dieser Art beruhten anscheinend mehr auf dem Wunsche, der großstädtischen Bevölkerung unverfälschte Milch zu verschaffen, sie werden vorwiegend vom Großgrundbesitze gebildet. Magazingenossenschaften, die ihren Mitgliederstand aus den Mittel- und Kleinlandwirthen ziehen, existiren bei uns noch unverhältnißmäßig wenig. Und doch wäre für die beiden letztern der genossenschaftliche Verkauf der Milch in die nächste Landstadt ebenso wichtig wie dem Großgrundbesitze die Lieferung nach den Großstädten des Reiches. Dazu fehlt aber noch viel; wir haben für den Bauernstand Sennereien in den Gebirgsländern, genossenschaftliche Milchverkaufshallen fehlen ihm aber noch. Da die Sennerei bekanntlich nicht am selben Orte wie der Verkauf der frischen Milch betrieben wird (wir sehen da von den kleinen Verbindungsfällen beider Betriebsweisen ab), so ergibt sich, daß in großen Landstrichen Oesterreichs der bäuerliche Molkereibetrieb noch nicht genossenschaftlich geordnet ist, und zwar in der Hauptsache dort, wo die Nähe der Stadt den Verkauf der frischen Milch als solcher am rationellsten erscheinen läßt. Hierein Aenderung zu bringen, ist dringend nöthig. In keiner Mittelstadt sollte die Milchverkaufsgenossenschaft, von bäuerlichen Mitgliedern errichtet, fehlen, zum Besten der letztern wie auch um der städtischen Bevölkerung die Güte der Milch zu gewährleisten. Mit Rücksicht auf den wechselnden Absatz könnten dies freilich nicht reine Magazingenossenschaften sein, sondern Genossenschaften mit gemischtem Betriebe, wo also auch nöthigenfalls zu sennen wäre.

Für die Befriedigung des städtischen Consums empfiehlt sich selbstverständlich die Miethe von Markthallenständen, die weit billiger als die Straßenverkaufsläden sind, oder noch mehr der Straßenverkauf zu Wagen, vom Centraldepot aus geleitet. Die beweglichen Verkaufsstellen sind nicht blos für Molkereiproducte vortrefflich geeignet, sondern auch für Gemüse und Fleisch. Freilich muß dann der Wagen geräumig genug sein, um dem Fleischer das Ausschroten des Fleisches zu gestatten; dann aber haben die Fleischproducenten doch die Sicherheit, dem Consumenten in unmittelbarste Nähe gerückt worden zu sein, näher als der städtische Fleischer ihm steht, den ja doch eine oder mehrere Straßen vom Consumenten trennen. Nicht nur wäre also diese Verkaufsweise die verhältnißmäßig billigste, sie vermag auch am besten mit dem mächtigen Fleischzwischenhandel zu wetteifern!

Solchen directen Fleischverwerthungs-Genossenschaften ist freilich die Bezahlung nach Lebendgewicht für die eingelieferten Thiere unerläßlich. Nur diese Preisberechnungsweise ist geeignet, unter den liefernden Mitgliedern Streitigkeiten zu verhindern, und sie wird sich bei uns ebenso einbürgern, wie ihr dies in Amerika schon gelungen.

Genossenschaftsschlächtereien wurden bisher noch sehr wenige gegründet. Nähere Angaben liegen uns durch die Mittheilungen Professor Feser's (München) an das „Landwirthschaftliche Genossenschaftsblatt" (Nr. 9, 1887) bezüg-

Digitized by Google

lich des Instituts in Stadt Schwabing (bei München) vor. Die Genossenschaft umfaßt derzeit 20 bäuerliche Milchwirthe Schwabings als Mitglieder. „Die Genossenschafter sind zufrieden mit dem Ergebnisse der Genossenschaftsverwaltung und finden ausnahmslos, daß trotz mancher Unkosten ihr Schlachtvieh durch die Genossenschaft bequemer und vortheilhafter verwerthet wird.“ Trotzdem die Genossenschaft das Fleisch billiger als der Metzger abgibt, verwerthen die Genossenschaftsmitglieder ihr Vieh doch besser! Gegenwärtig werden monatlich sechs bis acht Stück Kühe und zehn Stück Kleinvieh an die Genossenschaft durch deren Mitglieder abgeliefert. Der Genossenschaftsmetzger erhält als Entlohnung für das „Aushauen“ 3 Pf. pro Pfund und vier Pfund Aufgewicht für jeden Centner Fleisch; dafür hat er die Schlachtung und den Verkauf selbständig zu besorgen. Nur ist noch pro Pfund Fleisch 1 Pf. während des Sommers für Eisbeschaffung von den Mitgliedern zu erlegen.

Den Vieh-Verkaufsvereinen liegt wieder das Bestreben zu Grunde, die heimische Rasse vor Verlust ihres Ansehens durch Schwindel der Viehimporteure zu schützen, und diese Verunglimpfung wird am besten dadurch verhindert, daß das zum Verkauf kommende Vieh unmittelbar vom Züchter selbst geliefert wird. So bezwecken die Zuchtvieh-Verkaufsgenossenschaften nicht blos die Erzielung besserer Preise, sondern auch die Sicherung guter Lieferungen für den fremden Käufer, was schließlich ja nur im eigensten Interesse der liefernden Züchter selbst ist, ähnlich wie die Vieh-Ankaufsvereine dasselbe für ihre kaufenden Mitglieder anstreben.

Anhangsweise wollen wir noch einer bisher wol einzig dastehenden Genossenschaft, die in Ungarn besteht, erwähnen. Dieselbe übernimmt nämlich das von ihren Mitgliedern gezüchtete Geflügel zur Mast; so bleibt dem einzelnen die Aufzucht durch Abweidenlassen seiner Felder in halb kostenloser Weise erhalten, und die Mast ist doch nach den neuesten Errungenschaften im großen durchführbar.

In Deutschland wendet man übrigens nun auch beim Export dem directen Verkaufe sein berechtigtes Augenmerk zu. Beweis dessen ist die neuerrichtete ostfriesische Vieh-Ausfuhrgenossenschaft in Norden (Preußen). Neuerlich wurde auch in Dresden eine solche Verkaufsstelle (Centralstelle für den Verkauf von Fohlen sächsischer Zucht) errichtet.

Mit der Ausfuhr von holländer Vieh speciell nach Amerika beschäftigt sich in Friesland (Holland) schon seit längerm ein Zuchtvieh-Verkaufsverein.

Noch größere Bedeutung besitzt die British-Horse-Supply-Association* (England), die mit einem Kapitalbesitze von 230000 Pfd. St. den Export englischer Zuchtpferde in die Hand genommen und im Jahre 1883 6444 Pferde im Gesammtwerthe von 407509 Pfd. St. ausgeführt hat.

Auch die Ausfuhr der Molkereiproducte sucht man genossenschaftlich einzuleiten; allerdings sind die Exportgenossenschaften solche höherer Ordnung, denn sie werden von einzelnen Genossenschaften gebildet. Der oldenburgische Verband arbeitet sehr glücklich; so hat er neuerer Zeit die Butterlieferung für die kaiserlich deutsche Marine zugesprochen erhalten.

Wenn diese Lieferung schon schwierigere Aufgaben an den liefernden Genossenschaftsverband stellt, da Butter ein sehr leicht verderblicher Artikel ist, vollends unter geringern Breiten, so ist

* Vgl. Mendel, a. a. O., S. 49.

Digitized by Google

dies bei der Versorgung der Armee mit Getreide, Heu und Stroh nicht im gleichen Maße der Fall. Eine große Bewegung zu Gunsten des unmittelbaren Einkaufes seitens der Militärverwaltungen Deutschlands* und Oesterreichs besteht seit wenigen Jahren. Im Deutschen Reiche förderte sie günstigste Ergebnisse zu Tage; dort ist man endlich zum directen Einkaufe übergegangen, wie dies ein Erlaß des preußischen Kriegsministeriums aus dem Jahre 1884 erfreulich darthut.** In Oesterreich ist dies noch nicht der Fall; die Begünstigung, die den Vereinigungen von Producenten hier zutheil wird, besteht in der Hauptsache in der Befreiung vom Erlage des Pfandgelds bei den Angebotsverhandlungen. Da nun aber der Zutritt zum Lieferungswesen durch Studium und Verständniß der theilweise sehr verwickelten Reglements erkauft werden muß, unterlassen die Producenten, sich an den Getreidelieferungen zu betheiligen, und die reglementarischen „Erleichterungen" kommen ihnen nicht zugute.

Zum Besten des Militärbudgets wie des Producenten könnte die Frage dadurch gelöst werden, daß die Truppe selbst, die in directester Verbindung mit der Landbevölkerung steht, ihren Bedarf zu decken hätte. Dort, wo dies nicht möglich ist, also in erzeugungsarmen Garnisonsbezirken, müßte die Aufgabe des Truppen-Proviantoffiziers an eine wandernde Einkaufscommission übergehen, welche den betreffenden Bedarf in dem Productionsrevier des Reiches zu beschaffen hätte, welches die betreffenden Artikel gut und reichlich erzeugt. Nur so wird die Militärverwaltung die Mauthgebühr des Zwischenhändlers umgehen, während jetzt, wo die Einkaufsorgane (Intendanz und Verpflegungsmagazine) in den großen Städten, also dem Sitze des Getreidezwischenhandels amtiren, der directe Verkehr mit dem Producenten erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht ist.

Werden sich die Verhältnisse in diesem Sinne ändern, dann werden die Landwirthe sich im wohlverstandenen Eigeninteresse an den Lieferungen betheiligen und sich hierzu genossenschaftlich vereinigen. Unter der jetzigen Lage aber dürfte sie das Mehr an Schwierigkeiten dem möglichen Gewinne gegenüber davon abhalten. Um so anerkennenswerther ist der Entschluß von etwa 60 Mittellandwirthen der Bezirke Marburg, Leibnitz und Mureck (Steiermark) zur Gründung eines landwirthschaftlichen Verkaufsvereins, der die erzeugten Waaren vor allem an die Militärverwaltung zu liefern bestimmt ist.

Wenn Heinrich Freiherr von Berlepsch* die Frage der Militärlieferungen durch die Errichtung von Elevatoren, wie sie in Amerika längst bestehen, lösbar glaubt, so wollen wir ihm darin keineswegs entgegentreten. Viel eher und leichter dürfte man durch Reform des Lieferungswesens selbst zum Ziele gelangen, und dann werden sich die Lieferungsgenossenschaften des Hülfsmittels zweckmäßig angelegter Getreidespeicher gern und mit Nutzen bedienen.

Schon im Frühern haben wir auch der andern öffentlichen Bedarfsorte für

* Wie weit die Agrarierpartei Deutschlands in ihren Forderungen und Hoffnungen geht, ersieht man aus der oben angeführten Schrift: „Landwirthschaftliche Associationen und Handelsgesellschaften. Von G. von B."

** Vgl. F. C. Huber, „Das Submissionswesen" (Tübingen 1885), S. 397 fg.

* Vgl. „Bericht über die im Auftrage des k. k. Ackerbauministeriums in die Vereinigten Staaten von Nordamerika unternommene Reise" (2. Aufl., Wien 1886), S. 21.

Digitized by Google

landwirthschaftliche Producte erwähnt: es sind dies die großen humanitären Anstalten, Arbeits- und Gefangenenhäuser u. dgl. Auch diese Verwaltungskörper müßten auf die billige und gute Waare der Verkaufsvereine eher ihr Augenmerk richten als auf die theuere und so oft auch verdorbene des Zwischenhandels.

Zu alledem handelt es sich nur um das Aufflackern des Associationsgeistes unter den Landwirthen; an ihnen ist es, zu Verbänden zusammenenzutreten. Denn erst dann kann Staat und Land, Bezirk und Stadt direct mit der landwirthschaftlichen Production verhandeln, weil dieselbe erst dann über die dem Bedarf entsprechenden Waarenmassen einer und derselben Güte zu verfügen vermag. Andererseits werden die Verkaufsvereine sich am vortheilhaftesten den Lieferungen an öffentliche Anstalten zuwenden, weil der Bedarf derselben weit mehr stetig ist nach Gattung der Waare, Beschaffenheit und Menge derselben.

Bevor wir die Betrachtung der Verkaufsgenossenschaften mit der Besprechung derer, die den Obst-, Gemüse- und Weinverkauf bezwecken, abschließen, wollen wir noch des Brennholzhandels der großen Städte gedenken. Derselbe ist gegenwärtig in der Gewalt des Zwischenhandels; die Domänen, die das Holz direct an das Bedarfspublikum veräußern, verschwinden unter der erdrückenden Ueberzahl derer, die ihre Waare dem Händler verkaufen.

Daß dies Wirklichkeit ist, läßt sich schwer oder nicht begreifen. Es wäre nichts natürlicher, als daß sich diejenigen Holzproducenten, deren Forst zu klein ist, um den alleinigen Betrieb einer Säge und den selbständigen Handelsbetrieb mit dem Holze in der nächsten Bedarfsstadt zu ermöglichen, genossenschaftlich zusammenträten zur Holzverarbeitung und Holzverwerthung. Wenn sonst bei Gründung von Genossenschaften zum Verkauf von Getreide, Milch oder Producten aus derselben die Schwierigkeit betont wurde, welche die verschiedene Beschaffenheit der Einlieferungen seitens der einzelnen Genossenschafter für die Preisbemessung bieten müsse, so trifft dies bei dem Holze nicht entfernt zu. Die Mischung des von verschiedenen Genossenschaftern zugeführten Holzes, seine mehr oder weniger einheitliche Werthbestimmung ist also gerade da viel eher möglich. Zudem ist Holz kein so leicht verderblicher Artikel wie etwa Milch oder Butter; die Holzhandelsgenossenschaft könnte also auch ungünstige Marktconjuncturen ungefährdet überdauern. So wie die genossenschaftliche Säge auf dem für die Waldungen der Genossenschafter central gelegenen Platze gewissermaßen in dem gegenseitigen Brennpunkte ihrer Forstbetriebe anzulegen sein wird, muß der genossenschaftliche Holzverkauf im Bedarfsorte stattfinden.

Wir empfehlen hier vor allem das Brennholz zur genossenschaftlichen Verwerthung, weil der Verkauf desselben, beziehungsweise die demselben vorangehende Aufarbeitung des Rohmaterials die geringsten Ansprüche an die Genossenschaftsleitung stellt. Sache der zunehmenden Geschäftsreife unter den bäuerlichen Forstbesitzern und denen größerer Waldungen wird dann auch die genossenschaftliche Umformung der Verarbeitung und Verwerthung des Bauholzes sein.

Wir wiederholen, in der genossenschaftlichen Organisation der Forstproductenverwerthung steht redlichem Streben noch ein weites Feld der Arbeit offen. Hier ist noch alles zu thun, weil bisher alles unterlassen wurde. Mit Rücksicht darauf verweilten wir gerade bei diesem Gegenstande, der eigentlich nicht mehr in den Bereich der Land-

Digitized by Google

wirthschaft im engern Sinne gehört, länger.

Die Winzer- oder Kellereigenossenschaften bürgern sich im Deutschen Reiche immer mehr ein, und auch in Oesterreich wurden bereits einige gegründet. Sie bezwecken die Erleichterung der Bereitung und Verwerthung des Weines für die kleinern Weingartenbesitzer. Wo ihnen derlei Associationen fehlen, empfinden sie die Schwierigkeit und Empfindlichkeit des Kelterprocesses ebenso sehr, wie dies von den Dorfhändlern zur unverhältnißmäßig tiefen Preisserniedrigung benutzt wird. Der Weingärtner, welcher mangels hinreichenden Faßgeschirres oder Kellerraumes zum Verkauf der Trauben oder der Maische gezwungen ist, muß, da er mit dem Wechsel der Witterung zu rechnen hat, die Waare rasch an den Mann bringen, wie es eben geht. Besserung und Heilung brachten hierin die Kellereigenossenschaften: sie liefern gutes Faßgeschirr, sie übernehmen die rationelle Gewinnung, Pflege und die gewinnreiche Veräußerung des Weines. Da sie fast immer mit einem Darlehnskassenvereine verbunden sind, vermögen sie ihre Mitglieder auf die eingelieferte Ernte zu beleihen, und dies ist mit eins ihrer größten Verdienste, denn der geldbedürftige Weingärtner wird dadurch vor dem Verkaufszwange bewahrt, er wird dem Dorfhändler und -Wucherer entrissen.

Hochinteressantes Material für den Werth der Winzervereine enthalten die bezüglichen Aufsätze des Directors der landwirthschaftlichen Lehranstalt in St.-Michele a./E., E. Mach, in den „Tiroler landwirthschaftlichen Blättern" (1887, Nr. 17 und 18). Namentlich belehrend ist die Gründung und das Gedeihen der Winzergenossenschaft in Hagenau am Bodensee und des Winzerverbandes des Ahrthales. In Oesterreich bestehen noch wenig derartige Vereine. Mach erwähnt den von Feldkirch, bei dem die Einschätzung der abgelieferten Trauben auf anscheinend sehr rationelle Art, nach dem Zuckerprocentgehalt, geschieht. In gewissem Sinne wäre hier auch die Institution des ungarischen Landesmusterkellers zu erwähnen.

Wenn schon bei den Winzergenossenschaften viel Inventar, Kapital und Arbeit zu ihrem ordentlichen Functioniren aufgewendet werden muß, so ist dies oft in noch höherm Maße bei den Obst- und Gemüse-Verkaufsvereinen der Fall. Dieselben beschränken sich bekanntlich nicht auf den Verkauf der frischen Waare, sondern sie übernehmen sehr oft auch das Einkochen und Dörren, oder das letztere allein. Schon darin liegt ihr hoher Werth für den Mittel- und Kleinbesitz, der bisher seine im frischen Zustande leicht verderbliche Waare oft verschleudern mußte, oder sie in unvollkommenster Weise zu conserviren bestrebt war. Daß dies nur „unvollkommen" geschah, begreift sich leicht, denn die Aufstellung geeignetster, aber theuerer Geräthe konnte sich bei der geringen Menge des zu verarbeitenden Rohmaterials nicht bezahlt machen. Auch konnte der einzelne Landwirth nicht mit der Summe von Erfahrungen und Geschäftsgewandtheit die Obst- oder Gemüseconservirung betreiben, wie dies bei den Angestellten eines berufsmäßigen Betriebes geschieht.

Anders aber liegen die Verhältnisse bei der Genossenschaft, deren Institut durch die eingelieferten Mengen zum Großbetriebe erhoben wird.

Einfache, aber sehr verdienstlich wirkende Institute dieser Art sind vom Würtembergischen Obstbauvereine und dem Hamburger Gartenbauvereine organisirt worden. Ersterer schuf eine Generalagentur für den Obsthandel des

Digitized by Google

Landes mit dem Sitze in Stuttgart, letzterer veranlaßte einen der bedeutendsten Obstexporteure Hamburgs zur Errichtung einer Centralstelle für den deutschen Obsthandel mit gering bemessenem Provisionssatze.

Ebenso wichtig für die Besserung der Obsthandelsverhältnisse sind die Obstmärkte, die der Dresdener Bezirks-Obstbauverein mit seinen Ausstellungen verbindet. Diese Thätigkeit ist entschieden wohlthätiger für die Mitglieder, als der „Obstsport so mancher pomologischer Vereine, die damit mehr schaden als nützen".

Complicirter ist die Anlage, die der Landwirthschaftliche Kreisverein in Bautzen zu schaffen beabsichtigt. An die zu errichtende Obstverarbeitungsanstalt sollen die Producenten ihr Obst abliefern, und dasselbe, gegen Bezahlung eines billig berechneten Arbeitslohnes, im conservirten Zustande zurückerhalten. „Ein ähnliches Verhältniß, wie es unsere Landwirthe schon seit geraumer Zeit mit den Bäckern eingegangen sind, indem sie für geliefertes Getreide Brot nach einem bestimmten Maße erhalten."* Da das Unternehmen aber nicht Erzielung eigenen Geschäftsgewinnes bezweckt, ist es in der Lage, seine Leistung billig an die Obsterzeuger zu verkaufen, also ähnlich zu wirken wie eine Anlage genossenschaftlichen Charakters.

Als vollkommenste Formen der gemeinschaftlichen Obstzubereitung und der Verwerthung des frischen Materials sowie des Dauerproductes sind der Grabauer Obstverwerthungs-Verein (Westpreußen) und die Waldshuter (Baden) Obst- und Gemüseverwerthungs-Genossenschaft rühmend zu erwähnen. Die letztere, 1885 gegründet, „ist im Besitze eines Trockenapparates, eines Dampfkessels, zum Dämpfen der Gemüse, verschiedener Schäl- und Gemüseschneidemaschinen. Sie hat sich das Hinwirken auf intensiv betriebenen Obst- und Gemüsebau, und die bestmögliche Verwerthung des erzielten Obstes und Gemüses durch Dörren zur Aufgabe gemacht".*

Bescheidene Anfänge solcher Unternehmungen zeigen sich seit kurzem auch in Oesterreich, speciell in Steiermark, wo in Marburg und Wildon Obstverwerthungs-Genossenschaften errichtet wurden. Es klingt kaum glaublich, daß Steiermark sehr bedeutende Obstmengen nach Deutschland ausführt, von denen ein großer Theil dann, zu Dauerobst, Conserven, umgestaltet, wieder nach Oesterreich zurückgeht. Daß für diesen „Veredlungsverkehr" noch keine Zollbegünstigung gewährt ist, müßte darum eigentlich Verwunderung erregen. In den Monaten September bis November 1886 wurden 8460 Waggons Obst nach Würtemberg geliefert; 2801 davon, also mehr als das Viertheil, kam aus Oesterreich-Ungarn. Das Unnatürliche dieser Verhältnisse liegt auf der Hand. Wie es in Ungarn in ergiebigen Weinjahren oft vorkommt, daß der Weinsegen mangels genügenden Faßgeschirres zu wahren Schleuderpreisen veräußert wird, so geschieht dies auch in Oesterreich vielerorts bezüglich des Obstes, weil der Absatz nicht organisirt ist. Unter Umständen ist so der Abschluß mit dem süddeutschen Obsthändler noch ein Glück zu nennen. Entschieden anzustreben ist aber die Verarbeitung unsers Obstes im eigenen Lande; es ist nicht wünschenswerth,

* So Otto Lämmerhirt, „Die Obstverwerthung in ihrem ganzen Umfange u. s. w." (Berlin 1885).

* Vgl. A. Buchenberger, „Das Verwaltungsrecht der Landwirthschaft und die Pflege der Landwirthschaft im Großherzogthum Baden" (Tauberbischofsheim 1887).

Digitized by Google

mit der Veredlung des Materials fremde Arbeit und fremdes Kapital zu beschäftigen, vollends nicht, wenn die veredelte Waare dann um so viel theuerer wieder eingeführt werden muß.

Ganz dasselbe ist mit dem Gemüsebau Oesterreichs der Fall. Auch hier fehlt es noch fast durchweg an der Organisation der Verwerthungsdistricte, wie Bisenz, Gaya, Tulln, Znaim, Malin, Budweis, Saaz, Kaaden, Eger; diese Gegenden, die sich ganz vorwiegend mit der Feldgärtnerei beschäftigen, sollten dieselbe auch mercantil zu organisiren verstanden haben. Statt dessen finden wir den Markt vom Händler beherrscht, und die oftmaligen Schleuderpreise kolossaler Waarenmengen wirken erstickend auf die Entwickelung des Gemüsebaues meilenweit entfernter Landstriche, bis nach Ungarn. So ist es Thatsache, daß das Neutraer Comitat auch nicht für den eigenen Consum gewinnreiche Feldgärtnerei treiben kann, da die mährischen Marktfahrer ihr Gemüse oft billiger auch in Ungarn zu verkaufen vermögen (oder dazu gezwungen sind!), als dies den dortigen Landwirthen möglich wäre.

Eine rühmenswerthe Ausnahme ist in gewissem Sinne für den Spargelbau in Eibenschitz zu machen, dessen landwirthschaftlicher Verein sich, wie wir hören, auch mit dem Spargelverkauf befaßt.

Und doch ist die genossenschaftliche Organisation der Obst- und Gemüseverwerthung dringend nöthig, noch nöthiger vielleicht als beim Getreide, das nicht so leicht verdirbt. Gemüse und Obst aber, sofern es nicht an Ort und Stelle in dauerhaftere Form übergeführt werden kann, verleitet gerade wegen seiner leichten Verderblichkeit zu Nothabschlüssen.

Einer der hervorragendsten landwirthschaftlichen Associationen in Oesterreich müssen wir hier noch gedenken, der Oberösterreichischen Landesproductengesellschaft, welche vor etwa 15 Jahren durch den um die Landwirthschaft Oesterreichs hochverdienten Grafen Otto Dürkheim (gest. 1887) gegründet wurde. Die Gesellschaft befaßt sich mit dem Verkaufe der verschiedenartigsten landwirthschaftlichen Erzeugnisse ihrer Mitglieder ebenso sehr als mit der Ankaufsvermittelung der Betriebserfordernisse für dieselben. Einen ständigen Abnehmer der Mitgliedereinlieferungen ist sie so glücklich in den k. k. österreichischen Staatsbahnen zu besitzen.

Sollen die erwähnten Bestrebungen der Landwirthe Deutschlands und Oesterreichs von Erfolg sein, so müssen ihre Handelsvereinigungen sich an genossenschaftliche Creditkassen (System Raiffeisen) anlehnen können. Nur so sind dann die Consum- und Verkaufsvereine in die Lage gesetzt, den allein richtigen Grundsatz der Baarzahlung an die Lieferanten, beziehungsweise an die liefernden Mitglieder der Verkaufsvereine anzunehmen. Geschieht dies, so erhält der Consumverein vom Lieferanten bessere Preise, als der Dorfhändler zuerkannt, da der kleine Kaufmann fast durchweg den Credit in Anspruch nimmt. Ebenso ist das System der Baarzahlung für den Verkaufsverein unerläßlich, nur dann kann das geldbedürftige Genossenschaftsmitglied den vollen Nutzen aus dem Anschluß an den Verein ziehen. Wenn nämlich bisher so oft Verkäufe weit unter dem wahren Werthe der Waare abgeschlossen wurden, so war unabweislicher Geldbedarf fast immer die Ursache. Befriedigt nun die Genossenschaft mit Hülfe eines Anlehens bei der Raiffeisen'schen Bezirkskasse diesen Bedarf, so entfällt der Grund des Nothverkaufes, der Landwirth ist damit in die Lage gesetzt, zum wahren Werthe zu veräußern. So günstig Deutschlands Boden in dieser

Digitized by Google

Richtung vorbereitet ist, so kläglich sind die bezüglichen Verhältnisse Oesterreichs. Der niederösterreichische Landesausschuß beispielsweise ließ das Raiffeisen'sche System jetzt erst „studiren"; als ob die Vorzüglichkeit desselben nicht schon außer Zweifel gestellt wäre und „Studienreisen" entbehrlich erscheinen ließe. Im übrigen ist vor kurzem die Anleitung zur Gründung solcher Darlehnskassen in Niederösterreich erschienen und die Errichtung einiger Institute erfolgt.

In weiterer Ferne winkt als schönes Ziel für die Bestrebungen unserer Gesinnungsgenossen: regster Verkehr der landwirthschaftlichen Verkaufsgenossenschaften mit den städtischen Consumvereinen. So würde das Angebot von Landstrichen, in denen nicht viel Nachfrage herrscht, gesammelt und dem vereinten Bedarfe größerer Bevölkerungscentren, die der landwirthschaftlichen Production, also des billigen Angebotes ihrer Waaren entbehren, gegenübergestellt; so würde die gute Verwerthung der Naturproducte gepaart mit der billigen Ernährung des Städters!

Freilich wird der glückliche Ausgang aller genossenschaftlichen Arbeit sehr vielem Zwischenhandel ein Ende machen, so manchem wird damit das Mittel zu einer bequemen Existenz entzogen werden. Diese Existenz zehrte aber, sofern die wirthschaftliche Leistung entbehrlich war, zwecklos am Marke des Volkes; der entbehrliche Zwischenhandel consumirte, ohne zu produciren, und die Mittel hierzu gab ihm Landwirthschaft und Industrie, Stadt und Land. Mit dem Tage, wo das Reich dieses Zwischenhändlers in Nichts zerfallen sein wird, wird er auf den gebührenden Platz verwiesen werden, er wird selbst Producent werden müssen, um Consument bleiben zu können. Dann wird aber auch die Noth unserer Landwirthschaft geheilt sein, welche heute ihren Bedarf zu unerhört hohen Detailpreisen einkaufen, aber ihre Producte um Schleuder-Engrospreise verkaufen muß!

Moritz von Kaiserfeld.

Von **Wilhelm Rullmann.**

Der unvergleichlich schöne Stadtpark der steirischen Hauptstadt hat seit dem Sommer 1887 eine neue Zierde erhalten: von dem Grün der Büsche und Bäume hebt sich dort das Weiß des Marmordenkmals ab, das man dem edeln Dichter und Vaterlandsfreunde Anastasius Grün gesetzt hat. Noch hat man nicht daran gedacht, die Züge eines andern großen Patrioten, die Moritz von Kaiserfeld's, denen, die mit ihm lebten und strebten, in einem monumentalen Werke der Kunst lebendig zu erhalten und sie den kommenden Geschlechtern als das Bild eines Mannes zu überliefern, der ihnen in vieler Hinsicht als ein Beispiel der Nacheiferung vor Augen stehen soll. Mittlerweile hat eine kundige Feder es übernommen, dem Verewigten wenigstens ein biographisches Denkmal zu setzen, und von der Hand eines so erfahrenen Führers wie

Digitized by Google

F. von Krones* geleitet, durchwandern wir im Geiste die Lebenspfade, die in bewegter und ereignißvoller Zeit die Laufbahn eines patriotischen Volksvertreters bezeichnen, der zugleich ein hochbegabter Staatsmann war.

„Du sagtest mir einmal", schrieb Kaiserfeld am 26. April 1874 an seinen Freund, den nachmaligen Unterrichtsminister K. von Stremayr, „daß Du mit Cotta wegen Sammlung und Herausgabe meiner Reden gesprochen habest. Der Gedanke geht mir seitdem nicht aus dem Kopfe. Gewiß, es wäre der Mühe werth, wenn auch der inhaltliche Werth vielleicht nur ein bescheidener wäre — die Form könnte nachahmenswerth für viele sein, die sich für das öffentliche Leben vorbereiten. Wir würden damit den Engländern nachahmen, die in solchen Publicationen oft ohne alle Sichtung vorgehen. Natürlich dürfte sich eine solche Sammlung nicht auf meine Reden beschränken; sie müßte sich auch auf die verschiedenen Aufsätze ausdehnen, welche von mir in den Jahren 1848 und 1849, dann 1859—61 in der «Grazer Zeitung», «Tagespost», im «Telegraph» u. s. w. erschienen sind. Ich würde die Aufsätze und die Reden mit Noten einleiten, aus welchen die jeweiligen Veranlassungen zu ersehen wären, und dadurch würde das Ganze auch einen zeitgeschichtlichen Charakter erlangen. Ich werde mich sogleich an die Arbeit machen, wenn Du mir einen Erfolg prognosticirst. Doch dürfte die Herausgabe erst nach meinem Tode oder doch erst dann erfolgen, wenn ich ganz vom öffentlichen Leben zurücktrete." Es ist zu bedauern, daß Kaiserfeld diesen Vorsatz nicht ausführte; was vielleicht noch mehr zu beklagen sein mag, ist, daß er vor seinem Tode seinen ganzen Vorrath an Aufzeichnungen und Briefen der Vernichtung überlieferte. Um so mehr Anerkennung verdient der Fleiß und das Geschick, mit dem der Historiker der grazer Universität die Aufgabe gelöst hat, die er sich stellte: eine Biographie des Verstorbenen zu schreiben, in welcher zugleich alle Kämpfe und Strömungen der Zeit, die jener wirkend durchlebt hat, sich spiegeln.

Die Familie Kaiserfeld ist slowenischen Ursprungs; sie erhielt erst im Jahre 1817 zu dem ältern Namen „Blagotinschegg" (oder „Blagotinsek") das Adelsprädicat der „Edlen von Kaiserfeld". Moritz wurde am 24. Jan. 1811 als Sohn eines Kreisconducteurs der Landesfuhrwesens-Direction in der italienischen Armee Oesterreichs geboren. Der Knabe durchlief die gewöhnliche Gymnasiallaufbahn jener Zeit; der Jüngling studirte Philosophie und Jurisprudenz und erhielt dann Amt und Würde eines Justitiars der Herrschaft Thannhausen. Die Beziehungen, in die er als Gutsverwalter der Herrschaft Liebenstein zu der Besitzerin, der verwitweten Gräfin Marie Clementine von Manneville, trat, führten zu einem Ehebunde, der, ein Bund des Herzens, 33 Jahre lang „ohne tiefern Miston bestand und nur durch den Tod der Gattin gelöst wurde". Im Jahre 1844 unternahm er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern eine Reise nach Deutschland; die auf diesem Ausfluge empfangenen Eindrücke sind in einem Tagebuche niedergelegt, dem es auch an politischen Betrachtungen nicht fehlt. Bemerkenswerth ist besonders eine scharfe Kritik des Verwaltungssystems, mit welchem damals das materielle und geistige Leben Böhmens unter schwerem Drucke gehalten wurde.

* Vgl. „Moritz von Kaiserfeld. Sein Leben und Wirken, als Beitrag zur Staatsgeschichte Oesterreichs in den Jahren 1848 bis 1884" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1888).

Digitized by Google

Es heißt da unter anderm: „Daß eine Verwaltung, deren Verfahren nicht öffentlich beurtheilt werden darf, es wäre denn, sie würde gelobt, nicht die beste sein könne, daß Beamte, welche eine von ihren übrigen Mitbürgern stolz gesonderte Klasse bilden, und welche von ihren Schreibtischen aus die Bedürfnisse des Landes erkennen zu können sich einbilden, manche Misgriffe machen mögen, welche um so unheilvoller sind, als keine Publicität dieselben aufdeckt, ist wol leicht einzusehen. . . . Ebenso unbezweifelt ist, daß ein Volk, dem man die Freiheit schriftlicher Mittheilung so engherzig zustutzt, und das gesetzlich nichts wissen soll als sein Vaterunser und sein Einmaleins — im ganzen unwissend ist; wenn es zudem unter der Last seiner Fronen und seiner gutsherrlichen Verwaltung seiner Tage nicht froh werden kann — so ist es auch ein elendes Volk.“ Das literarische Leben Leipzigs und insbesondere der freie und rege geschäftliche Verkehr des deutschen Buchhandels, der hier seinen Hauptsitz hat, regte ihn zu Vergleichen mit den kümmerlichen Verhältnissen an, in denen das geistige Leben der Heimat unter dem Drucke der Polizei und der Censur schmachtete. „Diese Messe“, schreibt er, „mit ihrem Bücherkatalog ist eine einflußreiche, die öffentliche Meinung leitende und beherrschende Macht. O, daß die Censur nie ihre Inquisitionshände an diese Macht legen möchte! Doch was würde es ihr nützen? Sie würde den Handel von Leipzig vertreiben und er würde sich an einem andern Orte größer, mächtiger erheben. Denn es bleibt wahr, was der große badische Deputirte sagt: «Die Freiheit der Presse und jene des Buchhandels wird wiederkehren, und vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo man über die gegenwärtig in einigen Staaten obwaltende maßlose Strenge sich ebenso freimüthig wird äußern dürfen, als man es jetzt über die Inquisition und die Autos da Fé thun darf.»“

„Als das Jahr 1848 über die Schwelle schritt“, sagt sein Biograph, „hatte Kaiserfeld sein 37. Lebensjahr erreicht. Er war Familienvater, Gutsherr, mit dem Bestehenden verknüpften ihn starke Bande; er kannte die Heimat und das, was ihr frommte, die Bedürfnisse der Ständeklassen und des Landvolkes durch seinen frühern amtlichen Beruf, durch lange Beobachtungen und gegenwärtige Stellung genau. Strenges Rechtsgefühl und die Scheu vor gewaltsamen, zerstörenden Neuerungen, ebenso wie vor allem angriffslustigen Streberthum blieben ihm eigen. Er war bei den Engländern, ihrer Geschichte, ihren Schriften in die Schule gegangen. Aber er hatte auch ein Stück Welt, Land und Leute der Fremde gesehen und beobachtet, den Blick daran erweitert, und die Geschichte sowol als die Worte der Denker und Dichter einer nahen Vergangenheit und seiner Epoche festigten in ihm den Glauben an die Berechtigung des Fortschrittes und des staatsbürgerlichen Freiheitsideals. Er war Deutsch-Oesterreicher in jeder Fiber. Nie kam es ihm in den Sinn, seine slowenische Herkunft zu verleugnen, aber seine Vorfahren schon hatte die Staatsidee und der mächtige Bann der Cultur deutsch-österreichisch werden lassen; und er, der Sohn und Enkel deutsch gebildeter Männer, von einer deutschen Mutter geboren, deutsch erzogen und erfüllt von deutschem Geistesleben, durfte sich vollberechtigt in die erste Reihe der Deutschen in Oesterreich stellen; denn dem deutschen Wesen dankte er alles, was sein Innerstes erfüllte, was er war und noch werden sollte.“ Bei dieser Gesinnung scheint es auf den ersten

Digitized by Google

Blick befremdend, daß Kaiserfeld der mächtigen Bewegung des Jahres 1848 ziemlich theilnahmlos gegenüberstand. Er war eine durchaus nüchterne, praktisch angelegte Natur, und nichts schien ihm verkehrter, als sich auf politischem Gebiete Vorstellungen hinzugeben, die nicht auf dem Boden der Wirklichkeit fußten. Er hat wenig oder nichts verspürt von dem Hauche jenes Völkerfrühlings, der damals alle Welt zu verjüngen schien. In einer Zeit, da alles trunken war von Begeisterung, blieb er kühl bis ans Herz hinan, und besonders das sinnlose revolutionäre Treiben der Hauptstadt war ihm ein Greuel, den er in der schroffsten Weise verurtheilte.

Ebenso kühl ist seine Stellung den deutschen Einheits- und Freiheitsbestrebungen gegenüber. Als Ersatzmann Potpeschnigg's in das Frankfurter Parlament gewählt, nahm er dort seinen Sitz ohne jeden Glauben an den Beruf und die Mission dieser frei gewählten Vertretung des deutschen Volkes ein. Schon drei Stunden nach seiner Ankunft in Frankfurt begibt er sich in die Paulskirche, um sofort mitzustimmen. „Wenn ich Dir den Eindruck beschreiben soll", heißt es in einem Briefe an seine Frau vom 30. Jan. 1849, „den die Nationalversammlung auf mich machte, so müßte ich Dir nur gestehen, daß derselbe unter meinen Erwartungen geblieben. Ich konnte mir eine kleine Idee machen von den Scenen, die öfters hier vorfallen mögen, wenn die Debatten Gegenstände berühren, welche geeignet sind, die Leidenschaften aufzureizen; ich hörte Bassermann reden, welcher einige Herren der Linken schonungslos malträtirte; freilich verdienen diese Republikaner auch durchaus kein Erbarmen. Für mich hast Du übrigens gar nichts zu sorgen, da ich nie sprechen, auch schwerlich zu einem Club beitreten werde. Ich will blos lernen." . . . „So viel glaub' ich mich überzeugt zu haben", schreibt er einige Tage später, „daß aus der Paulskirche die deutsche Einigkeit nicht hervorgehen wird. Was aber übrigens immer geschehen mag, ich betheilige mich an gar nichts; ich bin viel zu spät gekommen, um mich hier geltend machen zu wollen; wollte ich es dennoch, ich würde mich lächerlich machen durch die Anmaßung, und davor, das wißt Ihr, werde ich mich hüten. Ich stimme nach meinem besten Gewissen, beobachte und lerne, nicht um eine parlamentarische Größe zu werden, sondern meine Kenntnisse an Menschen und Wissen zu bereichern." . . . In derselben Weise, die mehr von seiner Bescheidenheit zeugt als von seinem Eifer, an dem großen Werke der Zeit mitzuarbeiten, äußert er sich in einem Schreiben vom 11. Febr. über die Sucht heimatlicher Kreise, seine Bedeutung zu vergrößern: „Diese petites vanités meiner Verwandten und diese albernen Vorstellungen, welche man sich von mir in Graz macht, ärgern mich unendlich. Was kann ein einzelner hier machen und noch dazu jemand, der zum Ende des Liedes kommt und der so wenig Kühnheit und Selbstvertrauen hat in seinem Auftreten? Um hier unter so vielen ausgezeichneten Männern eine hervorragende Rolle zu spielen, muß man seinen Ruf bereits mitbringen und etwas mehr gethan haben, als ein paar Artikelchen in die «Grazer Zeitung» geschrieben zu haben. Noch bin ich hier nicht einmal orientirt, und kein Hahn kräht noch um mich. Ich bitte Dich, stimme die hohe Meinung meiner Verwandten ein bischen herunter, und berufe Dich auf das, was ich jetzt gesagt habe. Man erweist mir einen schlechten Dienst, wenn man Erwartungen von mir rege macht, welche zu erfüllen ich nicht im Stande bin. Ach! wie freue

Digitized by Google

ich mich, in meine Berge zurückzukehren." „Ich bin kein Demokrat", sagt er ein andermal, „in dem Sinne, wie dies Wort jetzt mit Recht in Miscredit gekommen ist, und hätte ich wirklich unpraktische Ideen mit hierher gebracht, hier, wo ich sehe und höre, wie diese Art von Demokraten manipulirt, hätte ich aufgehört, einer zu sein. Du kennst meinen Charakter und weißt, daß unehrenhafte Mittel mir widerstreben. Wer sagt Dir übrigens, daß ich je aufhöre, das Militär zu achten? Ich erkenne an, daß die Armee bisher uns rettete, und wenn es (das Militär) mehr herrscht, als dies zum Frommen der Freiheit nothwendig ist, so haben diesen Zustand eben nur diese Demokraten hervorgerufen. Aber deshalb bleibt die Militärherrschaft doch immer ein Uebel, wenn auch ein nothwendiges. Ich bin ein Feind blutiger Executionen, billige aber ebendeshalb nicht die nichtswürdigen Attentate des Civils gegen das Militär. Tröste Dich, ich bin durchaus kein Mann der Extreme, und der Club, dem ich angehöre (Pariser Hof, Hotel Schröder), ist selbst conservativer, als ich wünsche." Auch die octroyirte Verfassung Oesterreichs findet in Kaiserfeld einen durchaus nüchternen Beurtheiler. „Die Verfassung, welche der Kaiser gegeben", schreibt er, „läßt vielleicht manche Ausstellungen zu — das kann man ihr nicht abstreiten, daß sie ein Maß von Freiheiten bietet, von dem ich nur wünsche, daß die österreichischen Völker bei ihrer politischen Unreife und bei dem verschiedenen Bildungsgrade, der ihnen eigen, dasselbe auch vertragen mögen. Wenn man daher darüber kritisirt, so thut man es entweder, weil man von dem Möglichen und Praktischen absieht, oder weil man überhaupt kritisiren will." . . . „Die octroyirte Verfassung, lasse ich meinem Bruder sagen", schreibt er weiter den 16. März, „ist nicht das Vollendetste, was man wünschen kann; aber man muß das Mögliche vor Augen behalten, und man kann daher mit ihr zufrieden sein. Auch hat sie mit Ausnahme der Narren auf der Linken hier alle Verständigen befriedigt. Man soll sich in Oesterreich doch endlich einmal an ein Maß gewöhnen, und ich ersuche meinen Bruder, wenn ihm die Rettung der wahren Freiheit und das Wohl des Vaterlandes lieb sind, auf diesem Wege zu wirken. Der Reichstag in Kremsier hat sein Los zur Fülle verdient." . . . „Für uns ist österreichisches Bewußtsein", lautet der Schluß des Briefes, „nicht das Verschwinden der Theile im Ganzen, nicht die Auflösung des Mannichfaltigen in farblose Einförmigkeit, nicht die Vernichtung jeglicher Selbständigkeit in einem festen Centrum, aber auch nicht jene lose Fügung, welche die Kraft lähmt, die Sicherheit gefährdet und vor Zerfall nicht schützt; es ist das Bewußtsein der Opfer, die zu bringen sind, und die freudige Bereitwilligkeit, sie zu bringen; es besteht dasselbe für uns nicht in der schroffen Sonderung nach Stämmen, die Entfremdung statt inniger Verschmelzung herbeiführt, nicht im verwirrenden Sprachenstreite in Dingen, wo der Zweck die Möglichkeit der Verständigung unerbittlich fordert, nicht in der Ueberhebung wegen eigener Verdienste, wo diese allen gemein sind, nicht im Tadel und in Beschuldigungen über das, was geschehen, wo keiner sagen kann, er sei frei geblieben von Irrthümern und Verblendung; für uns besteht das österreichische Bewußtsein im Vergeben, im Vergessen und im Zusammenwirken mit vereinter Kraft."

Kaiserfeld war kein Jüngling mehr, als das Jahr 1848 eine neue Ordnung der Dinge zu verkünden schien, und die

Digitized by Google

mächtige Bewegung jener Zeit hat, wie wir gesehen haben, keinen Funken von Begeisterung in seiner Seele geweckt. Man mag ihm nicht ohne Berechtigung vorwerfen, daß sich in seinen Aufzeichnungen und Briefen aus jener Zeit die „gute Gesinnung" und der beschränkte Horizont des „schwarz-gelben Spießbürgerthums" ausspricht. Aber in dieser klaren, nüchternen Betrachtung der Dinge verräth sich bereits der Scharfblick des Staatsmannes, der sich von allen Illusionen freihält und nur das als Ziel des Strebens ins Auge faßt, was ihm erreichbar erscheint. Wie er gleichgültig und mistrauisch den Idealen des Jahres 1848 gegenüberstand, so entschieden verurtheilte er auch den Absolutismus, dessen finstere Aera jenem Völkerfrühling so bald folgen sollte. Aus dieser Zeit der absolutistischen Neugestaltung Oesterreichs rührt eine Denkschrift Kaiserfeld's, in der er sich sehr eingehend über die Gebrechen des neuen Systems ausspricht. Er erkennt die Nothwendigkeit an, daß den centrifugalen Bestrebungen der Jahre 1848 und 1849 ein Ende gemacht werde, das Unvermeidliche der militärischen Organisation und der Gemeinsamkeit der Verwaltungsgrundsätze sowie eines engern Anschlusses an Deutschland: „Nicht blos um deutsche Bildung und Gesittung in die entferntesten Theile der Monarchie zu tragen, deutsches Interesse am Bestande der Monarchie zu wecken und sich deutsche Hülfe im Augenblick der Gefahr zu sichern, sondern auch vorzüglich deshalb, weil das deutsche Element, das duldsamste von allen, der Entwickelung der übrigen Nationalitäten auf der Grundlage ihrer eigenen Sprache und Sitte am wenigsten entgegenzutreten geneigt ist, weil dasselbe nach keinem außerhalb der Monarchie liegenden Schwerpunkt gravitirt, endlich weil die deutschen Lande in der Geschichte Oesterreichs den Krystallisationspunkt bilden, an welchen sich nach und nach die übrigen mehr durch culturhistorische und ökonomische Nothwendigkeit als durch die Verträge mit aussterbenden Fürstenhäusern anfügten." Goldene Worte, die heutzutage bei den Regierungsmännern der cisleithanischen Monarchie eine ganz besondere Beachtung finden sollten!

Im übrigen ist es ein düsteres Bild der damaligen Zustände, das er in jener Denkschrift entwirft. „Wer die Lage Oesterreichs heute überblickt", heißt es da, „der wird sagen müssen, daß die Regierung bisjetzt die großen Aufgaben, welche sie sich gestellt hat, nicht erfüllte. Nirgends, wohin man den Blick wendet, Vertrauen und Zuversicht in die Dauer des Bestehenden: die Verwaltung schwankend, die Justiz in Abhängigkeit, die organische Gliederung in ihrer Grundlage unvollendet, — das ist das Bild, welches sich dem aufmerksamen Beobachter auf dem Grunde zeigen würde, wenn er die Dinge des äußern Scheines von Ordnung und Regelmäßigkeit entkleidet. Für den Begriff Oesterreich herrscht nur bei wenigen Verständniß, und die administrative Centralisation mit ihrer Schwerfälligkeit hat ganze Provinzen dieser großen Idee eher entfremdet als ihr nahegebracht. Der Landmann, der kleinere Gewerbsmann hat keine Liebe zum gemeinschaftlichen Vaterlande, er hat keinen Sinn für etwas, was seinem Gesichtskreise so fern liegt, er weiß nur, daß er sehr viel zahlt, und daß von der ganzen Summe für alles, was ihn zunächst berührt, nichts übrigbleibt." — „Vergebens", heißt es weiter, „sieht man sich in den Reihen des Volkes nach einer wirksamen Stütze für die Regierung und ihr System um. Die Presse, welche zwar die Censur nicht mehr fesselt, der aber die über ihr schwebenden Gesetze nichtsdestoweniger jede freie Bewegung

Digitized by Google

hemmen, ohne Einfluß, theilweise tief misachtet, der Adel ohne politische Berechtigung, in einem großen Theile Oesterreichs aus nationalen, in einem andern aus historischen Gründen mit dem System der Regierung zerfallen, theilweise besitzlos und weiterer Verarmung entgegengehend, seine Namen in der Geschichte des Landes völlig unbekannt und ohne hervorragende Verdienste für das Wohl desselben, daher ohne Wurzeln im Volke, in seiner gegenwärtigen Verfassung nur eine gesellschaftliche Einrichtung, deren Nothwendigkeit niemand einsieht, nicht eine Institution, welche zwischen dem Throne und dem Volke steht, um jenem eine kräftige Stütze zu sein, um den Thron zu schützen und die Grundsätze der Erhaltung mit seinem Worte, seinem Vermögen, seinem Einflusse zu vertheidigen; die Mittelklassen nur auf Erwerb und Genuß bedacht, grollend, wenn ihnen die Mittel dazu fehlen, und ohne Muth, wenn sie sich und die Gesellschaft vertheidigen sollen; die untern Schichten, unverläßlich wie immer, jedem zufallend, der ihren Leidenschaften zu schmeicheln versteht: so steht die Regierung wieder allein und verlassen da, ohne Halt in den bevormundeten Völkern, nur auf das Heer sich stützend und auf die Bureaukratie."

Die Denkschrift Kaiserfeld's bezeichnet es als einen schweren Irrthum, wenn man aus der Wahrheit, daß der doctrinäre Constitutionalismus für österreichische Verhältnisse nicht anwendbar sei, die Folgerung ziehe, daß für dieses Reich nur der reine Absolutismus möglich sei. Das Richtige, meint er, liege auch hier in der Mitte, und was er als das Ideal einer den eigenartigen politischen Verhältnissen seines Vaterlandes angepaßten constitutionellen Staatsform ansah, das schien der Verwirklichung nahe zu sein, als die Jahre 1859 und 1860 den Ausblick in eine neue constitutionelle Epoche Oesterreichs eröffneten. Mit der neuen Aera, deren Morgenluft man bereits nach der Schlacht bei Solferino witterte, begann auch ein neuer Abschnitt im Leben Kaiserfeld's: er bereitete sich zum Eintritt in die politische Arena vor. Am 9. März 1861 wurde er in den steirischen Landtag gewählt, und gleich in der ersten Sitzung begründete er seinen Antrag auf eine Adresse an den Kaiser in einer sehr bedeutungsvollen Rede. Als Vertrauensmann des steirischen Landtags wurde er auch in den ersten constitutionellen Reichsrath entsandt, der am 1. Mai 1861 von dem Kaiser eröffnet wurde. Er trat der Linken bei, die damals eine Mehrheit von ungefähr 130 Abgeordneten (von 203) für Schmerling und das Februarpatent bildete, und innerhalb dieser Partei gehörte er der Sondergruppe der deutschen Unionisten an, deren Führerschaft ihm später zufiel. Er widmete den Angelegenheiten seiner engern Heimat die ernsteste Fürsorge. Die Ennsregulirung und die Neuorganisation der grazer Universität sind Werke, denen er die lebhafteste Theilnahme zuwandte; aber er versäumte darüber auch seine Pflichten als Volksvertreter des Reiches nicht. Wodurch er sich dabei von so vielen seiner Genossen im politischen Kampfe unterschied, das war, um mit Krones zu reden, „seine zartbesaitete Politikernatur"; er setzte seinem staatsmännischen Wirken Herzblut zu; nichts lag ihm ferner, als jene Redefertigkeit des Augenblicks, die mit leichter, an der Oberfläche streifender Hand augenblickliche Erfolge einheimst oder dem Behagen an Erfolgen des Witzes die Zügel schießen läßt. Dies leuchtet auch aus seinen Briefen hervor, die auf die politische Thätigkeit in Wien anspielen.

Digitized by Google

So schrieb Kaiserfeld am Tage nach der großen Debatte vom 30. Jan. 1864 an seine geliebte Gattin: „Meine theuere Alte! Ich reise Dienstag (2. Febr.) von hier ab, werde wahrscheinlich den Mittwoch in Oedenburg bei meinem guten Burschen" (seinem Sohne, Militär) „bleiben, nach dem ich mich sehr sehne, und Donnerstag bin ich in Euern Armen, um mich nicht mehr von Euch zu trennen. Ich habe die dreitägige Debatte geschlossen mit einer Rede, die tiefen Eindruck machte. Man läßt mir doch wenigstens noch im gegnerischen Lager die Gerechtigkeit widerfahren, daß mich nichts leitet als eine tiefe, glühende Ueberzeugung. Aber jeder solcher Anlaß ist ein Sturm auf meine Gesundheit und mein Leben. Eben weil ich zu tief empfinde, was ich sage, und weil mir jenes ruhige Temperament nicht gegeben ist, welches bei übrigens gleichem Empfinden doch den Gleichmuth sichert, fehlt mir die Organisation für ein bewegtes, an aufregenden Momenten reiches politisches Leben. Ich muß und werde daher demselben entsagen, mich nur speciell meinem Lande und Euch, Ihr Lieben, weihen."

Aber diese resignirte Stimmung hielt nicht lange bei ihm vor; bald stand er wieder mitten im Kampfe. Seine große Rede in der Adreßdebatte vom 1. Dec. 1864 gegen Schmerling's Zauderpolitik in der ungarischen Frage machte ihn stolz auf seinen Erfolg. „Ich habe gestern in der ungarischen Frage gesprochen", schreibt er seiner Frau; „welch einen Triumph hab' ich gefeiert, wie stürzte alles auf mich zu, nach vollendeter Rede, um mir die Hand zu drücken; wie tief erschüttert war das Haus, waren die gedrängt vollen Galerien. Und wie sprechen heute die öffentlichen Blätter. Es wird mir bange vor meinem Triumphe. . . ." Bald hatte er es sogar nothwendig, sich gegen die Zumuthung einer Ministercandidatur zu vertheidigen. „Daß ich eine solche Ehre nicht anstrebe, daß im Gegentheile ich vor einem solchen Amte, für welches ich mich physisch wie geistig nicht gewachsen fühle, fliehen würde, das weißt Du ja."

„Halte nur immerhin die deutsche Fahne hoch!" hatte er einst seinem Freunde K. von Stremayr geschrieben, „sonst gehören wir ohnehin der Katz an." Kaiserfeld fühlte sich als Deutscher, aber er beharrte auf seinem großdeutschen Standpunkte. Es läßt sich daher denken, wie erschütternd der Ausschluß Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde auf ihn wirkte. Die Katastrophe vom 3. Juli 1866 macht sein Herz bluten und tiefes Weh spricht aus den Briefen, die er unmittelbar nach der Schlacht bei Königgrätz geschrieben hat. Aber sobald sich der erste Sturm schmerzlicher Empfindungen gelegt hat und die staatsmännische Einsicht wieder in ihre Rechte getreten ist, zieht er auch die richtigen Folgerungen aus der Lage. Sein bisheriger Widerwille gegen Preußen und insbesondere gegen Bismarck tritt hinter der Erkenntniß zurück, daß Oesterreich noch jetzt ein Einvernehmen mit Deutschland suchen müsse. Besonders bezeichnend für seine Auffassung ist ein Schreiben vom 10. Aug. 1866 an Trefort. In demselben heißt es: „Oesterreich darf an keine Politik der Gereiztheit und der Vergeltung denken; in der politischen Sympathie zu Deutschland — selbst mit preußischer Spitze — und zu Italien wird es frei sein und wirthschaftlich erstarken können. Nicht slawisch, aber auch nicht französisch wäre mein Wahlspruch, und darin scheine ich von Ihnen zu differiren."

Schon vor dem Kriege von 1866 hat Kaiserfeld an dem Ausgleichswerke, das für die Oesterreichisch-Ungarische

Digitized by Google

Monarchie eine neue Staatsform schuf, lebhaften Antheil genommen. Die Bundesgenossenschaft mit den Magyaren erschien ihm als die einzige Bürgschaft des cisleithanischen Constitutionalismus und des Fortbestandes der deutschen Führung des Staates. In einem Artikel „Diesseits und Jenseits", den er damals, im Februar 1866, in einem grazer Blatte veröffentlichte, hat er diesen Standpunkt mit folgenden, heute doppelt bemerkenswerthen Worten charakterisirt: „Es war ein Fehler der Deutschen in Oesterreich, daß sie sich nur als Oesterreicher, und nicht als Deutsche fühlten. Die Politik des Grafen Belcredi hat uns auch von diesem Fehler geheilt. Wir werden daher keine Constituirung der cisleithanischen Länder zugeben, welche aus altem historischen Plunder das Rüstzeug herholt, um unsere Brüder in Böhmen und Mähren durch eine andere Nationalität zu unterdrücken. Wir haben keine Lust, uns einzeln aufspeisen zu lassen, wie wir auch keine Lust haben, auf den Constitutionalismus zu verzichten." . . . „Diese Wandlung hat aber noch den weitern Vortheil, daß wir den Werth erkennen gelernt haben, der darin liegt, einer großen Nation anzugehören. Wir werden daher niemals auf das Band verzichten, das uns und die Länder, die wir bewohnen, an Deutschland knüpft. Würde unsere Stellung in Oesterreich unerträglich gemacht, von dorther muß uns Erlösung kommen." Und weiter: „Wir wollen den engern Reichsrath, weil wir im Dualismus für lange Zeit die einzige Form sehen, unter welcher Oesterreich möglich ist, und weil wir in dieser Institution allein den Schutz unserer Nationalität erblicken. Wir wollen, daß diese Seite ebenbürtig neben Ungarn stehe. Wir wollen die Institution, weil es keinen Staat von Bedeutung in der Welt gibt, ohne eine politisch führende Nationalität." . . . „Wir hassen den Föderalismus, denn er ist ein Rückschritt; er wäre eine Todeswunde, dem Reiche geschlagen; die Freiheit und die Autonomie, mit der man ihn rechtfertigt, ist eine Heuchelei. Wer mit ihm kokettirt, in dem erblicken wir einen Gegner, wir machen kein Hehl daraus."

Schon im Januar 1866 tritt Kaiserfeld mit Lonyay, und durch diesen mit Deák und Eötvös in Verbindung. Im August begab sich Graf Lonyay als Vertrauensmann Deák's nach Graz, um die Verhandlungen mit Kaiserfeld durch einen persönlichen Meinungsaustausch fortzusetzen. Die Septembertage brachten dann jene Besprechungen der Abgeordneten der deutschen Verfassungspartei in Aussee, denen das Ausseer Programm seine Entstehung verdankt, mit welchem diese Partei zu dem Ausgleichswerke Stellung nahm. Dieses „Autonomistenprogramm" ist in erster Linie das Werk Kaiserfeld's.

„Der Dualismus", erklärte Kaiserfeld in einer Rede, die er im December 1866 im steirischen Landtage hielt, „ist allerdings eine Form, die nicht einen Staat macht; doch wird in der Ausführung die Nothwendigkeit vieles mildern. Immer aber wird der Dualismus mehr Kraft und mehr Garantie bieten als der «Pluralismus», und wenn der Dualismus «Zwiespalt» ist, so weiß ich nicht, wie ich den Pluralismus anders nennen soll als etwa «Vielspalt»." Auch damals war bei allen Reformgedanken, die er vertrat, der leitende Gesichtspunkt kein anderer als der, daß den Deutschen die Führung im cisleithanischen Staatswesen ebenso gewahrt bleiben müsse wie den Ungarn jenseit der Leitha. Beust, dem Minister der neuen Aera, trat er mit einigem Mistrauen entgegen. Er weigerte sich,

Digitized by Google

in das Ministerium einzutreten, ließ sich aber bewegen, an dem Entwurfe der Thronrede mitzuarbeiten, mit der im Frühjahr 1867 der neue Reichsrath eröffnet werden sollte. Auch diese Berathungen trugen nicht dazu bei, ihm eine höhere Meinung von Beust's staatsmännischer Begabung, namentlich auch nicht von seiner Kenntniß der österreichischen Zustände beizubringen. Ende Mai schreibt er nach einer Besprechung mit Andrássy an seine Frau: „Ich sah den Grafen Andrássy, der auf mich einen sehr angenehmen Eindruck macht, ein Mann voll Wärme und edlem Gefühl. Hätten wir doch solche Leute, aber bei uns steht es schlecht. Reizbarkeit, Unverstand und maßlose Eitelkeit, das ist die Essenz unserer Charaktere. Ich bin in großer Unruhe über den Ausgang der für die Geschichte Oesterreichs entscheidenden Frage des Ausgleichs, um so mehr, als Beust ein vollkommener Ignorant in unsern Verhältnissen ist und daher mehr verderben als nützen wird."

In der nächsten Tagung des Reichsrathes, in welcher die Einsetzung des Bürgerministeriums am 30. Dec. 1867 einen wichtigen Abschnitt bildet, nahm Kaiserfeld an dem parlamentarischen Leben einen sehr regen Antheil; in wichtigen und bedeutungsvollen Reden, die nicht ohne Wirkung blieben, trat er auch hier für den Dualismus als die einzige für das neue Oesterreich mögliche Staatsform ein. Nachdem Giskra das Ministerium des Innern übernommen, wurde Kaiserfeld am 10. Febr. 1868 zum Präsidenten des Reichsrathes gewählt; auch bei der Eröffnung der fünften Sitzungsperiode des österreichischen Reichsrathes am 13. Dec. 1869 wurde ihm diese Würde durch das Vertrauen seiner Parlamentsgenossen aufs neue verliehen. Im folgenden Jahre wurde er zum Landeshauptmann der Steiermark gewählt. Mit Interesse folgte er noch immer den politischen Vorgängen im Schoße der Monarchie, aber seine Stellung brachte es mit sich, daß er seine besondere Aufmerksamkeit nun den Verhältnissen seiner engern Heimat zuwandte. Am 22. Dec. 1871 wurde er zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt.

Der Herbst seines Lebens war dem für sein Vaterland so warm empfindenden und mit dem Tode seiner Gattin (1871) in seinem Hause sich vereinsamt fühlenden Kaiserfeld vielfach getrübt. Zu den unvermeidlichen Mühsalen des Alters gesellten sich schwere politische Sorgen; die bosnische Politik, das System Taaffe und die Zerrissenheit der deutschen Parteiverhältnisse nährten in ihm einen Pessimismus, der von Jahr zu Jahr zunahm. Durch seine Briefe zieht jetzt oft ein herber Ton, aber den politischen Idealen seiner Jugend blieb er auch im Alter treu. Am 26. Aug. 1884 richtete er von seinem Gute Birkfeld aus sein Abschiedsschreiben an den Landesausschuß der Steiermark, mit dem er seinen Rücktritt aus dem öffentlichen Leben kundgab. Schon im folgenden Jahre, am 14. Febr. 1885, befreite ihn der Tod von der schweren und drückenden Bürde eines durch Krankheit und seelische Verstimmung verbitterten Alters.

Wenn wir bisjetzt die Summe eines an Kämpfen reichen, von Irrthümern nicht freien, aber auch durch große Erfolge und Verdienste gesegneten Daseins gezogen haben, so mag es uns auch noch gestattet sein, das Urtheil mitzutheilen, das der Biograph Kaiserfeld's über diesen nach der sittlichen Seite hin makellosen und in geistiger Hinsicht ungewöhnlich veranlagten politischen Charakter fällt. „Kaiserfeld", schreibt Krones, „war keine glänzend begabte,

Digitized by Google

keine genial angelegte Persönlichkeit, die im Fluge sich alles erwirbt, alles beherrscht, und ebenso wenig ein Mann rascher, schöpferischer That, mit stählernen Nerven und rücksichtsloser Energie ausgestattet. Darin war ihm so mancher Zeitgenosse, Parteifreund und Gegner überlegen. Aber Kaiserfeld ersetzte dies durch Tiefe und Feinfühligkeit seines Seelenlebens, durch unverdrossene geistige Arbeit, sittlichen Ernst und Ueberzeugungstreue, Beharrlichkeit und durch die nicht eben häufige Gabe, das, wovon er durchdrungen war, mit edelm Pathos in Wort und Schrift überzeugend zu gestalten. Er war nicht zum schöpferischen Staatsmann, aber wol zum rechtschaffenen Wortführer parlamentarischer Opposition und Ueberzeugung geboren. Wenn ihn die Gegner einen „Gefühlspolitiker" schelten, wenn sie ihm Wandlungen in seinen Ansichten vorwarfen, so thaten sie ihm, ohne es zu wollen, eine Ehre an; er war eben kein Politiker „mit der Zunge", kein beifallssüchtiger Gaukler, und ebenso wenig einer von jenen, die der sogenannten Consequenz die bessere Einsicht opfern, straußartig den Kopf vor den Forderungen der Zeit verbergen. Kaiserfeld erkannte in staatlichen Dingen nicht die Logik des Juristen, sondern die des Politikers für maßgebend. Und dennoch, ja eben deshalb blieb Kaiserfeld der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Ausgleiches und der dualistischen Grundlage Oesterreichs unentwegt treu. Der Kern seiner politischen Ideale hatte höchstens die Schale gewechselt; er ging in allem Wechsel der Ansichten nicht verloren. Kaiserfeld zählt zu den politischen Charakteren Oesterreichs; sein politisches Leben verwächst unlöslich mit den Geschicken der Steiermark und mit den Epochen des Staatswesens seit 1848. Vom Jahre 1861 ab wird seine Biographie zugleich ein Stück der parlamentarischen Geschichte Oesterreichs, und sein Heimatland weiß, was es an ihm besaß, was es an ihm verlor, den treuen Hüter seiner Rechte, den eifrigen Sachwalter seiner Wünsche."

Reisebilder aus Neugriechenland.

Von Consul **V. G. Marshall** in Patras.

Wir (ein junger Engländer und ich selbst) hatten die herrlichen Ueberreste des griechischen Alterthums in Athen mit Eifer studirt und bewundert, und waren nicht weniger erstaunt über den riesigen Aufschwung, welchen die moderne Stadt genommen. Von dem sehr anziehenden Lande aber und dessen Bewohnern war meinem Begleiter noch nichts bekannt. Daher beschlossen wir im Frühjahre 1888 eine kurze Wanderung durch die schöne Nomarchie (Provinz) Aetolien.

Die fast neue Athen-Peloponnesbahn brachte uns in vier Stunden nach Korinth, an Salamis und Megara vorbei. Dies sind allerdings imponirende Namen, doch handelt es sich hier nicht um classische Erinnerungen aus längstvergangener Zeit, sondern um lebensfrische

Digitized by Google

Eindrücke aus dem wiedererstandenen Neugriechenland.

Der Benutzung der Eisenbahn von Korinth nach Patras zogen wir die Meerfahrt vor, obwol die Landreise weniger Zeit in Anspruch nimmt, und bald sahen wir nach der Einschiffung das stolze Akro-Korinth in der Ferne immer undeutlicher verschwimmen.

Dann trat der halb mit Schnee bedeckte Parnaß (Liakura) klar hervor, und bald fingen die Bergriesen des Peloponnes an sich sehen zu lassen. Der Chelmos (Aroania), Ziria (Kyllene), Olonos (Erymanthus), sämmtlich zur Hälfte im Schneemantel, blieben auch auf der siebenstündigen Fahrt mehr oder weniger in Sicht.

Der ganze Meerbusen von Korinth mit seinen großartigen Bergen, vielen Inseln und prachtvollen Landschaftsbildern hat überhaupt einen sehr schweizerischen, oder vielleicht besser gesagt schweizerisch-orientalischen Charakter, welcher den Reisenden oft in Gedanken in jene herrliche Gebirgsrepublik versetzt.

In Patras schifften wir uns nicht aus, sondern steuerten nach kurzem Verweilen auf Messolonghi zu, und konnten bald die eigenthümlichen Gebirgsformen von Taphiasos (Kaki Scala) und Chalkis (Varassova) näher beobachten.

Die Landung in Messolonghi ist bei unruhigem Meere sehr schwierig und bei Sturm unmöglich, auch müssen die Dampfer des seichten Fahrwassers wegen eine volle englische Meile weit vom Lande vor Anker gehen; man kann nicht einmal im gewöhnlichen Seeboote zum wirklichen Landungsplatze herankommen, sondern muß bei niedrigem Wasserstande sich wieder in kleine Kähne (Monoxyllon) umschiffen. Und wenn der Reisende endlich ans Land gestiegen, so ist er immer noch nicht am Ziel und hat noch über eine halbe Stunde mit dem Wagen über den künstlichen Damm bis zur Stadt zu fahren. Diese kurze Fahrt geht durch die fischreichen Lagunen und erinnert lebhaft an die berühmte Lagunenstadt, die Seebeherrscherin des Mittelalters — Venedig.

Wir blieben nicht in der Heldenstadt, sondern folgten der freundlichen Einladung des Bürgermeisters von Katochi nach Aetolikon, wo letzterer ansässig, und nach sehr kurzer Rast fuhren wir in nordwestlicher Richtung wieder die Lagunen entlang diesem anziehenden Städtchen zu.

Aetolikon ist in der That ein hochromantischer Punkt. Inmitten einer großen Lagune von 7 englischen Meilen Länge und fast derselben Breite, die mit mächtigen Bergen umgeben ist, bedeckt das Städtchen eine ganz kleine Insel, steht aber in Verbindung mit der übrigen Welt durch zwei schöne Brücken, von denen die östliche auf 22 Pfeilern ruht und die westliche nicht viel kürzer ist. Ein blühender Binnenhandel mit Valoneen, Olivenöl und Korinthen wird hier hauptsächlich nach Patras getrieben. Obwol das benachbarte Messolonghi den Mittelpunkt der Fischzucht und Industrie bildet, beschäftigt sich auch Aetolikon nicht wenig mit diesen Zweigen.

Auch nahm der Platz ruhmreichen Antheil an der Vertheidigung Messolonghis, wurde aber ganz zusammengeschossen und mußte sich ergeben. Hier wurde auch der hervorragende Philhellene, Kapitän Hastings, schwer verwundet. Noch heute sind Spuren des Befreiungskrieges zu erkennen. Die Anzahl der heutigen Bewohner beläuft sich auf ungefähr 4000, die sämmtlich sich in verhältnißmäßigem Wohlstande befinden.

Die Stadt über die Westbrücke verlassend, erreichten wir nach einstündiger Fahrt durch Olivenhaine, Korinthen-

Digitized by Google

pflanzungen und Weinberge das große Dorf Neochorion und erblickten in sehr kurzer Entfernung vom Dorfe die Ufer des Acheloos (oder Aspropotamos).

Der Fluß ist hier zwischen Neochorion und Katochi wirklich eindrucksvoll, und hat eine Breite von 5—600 Fuß, während unterhalb dieser Stelle keine Stromschnellen vorkommen. Für größere Fahrzeuge würde er bis 50—60 englische Meilen von der Mündung aufwärts schiffbar sein, wenn die Schwierigkeiten, welche die dortigen Sandbänke bieten, überwunden werden könnten. Auf diesen aber ist das Fahrwasser oft nur 3 Fuß tief, sodaß dieser schöne Fluß eigentlich nur für Küstenfahrer nutzbar wird. Der Strom hat solch ungeheuere Mengen Schlamm und Sand zwischen den Inseln Oxea und Petala (Nordwestküste Griechenlands) angeschwemmt, daß die Seedampfer hier oft mit großer Sorgfalt fahren müssen.

Wir benutzten die Fähre und bewunderten auf der Ueberfahrt den malerischen Anblick von Katochi, dessen Häuser fast bis an den Fluß selbst hinunterreichten.

Kaum am andern Ufer ausgestiegen, führte uns der Weg steil bergan, denn das große Dorf oder der Marktflecken ist am Abhange des Hügels gebaut, besitzt 250 Häuser mit 1200 Einwohnern und ist der Sitz der obern Behörden des Kreises Oeniadä. Hier mußte unser Gastfreund als Bürgermeister einige Sitzungen abhalten und konnte uns nicht nach seiner ursprünglichen Absicht auf den Ausflug nach Trikardo Kastron, wie jetzt die Ueberreste des alten Oeniadä heißen, begleiten. Wir besuchten aber unter freundlicher Führung den schon sehr im Verfall begriffenen Thurm auf der höchsten Spitze des Hügels, „die Burg der Vasiliki" genannt. Die Aussicht von hier ist höchst lohnend, denn der Aspropotamos kann bis zur Mündung, herrlich sich durch Wald, Kornfelder, Weiden schlängelnd, verfolgt werden. Doch das Hauptinteresse knüpft sich an die hier lange Jahre hindurch wohnende Vasiliki, die berühmte Frau des damals fast allmächtigen Ali-Pascha. Nach Ermordung des Wütherichs 1822 kehrte die Vasiliki, die aus Katochi stammte, in die Heimat zurück, wo sie von dieser Burg aus bis an ihr Ende nicht abließ in der Verabreichung von Liebesdiensten und Wohlthaten an die Nachbarn nah und fern.

Bis vor wenigen Jahren befand sich auch in Katochi eine byzantinische Kirche reinsten Stils, dem heiligen Panteleimon gewidmet, welche, wie die oben angeführte Burg, von Kaiser Justinian gebaut worden sein soll. Als die alte Kirche baufällig geworden, beschlossen die Einwohner, ein neues schönes (?) Gebäude aufzuführen, und jetzt findet der Reisende statt des schönen alten Tempels einen scheunenhaften Neubau, bei dessen Anblick jedem Aesthetiker die Haare zu Berge stehen.

Noch war es fast Morgenstunde, als der Bürgermeister uns Maulthiere vorführen ließ, um uns nach Oeniadä reiten zu lassen. Ein dreiviertelstündiger Ritt über den Lesinisumpf bringt den Reisenden an den Fuß eines langgestreckten Hügelrückens, der aber mit seinen drei stumpfen Spitzen nicht mehr als 200 Fuß sich über die Ebene erhebt. Hier ist die Stätte des einstmals so volkreichen und wichtigen Ortes des Alterthums, ist vielleicht einer der allerinteressantesten Plätze in Griechenland sowol für den Archäologen wie für den Geschichtschreiber. Man wird sich erinnern, daß Oeniadä die einzige Stadt Akarnaniens war, welche gegen Athen im Peleponnesischen Kriege feindlich gesinnt war.

Fast das ganze Stadtgebiet ist noch

Digitized by Google

heute von der großartigen Ringmauer pelasgischer Bauart umgeben, die freilich an manchen Stellen sehr verfallen, doch immer erkennbar ist, während an andern, z. B. in der Nähe der Hafenanlagen, lange Strecken fast ganz unversehrt geblieben und über 2 Meter dick sind. Hier bewunderten wir auch die ziemlich gut erhaltenen Ueberreste der Festungsthürme, welche, aus ungeheuern viereckigen Steinquadern gebaut, einer viel spätern Zeit als die Mauern angehören; doch das unstreitig Interessanteste ist das halb verfallene Thor mit dem Durchgange vom Hafen nach der Stadt, welches jedem Architekten zum besondern Studium empfohlen wird.

Der Hafen selbst ist gut angelegt, gehörig geschützt und von bedeutendem Umfang. Um die großartigen Arbeiten der Alten richtig zu verstehen, muß man bedenken, daß zu jener Zeit das Meer die Stadt umgab und den Hafen ausfüllte. Heute ist die ganze Umgegend ein Sumpf und der Hafen liegt trocken.

Weiter hinauf ins Stadtgebiet, über Trümmer schreitend, in denen viele schöne Eichbäume Wurzel gefaßt, umgeben von einer Todtenstille, erreichten wir in zehn Minuten das Amphitheater. Leider ist wenig mehr zu erkennen; noch beweisen aber die mehr als 20 Reihen Sitzplätze (und gewiß sind noch mehr verschüttet), daß Oeniadä ein sehr belebter Ort gewesen sein muß; überall erkennt man leicht überwachsene Grundmauern, halb verschüttete Brunnen u. dgl. auf sehr ausgedehntem Raume. Doch alles ist jetzt stumm; das einzige Leben ist in den Wipfeln des rauschenden Eichenwaldes.

Vom Theater aus, das schon ziemlich hoch liegt, ist eine schöne Fernsicht auf die Kurzolari-Inseln. Doch wer eine in ihrer Art einzige Aussicht genießen will, darf nicht versäumen, bis zur alten Akropolis, jetzt Tabia genannt, hinauf immer durch Schuttmassen zu steigen, von wo Messolonghi mit seinen Lagunen, Aetolikon, Patras, Glarenza u. s. w., umgeben von den hohen Bergen Nordgriechenlands und der Morea sich vor ihm ausbreitet: in der That ein großartiges Panorama.

Einen sehr trüben Eindruck macht der ungeheuere, am Fuße liegende Lesinisumpf, der weder bewohnt noch bebaut, sich in einer Länge von 10 englischen Meilen zwischen dem linken Ufer des Aspropotamos und dem Meere erstreckt. Die Austrocknung bietet dem Ingenieur wol Schwierigkeiten, aber nicht unüberwindliche. Die Kosten würden sehr hoch sein, doch ist zu hoffen, daß in wenigen Jahren daran gedacht werden wird. Der große Copaissumpf in Böotien wird z. B. bald bebaut werden können; denn die großartigen Austrocknungsarbeiten sind schon im Sommer 1886 in Angriff genommen, und die Unternehmung schreitet rüstig fort.

Die Eroberung von Oeniadä durch die Messenier 450 v. Chr. bewog diese, wie allgemein angenommen, zur Weihung der Nike des Paionios in Olympia, im folgenden Jahre aber wurde die Stadt von den Akarnanen zurückgewonnen. Auch von Philipp III. von Macedonien wurde sie erobert und aufs neue stark befestigt. Dies geschah im Jahre 219 v. Chr., und die oben angeführten Thürme rühren von dieser Zeit her.*

In der Umgegend gibt es Schnepfen-, Eber-, und etwas nördlicher, bei Panteleimon**, auch gute Hochwildjagd,

* Wer weiteres über Oeniadä wissen will, sollte das schöne Werk von L. A. Heuzey, „Le Mont Olympe et l'Acarnanie" (Paris 1860), studiren.

** Hart am Strande der Panteleimonbai ist eine noch ziemlich gut erhaltene hellenische Burg vorchristlichen Zeitalters.

Digitized by Google

Damhirsche, Rehe u. s. w., und in Katochi wieder angekommen, tischte uns der Herr Bürgermeister in Kohlen geröstete wilde Eberschnitte auf, in der That Ambrosia. Den Nektar bildete der etwas herbe, aber ausgezeichnete Rezinato (der griechische Landwein mit Harzzusatz). Am Abend fuhren wir nach Aetolikon zurück, und am nächsten Morgen verließen wir über die östliche Brücke die Stadt wieder, die Lagunen entlang, und in einer halben Stunde erreichten wir die große Quelle Kefalovryssis, welche das Trinkwasser für Aetolikon liefert. Leider befindet sich die Quelle auf einem niedern Niveau als die Stadt selbst, und kann das Wasser nicht ohne ungeheuere Kosten dahin geleitet werden. Von der Quelle an steigt die Straße bedeutend; nach einer weitern halben Stunde, immer am Fuße des Vorgebirges von Zygos (Mont-Arakynthus), kommt man fast unverhofft zum Eingange des Klissurapasses. Bis vor ungefähr zehn Jahren führte nur ein elender Ziegenpfad von Aetolikon durch den Paß nach Agrinion; jetzt gibt es eine prächtige Chaussee, und kann der Reisende bequem im Wagen in vier Stunden die Strecke zurücklegen und die Naturschönheiten bewundern.

Kaum ist man in den Engpaß getreten, so wirkt auch schon die Großartigkeit desselben überwältigend.

Sanft rollt der Wagen am Fuße der an vielen Stellen fast senkrechten Felsenmauern hin; in einer Höhe von 8—1200 Fuß aufstrebend, erscheinen sie durch die Enge der Schlucht noch höher. Eine eigenthümliche Erscheinung des Klissurapasses ist es, daß an den Punkten, wo die Felsen sehr über die gerade Linie vorspringen, genau auf der gegenüberliegenden Seite eine entsprechende Zurückweichung stattfindet, die den Beobachter zur Vermuthung drängt, daß hier nicht die gewöhnlichen Naturkräfte gewirkt, wie z. B. Wasserdurchschlag u. dgl., sondern daß seismische Energie hier plötzlich das Gebirge gewissermaßen zerrissen und dadurch den tiefen, schmalen und ineinanderpassenden Bruch der Klissura erzeugt hat.

Der Paß ist aber nicht nur eine schroffe Felsenschlucht: grünes Gestrüpp, schöne Arbutus und andere Laubbäume ragen hie und da aus den Felsspalten hervor, während an andern Stellen dichtes Gebüsch in südlicher Ueppigkeit und verschiedenen Schattirungen des Grüns prangen, und auf diese Weise das herrliche Naturwunder vor Eintönigkeit bewahren.

Nicht weit vom Eingange des Passes, auf der Seite nach Messolonghi, steht in schwindelnder Höhe auf hervorragendem Felsenrande eine kleine Kapelle, welche der gnadenreichen Mutter Gottes Ἐλεοῦσα geweiht und von der Folgendes erzählt wird:

Während des griechischen Unabhängigkeitskrieges befand sich ein christlicher Epirot im Dienste des Kiut-Aga*, der oft die Berathungen der türkischen Befehlshaber zur Einnahme Messolonghis anhören mußte. Dem Epiroten gelang es, den belagerten Griechen die türkischen Pläne zeitig zu verrathen, und so konnten die Angriffe der Mohammedaner zurückgeschlagen werden. Endlich fingen die letztern an den Verrath zu wittern, und bald fiel der Verdacht auf den Diener des Kiut-Aga, dessen ganze Familie der Pascha umbringen ließ; er selbst entkam nur mit knapper Noth, zog sich als Einsiedler in den Klissurapaß zurück, baute die Ἐλεοῦσα-Kapelle und gewährte bis zu seinem Tode allen Vorüberreisenden die ihm mögliche Gastfreundschaft.

* Der Kiut-Aga mit Ibrahim-Pascha befehligte die Türken vor Messolonghi 1826.

Digitized by Google

Der alte Einsiedler ist längst dahin, doch ist jetzt an seine Stelle eine ebenfalls anziehende Persönlichkeit getreten. Es ist dies der Panaretos Palamas, welcher große Erweiterungen und Verschönerungen etwas unterhalb der Kapelle angelegt hat, sodaß jetzt der Reisende eine gute Herberge findet; auch sind die Wirthschaftsgebäude, Terrassen, Baumalleen u. s. w. recht beachtenswerth, und haben an dieser Stelle die Wildniß zu einem Paradies umgestaltet.

Trotzdem es gerade die Fastenzeit war, bewirthete uns doch der Bruder Palamas aufs freundlichste mit gutem Brote, Caviar, Oliven und Rezinato, und wurde das Frühstück durch die interessanten Erzählungen des Wirthes noch gewürzt.

Dieser hatte in seinem bewegten Leben den Aufstand in Epeiros 1854 und in Kreta 1866—69 durchgemacht, und obwol jetzt schon ein angehender Sechziger, ist er noch immer bereit, für die hellenische Sache zu kämpfen. Er erkundigte sich wiederholt, wie es mit der europäischen Tagespolitik stehe in Beziehung auf die orientalisch-griechische Frage, und sprach nicht selten seine Entrüstung aus über die letzte große Ungerechtigkeit der Großmächte gegen Griechenland.*

Als wir erfrischt die Einsiedelei verließen, begleiteten einige Flintenschüsse die Abfahrt und weckten ein donnerndes Echo aus der Schlucht.

Es ging nun rasch und angenehm vorwärts durch die immer schroffer und wilder werdende Felsenge; doch ohne Zweifel ist der großartigste Punkt in der Nähe des Wachtthurmes, auf der Seite nach Agrinion zu.

Hier ist der Durchbruch sehr eng, die Felsen sind höher, schroffer, und erreichen gewiß stellenweise 13—1400 Fuß. Hierzu kommt noch, daß die Farben der Klippen bei dem Nordost-(Agrinion-)Ausgange viel dunkler sind, sodaß in der That alle Elemente zur Erregung eines fast schauerlichen Eindruckes sich beisammenfinden. Von dieser Hauptstelle führt die Straße stark bergab und an einigen schönen Waldpartien vorbei, in welchen alte Platanen, wie so oft in Griechenland, eine Hauptrolle spielen.

Nach ein paar hundert Schritten verläßt der Wagen die engern Theile des Passes, und die Aussichten über die große ätolische Ebene breiten sich vor dem Reisenden aus. In der Mitte derselben die Seen von Vrakhori mit dem Hintergrunde des großen Berges Mont-Viena (bei den Alten Pan-Aetolion genannt), zum größten Theile schneebedeckt. Eine kleine englische Meile von der Klissuramündung entfernt liegt tief im Walde, den die Straße durchschneidet, das Khani-Kalanisa. Wer beim Bruder Palamas abgestiegen, braucht hier keine Erfrischung; doch sorgen die Kutscher oder Maulthiertreiber schon dafür, daß wenigstens ein Lucumi oder Raki genommen wird nach Landesbrauch. Blitzschnell ging es von hier bergab, sodaß schon nach einer halben Stunde das große Sykia-Khani erreicht wurde. Auf dem Wege hatten wir Gelegenheit, öfters Blicke auf den ziemlich entfernten Aspropotamos zu genießen. In Sykia mußten die Pferde getränkt werden, und konnten wir mit Muße die hier rastenden Reisenden betrachten.

In diesen Gegenden jenseit des „Zygos" ist glücklicherweise die fränkische Kleidung schon sehr selten, und gehen fast alle Leute im Nationalcostüm.*

* Vgl. „Unsere Zeit", 1887, II, 272.

* Weiße Fustanelle, knapp anliegende Jacke mit offenen, langen Aermeln, rothem Fes mit schwarzseidener Troddel und Schuhe (im Gegensatz zu Stiefeln).

Digitized by Google

Es ging hier sehr lebhaft zu, denn Sykia ist die Hauptstation zwischen Messolonghi und Agrinion, und bald nachdem man das Khani verlassen, beginnt die neue Dammstraße zwischen den beiden Seen. Vom gegenüberliegenden Ufer an führt der Weg bis kurz vor der Stadt durch Eichenwald; doch kann man öfters auf Agrinion sehen, welches, auf einer sanften Anhöhe gelegen, in der Ferne einen sehr netten Anblick bietet mit den schneeweißen Häusern und vielen Gärten.

Wir bekamen Zimmer im Hôtel d'Aspropotâme, am Hauptplatze gelegen, und fanden das Quartier leidlich.

Agrinion oder Vrakhori ist ein im sehr raschen Aufblühen begriffener Ort, welcher vor acht bis neun Jahren nur ein großes, sehr ausgedehntes Dorf war, bis der vom Ministerium Deligeorgis angefangene Straßenbau, welcher die Städte Messolonghi, Aetolikon, Lepanto, Vrakhori, Dragomestre und Kravassera verband, dasselbe zu einem gewissen Mittelpunkte Nordgriechenlands machte.

Hierzu kam noch, daß zu derselben Zeit hier ein Bürgermeister am Ruder war, der sich als ein Mann von seltener Biederkeit und Willenskraft erwies. Derselbe hieß Belos und war in der That der rechte Mann am rechten Ort. Oft, wenn ihm Schwierigkeiten in seiner Fortschritts- und Verschönerungspolitik gemacht wurden, ging er selbst mit der Axt in der Hand ans Werk. Er scheute weder Mühe noch Kosten, und in vielen Fällen, wo die Stadtgelder nicht genügten, hat er aus seinem eigenen Vermögen zugesetzt. Kein Wunder also, daß unter ihm und unterstützt von den strebsamen Bürgern Agrinion bald ein städtisches Ansehen bekam. Viele Straßen und öffentliche Plätze wurden während seiner Amtszeit ins Leben gerufen. Es darf natürlich nicht außer Acht gelassen werden, daß schon seit vielen Jahren Agrinion der Mittelpunkt der Tabacksindustrie Nordgriechenlands ist und sich immer eines gewissen Wohlstandes erfreute, und dies, vereint mit der großen Energie Belos', brachte die Stadt in diesen erfreulichen Zustand.

Jetzt besitzt die Stadt bei 5000 Einwohnern ein Gymnasium, eine Realschule und mehrere Elementarschulen. Auch hat die griechische Nationalbank hier eine Commandite, welche aber den vielen Anforderungen des Platzes nicht nachkommen kann, denn wie überall in Griechenland, ist hier ein großes Feld für Kapitalisten, die sich und dem Lande viel Nutzen bringen würden. Noch ist das Dorfhafte neben vielen stattlichen Gebäuden, erweiterten Straßen und Plätzen leicht herauszuerkennen, und wenn auch zahlreiche Neubauten bemerkbar sind, so gibt es nur zu viele alte türkische Häuser, die inmitten des Fortschrittes sich jämmerlich ausnehmen.

Der Gesammteindruck ist Aufschwung, Wohlhabenheit und Zufriedenheit. Armuth ist hier unbekannt.

In crassem Gegensatz zu diesem sind die Ruinen der Burg, welche Ali-Bei gegen Ende des 17. Jahrhunderts bewohnte, und welche halb Schloß und halb Festung war. Es ist leicht daraus zu ersehen, daß die Türken nur als Fremde und Eroberer im Lande wohnten, wo sie sich stets im Vertheidigungszustande halten mußten. Eine nur annähernde Verbrüderung der Christen und Mohammedaner hat nie stattgefunden. Dieser Ali-Bei darf aber nicht mit dem noch berühmtern Manne verwechselt werden, der von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1773 eine so große Rolle in Aegypten und Syrien spielte. Der Pascha von Vrakhori (Agrinion) herrschte in diesen Gegenden kurz vor der venetianischen Herrschaft, welche Morosini

Digitized by Google

1686 befestigte und die bis 1715 dauerte, als die Türken Griechenland wiedereroberten und erst im Jahre 1821 dieser Herrschaft auf immer entsagen mußten.

Reisende dürfen auch nicht außer Acht lassen, daß die Ruinen von Thermus, der alten Hauptstadt Aetoliens, sich ganz in der Nähe befinden, und zwar etwas oberhalb des Dorfes Vloko, 1½ Stunden von Agrinion, in nordöstlicher Richtung. Es ist aber sehr wenig noch zu erkennen, und die Ueberreste beschränken sich auf Theile der ehemaligen Stadtmauer. Auch die Nachbarschaft des Dorfes Kuvela hat einige Bruchstücke hellenischer Festungswerke aufzuweisen, und wird allgemein geglaubt, daß vielleicht Phyrtäum hier war, welches die Hauptstraße nach Thermus bewachte. Dieses war um so nöthiger, als, wie bekannt, jene Stadt wegen ihres Reichthumes berühmt war, und auch sie wurde 218 v. Chr. von Philipp III. von Macedonien erobert.

Die sehr interessanten Ruinen von Stratus, der Hauptstadt Akarnaniens, können in ungefähr zwei Stunden von Brakhori erreicht werden. Dort sind noch Theile eines Amphitheaters, von Festungsmauern und eines Kais zu sehen. Es darf nicht vergessen werden, daß die Stadt hart am Flusse (Acheloos) liegt.

Ein lohnender kleiner Ausflug nach Sanct-Georg ist zu empfehlen, wo 1881 eine zeitweilige Holzbrücke über den Aspropotamos geschlagen wurde, um den Uebergang der Truppen zu ermöglichen, welche die neuen Provinzen Thessalien und Epirus in Besitz nahmen. An dieser Stelle ist das Flußbett über 1000 Fuß breit, doch nur theilweise mit Wasser bedeckt, welches hie und da sehr reißend ist, und an einem Punkte sogar betrug die Geschwindigkeit 12 englische Meilen in der Stunde. Eine halbe Meile weiter hinauf verengt sich der Fluß bis auf ungefähr 500 Fuß; hier wird eine prächtige Brücke aus Stein und Gußeisen gebaut. Auf drei steinernen Pfeilern werden die Bogen ruhen, deren jeder eine Spannweite von 50 Meter haben wird; die obere Länge der Brücke soll 200 Meter betragen, bei einer Breite der Fahrstraße von 7 Meter. Diese Brücke wird nicht nur ein sehr wichtiges Verbindungsmittel zwischen Aetolien und Akarnanien abgeben, sondern ist auch als auf der Hauptstraße zwischen Messolonghi, Agrinion, Kravassera und Arta (Epirus) belegen, von größter strategischer Bedeutung.

Nachdem wir dieses so erfreuliche Zeichen des Fortschritts beobachtet, machten wir uns auf den Rückweg nach Agrinion und dürfen nicht unbemerkt lassen, daß an einigen Stellen der Boden dermaßen mit Blumen (weißen Hyacinthen) bedeckt war, daß es fast aussah wie frisch gefallener Schnee. Es war ein herrlicher Anblick, des köstlichen Duftes zu geschweigen. Wie hat die Natur dieses Land gesegnet. Mitten in der Einöde der herrlichste Garten!

Am nächsten Morgen ging es zurück nach Messolonghi durch die Klissura, wo Bruder Palamas wieder begrüßt wurde.

In der Heldenstadt (Messolonghi) stiegen wir im Hotel Byron* ab und machten uns daran, alles Interessante zu studiren. Die Stadt hat beinahe 9000 Einwohner, ist Sitz des Nomarchen und des Erzbischofs von Aetolien und Akarnanien und mit einem Gymnasium, Realschulen, dem Appellationsgericht, zwei Zeitungen u. s. w. versehen. Auch leitet hier ein deutscher Arzt, der sehr

* Obwol Murray, II, 429, sagt, es gäbe kein Gasthaus hier, kann ich den Leser versichern, daß mehrere in Messolonghi zu finden sind, das obige von Herrn Sp. Macrynioti ist recht ordentlich.

Digitized by Google

liebenswürdige Dr. Nieder, das ausgezeichnete, von Hadjicosta gegründete Krankenhaus, welches ihm in der That Ehre macht. Wenn man bedenkt, daß nach der letzten Belagerung weder Einwohner noch Häuser übriggeblieben, so muß der heutige Zustand ein sehr befriedigender genannt werden, während man nicht genug die Energie und Zähigkeit der Neugriechen bewundern kann, die mit „Nichts" aus „Nichts" eine blühende Stadt wieder geschaffen.

Doch über alles erhaben ist die Betrachtung der Stellen, wo einer der ruhmvollsten, wenn auch tragischen Kämpfe in der Weltgeschichte stattfand.

Es war an einem jener schönen Frühlingstage, an denen sogar gewöhnliche Gegenstände durch die lachende Natur anziehen und verklärt erscheinen, als wir bei der kleinen, aber jetzt historisch berühmten Westpforte in der Festungsmauer anlangten, aus welcher vor 62 Jahren die kranken, verwundeten, fast verhungerten Helden Messolonghis den letzten mitternächtlichen Ausfall unternahmen. Es ist unmöglich, die aus Lehm gebauten niedrigen Wälle, seichten Gräben und unzulänglichen Basteien zu betrachten (Messolonghi hatte nicht einmal eine zweite Vertheidigungslinie), ohne ehrfurchtsvoll, ja fast gedemüthigt an die wenigen Vertheidiger* zu denken, die ein Jahr lang der vereinigten Heeresmacht (fast 50000 Mann!) der Türkei und Aegyptens trotzten.

Unzählige Angriffe wurden zu Land und Meer gegen die Stadt gemacht, doch stets vergeblich, trotzdem die besten türkischen Generale jener Zeit, wie Ibrahim, Reshid-Pascha, Maharem-Bei dieselben leiteten. Die Griechen hatten als Anführer zwar den Karaiskakis, Tsavellas, M. Botzaris u. s. w., es stand ihnen aber nur eine kleine Schar jämmerlich gekleideter und versorgter Menschen zur Verfügung, doch waren sowol Führer wie Geführte von einem Geiste beseelt, welcher sie alle zu wahren Helden machte.

Messolonghi hatte zwei Belagerungen zu erdulden; erstens die von Omer Vrioni mit 14000 Mann im October 1822, wurde aber von Maurocordato mit 500 Palikaren (irreguläre Truppen) so geschickt und tapfer vertheidigt, daß die Türken schon im Januar 1823 unverrichteter Sache abziehen mußten. Die Wichtigkeit des Platzes war jetzt erkannt und es wurden endlich die sehr baufälligen Wälle und Gräben von der provisorischen griechischen Regierung etwas ausgebessert; doch gebührt Byron die Ehre der wirklichen Befestigung Messolonghis. Er ließ auf eigene Kosten Ingenieure und deutsche Offiziere kommen und war unermüdlich, wo nur möglich flicken und bauen zu lassen. Trotz aller Mühe und Ausgaben war das Ergebniß aber unbefriedigend. Es waren Millionen nöthig und konnten kaum spärliche Tausende herbeigeschafft werden, denn gerade zu dieser Zeit waren die Griechen sehr entmuthigt und ihre Finanzen in elendestem Zustande. Byron verpfändete wiederholt seine Güter; doch auch dies genügte nicht, und Messolonghi blieb immerhin nur ein halbbefestigter Platz. In der That sah es damals traurig aus, die griechische Sache war von den Großmächten nicht berücksichtigt und stand so trostlos, daß die Freunde Byron's zu dieser Zeit (Februar 1824) ihr Möglichstes thaten, ihn an weitern Opfern für die Griechen zu verhindern, und ihn zu bewegen suchten, nach England oder Italien zurückzukehren. Seine

* Zur Zeit des Ausfalls hatte Messolonghi eine Garnison von nur 3000 Mann mit 6000 Bürgern, welche letztern aber fast alle Frauen und Kinder waren. Im April 1825 bestand die Besatzung aus 5000.

Digitized by Google

Antwort blieb immer dieselbe und war des Mannes würdig:

„Solange noch überhaupt eine griechische Frage existirt, werde ich für sie kämpfen.“

Wie bekannt, besiegelte die große Seele diese Worte durch den Tod, denn schon am 13. April 1824 war er zur Ruhe gegangen, fast ein Jahr vor der zweiten großen Belagerung Messolonghis. Sein Andenken ist hier noch ebenso frisch wie vor 62 Jahren, als die ganze Nation nicht nur äußerlich, sondern wahrhaft im Herzen um ihn trauerte.

Die Griechen erkannten, daß sie ihren größten Wohlthäter verloren. Doch wenn Byron auch Uebermenschliches für sie gethan, ist ihm alles reichlich vergolten. Griechenland hat ihn unsterblich gemacht und ihn unter seine größten Ἀγωνιολαῖ* gereiht.

Am 26. April 1825 wurde Messolonghi zum zweiten male eingeschlossen. Die Türken hatten diesmal die besten Belagerungsgeschütze, die tüchtigsten Offiziere und ihre große Flotte gegen den unglücklichen Platz zusammengebracht.

Der Sultan glaubte, daß mit dem Falle Messolonghis Griechenland gezwungen sein würde, sich der Pforte zu ergeben. Aber trotz der langen Verbindung der türkischen Regierung mit dem unterdrückten Volke kannte sie nur sehr schlecht den Geist der Griechen. Das Land wäre vielleicht wiedererobert, entvölkert und in Asche gelegt, doch würde das Volk immer im Zustande des chronischen Aufstandes geblieben sein.

Der so schnöde von Oesterreich an die Türken verrathene griechische Freiheitsdichter Rhiga Fereo** sang schon zu Ende des 18. Jahrhunderts vom unerträglichen Türkenjoche, und während der trübsten Jahre der Unterdrückung trösteten sich die Christen mit Hoffnungen auf Freiheit in der Zukunft. Der Ausfall aus Messolonghi bewährte ihre Gesinnung.

Kurz nach Mitternacht des 22. April 1826 waren alle Vorbereitungen getroffen: es verließen ungefähr 8000 Menschen (d. h. 3000 Kämpfer und 5000 Bürger, welch letztere fast alle Weiber und Kinder) in drei Colonnen die Stadt; alle im furchtbarsten Elend durch Hunger, Wunden und Krankheit.

Die Frauen waren als Männer verkleidet und hatten in vielen Fällen noch Säuglinge und kleine Kinder zu tragen. Die größern Knaben waren bewaffnet.

Das Glück war ihnen nicht günstig, denn kaum hatte der größere Haufen das Hauptthor verlassen, als die Brücke über dem Graben zusammenbrach, nicht nur viele Menschen ins Wasser stürzte, sondern auch durch die krachenden Balken die Bewegung dem Feinde verrieth und so den Ausfall vereitelte, welcher, wie man gehofft, zugleich ein Ueberfall werden sollte.

Nichtsdestoweniger wurden die dreifachen Linien der Türken durchbrochen und wären viele der unglücklichen Griechen entkommen, wenn ihr entkräfteter Zustand sie nicht verhindert hätte, diese Wendung der Dinge zu benutzen. Die Palikaren schlugen sich durch, doch viele der Frauen und Kinder wurden entweder auf der Stelle niedergemacht, oder kehrten in die Stadt zurück, um entweder sich selbst in die Luft zu sprengen, oder später niedergemetzelt zu werden.

---

* Ἀγωνιολαῖ werden die Kämpfer im Befreiungskriege 1821—28 genannt.

** Rhiga Fereo hatte sich ins österreichische Gebiet geflüchtet vor der Türken Verfolgungen, wurde aber an die Türkei ausgeliefert und in Konstantinopel 1798 hingerichtet.

Digitized by Google

Von den 8000 Seelen, die in jener Schreckensnacht die Einwohner und Besatzung der Stadt ausmachten, kamen nur ungefähr 2000 Menschen nach unsäglichen Mühsalen in Salona und andern Orten im halbtodten Zustande an. Doch konnten auch die Türken sich nicht einmal sogleich des so theuer erkauften und in so elendem Zustande verlassenen Platzes bemächtigen; denn eine steinerne Windmühle im Osten der Stadt hielt sich noch drei Tage, bis der Kriegsvorrath verschossen und die Besatzung beinahe völlig ins Todtenreich hinübergegangen war. Als endlich die Türken in die Trümmer eingedrungen, glückte es einigen Griechen, eine große Anzahl der Feinde in das Hauptpulvermagazin zu locken unter dem Vorwande, daß große Schätze darin enthalten seien. Sowie das Gebäude von den gierigen Mohammedanern erfüllt war, zündete ein gewisser Kapsalis das Pulver an, und waren bald Freund und Feind im gemeinsamen Grabe zur Ruhe.

So war denn die wichtigste Festung Neugriechenlands in die Hände der Feinde gekommen, doch fanden sie nach allen Mühen und Opfern, daß sie nur einen Schutthaufen gewonnen. Gordon berichtet, daß schon vom 1. April an keine Rationen mehr vertheilt werden konnten. Doch bekommt man eine noch bessere Vorstellung vom Muthe, der Ausdauer und den Leiden der Griechen aus dem hier beigegebenen Briefe des Dr. Meyer, eines deutschen Arztes und hervorragenden Philhellenen, der auch ein kleines Freicorps führte:

„Die Mühen, die wir durchzumachen, und die Wunde in der Schulter (die Präludie zu einer andern, die mir den Ewigkeitspaß ausfertigen wird) haben mich bisher vom Schreiben abgehalten. Wir sind gezwungen, von den unreinsten Thieren uns zu ernähren, wir leiden furchtbar von Hunger und Durst, während Krankheit unser Unglück sehr erhöht; 1740 unserer Kameraden sind todt; 100000 Kanonenkugeln und Bomben sind auf unsere Häuser und Bastionen geworfen, wir haben Holznoth und leiden von der Kälte. Es ist ein ergreifendes Schauspiel, den Eifer und die Hingebung der Besatzung zu sehen unter so vielen Entbehrungen. Noch ein paar Tage, und diese Helden werden entkörperte Geister sein. Im Namen unserer Tapfern, des M. Botzaris Papadiamantopulo und meiner selbst (dem die Regierung ein Corps anvertraut) mache ich Euch hiermit bekannt, daß wir vor dem Himmel geschworen, Messolonghi von Haus zu Haus zu vertheidigen, von keiner Capitulation zu hören und uns selbst unter den Ruinen zu begraben. Unsere letzte Stunde naht. Die Geschichte wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Nachkommen werden über unser Unglück weinen. Möge der Bericht über die Belagerung, welchen ich geschrieben, mich überleben.“*

Wer aber vielleicht glauben könnte, daß nach allen diesen Mühsalen und Enttäuschungen die Besatzung entmuthigt oder gar zur Huldigung der Türkenherrschaft wieder bereit gewesen, wird aus dem folgenden Schreiben ihrer Offiziere an die griechische Regierung vom 12./24. April 1826 ersehen, aus welchem Zeuge die Neugriechen gemacht waren:

„Wir bedauern nicht so sehr den Fall des Platzes, welchen wir mit unserm Blut getränkt, als daß er in dem Augenblick fallen mußte, als der Feind erschöpft und verzweifelt war. In drei Ausfällen haben wir in den Laufgräben fast 3000 seiner Truppen zusammengehauen. Am 26. März (6. April) griff

* Appendix von Gordon, „History of the greek Revolution“ (London 1844).

Digitized by Google

er Klissova an zu Wasser und Lande mit 8000 Mann, davon blieben 3000 getödtet oder verwundet in einer Schlacht, welche vom Morgen bis zur Nacht dauerte. Ibrahim's Schwager, sein Neffe und der Bruder der Frau des Kihut-Agi waren unter den Todten und Kihut-Agi selbst ist verwundet. Doch Hunger hat uns verrathen, aber fürchtet nichts, denn die meisten, welche Messolonghi vertheidigten, sind mit dem Schwert in der Hand entkommen, daher bitten wir Euch, die nöthigen Befehle und Proviant uns zu schicken. Wenn wir Brot und Pulver haben, können wir schon ein anderes Messolonghi finden."*

Staunend und kleinlaut kamen wir zurück von der Heldenstätte und gingen durch den schönen Garten außerhalb des Thores, wo sich ein Denkmal zu Ehren Marco Botzari's und ein Tumulus, nach classischem Muster errichtet vom König Otto zum Andenken an die Vertheidiger der Stadt, und inmitten herrlicher Platanen das Standbild Byron's sich befinden. Es ist von einem jungen griechischen Bildhauer M. Vitali in Syra ausgeführt und auf Kosten der griechischen Gesellschaft Parnassos hier aufgestellt worden. Die Büste nach Thorwaldsen diente dem Künstler zum Vorbilde, und es ist ein in jeder Hinsicht gelungenes Werk. Ganz besonders ist jener etwas streng selbstbewußte Ausdruck beibehalten, welcher der Aristokratie so eigen ist; doch tritt man dem Standbilde gegenüber, leuchtet aus ihm doch alles überstrahlend der geniale Zug des großen Dichters und Freiheitskämpfers. Die passende Inschrift beweist die Dankbarkeit der Griechen, wenn auch ohne dieselbe sein Name zu tief in ihre Herzen eingegraben, um je vergessen zu werden. Im Innersten des Landes und von ganz ungebildeten Leuten wird sein Name mit Begeisterung genannt und oft der Fes gelüftet, wenn von ihm gesprochen wird.

Am folgenden Morgen verließen wir Messolonghi, nach Patras zurückkehrend, und so endete ein sowol in ethnographischer wie historischer Hinsicht höchst interessanter Ausflug. Von allen Behörden wurden wir nicht nur aufs artigste behandelt, sondern auch in jeder Weise in unsern Beobachtungen und Erkundigungen unterstützt, und sagen ihnen allen hiermit unsern wärmsten Dank.

Natürlich kann sich Nordgriechenland, wie viel auch schon erzielt worden ist, in den Fortschritten mit dem Peloponnes nicht messen, wenn die weit geringern Mittel berücksichtigt werden, welche jenen Gegenden zu Gebote stehen.

Ueberall sind jetzt gute Fahrstraßen, die Telegraphendrähte durchziehen das ganze Land, und vor wenigen Wochen ist eine Concession einer Gesellschaft übermacht worden zur Erbauung einer Eisenbahn von Messolonghi nach Vrakhori (Agrinion) über Angelo-Kastron, eine Entfernung von ungefähr 42 Kilometer.

Was die Leute betrifft, die sich Rumelisten nennen, so sind sie wenn möglich noch spartanischer und in ihren Sitten strenger als ihre südlichen Brüder; doch wird der Fremde eine Auszeichnung und Gastfreundschaft bei ihnen vorfinden, die nach den Erfahrungen im civilisirten Westen wahrhaft erquickend ist. Der Grieche verbindet in der Gastfreundschaft Pflicht und Freude.

* Vgl. Gordon, a. a. O.

Digitized by Google

Charles Darwin und sein Verhältniß zu deutschen Naturforschern.

Von **Dr. Wilhelm Breitenbach.**

Die auch in deutscher Uebersetzung erschienene Biographie Charles Darwin's* lenkt gerade jetzt wieder in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit auf den berühmten, viel gelobten, viel geschmähten, hoch verehrten und tief verachteten, oft verleumdeten Begründer oder doch Reformator der modernen biologischen Naturwissenschaften, aus denen sich eine eigene, charakteristische Weltanschauung, der Monismus, herausgebildet hat, zur Freude aller nach klarer Naturerkenntniß strebenden Menschen. Wie mächtig der vor nun fast 30 Jahren von Charles Darwin gegebene Anstoß gewirkt hat, welchen Einfluß die Darwin'sche Naturbetrachtung auf die Wissenschaft gehabt hat, wie der Darwinismus nach und nach in fast alle menschlichen Wissensgebiete eingedrungen ist, welche Umwälzung er in zahlreichen Wissenschaften in kürzester Zeit hervorbrachte, das ist so bekannt, daß wir an dieser Stelle nur darauf hinzuweisen brauchen. Heute bereits ist der noch vor 8—10 Jahren so lebhafte, hitzige Streit für oder wider die neue Weltbetrachtung zu Gunsten des bescheidenen und doch so großen englischen Forschers und Denkers entschieden. Die deutschen Naturforscher sind in der Anerkennung des Darwinismus im allgemeinen einig. Wo sie voneinander abweichen, wo sie dem Meister und den von ihm vorgezeichneten Wegen nicht folgen, da handelt es sich doch nur um untergeordnete Punkte. Das Gerüst, das Fachwerk des stolzen Gebäudes steht, von des genialen Baumeisters kundiger Hand aufgeführt. Nur bei der Ausfüllung der einzelnen Gefache entstehen unter den Gesellen zuweilen Meinungsverschiedenheiten über das geeignete Material und über die beste Behandlungsweise desselben.

Die hervorragendsten und fleißigsten Gesellen und Gehülfen hat Darwin allezeit bei uns in Deutschland gefunden. Er hat das selbst wiederholt anerkannt, und mehr als einmal, wenn ein wilder Sturm sein Schiff umtobte, hat er nach unserm Lande Ausschau gehalten — niemals vergebens! Immer hat er bei uns Hülfe und Unterstützung gefunden; deutsche Naturforscher haben in des Meisters Geiste gearbeitet und seine Lehre nach allen Richtungen hin ausgebaut. Mit den hervorragendsten dieser deutschen Forscher und mit ihren Beziehungen zu Charles Darwin wollen wir uns auf den folgenden Blättern ein wenig beschäftigen. Wenn wir uns in der nachfolgenden kleinen Skizze naturgemäß auf wenige Namen beschränken, so soll damit durchaus nicht das Verdienst anderer deutscher Naturforscher um die Förderung des Darwinismus geschmälert werden.

* Vgl. „Leben und Briefe von Charles Darwin mit einem seine Autobiographie enthaltenden Kapitel. Herausgegeben von seinem Sohne Francis Darwin. Aus dem Englischen von J. Victor Carus" (3 Bde., Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung [E. Koch], 1887).

Digitized by Google

In erster Linie sind hier zu nennen: Ernst Häckel, Fritz und Hermann Müller. Der erstere, der bekannte, geniale Zoologe an der Universität Jena, ist ohne Zweifel derjenige Naturforscher, der am meisten für die Verbreitung der Descendenztheorie gewirkt hat. Er war der erste, der mit seltenem Freimuth 1863 auf der Naturforscherversammlung in Stettin die neue Lehre von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl zur öffentlichen Erörterung stellte. Seit dieser Zeit war er unermüdlich thätig im Sinne und Geiste seines großen Freundes. Seine „Natürliche Schöpfungsgeschichte", seine „Anthropogenie", seine sonstigen populären Vorträge, seine zahlreichen großen und kleinen fachwissenschaftlichen Arbeiten stellen ihn im Zusammenhange mit seiner Kühnheit, mit seinem vor keiner Schlußfolgerung zurückschreckenden Freimuth unbedingt an die Spitze aller Schüler Darwin's.

Das Verhältniß zwischen diesen beiden Männern war denn auch ein besonders herzliches und wurde durch mehrfache Besuche Häckel's bei Darwin in Down auch noch persönlich gefestigt. „Ich habe selten einen angenehmern, herzlichern und freimüthigern Mann gesehen", schreibt Darwin einmal an Fritz Müller. „Dieser Besuche erfreute sich mein Vater gründlich", sagte F. Darwin. (Biographie, III, 65.) Darwin hatte eine große Hochachtung vor dem deutschen Zoologen, „ein Gefühl, welches ich ihn oft emphatisch habe ausdrücken hören und welches auch warm erwidert wurde". (A. a. O., III, 65.) Der Briefwechsel der beiden Freunde ist ein ziemlich reger gewesen und zeugt von einer völligen Uebereinstimmung der Ansichten in principiellen Fragen. Es verdient das besonders betont zu werden, weil man bei uns in Deutschland nicht selten die Meinung vertreten findet, Darwin sei mit dem Häckel'schen Ausbau seiner Lehre nicht ganz einverstanden gewesen. Ueber einzelne Specialuntersuchungen haben sich Häckel und Darwin wol nicht miteinander brieflich unterhalten. Die Specialuntersuchungen Häckel's, namentlich die über Radiolarien, Moneren, Medusen, Kalkschwämme u. s. w., lagen den Darwin'schen Studien fern. Die allgemeinen Arbeiten Häckel's dagegen, die „Natürliche Schöpfungsgeschichte", die „Generelle Morphologie" u. s. w., interessirten Darwin sehr und rissen ihn zu lauter Bewunderung hin. So schreibt er über das erstere Buch:

„Ihre Kapitel über die Verwandtschaften und die Genealogie des Thierreiches frappiren mich als bewundernswerth und sind voll von originalen Gedanken. Indessen macht mich Ihre Kühnheit manchmal zittern." Aber andererseits fügt er doch auch gleich wieder hinzu: „Wie aber Huxley bemerkte, irgendjemand muß eben kühn genug sein und Stammtafeln entwerfen." Einige andere Stellen mögen noch die hohe Bewunderung Darwin's vor den wissenschaftlichen Leistungen Häckel's zeigen. Bekannt ist die Stelle aus dem Vorwort zur „Abstammung des Menschen": „Wäre dies Buch" (die „Natürliche Schöpfungsgeschichte") „erschienen, ehe meine Arbeit niedergeschrieben war, würde ich sie wahrscheinlich nie zu Ende geführt haben; fast alle die Folgerungen, zu denen ich gekommen bin, finde ich durch diesen Forscher bestätigt, dessen Kenntnisse in vielen Punkten viel reicher sind als meine." Im Anschluß hieran schreibt er dann Häckel: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh ich bin zu sehen, daß ich meine hohe Bewunderung Ihrer Arbeiten mit hinreichender Klarheit ausgedrückt habe; ich bin überzeugt,

Digitized by Google

daß ich sie nicht zu stark ausgedrückt habe." (III, 132.) Diese völlige Uebereinstimmung seiner und Darwin's Ansichten hat Häckel übrigens schon auf der Naturforscherversammlung in Eisenach (1882) ausdrücklich hervorzuheben für nöthig erachtet.

An allen Arbeiten Häckel's, auch wenn sie seinen eigenen Forschungen fern lagen, nahm Darwin den lebhaftesten persönlichen Antheil. Die vielen Reisen des jenenser Zoologen interessirten ihn sehr, und als demselben vor seiner Reise nach Indien die nachgesuchte Unterstützung von seiten der Humboldt-Stiftung in Berlin nicht gewährt wurde, da war er sofort zu werkthätigem Eingreifen bereit. Häckel hat darüber in seinen vortrefflichen „Indischen Reisebriefen" berichtet.

Dem jüngern Freunde gegenüber hielt Darwin auch nicht mit Vorwürfen über das, was ihm missfiel, zurück. So ersucht er Häckel wiederholt, in seinen Streitschriften nicht so scharf zu sein. Einmal schreibt er ihm: „Alles, was ich meine, ist, daß Sie Aerger erregen werden, und Aerger verblendet jedermann so, daß Ihre Argumente keine Aussicht haben dürften, diejenigen zu beeinflussen, welche bereits gegen unsere Ansichten eingenommen sind. Ueberdies sehe ich es durchaus nicht gern, daß Sie, gegen den ich so viel Freundschaft empfinde, sich unnöthigerweise Feinde machen sollten, und es ist Schmerz und Aerger genug in der Welt, um nicht noch mehr zu veranlassen." (III, 67.)

Ganz anders war das Verhältniß Darwin's zu den Brüdern Fritz und Hermann Müller. Während Häckel selbst mehreremale in Down zu Besuch war, haben sich Darwin und die beiden Müller niemals gesehen. Fritz lebt schon seit 1852 in der Provinz Santa-Catharina (Südbrasilien), und Hermann starb 1883 als Lehrer an dem Realgymnasium in Lippstadt in Westfalen. Trotzdem ist der Verkehr Darwin's gerade mit diesen beiden deutschen Naturforschern ein besonders lebhafter und interessanter gewesen. Beide Brüder Müller arbeiteten mit größtem Erfolge auf Gebieten, denen Darwin immer eine besondere Neigung entgegenbrachte. Biologische Probleme, Befruchtung der Blumen durch Insekten, Mimicry, Lebensweise verschiedener Insekten, Bewegungsvermögen der Pflanzen u. s. w. beschäftigten in gleicher Weise den Meister und seine Freunde. In Betreff des Verhältnisses seines Vaters zu Fritz Müller sagt F. Darwin: „Sie sind sich niemals begegnet, aber die Correspondenz mit Müller, welche bis an das Ende von meines Vaters Leben fortbestand, war eine Quelle sehr großen Vergnügens für ihn. Mein Eindruck ist, daß von allen seinen nicht persönlich gesehenen Freunden Fritz Müller derjenige war, vor welchem er die größte Hochachtung hatte." (III, 36.) Fritz Müller ist nach dem einstimmigen Urtheil aller Kenner einer der geistreichsten Zoologen und Botaniker, ein meisterhafter Beobachter, wie es auch sein Bruder Hermann war, so zwar, daß ihn Darwin einmal „the first of observer" nannte. Er hat nie ein großes Werk geschrieben, sondern immer nur kleine Abhandlungen und Journalaufsätze veröffentlicht; diese aber überraschen stets durch die Fülle neuer Beobachtungen und durch äußerst scharfsinnige, geradezu geniale Gedanken und Erklärungen. In den Briefen Fritz Müller's an Darwin, seinen Bruder Hermann und andere sind wahre Schätze enthalten, die hoffentlich bald veröffentlicht werden.

Der Briefwechsel Müller's und Darwin's wird durch die geistreiche Schrift des erstern: „Für Darwin", ins Leben

Digitized by Google

gerufen. Die kleine Schrift ist so recht eigentlich der Ausgangspunkt der modernen Zoologie, wie sie Häckel und seine Schüler auffassen und betreiben. Das „Biogenetische Grundgesetz" findet in derselben seine erste, meisterhafte Begründung. Darwin schätzte diese Schrift sehr hoch und ließ sie ins Englische übersetzen. Als sie unter dem Titel „Facts and Arguments for Darwin" erschienen war, schrieb er an den Verfasser: „Ich ärgere mich, daß ich sehe, mein Name fällt auf dem Titel mehr in die Augen als der Ihrige, wogegen ich besondere Einwendungen erhob und die Drucker warnte, nachdem ich eine Correctur gesehen hatte." (III, 84.)

Wol in jedem Briefe an Fritz Müller hatte Darwin einen oder mehrere Punkte, welche er gern untersucht oder über die er gern Müller's Ansicht gehört hätte. Und Fritz Müller's Vorrath an neuen Beobachtungen schien ganz unerschöpflich zu sein. Bald unterhielten sich die Freunde über Krebse, dann über Mimicry bei Schmetterlingen, Befruchtung der Blumen durch Insekten, Kletterpflanzen, Regenwürmer, geschlechtliche Zuchtwahl u. s. w. So reich waren die Briefe Müller's, daß Darwin einmal schrieb: „Ich hoffe ernstlich, daß Sie sich von allen Ihren Briefen Notizen bewahren und daß Sie eines Tages ein Buch herausgeben: «Notizen eines Naturforschers in Südbrasilien», oder mit irgendeinem solchen Titel." (III, 146.) Auf das Urtheil Fritz Müller's gab Darwin sehr viel. „Ich schätze Ihre Meinung mehr als beinahe irgendeines andern." — „Ich bin dessen gewiß, daß unsere Geister einander etwas ähnlich veranlagt sind." (III, 81.) Als Darwin einmal Fritz Müller ersucht, ihm womöglich einige Mittheilungen über geschlechtliche Zuchtwahl bei niedern Thieren zu machen, fügt er hinzu: „Ich kenne niemand, von dem so wahrscheinlich zu erwarten wäre, daß er diese Fragen beantworten kann, wie Sie." (III, 109.)

Auch an der Person Fritz Müller's nahm Darwin lebhaften Antheil. Gleich in dem ersten Briefe an denselben heißt es: „Könnten Sie wol eine Photographie von Ihnen entbehren? Ich möchte sehr gern eine besitzen." (III, 37.) In einem andern Briefe wiederholt er diese Bitte, „weil man ein Bild von denen, für die man sich interessirt, in den Gedanken haben möchte". (E. Krause, „Charles Darwin", S. 151.) In ganz besonders ausgeprägter Weise zeigte sich diese persönliche Antheilnahme bei Gelegenheit der Ueberschwemmung der deutschen Colonie Blumenau in Südbrasilien, dem Wohnorte Fritz Müller's, im September 1880. Darwin schrieb damals an Hermann Müller: „Ich freue mich, daß niemand aus seiner Familie verloren ging. Hat er viel von seinen Büchern, Mikroskopen, Instrumenten und anderm Eigenthum verloren? Sollte er in dieser Beziehung gelitten haben, so könnte mir nichts größere Freude bereiten als die Erlaubniß, ihm 50 oder 100 Pfd. St. senden zu dürfen. Glauben Sie, daß er mir gestatten würde, dies zu thun? Die Summe würde einzig im Interesse der Wissenschaft gesandt werden, damit die Wissenschaft nicht unter seinem Eigenthumsverlust zu leiden hätte. Ich bitte, haben Sie die große Freundlichkeit, mir bald zu rathen. Nichts würde mir schmerzlicher sein, als Ihren Bruder zu beleidigen, und nichts würde mich mehr befriedigen, als im Stande zu sein, ihm nach irgendeiner Richtung in leichter Weise beizustehen." (E. Krause, S. 213.) Hermann Müller lehnte dieses Anerbieten im Namen seines Bruders ab, trotzdem derselbe bedeutende Verluste erlitten hatte.

Digitized by Google

Nicht minder innig wie zu Fritz Müller waren Darwin's Beziehungen zu dessen Bruder Hermann, dem bekannten Erforscher der so interessanten Wechselbeziehungen zwischen Blumen und den ihre Befruchtung vermittelnden Insekten. Ein reger Briefwechsel hat über diesen und verwandte Gegenstände zwischen Down und Lippstadt stattgefunden. Hermann Müller's zahlreiche Blumenarbeiten, namentlich seine großen Werke: „Befruchtung der Blumen durch Insekten" und „Alpenblumen", erfüllten Darwin mit hoher Bewunderung. Eine Zusammenfassung der Hauptergebnisse der Blumenforschung ist auf Betreiben Darwin's in Anlehnung an das erstgenannte Fundamentalwerk Müller's vor einigen Jahren in England erschienen. Darwin schrieb dazu kurz vor seinem Tode eine warme, die Verdienste seines Freundes hoch anerkennende Vorrede. Wie sehr Darwin den bescheidenen deutschen Realschullehrer schätzte, geht aus folgenden Aeußerungen hervor. An W. Behrens in Göttingen schrieb er im Jahre 1878: „Es erfreut mich auch, zu bemerken, wie hoch Sie Hermann Müller anerkennen, welcher mir immer als ein bewundernswerther Beobachter und Denker erschienen ist." (III, 273.) Vor Jahren schrieb er einmal in einem Briefe an mich, der ich lange Jahre Schüler Hermann Müller's gewesen bin: „Hermann Müller ist ein so exacter Beobachter und ein so scharfer Denker, daß ich immer zögere, etwas zu veröffentlichen, wenn ich nicht mit ihm übereinstimme." Und das ist nicht etwa nur eine Müller schmeichelnde Redensart gewesen, sondern Darwin hat Müller thatsächlich mehr als einmal um seine Meinung über dies oder das gefragt, ehe die Sache publicirt wurde. Es wurden dann lange Briefe gewechselt, bis die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt war. Der vorliegende Briefwechsel Darwin's gibt nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von den innigen Beziehungen zu den beiden Müller, die das ganze Darwin'sche Lehrgebäude mit den festesten Stützen versehen haben. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß kein Theil der modernen, nach Darwin'schen Grundsätzen arbeitenden Naturwissenschaft so fest und sicher begründet erscheint wie gerade die Lehre von der Befruchtung der Blumen durch Insekten und die damit in Verbindung stehenden Gebiete.

Auch Hermann Müller gegenüber war das persönliche Gefühl Darwin's sehr ausgeprägt. Es zeigte sich das 1879, als Müller von ultramontaner Seite in seiner Lehrthätigkeit heftig angegriffen und diese Angriffe sogar von conservativer Seite aus ins preußische Abgeordnetenhaus hineingetragen wurden. Damals schien die Stellung Müller's als Lehrer der Realschule in Lippstadt gefährdet, und als Darwin davon hörte, schrieb er sehr besorgt nach Lippstadt und unterzeichnete damals den Brief ausnahmsweise mit „your friend and admirer", als wollte er damit sagen: „Sollte die Sache wirklich so schlimm ausfallen, wie sie aussieht, so wissen Sie, wo Ihnen ein aufrichtiger Freund wohnt." (E. Krause, S. 212.)

Wir wollen nun noch einige Einzelheiten aus dem Verkehr Darwin's mit wenigen andern deutschen Naturforschern anführen. An Professor F. Hildebrand, der wie die beiden Müller viel über Befruchtung der Blumen gearbeitet hat, schrieb er einmal: „Von allen den deutschen Schriftstellern (es sind deren aber nicht viele), deren Schriften ich gelesen habe, schreiben Sie bei weitem den klarsten Stil, ob das aber für einen deutschen Schriftsteller ein Compliment ist, weiß ich nicht." (III, 297.) Das

Digitized by Google

Lesen deutscher Bücher bereitete Darwin immer große Schwierigkeiten, und niemals hat er es darin zu großer Fertigkeit gebracht.

Wie gerecht Darwin selbst gegen diejenigen, die nicht mit ihm übereinstimmten, war, zeigt in schönster Weise ein Brief an Professor Wiesner in Wien. Derselbe hatte ein Buch über „Das Bewegungsvermögen der Pflanzen" herausgegeben, in dem das Darwin'sche Werk über den gleichen Gegenstand einer scharfen Kritik unterzogen wurde. In diesem Briefe heißt es unter anderm: „An erster Stelle lassen Sie mich Ihnen herzlich für die Art und Weise danken, mit welcher Sie mich überall behandelt haben. Sie haben gezeigt, wie ein Mensch von einem andern in der allerentschiedensten Weise abweichen und doch seine Verschiedenheit mit der vollkommensten Höflichkeit ausdrücken kann. Nicht wenig englische und deutsche Naturforscher können sich an Ihrem Beispiel eine Lehre nehmen; denn die grobe Sprache, welche häufig wissenschaftliche Männer gegeneinander gebrauchen, thut nicht gut und erniedrigt nur die Wissenschaft. Mich hat Ihr Buch aufs tiefste interessirt, und manche von Ihren Experimenten sind so wunderschön, daß ich factisch Vergnügen empfand, als ich lebendig zergliedert wurde. . . ." „Ich zweifle nicht daran", heißt es an einer andern Stelle desselben Briefes, „daß Ihr Buch die meisten Botaniker überzeugen wird, daß ich in den Punkten, über welche wir verschiedener Ansicht sind, unrecht habe. . . ." Der Brief schließt: „Mit großer Hochachtung und mit aufrichtigem Dank für die freundliche Art, mit welcher Sie mich und meine Fehler behandelt haben, verbleibe ich u. s. w." (III, 325.)

Einer der eifrigsten und erfolgreichsten Förderer des Darwinismus ist in Deutschland Professor A. Weismann. Einige in dem vorliegenden Werke abgedruckte Briefe zeigen, wie hoch Darwin die Arbeiten des badenser Zoologen schätzte. „Ihre Abhandlung über Amblystoma hat mich außerordentlich interessirt, und ich glaube, daß Sie damit einen großen Stein des Anstoßes für die Entwickelungslehre aus dem Wege geschafft haben." (III, 192.) Vor einer Reihe von Jahren hat Professor Weismann einige „Studien zur Descendenztheorie" herausgegeben, namentlich auch über die Zeichnungen der Schmetterlingsraupen. Ueber diese sehr werthvollen, auch ins Englische übersetzten Abhandlungen schreibt Darwin an den Verfasser: „Sie (d. h. die Aufsätze) haben meine Aufmerksamkeit und meine Bewunderung im höchsten Grade erregt, und an welchen ich nur immer zuerst denke, der scheint mir der werthvollste zu sein."

Professor Semper hatte eine Ansicht über die Entstehung der Korallenriffe ausgesprochen, die von der Darwin'schen abweichend war. Nach reiflichem Nachdenken gibt er Semper in einigen Punkten nach, während er in andern auf seinem bisherigen Standpunkte verharren zu müssen glaubt. Diese gerechte Würdigung der Ansichten anderer und das Aufgeben seiner eigenen, wenn er deren Unhaltbarkeit erkannt hatte, ist ein hervorstechender Zug Darwin's. Aus meinem eigenen Verkehr mit ihm kann ich das bestätigen. Durch Untersuchung von Tausenden von Blüten der gewöhnlichen Schlüsselblume (Primula elatior) war ich zu einer von der Darwin'schen abweichenden Ansicht über die Entstehung der zweierlei Blütenformen von Primula gekommen. Mein hierüber in der „Botanischen Zeitung" veröffentlichter Aufsatz wurde in Deutschland verschiedentlich angegriffen. Darwin selbst aber

Digitized by Google

schrieb mir, daß er nach der Lektüre meines Aufsatzes seine Ansicht als falsch aufgebe. Infolge dessen ließ ich die Angriffe meiner deutschen Gegner unberücksichtigt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die deutschen Naturforscher auch nur namhaft machen, mit denen Darwin Briefe austauschte. Ihre Zahl ist Legion. Alle, auch die unbedeutendsten Briefe wurden pünktlich und höflich beantwortet. Da er die deutsche Sprache nicht völlig beherrschte, so kam es vor, daß er einzelne Stellen in Briefen und Aufsätzen u. s. w. nicht gleich verstand. In der Uebersetzung unterstützten ihn dann seine Söhne oder er ließ auch von deutsch sprechenden Freunden Uebersetzungen anfertigen. Besondere Schwierigkeiten scheinen ihm die deutschen Schriftzeichen gemacht zu haben. Mehr als einmal hat er seine deutschen Correspondenten gebeten, doch in lateinischen Lettern zu schreiben. Die meisten Briefe schrieb er selbst; zuweilen aber dictirte er dieselben auch seinen Söhnen.

In der vorliegenden Biographie Darwin's ist unserer Meinung nach dem Verkehr mit deutschen Naturforschern ein viel zu kleiner Platz eingeräumt worden. Ohne Zweifel hat der Darwinismus gerade in Deutschland seine werthvollsten Stützen und die weiteste Ausbreitung erhalten. Darwin selbst hat das bereitwillig anerkannt und in Briefen wiederholt ausgesprochen. Wir hatten deshalb von Francis Darwin, der die deutschen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, auch eine eingehendere Berücksichtigung der deutschen Correspondenz seines Vaters erwartet. Daß Rücksichtnahme auf die noch Lebenden nicht allein ausschlaggebend gewesen ist, scheint uns gewiß, soweit wir die Verhältnisse kennen. Ein weiterer Band, der den Briefwechsel Darwin's mit deutschen Naturforschern mehr in extenso behandelte, würde ohne Zweifel eine freundliche Aufnahme finden. Wir möchten diesen Wunsch Herrn Francis Darwin daher ans Herz legen!

Denkwürdiges.

Fortschritte in der Mechanik.

(Mit einer Abbildung.)

Der Riesenthurm auf dem Marsfelde bei Paris. Zu wiederholten malen ist im Laufe dieses Jahrhunderts in verschiedenen Ländern der Plan aufgetaucht, durch einen Thurmbau von kolossaler Höhe sich einen unvergänglichen Namen zu machen oder das Andenken irgendeiner folgenreichen Begebenheit des nationalen Lebens zu verherrlichen; immer aber scheiterte dieser Plan an den ungeheuern technischen und finanziellen Schwierigkeiten. So war für die bauliche Ausgestaltung der amerikanischen Centennialausstellung im Jahre 1876 ein aus eisernen Röhren herzustellender Thurm von 1000 Fuß (etwa 300 Meter) Höhe projectirt; bei der Durcharbeitung des Gedankens traten jedoch neben der Erwägung des Kostenpunktes so ernste Zweifel an der Möglichkeit der Ausführung auf, daß von derselben trotz der bereits erfolgten geräuschvollen Ankündigungen Abstand genommen wurde. Erst in allerneuester Zeit geht dieser phantastische Wunsch,

Digitized by Google

welcher, der biblischen Ueberlieferung zufolge, fast so alt wie das Menschengeschlecht ist, seiner Erfüllung entgegen.

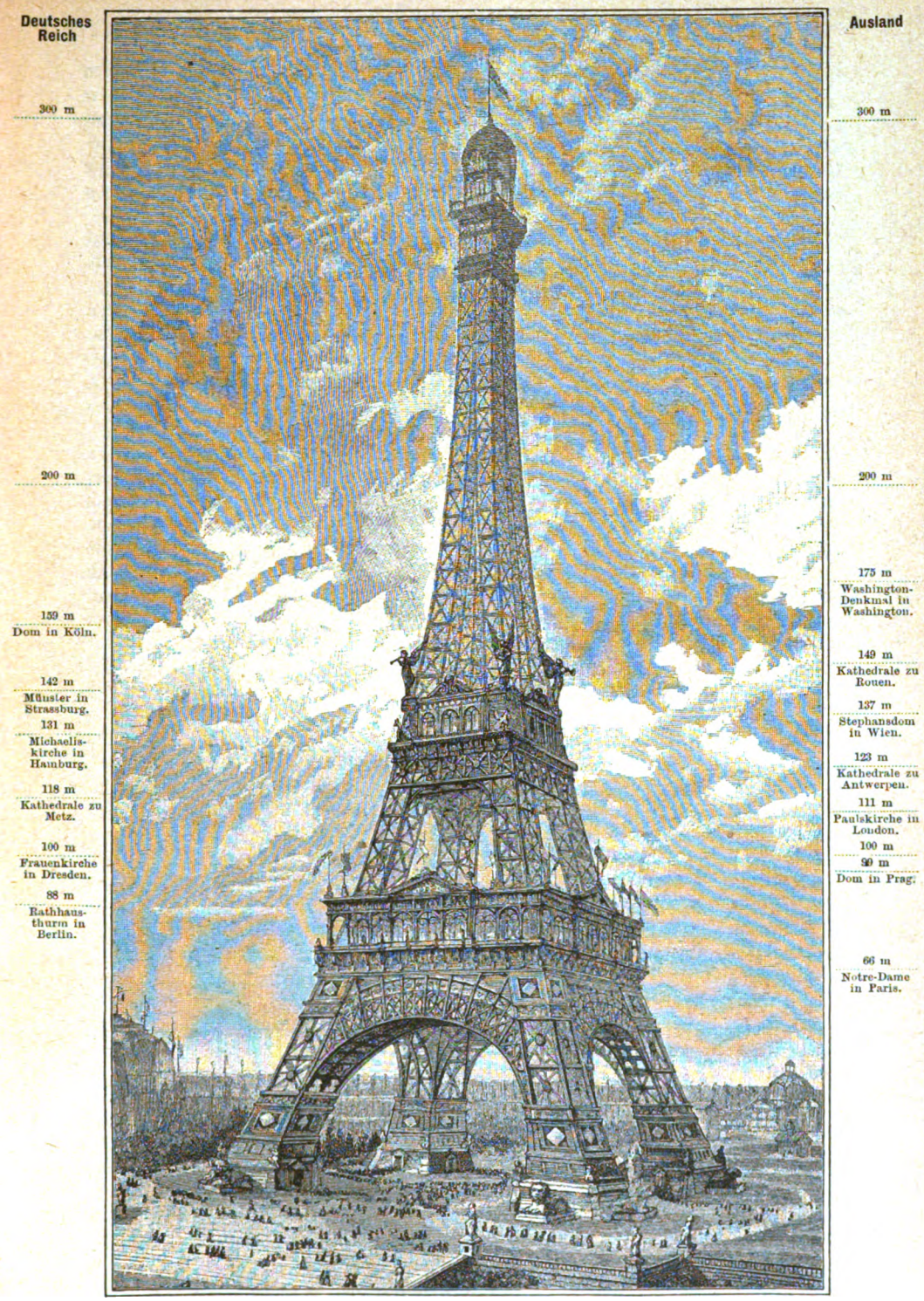
Vor vier Jahren fand in Frankreich der Vorschlag Aufnahme, durch Errichtung eines 300 Meter hohen eisernen Thurmes einen wirksamen Anziehungspunkt für die im Jahre 1889 in Paris zu eröffnende Weltausstellung zu schaffen. Die leichtbeweglichen Franzosen begeisterten sich schnell für ein Unternehmen, vor welchem die besonnenen und energischen Amerikaner zurückgeschreckt waren, und der Eifer, mit welchem man in Frankreich den Fortgang desselben verfolgt, ist sich bisjetzt gleichgeblieben. Allerdings ist die inzwischen verflossene Zeit reich an wichtigen Fortschritten der Eisenindustrie und des Eisenbaues. Schon allein die Ausbildung des Thomas-Gilchrist'schen Verfahrens zur Entphosphorung des Roheisens, mittels dessen es heute möglich ist, Stahl fast in jeder beliebigen Form in größter Menge und zu äußerst niedrigen Preisen zu erzeugen, hat die Grenzen des technischen Könnens zu einer früher ungeahnten Ausdehnung erweitert.

Unter den zahlreichen für den Thurmbau vorgelegten Entwürfen wurde von der französischen Regierung der von G. Eiffel in Levallois-Perret bei Paris in Gemeinschaft mit den Ingenieuren Köchlin und Rougier und dem Architekten Sauvestre ausgearbeitete genehmigt. Mit Rücksicht auf die projectirte Ausstellung wählte man als Standort das Marsfeld, jenen seit nahezu einem Jahrhundert historisch gewordenen Platz, der sich in Form eines regelmäßigen Parallelogramms von 1000 Meter Länge und 500 Meter Breite von der Militärschule bis zum Ufer der Seine erstreckt.

Von der Kühnheit und Großartigkeit des Eiffel'schen Planes erhält der Leser einen Begriff durch die umstehende, der „Deutschen Bauzeitung" entnommene Abbildung des Thurmes, welche die Höhenmaße desselben von 100 zu 100 Meter angibt. Um zu zeigen, wieweit er die bisher als die höchsten Bauwerke geltenden Ausführungen alter und neuer Zeit überragen wird, sind neben der Abbildung die Maße mehrerer derselben eingetragen. Diesen Angaben sei vergleichsweise hinzugefügt, daß das Stadthaus von Philadelphia 163, die Kathedrale von Rouen 150, die größte Pyramide 146, die Peterskirche in Rom 137 Meter hoch ist.

Aus der Abbildung ist die bauliche Anordnung des Riesenthurmes ersichtlich. Auf 10 Meter hohem steinernen Fundament ruhend, ist derselbe ganz aus Eisen zusammengefügt. Das eigentliche Gerippe des Thurmes besteht aus vier geschweiften, parabelförmig aufstrebenden Pfeilern oder Ständern, deren jeder aus vier durch Gitterwerk miteinander verbundenen Säulen zusammengesetzt ist. Diese Gitterpfeiler bilden somit die Ecken einer Pyramide, deren Seitenflächen durch nach innen gewölbte Bogen gebildet werden. Jeder der Eckständer hat an seiner Basis eine Seitenlänge von 15 Meter, die sich bis zur Spitze auf 5 Meter verjüngt. Am Fuße des Thurmes beträgt der Abstand derselben von Achse zu Achse 100 Meter; erst in einer Höhe von 185 Meter laufen sie zusammen und im höchsten Punkte des Bauwerkes vereinigen sie sich zu einer Plattform von 10 Meter Seitenlänge. Die Horizontalverbände, welche in verschiedener Höhe die Pfeiler miteinander versteifen, tragen die Fußböden bezw. Decken geräumiger Säle. Etwa 60 Meter über dem Erdboden, also fast so hoch wie die Thürme von Notre-Dame, ist der erste Horizontalverband angeordnet, der zur Aufnahme einer 15 Meter breiten verglasten Galerie dient. In diesem ersten Stockwerck mit einer Gesammtbodenfläche von etwa 5000 Quadratmeter sollen in vier Sälen von 32 Meter Länge und 15 Meter Breite die Cafés, Restaurants und einige andere Localitäten untergebracht werden. Der äußere Balkon hat 3 Meter Breite und gestattet einen Rundgang von 275 Meter Gesammtlänge. Im Innern gewähren vier Loggien den Blick auf den Monumentalbrunnen, der die Mitte des weiten Fußquadrats einnehmen wird. Die vier Eckfäle von 15 Meter Länge und ebensoviel Breite sind theils als Flur

Digitized by Google



DER THURM VON EIFFEL AUF DER PARISER WELTAUSSTELLUNG 1889.

Digitized by Google

für die den Zugang vermittelnden Aufzüge, theils zur Vornahme wissenschaftlicher Experimente bestimmt. Eine horizontale Gurtung in der Höhe von etwa 115 Meter bildet den Abschluß des zweiten Geschosses und trägt einen Glassalon von 900 Quadratmeter Bodenfläche, der noch etwa 30 Meter Seitenlänge hat. Die Spitze ist durch eine 250 Quadratmeter große Glaskuppel gekrönt, von welcher aus sich dem Besucher des Thurmes nicht nur der Blick auf ganz Paris, sondern auch weit darüber hinaus eine Fülle der reizvollsten Landschaftsbilder darbietet.

Ende Januar 1887 konnte mit den Vorarbeiten für den Thurmbau begonnen werden, und dieselben schritten so rüstig fort, daß bereits Ende Juni desselben Jahres die Erd- und Maurerarbeiten beendet waren. In fünf Monaten sind demnach 48000 Kubikmeter Bodenmateral fortgeschafft und 14000 Kubikmeter Mauerwerk aufgeführt worden. Bei den der eigentlichen Gründung vorhergehenden Untersuchungen des Baugrundes wurde — vielleicht für diesen Zweck zum ersten male — comprimirte Luft benutzt, da diese Methode zuverlässigere Resultate als das gebräuchliche Verfahren mittels Bohrers liefern soll, und hierzu ein eiserner Senkkasten von 1,5 Meter Länge und ebensoviel Breite hergestellt. Im allgemeinen ergaben die Untersuchungen eine günstige Bodenbeschaffenheit. Der Grund ist, wie überall im pariser Becken, magerer, fester Thon. Darüber liegt eine Kies- und Sandschicht, die nach dem Seineufer zu immer dünner wird, während das oberste Erdreich aus mannichfachen Anhäufungen besteht. Die Baustelle kam in 270 Meter Entfernung vom Seineufer zu liegen, da die Vorsicht gebot, nicht näher an den Fluß heranzugehen.

Durch die verschiedene Mächtigkeit der Kies- und Sandschicht erklärt es sich auch, daß die Fundirung der Pfeiler in verschiedener Weise ausgeführt wurde. Die beiden am weitesten vom Ufer entfernten Pfeiler sind mit Beton, die beiden andern auf pneumatischem Wege fundirt. Die für die erstern angewendeten Betonunterlagen haben 2 Meter Höhe. Auf ihnen erhebt sich je ein Mauerwerkskörper, in welchen ein 12 Centimenter starker Ankerbolzen zum Festhalten des ihn abschließenden Gußstückes eingeführt ist. Bei der pneumatischen Fundirung benutzte man für jeden Mauerwerkskörper einen Senkkasten von 15 Meter Länge und 6 Meter Breite, der mittels elektrischer Glühlampen erleuchtet wurde; nach beendigter Fundirung wurde dieser Senkkasten mit Beton ausgefüllt. Die vier Mauerwerksfüße von 8 Meter Breite und 6 Meter Dicke sind durch 1 Meter starke Mauern zu einem gemeinschaftlichen Fundament verbunden, sodaß unter jedem Grundpfeiler sich ein nutzbarer Raum von 250 Quadratmeter Bodenfläche befindet. Diese vier Grundpfeiler sind in die Ecken eines Fußquadrats von 100 Meter Seitenlänge eingestellt. Die Abmessungen der Fundamente sind so gewählt, daß die Bodenbelastungen nicht nur sich innerhalb der durch die Beschaffenheit des Baugrundes gezogenen Grenzen halten, sondern sogar nicht einmal über diejenigen hinausgehen, welche bei gewöhnlichen Häuserbauten in Paris und anderwärts erreicht werden. Selbstverständlich mußte dessenungeachtet der Gründung des Thurmes ganz besondere Sorgfalt zugewendet werden; denn während bei einem niedrigen Bau die Bodenbelastung eine ziemlich gleichbleibende ist, finden hier infolge der Wirkung des Winddruckes sehr bedeutende Wechsel statt und sind namentlich die sogenannten Kantenpressungen den größten Schwankungen ausgesetzt. Den Ungewißheiten, welche bei der mangelhaften Kenntniß über die Größe des Winddruckes und seine Veränderlichkeit im Vergleich zur Höhe jetzt noch herrschen, hat der Constructeur dadurch Rechnung getragen, daß er bei seinen bezüglichen Annahmen, sowol wo es sich um volle Flächen als wo es sich um solche, die mit zahlreichen Oeffnungen durchsetzt sind, handelt, weit über das Gewöhnliche hinausgegangen ist. Der Thurm ist auf einen Winddruck von 300 Kilogramm auf den Quadratmeter berechnet,

Digitized by Google

während die heftigsten der in der Gegend vorkommenden Stürme nur etwa die Hälfte dieser Stärke aufweisen.

Bei der Errichtung des Eiffel-Thurmes findet im wesentlichen das gleiche Verfahren Anwendung wie bei einem andern großartigen Eisenbau der Gegenwart, der in dieser Zeitschrift Bd. 1, S. 285 beschriebenen und abgebildeten Brücke über den Firth of Forth in Schottland. An den fertigen Theilen der Pfeiler klimmen riesige Krane empor, um immer neue Theile stückweise anzubauen. Anfänglich waren, wie schon angedeutet, die einzelnen Pfeiler frei und ganz unabhängig voneinander zu errichten; erst nachdem sie eine bestimmte Höhe erreicht hatten, wurden sie durch die Gitterträger, welche gleichsam den Rahmen für das erste Stockwerk bilden, in feste Verbindung miteinander gebracht. Um beim Aufstellen die Füße der Pfeiler genau in einerlei Höhe zu bringen, sowie um die Träger an Ort und Stelle zu schaffen, machte sich die Einschaltung kräftiger Hebeapparate nothwendig; man bediente sich hierbei gewaltiger hydraulischer Pressen oder Winden von 800 Tonnen Tragfähigkeit. An jedem der Eckpfeiler arbeitet ein Kran, der 12 Tonnen Eigengewicht hat und Lasten von 300 Tonnen hebt. Natürlich erforderten die außergewöhnlichen Verhältnisse des Baues ganz besondere maschinelle Einrichtungen, sodaß die meisten der zur Anwendung kommenden Maschinen eigens für diesen Zweck construirt worden sind. Die eiserne Gitterconstruction bietet nicht nur dem Winde möglichst kleine Angriffsflächen, sondern gestattet auch, das Gesammtgewicht des Thurmes beträchtlich zu vermindern. Dasselbe wird auf 8000 Tonnen, das Eisengewicht auf 7000 Tonnen, das Gewicht einer einzelnen Säule auf 500 Tonnen angegeben.

Bei dem Aufbau des Eiffel-Thurmes ist man in mehrfacher Hinsicht von dem ursprünglichen Plane abgewichen. Nach demselben spannte sich von einem zum andern der vier Grundpfeiler unterhalb des ersten Geschosses ein mächtiger eiserner Bogen, der für das Auge das vermittelnde Glied zwischen ihnen bilden und so den Eindruck der Stabilität erhöhen sollte. Diese Bauweise hat man verlassen, indem man jetzt die vier Eckpfeiler unmittelbar vom Fundament aus der ganzen Thurmhöhe nach deutlich erkennbar durchführt. Die im Untergeschoß zwischen denselben eingefügten Schildbogen sind hier fast nur schmückende Zuthaten oder Füllglieder. Sicherlich wird von einer derartigen Gestaltung sowol das statische als das ästhetische Gefühl mehr befriedigt als von der frühern, welche, vorwiegend durch decorative Rücksichten beeinflußt, doch der nothwendigen Klarheit entbehrte. Namentlich bei einem Bauwerke wie der Eiffel-Thurm, bei welchem sich die wirkenden Kräfte zu ungewöhnlicher Größe steigern, ist eine klare Einsicht in die Art und Weise, wie der Erbauer die gewaltigen Kräfte schließlich ihren Aufnahmepunkten zuführt, unbedingtes Erforderniß.

Zum Studium der gegen das Einschlagen des Blitzes in den Thurm zu treffenden Maßregeln wurde schon im Jahre 1886 eine technische Commission einberufen, deren Berathungen ergaben, daß der Thurm selbst die Function eines Blitzableiters übernehmen würde, wenn man seine Eisenmasse durch entsprechende Leitungen mit der wasserführenden Fundamentsohle in Verbindung setzte. Demgemäß ist zur Ableitung der durch den Thurm aufgenommenen Elektricität in das Grundwasser neben jedem Pfeiler ein eisernes Rohr von 50 Centimeter Durchmesser in den Boden versenkt. Unter dem Grundwasserspiegel hat dieses Rohr, das mit dem betreffenden Pfeiler metallisch zu verbinden ist, ein Knie, welches sich in einem 18 Meter langen Arme fortsetzt, der die nöthige Berührungsfläche mit dem Grundwasser bietet. Hiernach stellt der Thurm in seinem Verhalten gegen die atmosphärische Elektricität im eigentlichsten Sinne eine riesige Auffangstange dar.

Innerhalb der mächtigen quadratischen Röhren, welche die Eckpfeiler bilden, sollen sowol die für den Gebrauch des Thurmpersonals bestimmten Treppen

Digitized by Google

als die für den Aufstieg des Publikums zu benutzenden Aufzüge ihren Platz finden. Wegen der außerordentlichen Höhe und der eigenartigen Constructionsweise des Thurmes, sowie um den voraussichtlichen Andrang der Ausstellungsbesucher bewältigen zu können, sind im ganzen sechs Aufzüge nach verschiedenen neuen Systemen in Aussicht genommen. Vier dieser Fahrstühle, deren Laufbahn sich der Neigung der Pfeiler anschließt, befördern die Besucher bis zum ersten bezw. zweiten Stockwerk; von da ab gehen nur zwei Aufzüge senkrecht bis zur Spitze empor. Die auf- und niedergehenden Cabinen sollen je 100 Personen fassen. Als normale Fahrgeschwindigkeit ist 1 Meter in der Secunde angenommen; für den Aufstieg bis zur Thurmspitze sollen nicht mehr als 6—7 Minuten erforderlich sein. Zum Betrieb der Personenaufzüge ist eine Dampfmaschine von 500 Pferdestärken vorgesehen. Der untere Theil eines der Pfeiler soll zum Maschinenraum eingerichtet werden.

In außerordentlichem Grade hat der Eiffel-Thurm, dieses Denkmal, das die französische Ingenieurkunst sich selbst gesetzt, auch außerhalb Frankreichs die Aufmerksamkeit der Techniker sowie der gebildeten Laien beschäftigt und zu den verschiedensten Meinungsäußerungen Anlaß gegeben. Noch im Jahre 1887, nachdem bereits mit der Ausführung begonnen war, ging Lockroy, dem Minister für Handel und Industrie, in seiner Eigenschaft als Generalcommissar der Ausstellung, ein meist von Künstlern und Literaten unterzeichneter Protest zu, in welchem hervorgehoben wurde, daß neben einem derartigen Riesenbau die herrlichen Monumente von Paris zwerghaft und unbedeutend erscheinen, ja geradezu verschwinden müßten, und ähnliche Bedenken sind von vielen Seiten in Bezug auf die sämmtlichen Ausstellungsbauten des Marsfeldes geltend gemacht worden.

Für die Dauer der Ausstellung wird in der Kuppel des Thurmes eine elektrische Lichtquelle zur Beleuchtung des ganzen Ausstellungsgebietes Platz finden, und da das Bauwerk nach der Ausstellung erhalten bleiben soll, hofft man, von seiner Höhe aus in Zukunft die Straßenbeleuchtung eines Theiles von Paris bewirken zu können. In der ersten Zeit nach dem Bekanntwerden des Eiffel'schen Projects gingen die eifrigsten Verfechter desselben sogar so weit, in dieser Weise den gesammten, bisher äußerst kostspieligen und complicirten Beleuchtungsdienst der Hauptstadt versorgen zu wollen. Zunächst müßte aber dann — die Möglichkeit einer solchen Leistung zugegeben — das Bauwerk seinen Standort in der Mitte der Stadt erhalten, während die Entfernung zwischen der jetzigen Baustelle und dem äußersten Umfange der Stadt auf der einen Seite 5, auf der andern 7 Kilometer beträgt, wonach es sich um die Beleuchtung einer Kreisfläche von etwa 6 Kilometer Radius handeln würde. In der That ist von einer Versetzung desselben nach Beendigung der Ausstellung, wahrscheinlich nach amerikanischem Vorgange, die Rede gewesen. So verheißungsvoll indeß das Unternehmen erscheinen mochte, durch eine einzige künstliche Sonne für Paris die Nacht zum Tage zu machen, so sind doch von Anfang an berechtigte Zweifel an der Ausführbarkeit desselben laut geworden. Nach dem bekannten Elementargesetz der Optik nimmt die Helligkeit im Verhältniß des Quadrats der jeweiligen Entfernung zwischen der Lichtquelle und der zu beleuchtenden Fläche ab, und außerdem geht von der Gesammtheit der Strahlen, welche eine beliebige Lichtquelle entsendet, ein großer Theil selbst bei vollkommen reiner Luft infolge der Aufzehrung durch die Atmosphäre verloren. Von welcher ungeheuern Stärke müßte also selbst in solchem Falle die zur Anwendung kommende Lichtquelle sein, um nach den Berechnungen der Theoretiker an der äußersten Grenze des Stadtgebietes die Helligkeit einer gewöhnlichen Straßenlaterne zu liefern! Bei dem Versuch, die Helligkeit zu ermitteln, welche auf der Spitze des Thurmes vorhanden sein müßte, nur damit am Fuße desselben die minimale Helligkeit von 1,6 Kerzenstärken sicher, d. h.

Digitized by Google

auch bei nebligem Wetter, erzielt werden könnte, hat man enorme Zahlen, Hunderttausende von Kerzenstärken gefunden, und um das Weichbild von Paris erleuchten zu können, würden über eine Milliarde Kerzenstärken erforderlich sein. Ueberdies fragte es sich dabei noch, ob nicht etwa bei ausreichender Mächtigkeit derselben die thatsächlich zur Wirkung gelangenden Strahlen nur die Dächer der Häuser und einzelne Straßen beleuchten, andere Theile dagegen vollständig im Schatten lassen würden, wofür auch die in Amerika bei Höhen über 100 Meter gemachten Erfahrungen sprechen.

Abgesehen von seiner Bestimmung als Lichtträger soll der Thurm nach beendigter Ausstellung nicht nur als Aussichtspunkt, sondern auch für wissenschaftliche Zwecke dienen: als Sternwarte, als meteorologische Station, als Beobachtungsstelle, um die Gesetze über die mit der Höhe veränderliche Stärke und Geschwindigkeit des Windes, ferner über die Veränderlichkeit der Temperatur, der Luftfeuchtigkeit und Luftelektricität, der Durchsichtigkeit der Luft nach verschieden geneigten Richtungen hin, der Fallgeschwindigkeit u. s. w. zu erforschen. Auch in strategischer Hinsicht glaubt man einer derartigen Beobachtungsstation eine gewisse Bedeutung zusprechen zu müssen. Die Gesammtkosten des Baues ohne die Aufzugsvorrichtungen hat man auf $4\frac{1}{2}$—6 Mill. Frs. geschätzt. Von einer Deckung dieser Summe während der Zeit der Ausstellung kann wol im Ernst nicht die Rede sein. Außer einem namhaften Geldzuschusse hat der Unternehmer vom Staate die Erlaubniß erhalten, den Thurm eine längere Reihe von Jahren (man spricht von 20 Jahren) stehen zu lassen und das Befahren desselben gegen Entgelt zu betreiben. Ueberdies dürften sich Einnahmen aus den verschiedenen im Thurm zu treffenden Einrichtungen ergeben. Gegenwärtig, nachdem der Riesenthurm bis über die Hälfte vollendet ist, ohne daß irgendwelche Störungen oder Unfälle vorgekommen sind, dürfen die Hauptschwierigkeiten als überwunden gelten, und damit schwinden auch die Besorgnisse hinsichtlich der rechtzeitigen Fertigstellung des Baues; ja es wird jetzt als Zeitpunkt für dieselbe das Ende des laufenden Jahres angenommen.

Ueber den ästhetischen Werth oder Unwerth des Eiffel-Thurmes ist besonders viel gestritten worden. Wenn als erster Grundsatz für architektonische Schönheit der gilt, daß die Hauptlinien eines Bauwerkes durch die richtige Anpassung an seine Bestimmung bedingt sind, so ist dem Riesenbau des Marsfeldes auch in dieser Beziehung seine Existenzberechtigung gewahrt. Der Thurm hat hauptsächlich dem Winde Widerstand zu leisten; dem entsprechen die gebogenen Linien der vier Kanten des Bauwerkes. Durch geeignete Formgebung der Eckpfeiler sind alle die langen, auf Zug und Druck berechneten, daher massigen Diagonalen vermieden, wie man sie heute noch an eisernen Viaductpfeilern angewendet findet. Erfahrungsgemäß übt aber das Kolossale schon an sich einen eigenen Reiz aus, und die heutige Generation ist hierin trotz ihrer verfeinerten Kunstanschauungen von den ersten Bewunderern der ägyptischen Pyramiden nur wenig verschieden.

W. H. Uhland.

Todtenschau.

Allou (Edouard), berühmter französischer Advocat, seit 1882 Senator auf Lebenszeit (geb. 1820), starb 13. Juli d. J. in Paris.

Anschütz (Roderich), bekannt als dramatischer Dichter, ein Sohn des berühmten Schauspielers Heinrich Anschütz (geb. 1818), starb 26. Mai d. J. in Mödling bei Wien.

Bonitz (Hermann), namhafter Philolog und Schulmann, seit 1875 vortragender Rath für das höhere Schulwesen im preußischen Unterrichtsministerium (geb. 1814), starb 25. Juli d. J. in Berlin.

Brand (Jan Hendrik), Präsident des Oranje-Freistaates in Südafrika,

Digitized by Google

welcher 1884 zum fünften male auf fünf Jahre für diesen Posten gewählt worden war (geb. 1823), starb 15. Juli d. J.

Budge (Ludwig Julius), seit 1856 Director des Anatomischen Institus und ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie in Greifswald, welchem unter anderm die für die Physiologie des Nervensystems wichtige Entdeckung zu verdanken ist, daß das sogenannte sympathische Nervensystem aus dem Rückenmark entspringt (geb. 1811), starb 14. Juli d. J. in Greifswald.

Drenteln (Alexander Romanowitsch), russischer General, seit 1882 Generalgouverneur in Kiew (geb. 1820), starb daselbst 27. Juli d. J.

Duclerc (Charles Théodore Eugène), französischer Staatsmann, Ministerpräsident vom August 1882 bis Januar 1883 (geb. 1812), starb 21. Juli d. J. in Paris.

Ebrard (Johann Heinrich August), reformirter Theolog, Professor an der Universität Erlangen und Prediger der dortigen reformirten Gemeinde, welcher unter den Pseudonymen Gustav Flammberg und Christian Deutsch auch belletristisch thätig war (geb. 1818), starb 23. Juli d. J. in Erlangen.

Eudes (Emile Désiré François), französischer Communist, unter der Herrschaft der pariser Commune im März 1871 zum General erhoben (geb. 1843), starb 5. Aug. d. J. in Paris.

François (Alphonse), ausgezeichneter französischer Kupferstecher (geb. 1811), starb 6. Juli d. J. in Paris.

Hall (Karl Christian), dänischer Staatsmann, Cultusminister bis 1874 (geb. 1812), starb 14. Aug. d. J. in Kopenhagen.

Hofmann (Friedrich), Schriftsteller, Ehrenredacteur der „Gartenlaube" in Leipzig (geb. 1813), starb 14. Aug. d. J. in Ilmenau.

Hornbostel (Theodor von), langjähriger Director der Oesterreichischen Creditanstalt für Handel und Gewerbe, 1848 kurze Zeit Handelsminister im Cabinet Doblhoff (geb. 1815), starb 2. Juni d. J. in Wien.

Monselet (Charles), französischer Romanschriftsteller und Literarhistoriker (geb. 1825), starb 19. Mai d. J. in Paris.

Mühry (Adalbert Adolf), namhafter Klimatolog und Meteorolog, als Privatgelehrter in Göttingen lebend (geb. 1810), starb daselbst 13. Juni d. J.

Ranke (Ernst), Professor der Theologie in Marburg, ein Bruder Leopold von Ranke's (geb. 1814), starb 30. Juli d. J. im Bade Bertrich.

Salm-Reifferscheidt-Dyck (Fürst Alfred), bis kurz vor seinem Tode reußischer Oberstmarschall (geb. 1811), starb 2. Aug. d. J. auf Schloß Dyck durch Selbstmord.

Schweizer (Alexander), namhafter reformirter Theolog, seit 1835 Professor an der Universität Zürich, Verfasser der „Christlichen Glaubenslehre nach protestantischen Grundsätzen dargestellt" und anderer Werke auf dem Gebiete der Dogmatik und praktischen Theologie (geb. 1808), starb Juni d. J. in Zürich.

Schwerin (Heinrich, Graf von Schwerin-Putzar), conservatives Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses (geb. 1836), starb 2. Aug. d. J.

Segesser (Franz von), hervorragender Geschichtsforscher und ultramontaner Staatsmann Luzerns, seit 1848 im Nationalrath, seit 1872 an der Spitze der Regierung Luzerns (geb. 1817), starb 30. Juni d. J. zu Luzern.

Sheridan (Philipp Henry), nordamerikanischer Reitergeneral, seit 1883 Höchstcommandirender der Armee der Vereinigten Staaten (geb. 1831), starb 5. Aug. d. J. in seinem Landhause zu Nonquit in Massachusetts.

Weber (Georg), namhafter Geschichtschreiber, der Verfasser der „Allgemeinen Weltgeschichte" und zahlreicher anderer historischer Werke, bis 1872 Director der Höhern Bürgerschule in Heidelberg (geb. 1808), starb daselbst 10. Aug. d. J.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Arcinazzo.

Von **Franz Eyssenhardt.**

Dem Dampftramway, der von dem Thore San-Lorenzo in Rom aus in gemächlichem Tempo nach Tivoli fuhr, hing, wie allen römischen Unternehmungen ähnlicher Art, die ortsübliche Sorglosigkeit immer noch so stark an, daß man eigentlich nie wußte, ob und wann der in den officiellen Cursbüchern, Plakaten u. s. w. verzeichnete Zug wirklich abgehen würde. Zum Beispiel ist es uns begegnet, in Marino — denn die Linie Rom-Marino wurde in ähnlicher Weise bedient — gegen Abend erfahren zu müssen, daß der noch am Morgen desselben Tages auf dem Plakate der Gesellschaft angezeigte Zug eingestellt war. Nach zwei Stunden ging dann glücklich ein anderer Zug ab, der pflichtmäßig auf der Station Ciampino anhielt; in unserm Coupé war ein Herr, der in Ciampino aussteigen wollte. Leider waren die beiden Thüren des nach schweizer System zum Durchgang eingerichteten Waggons so verquollen, daß sie, wenigstens von innen, nicht geöffnet werden konnten. Der Zug hielt fast eine Viertelstunde, alles Pochen und Schreien war vergeblich, die Schaffner kümmerten sich nicht im mindesten um die eingeschlossenen Reisenden, und als der Zug in Rom ankam, hatte der Unglückliche, der in Ciampino aussteigen wollte und nur gezwungen nach Rom gefahren war, auf seine Beschwerden nur Achselzucken zu sehen und grobe Redensarten zu hören.

Aehnliche Verhältnisse herrschten bei dem Tram Rom-Tivoli. Nur die unverwüstliche römische Gutmüthigkeit ließ sich die stets steigende Unordnung in dem Betriebe, die wunderbaren Einrichtungen der Retourbillets, die bald zu einem Bade in den Acque Albule berechtigten, bald nicht, und vieles Aehnliche einigermaßen gefallen. Wer recht energisch war, pflegte im Stande zu sein, die auf der Fahrkarte gethanen Versprechen einzulösen, die Schwachen dagegen sahen sich vielfach betrogen. An Festtagen wurden die beiden letzten in Tivoli einlaufenden Züge meistens im Sturme genommen, um die Sicherheit der Rückfahrt nach Rom zu erlangen; lachend sahen die Beamten dem Treiben zu, während an einer andern Stelle ein Zug zusammengestellt wurde, den die Betrogenen jammernd abfahren sehen mußten.

Der Tram folgte im wesentlichen der Via Tiburtina und überwand die schroffe Steigung kurz vor Tivoli dadurch, daß die Locomotive ihre Wagen den ersten Theil des Abhanges hinaufschleppte, und eine andere Maschine dieselben von dieser Kopfstation weiter nach Tivoli beförderte. Eine wirkliche

Digitized by Google

Eisenbahn konnte natürlich auf diese Weise nicht betrieben werden, und so schlägt denn auch die im Juni 1887 eröffnete Eisenbahn von Rom über Tivoli nach Cineto Romano einen wesentlich andern Weg ein.

Die Italiener haben einen Fehler in ihrer geistigen Veranlagung, den sie mit vielen Leuten schnellen Verstandes und lebhafter Auffassungskraft theilen: sie ordnen das einzelne gern unter allgemeine Gesetze, deren Anwendung ihnen die Mühe des Denkens erspart. Eine Diligence ist zum Beispiel vogelfrei, ihr Kutscher kann sich jede Art der Einschachtelung, Beengung und sonstigen Mishandlung seiner Passagiere erlauben, und was Abfahrts- und Ankunftszeit anlangt, so wird niemand von den Wagen, auf welchen „Regie poste" zu lesen ist, eine strenge Pünktlichkeit erwarten. Ein Tram ist schon anders; es hängt ihm eine gewisse milde Ordnung an, aber er hat noch Local-, oder, um italienisch zu sprechen, Regionalfarbe: ein piemontesischer Tram ist besser als ein toscanischer, und ein römischer ist ebenso lässig wie alles in Rom, was den Charakter der Stadt angenommen hat.

Ganz anders steht es mit der Eisenbahn. Das ist eine Einrichtung, welche das ganze Land angeht. Dabei fällt es niemand ein, die sonst übliche Verschleppung auch nur als möglich zu denken oder gar auszuüben, die Eisenbahn fällt unter das Denkgesetz des dem Auslande schuldigen Pünktlichkeitsdranges — ein Drang, der zwar eigentlich unerklärbar ist, aber doch seine Wirkung ausübt. Was schadet es im Grunde, wenn man etwas später ankommt als man soll? Aber trotz dieser Gedankenreihen, die so tief in der italienischen Denkweise liegen, ist man sich bewußt, daß eine Eisenbahn pünktlich ankommen muß, und die geistige Pedanterie der Italiener hält diesen Gedanken fest und führt ihn in der Praxis durch.

So ist denn auch die neue Bahn musterhaft in ihrer Pünktlichkeit, was freilich vorläufig noch nicht viel sagen will, da sie für die 58 Kilometer ihrer bisherigen Ausdehnung 2 Stunden 49 Minuten braucht. Ihre künftige Bedeutung kann kaum hoch genug angeschlagen werden, da sie über Avezzano nach Solmona weiter geführt werden soll und somit Rom dereinst in unmittelbare Verbindung mit den Abruzzen bringen wird, die heute nur auf den weiten Umwegen über Terni nördlich oder Caserta südlich zugänglich sind.

Die neue Eisenbahn verläßt Rom auf dem Centralbahnhofe. Die beiden ersten Stationen sind Cervara und Salona, darauf folgt Lunghezza. Sind schon diese Haltestellen eine Wohlthat für den Reisenden, der die Cervarahöhlen oder das Castell Lunghezza mit dem unbeschreiblich schönen Blicke auf Rom besuchen will — welcher Segen müssen sie für die Campagnolen sein, die nun in unmittelbare Verbindung mit Rom gebracht werden. So war denn auch der Verkehr der ziegenfellbehosten Hirten und des sonstigen Campagnavolkes auf der Bahn sehr viel stärker, als es jemals auf dem Tram gewesen ist.

Freilich ist der Verkehr noch längst nicht auf derjenigen Höhe angelangt, welche die sonstigen Maßnahmen der Eisenbahnen in Italien gestatten oder wünschen. Die Waarenbeförderung ist noch in den Anfängen. Zum Beispiel haben wir keine Wiege befördern sehen. Derjenige Theil des großen Hospitals Santo-Spirito nämlich, südwestlich von der Engelsburg gelegen, welches als Findelhaus Raum für 3000 Kinder hat, übergibt die ihm anvertrauten Findlinge Ammen im Römischen Gebirge, die Eisenbahn hat einen eigenen Tarif für Crea-

Digitized by Google

turine, und befördert die weidengeflochtenen Wiegen der Kinder in ihren Packwagen mit den andern darin befindlichen Gepäckstücken. Kommt die Ladung in Valmontone an, so legt die zu den Kindern — gewöhnlich auf vier eine — gehörige Frau die Menschenladung auf dem Bocke der Diligence, die nach Palestrina geht, nieder und fährt selbst im Innern derselben mit.

Von den die Umgegend auf weite Strecken durch ihren Geruch nach faulen Eiern verpestenden Acque Albule wendet sich die Bahn genau nach Norden, um auf diese Weise die Steigung nach Tivoli dadurch zu erreichen, daß sie allmählich das Gebirge links hinanklimmt, welches sie später mit einer Wendung nach rechts zu überwinden hat. Während man auf diese Weise nach Montecelio und Palombara hinauffährt und Tivoli zwar sieht, aber immer mehr nach Südosten hin verliert, genießt man den großartigen Anblick der auf den Höhen gegenüberliegenden Hügel von Tivoli, die durch Viaducte an den Abhängen des Monte-Gennaro, Monte-Morra und Monte-Sterpara für die Eisenbahn zugänglich gemacht sind. Keine Beschreibung kann die Landschaftsbilder wiedergeben, welche sich hier dem auf die Campagna und Rom Niederschauenden darbieten: die Viaducte, welche man aus der Ebene erblickt, ordnen sich vortrefflich in den Charakter der Landschaft ein, mit einem Worte, die Fahrt nach Tivoli ist ein Genuß, der freilich einigermaßen durch die niedrigen Wagen der Unteritalienischen Eisenbahn verkümmert wird, die auf dieser Strecke laufen. Wie ganz anders würde man das hier Gebotene genießen, wenn die Eisenbahnpedanten sich entschließen könnten, oben und an den Seiten offene Wagen da einzustellen, wo eine landschaftlich schöne Strecke Reisende zu Fahrten einladet, welche ohne den Reiz der Gegend niemals unternommen würden.

Tivoli erreicht die Bahn am westlichen Abhang des Monte-Catillo, darauf folgt sie dem Laufe der Acqua Marcia und geht über die Stationen San-Polo dei Cavalieri, Castel Madama, Vicovaro und Mandela nach Cineto Romano, einem Ort, der auf keiner Landkarte zu finden ist; hinter Cineto fangen großartige Bauten an, welche bestimmt sind, die Bahn über Tagliacozzo in das Gebiet des Gran Sasso d'Italia weiter zu führen. Auf der Wagenfahrt von Cineto nach Subiaco hat man Gelegenheit, dieselben aus der Entfernung zu bewundern.

Wer will die Bergabhänge schildern, zwischen denen die Bahn nach Cineto hinfährt? Die waldentblößten, graubraunen Gehänge, deren plastische Schönheit so unbeschreiblich stimmungsvoll zu dem matten grauen Glanze der Oliven stimmt, welche die Hügel hinabsteigen? Oder die Bergnester, welche die Zeit- und Ortsfarbe so vollständig angenommen haben, daß es so manchem Auge nicht leicht wird, sie von den Felsen zu unterscheiden, an welche sie angeklebt erscheinen?

Subiaco und sein Kloster wird heute niemand beschreiben wollen, wo es fast so bekannt ist, wie Charlottenburg oder Schönhausen vor 50 Jahren waren. Aber es ist vielleicht nicht allgemein bekannt geworden, jedenfalls in den neuesten Reisehandbüchern nicht zu finden, daß die vor zwei Jahren auf Kosten der italienischen Regierung durch die Benedictiner vorgenommenen Ausgrabungen sehr bemerkenswerthe Resultate ergeben haben. Früher hatte man sich damit begnügt, die antiken Mauerreste bloßzulegen, welche, sobald man die nach Olevano führende Landstraße vor der Aniobrücke verläßt, rechts unterhalb des

Digitized by Google

Fußwegs liegen. Was sich dort von Antiken gefunden hat, ist in dem ersten Kloster zu sehen.

Wesentlich anders ist die Ausbeute der obenerwähnten neuesten Ausgrabungen, welche erheblich weiter oben am Laufe des Anio vorgenommen worden sind. Ein schönes Säulenfragment aus Cipollino, mit dabei gefundenem Capitäl und Basis aus weißem Marmor, sowie zwei bronzene Keile von etwa vier Zoll Länge und zwei etwa vier Zoll im Durchmesser betragende bleierne Röhren mit einer Inschrift des Kaisers Nerva kommen neben zahlreichen Fragmenten der verschiedensten Marmorarten dabei weniger in Betracht als zwei Stücke von hervorragendem künstlerischen Werthe.

Sieben Meter unter dem heutigen Erdboden fanden die Benedictiner nebeneinander den Kopf eines Mädchens sowie den Torso eines Athleten, denn das muß er sein und nicht ein Gladiator, wie der freundliche Benedictiner meinte, welcher uns begleitete. Beide Stücke sind von parischem Marmor, haben aber durch ihr langes Begrabensein in röthlicher Erde einen derselben entsprechenden warmen Farbenton angenommen, welcher zwar der ursprünglichen Absicht des Künstlers fremd gewesen sein muß, jetzt aber zu dem Charakter des Kunstwerks auf das beste stimmt.

Das Mädchen neigt den Kopf auf die linke Hand, welche nicht mehr vorhanden ist. Die Augen sind geschlossen. Das Ganze ist von ausgezeichneter Arbeit. Ueber die Statue, welcher der Kopf angehört hat, Vermuthungen anzustellen, wäre um so müßiger, als die Beleuchtnng in dem Raume, in welchem der Kopf aufbewahrt wird, nicht günstig genug war, um alle Einzelheiten genügend hervortreten zu lassen. Jeder Beschauer wird jedoch den Eindruck empfangen, daß die Benedictiner ein außerordentlich ansprechendes Kunstwerk des Alterthums gerettet haben.

Noch bedeutender ist der nackte Ephebe, welcher kniend und den einen Arm zum Schlag erhoben gefunden worden ist. Neben ihm lag eine Hand mit dem Ansatz einer nicht deutlich erkennbaren Waffe. Die Muskeln sind an dem prächtigen jugendlichen Körper nicht besonders ausgearbeitet, derselbe hat vielmehr eine ebenmäßig glatte Epidermis; aber das Ganze ist voll lebensvoller Bewegung, die Glieder befinden sich im schönsten Ebenmaße, kurz, das Kloster hat einen Fund aufzuweisen, wie ihn freilich der unerschöpfliche Boden der Römischen Comarca an vielen Stellen dargeboten hat und immer noch darbietet, um welchen es aber doch sehr viele Museen beneiden dürften. Hoffentlich findet sich später noch einmal der zu dem Torso gehörige Kopf, damit das Räthsel gelöst wird, welches bis dahin der Statue anhaften muß.

Die weiten Klosterhallen werden jetzt nur von 12 Mönchen bewohnt: ihr Trinkwasser müssen sie aus einer tiefen Cisterne hinaufziehen, da der an ihrem Kloster vorbeirauschende Anio so tief unterhalb desselben fließt, daß sein köstliches Wasser für sie so gut wie nicht vorhanden ist.

Nachdem man Subiaco auf der nach Olevano führenden Landstraße verlassen hat, erblickt man zur Rechten in den Fels hineingehauene und mit Thüren verschlossene Wohnungen, bei deren Anblick man sich verwundert fragt, welche Einsiedler hier ihre Behausung aufgeschlagen haben. Das Räthsel löst sich leicht mit Hülfe mehr als eines Sinnes: schon das fortwährende Grunzen belehrt den Vorüberkommenden, daß in den Höhlenwohnungen Schweine untergebracht sind, welche unter der päpstlichen Herrschaft in der Stadt selbst wohnten

Digitized by Google

durch die königliche Regierung jedoch aus Reinlichkeitsgründen aus derselben verwiesen sind. Man muß eine sehr lebhafte Phantasie besitzen, um sich die Möglichkeit vorzustellen, daß die Straßen, besonders des hochgelegenen Theils der Stadt, noch schmuziger waren, als sie jetzt sind, wo die Wohnungen doch von Menschen allein bewohnt werden.

Da, wo der Weg nach Santa-Scolastica von der Fahrstraße abbiegt, verläßt dieselbe das Thal des Anio und wendet sich nach Ueberschreitung der Brücke den Höhenzügen zu, welche Subiaco von Olevano trennen. Von der Brücke aus steigt sie ziemlich steil in die Höhe, und man erblickt auf dem hier wie ein Vorgebirge über das Aniothal hinausragenden Hügelabsatze das Thor einer Villa mit einem runden Thurme und einer Art von Bastionen. Das ganze sonderbare Bauwerk sieht uralt aus, weil der Stein, welcher in der Umgegend von Subiaco bricht und überall zum Bauen verwendet wird, der Cardellino, außerordentlich rasch verwittert und das Aussehen grauen Alterthums annimmt. Die Villa gehört einem Zweige der Familie Gori. Der Besitzer derselben, ein Oheim des Inhabers der Pernice, des einfachen, aber guten Gasthauses von Subiaco, hatte sich den unschuldigen Spaß gemacht, sein schön gelegenes Landhaus durch einen mittelalterlich aussehenden Burgbau zu verzieren. Aber er hatte vergessen, daß er zu einer der herrschenden Regierung — die Sache spielte im Jahre 1859 — verhaßten und verdächtigen Familie gehörte. Die Burg war halb fertig, da kam eine Commission aus Rom, besichtigte den Bau, untersagte die Fortsetzung desselben und verbannte den Eigenthümer der Villa aus dem Kirchenstaate. Welche Gefahr für das päpstliche Regiment die festungsverständigen Prälaten in dem Bau erblickten, der auf gewöhnliche Menschen nur den Eindruck einer kindlichen Spielerei macht, haben sie nicht gesagt. Freilich war es damals überhaupt für jemand, dessen Ansichten verdächtig waren, nicht leicht, es den Priestern recht zu machen. Ein Bürger von Subiaco hat uns erzählt, daß er einen Monat Gefängniß bekam, weil er ein Tuch um den Hals geschlungen hatte (er hebt dasselbe zum Andenken auf und hat es uns gezeigt), welches unglücklicherweise neben andern auch die italienischen Nationalfarben hatte.

Etwa anderthalb Kilometer weit bleibt unser Weg derselbe wie der nach Olevano, dann wendet er sich südlich von demselben ab und erreicht zwischen den beiden auf hohen Felsen liegenden Ortschaften Affile und Ponza einen Hohlweg, dessen landschaftlicher Charakter wesentlich von den Bildern verschieden ist, welche die nach Olevano führende Straße gewährt. Vorher genoß man weite Blicke auf hintereinander gelagerte Höhenzüge, die sich wellenförmig ins Unendliche fortzusetzen schienen, und in dem zauberhaften Lichte eines schönen Sommertages die Stimmung heitern Behagens erweckten; jetzt dagegen erheben sich zu beiden Seiten der Straße schroffe Höhen, die Abhänge der Berge sind mit phantastisch durcheinandergethürmten und übereinandergeworfenen Felstrümmern bedeckt, und die hoch oben auf den Bergspitzen thronenden und kaum von ihnen zu unterscheidenden Ortschaften machen den Eindruck, als sollten sie die Gegend bewachen und vertheidigen. Die Phantasie der Bewohner ist diesen Gedankengängen gefolgt, und ganz allgemein kann man die Versicherung hören, jeder charakteristisch aussehende Felsvorsprung sei eine von Nero angelegte Befestigung, auf welcher seine Soldaten Ausschau nach etwa anrückenden Feinden

Digitized by Google

hielten. Wie Tiberius bei dem Dichter auf dem „erhabenen Felsen Capris mit seiner Chaldäerschar sitzt", so hat sich in dem Volksglauben von Subiaco Nero in die wilde Einöde geflüchtet und schaut mistrauisch in die Thalstraße hinab.

Etwa eine Stunde dauert die Fahrt durch diese ernste Gegend mit energisch ausgebildeten Bergformen; dann betritt man mit einem male einen weiten Bergcircus, um den in den Pyrenäen üblichen Ausdruck anzuwenden, der von leise ansteigenden, kuppenförmigen Höhen umgeben ist. Von der gleichmäßig flachen Hochebene in der Mitte genießt man überall die schönste Aussicht auf die unmittelbar dahinter aufsteigenden Bergzüge, hinter welchen sich dann wiederum in blauer Ferne die Abruzzen aufthürmen.

Dies ist Arcinazzo; denn mit diesem Namen bezeichnet man die hier gefundenen Ruinen. Von menschlichen Wohnungen sind nur einige Hütten wahrnehmbar, welche den hier den Mais bestellenden Arbeitern und den Hirten der Gegend zum Aufenthalte dienen. Vor der einen dieser Hütten lag eine ausgehöhlte marmorne Säulenbasis, die mit Wasser gefüllt ist und dem Vieh zur Tränke dient. In der Hütte selbst lagen die Bruchstücke eines ebenfalls marmornen Säulencapitäls von korinthischem, aber durch reiche Verzierung und sorgfältige Gliederung wesentlich erweitertem Stile. Der Campagnole, welcher die Hütte bewohnt, holte die Fragmente aus dem Maisstroh, welches ihm zum Lager dient, hervor und legte sie, stolz auf seine Sachkenntniß, kunstgerecht zusammen. Eine die Hütte in zwei Theile scheidende Mauer stammt unverkennbar aus dem Alterthum.

Hinter der Hütte und etwas höher gelegen als dieselbe zeigt sich ein antiker Ziegelbau, ein Rechteck, dessen vier Umfassungsmauern ziemlich gut erhalten sind, während von den ursprünglich neun Bogen, welche die der Längenachse des ganzen Baues in der Mitte parallel laufende Mauer unterbrechen, heute nur vier erhalten, die andern dagegen nur in ihrem untern Theile vorhanden sind. Der Grund dieser sogenannten Thermen ist voll grünlichen Wassers, welches wahrscheinlich von der höher gelegenen, gleich zu erwähnenden Quelle durchsickert.

Zu diesen Ruinen, von deren einstigem Glanze das vorher besprochene Säulenbruchstück eine Vorstellung erweckt, führt kein Weg, sondern der Besucher muß sich mühsam durch die Maisfelder hindurcharbeiten. Aber die Anstrengung wird belohnt durch die unvergleichliche Aussicht auf die weite Ebene mit ihrem Hintergrunde majestätischer Berge ebensowol wie durch die reine balsamische Luft. Dem Barometer nach liegt die Ruine etwa 850 Meter über dem Meere, also 500 Meter höher als Subiaco.

Etwa 300 Meter von der Ruine entfernt und oberhalb derselben gelegen findet man eine Quelle köstlichen Wassers, die in einem außerordentlich dünnen Strahle hervorbricht, dann in ein Behältniß zum Tränken des Viehs gefaßt und eifersüchtig von einem eigens dafür angestellten Wächter gegen Unberechtigte abgesperrt wird. Man nimmt an, daß sie früher sehr viel reichlicher geflossen ist. Sie heißt Oppietta.

Ungefähr ebenso weit westlich von den Thermen ist eine Thurmruine entfernt, welche ebenfalls auf Nero zurückgeführt wird. Sie hat nichts Bemerkenswerthes, ist aber ohne Frage nicht antiken, sondern mittelalterlichen Ursprungs.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß, wer Arcinazzo besuchen will, wohl thut Proviant mitzunehmen: in der Umgegend ist nichts zu haben, denn die nächste, etwa eine halbe Stunde entfernte Osteria liefert nur Wein.

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm I. als Feldherr.

(Mit einer Karte.)

Von **Victor Kurs**, Major a. D.

„Unser Volk preist in Demuth die Gnade Gottes, welche Ew. Majestät theueres Leben beschirmte und so Großes zu vollbringen zuließ. Die großen Thaten, welche unser tapferes Heer in wenigen Wochen von Land zu Land, von Sieg zu Sieg, dort bis über den Main, hier an die Thore der Hauptstadt Oesterreichs führten, haben unser Herz mit freudigem Selbstgefühl und mit lebhaftem Dank erfüllt. Wir sprechen den Dank des Volkes aus an die Tausende, welche das Grab bedeckt, an die sämmtlichen überlebenden Streiter des stehenden Heeres und der in großer Zeit geschaffenen Landwehr, an die einsichtigen Führer, vor allen an Ew. Majestät selbst, die Sie, in der entscheidenden Schlacht die Leitung übernehmend, Noth und Gefahr mit den Kämpfern getheilt und dem Kriege durch rasche Führung ein Ziel gesetzt haben."

Der der Person des gekrönten Oberfeldherrn zu zollende Dank des Volkes ist in keiner der 1866 und 1871 an ihn gerichteten Adressen parlamentarischen Ursprungs zu so warmem Ausdrucke gelangt wie in den obenstehenden Eingangsworten der Adresse des preußischen Abgeordnetenhauses von 1866. Der Berichterstatter (Abgeordneter Virchow) hatte damals noch besonders darauf hingewiesen, daß der Erfolg zu verdanken sei „vor allem Sr. Majestät dem Könige selbst, der nach der Weise seiner Väter die Mühseligkeiten des Lagers, die Gefahren der Schlacht mit seinen Truppen theilen wollte", und hatte betont, daß die Adreßcommission für jenen Eingangsabschnitt denjenigen aus den ihr vorgelegten Entwürfen gewählt habe, der ihr nach Ausdruck und Inhalt der wärmste geschienen. Ein gewiß bemerkenswerther Zufall wollte es, daß der so angenommene Entwurf von Waldeck, Virchow, Hagen, Duncker, Classen-Kappelmann, von Kirchmann, Hoppe, von Hoverbeck, Bender, John, von Rönne, Schulze-Delitzsch und 17 andern Abgeordneten gerade derjenigen Fractionen herrührte, die des Regenten eigenstes Werk, die Reorganisation, aufs bitterste — und nicht allein vom finanziellen und budgetrechtlichen Standpunkt aus, sondern auch, weil die Reorganisation die Eigenart des Heeres als eines Volksheeres schwäche — bekämpft hatten; dieselbe Reorganisation, die es ermöglichte, daß Preußen beim Beginne des Feldzuges 1866 über mindestens 100000 Mann ausgebildeter Soldaten mehr verfügte, als dies 1860 der Fall gewesen war.

Daß im Gegensatze zum Herrenhause das damalige Abgeordnetenhaus es nicht über sich vermocht hat, dem Könige für dieses Werk der Reorganisation ebenfalls ausdrücklich zu danken, mag erklärlich erscheinen, wenngleich es bedauerlich bleibt. Um so freudiger darf aber der in obigen Worten enthaltene Dank an König Wilhelm, den Soldaten und Feldherrn, anerkannt werden. Und wahrlich, besser ist nie ein Dank verdient worden. Dennoch hat es damals und später — ja noch nach dem Tode des großen Kaisers — an Stimmen nicht gefehlt, die das Verdienst an den Siegen der preußischen und deutschen Waf-

Digitized by Google

sen in den Kriegen 1866 und 1870/71 nicht sowol ihm, dem gekrönten Oberfeldherrn, als seinen Rathgebern zuschreiben wollten. Es mag dies zum Theil auf das unserer Zeit eigene Bestreben, den Einzelnen als getragen von der Gesammtheit hinzustellen, zurückzuführen sein; zum Theil auf die gerade in unserm Vaterlande schwer begreifliche Abneigung, in dem Träger der Krone auch einen bedeutenden Menschen zu sehen; zum Theil auch auf die Ueberschätzung, welche dem Rathe, gegenüber dem auf die Rathschläge zu gründenden Entschluß, zu werden pflegt; zum größten Theil wol aber auf die Unkenntniß, in der die bisherige Geschichtschreibung die Nation über die Feldherrnthätigkeit Kaiser Wilhelm's I. gelassen hat. Nothgedrungen gelassen hat, denn die militärischen Werke, die über die Feldzüge von 1866 und 1870/71 erschienen sind, lassen seine Einwirkung als Feldherr — vielleicht infolge der schönen Tugend der selbstlosen Bescheidenheit, die dem Kaiser eigen war — nur selten in kräftigen Zügen hervortreten, und Privatquellen geben zumeist mehr über anekdotisches Beiwerk als über die entscheidenden Motive der Kriegführung Aufschluß. Solange nicht Kriegstagebücher aus dem Großen Hauptquartier, Berichte über die dort stattgehabten Generalsvorträge, sowie die in mehrern Fällen schriftlich abgegebenen Vota einzelner Befehlshaber und verantwortlicher Rathgeber und die Originalberichte aus den Armee-Hauptquartieren bekannt sind, wird man im wesentlichen auf einen einzigen Berichterstatter angewiesen sein, den bekannten, 1878 verstorbenen Geheimen Hofrath Louis Schneider, der im „Soldatenfreund" eine Art militärischer Biographie Kaiser Wilhelm's und in dem kürzlich erschienenen Memoirenwerk „Aus dem Leben Kaiser Wilhelm's"* eine, jene Biographie erweiternde und vertiefende Ergänzung geliefert hat. Beides, die militärische Biographie oder — wie sie Kaiser Wilhelm, halb scherzend wol, zu nennen liebte — der „Nekrolog", wie auch das Memoirenwerk sind vom Kaiser selbst genau durchgesehen, und deshalb bei der tiefen Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit des hohen Herrn in Bezug auf Thatsächliches und in gewissem Grade sogar auf die Wiedergabe der eigenen Ansichten des Kaisers als unbedingt wahr und zuverlässig zu betrachten. Wenn daher in ihnen berichtet wird, König Wilhelm habe auf eine Frage Schneider's nach der Commandoführung bei Königgrätz erwidert: „Allerdings habe ich commandirt, aber selbst den Degen gezogen habe ich nicht. Wie konnten Sie nur glauben, daß ich bei meiner Armee sein könne, ohne sie zu commandiren?": so weiß jeder, der des Königs genaue Wissenschaft von dem, was unter „Commandiren in einer Schlacht" zu verstehen ist, kennt, daß er commandirt hat. Und wenn der Kaiser Wilhelm die Auffassung, Graf Moltke habe ihm den Sieg von Gravelotte „gemeldet", mit der Bemerkung widerlegt: „Sonderbar! Was denken sich nur die Leute dabei? Von einer Schlacht, die ich selbst commandirt habe, werde ich doch, wenn ich abends vom Pferde steige, wissen, ob sie gewonnen oder verloren ist, das wird mir doch nicht gemeldet!": so weiß wiederum jeder, daß es nicht Moltke gewesen ist, der bei Gravelotte commandirt hat, sondern König Wilhelm selbst. Und wenn endlich der so bescheidene und seine Rathgeber stets so hoch anerkennende König nach Sedan — dem Sinne nach — sagte: „Moltke hat das deutsche Schwert geleitet, geführt

* Vgl. Schneider, „Aus dem Leben Kaiser Wilhelm's. 1849—1873" (3 Bde., Berlin, Otto Janke, 1888).

Digitized by Google

habe ich es!": so weiß jeder, daß die gewaltigen Heeresmassen, welche auf Frankreichs Boden gefochten haben, in Wahrheit geführt worden sind durch den dreiundsiebzigjährigen König von Preußen, den nachmaligen ersten „Deutschen Kaiser".

Bei dem gleichen Anlasse hatte König Wilhelm in jener seiner selbstlosen Bescheidenheit auch gesagt, Graf Roon habe das deutsche Schwert „geschärft", womit wol im wesentlichen das Verdienst Roon's um die Reorganisation der preußischen Armee von 1859 und ihre Vermehrung und Verstärkung seit 1866 gemeint war. So sehr es indeß die Gerechtigkeit erfordert, anzuerkennen, daß der damalige Kriegsminister Preußens gegenüber einer Gründen so gut wie völlig unzugänglichen Landtagsmehrheit mit verständnißvollem Ernst und überzeugter Beredsamkeit die Reorganisation der Armee vertheidigt hat, so sehr erfordert sie es auch, anzuerkennen, daß die der Reorganisation zu Grunde liegenden Gedanken — factische Ablegung der Dienstpflicht durch möglichst alle Diensttauglichen statt durch zwei Drittel derselben und demgemäß Bildung neuer Cadres bei gleichzeitiger früherer Entlassung der ältesten Landwehrjahrgänge aus der Dienstpflicht — die Gedanken des Prinz-Regenten gewesen sind, der dieselben im Sommer 1859 hat an das Kriegsministerium gelangen lassen, und daß Schlagenderes und Sachgemäßeres zur Rechtfertigung der Reorganisation auch vom Minister Roon niemals vorgebracht worden ist, als es in jenem Aufsatze des Königs vom Januar 1865, den Schneider in seiner militärischen Biographie des Kaisers mittheilt, geschehen.*

Wie hiernach das „Schärfen des Schwertes" durch Graf Roon einigermaßen cum grano salis zu verstehen ist, so auch — das geht aus einigen der vom Generalstabswerke wie auch von Schneider mitgetheilten Dinge hervor — jenes „Leiten des Schwertes" durch Graf Moltke.

Ehe aber dazu übergegangen werden kann, das zuletzt Gesagte zu erhärten und die Feldherrnthätigkeit Kaiser Wilhelm's des nähern zu beleuchten, muß Einiges über das, was die moderne Feldherrnkunst von der früherer Tage unterscheidet, vorangeschickt werden.

Zunächst ist es die für den modernen Feldherrn vorliegende Nothwendigkeit, mit sehr viel größern Heeresmassen zu operiren, als früher geschah. Freilich sind auch in den neuesten Kriegen jene gewaltigen Stärkezahlen nicht wieder erreicht worden, wie sie die Heere eines Darius I. und III., Xerxes, Attila, Almansor oder Timur aufgewiesen haben oder haben sollen; allein einmal ist die Ueberlieferung betreffs der Stärke jener Heere so unsicher, daß sie in einem Falle zwischen den Zahlen 800000 und 1,700000 schwankt; das andere mal wird wol niemand daran zweifeln, daß bei der Führung jener rohen Horden etwas wie moderne Feldherrnkunst kaum aufgewendet worden ist. Geht man sonst auf die Namen berühmter Feldherren zurück, so findet man, daß diese zumeist nur verhältnißmäßig kleine Heere geführt haben. Alexander der Große z. B. zog gegen Theben mit 23000 Mann, er ging nach Asien mit 35000 Mann, und erst, als er sich nach Indien wandte, zählte sein Heer 120000 Mann; Hannibal's Heer war, als er über die Alpen ging, wenig mehr als 100000 Streiter stark; Cäsar kämpfte gegen Ariovist mit 120000 Mann; die Söldner-

* Vgl. Schneider, „Aus dem Leben Kaiser Wilhelm's", II, 119, und „König Wilhelm. Militärische Lebensbeschreibung", Heft 1, S. 35.

Digitized by Google

heere des Mittelalters zählten selten mehr als 80000 Bewaffnete, meist nur 10—15000; Gustav Adolf begann seinen Siegeszug in Deutschland mit 13000, und schlug bei Breitenfeld mit 40000, bei Lützen mit nur 14000 Mann; Karl XII. erfocht seinen Sieg bei Narwa mit höchstens 15000 seiner Schweden; Prinz Eugen den von Peterwardein mit 64000 Mann. Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hat nie mehr als 40000, König Friedrich der Große nie mehr als 70000 Mann im Felde unter directem Befehl gehabt. Des erstern glänzendster Kriegszug „vom Rhein bis an den Rhin" begann mit 15000 Mann; bei Fehrbellin schlug er mit höchstens 6400 Mann und 12 Geschützen, und Friedrich siegte bei Hohenfriedberg und bei Prag mit etwa 60000, bei Roßbach mit 22000, bei Leuthen und bei Zorndorf mit 32000 Mann. Napoleon I. commandirte im Feldzuge 1796 anfangs 37000, später 45000 Mann; erst 1797 war sein Heer auf 70000 Mann gewachsen; die Expedition gegen Aegypten unternahm er mit 35000 Mann einschließlich der Matrosen; bei Austerlitz befehligte er 70000, in den Schlachten der Feldzüge von 1806/7 nie mehr als 100000 Mann; erst im Feldzuge von 1809 war sein Heer stärker; er verlor zwar Aspern mit nur 90000, gewann aber Wagram mit 180000 Mann. Das Heer, mit dem er 1812 über den Niemen zog, wird zwar von einigen, offenbar zu hoch, auf 680000 Mann angegeben; aber schon bei Borodino fochten nur noch 128000 Mann unter ihm. Im Jahre 1813 commandirte Napoleon bei Lützen und Großgörschen etwa 120—130000, bei Leipzig — seine Gesammtmacht hatte nach Ablauf des Waffenstillstandes 500000 Mann betragen — am 16. Oct. 180000 und am 18. Oct. noch 150000 Mann; 1815 gewann er Ligny mit 130000 und verlor Belle-Alliance mit 72000 Mann. Blücher befehligte an der Katzbach und bei Leipzig ungefähr 100000 Mann, etwa ebenso viel in den Feldzügen von 1814 und 1815. Das österreichische Heer von 1809 unter Erzherzog Karl zählte 194000, dasjenige der Franzosen und Piemontesen 1859 in der Schlacht von Solferino 180000 Mann; als 1849 Radetzky den Sieg an seine Fahnen fesselte, gebot er über wenig mehr als etwa 40000 Mann.

Das 1849 vom damaligen Prinzen von Preußen befehligte Heer war allerdings nicht viel stärker als dieses Radetzky'sche; denn es zählte einschließlich Offiziere nur 53000 Mann. Um so gewaltiger aber war die Streitmacht, über die König Wilhelm 1866 gebot; denn diese betrug 326600 Combattanten, von denen an der Schlacht von Königgrätz 220984 theilgenommen haben. Und wiederum um vieles gewaltiger waren die Heere, über die der König 1870/71 den Oberbefehl führte; allein die Feldarmee zählte 519100 Combattanten und 1584 Geschütze; die ganze mobile Armee war 1870 im August 780723 Mann, 213159 Pferde, 1871 im Februar 936915 Mann, 232998 Pferde stark; in Summa sind über die französische Grenze gerückt 1,113254 Mann, während noch 338738 Mann diesseit der deutschen Grenze standen. In den beiden unter König Wilhelm's Führung gewonnenen Schlachten von Gravelotte und Sedan haben die Deutschen mit 203402 Mann und 726 Geschützen, bezw. (etwa) 160000 Mann und 600 Geschützen gegen (etwa) 136000 Mann mit 450 Geschützen bezw. 124000 Mann mit 558 Geschützen gekämpft. Und Paris, dessen Einschließung und Bezwingung König und Kaiser Wilhelm mit etwa 150000 Mann unternahm und durch-

Digitized by Google

führte, ist von nicht weniger denn 651000 Mann* vertheidigt worden.

So verkehrt es nun wäre, die Werthschätzung der Feldherrnkunst nur auf die Zahl der Geführten zu stützen und also etwa zu sagen, Napoleon I. habe bei Austerlitz 70000, Alexander der Große am Granicus nur 35000 Mann zum Siege geführt, folglich sei in Bezug auf diese beiden Schlachten Napoleon's Feldherrnkunst doppelt so hoch zu schätzen wie diejenige Alexander's, so wahr ist es andererseits, daß es ein anderes ist, 22000 Mann zum Siege zu führen, wie Friedrich der Große bei Soor oder bei Roßbach, und ein anderes, das Zehnfache dieser Zahl, wie König Wilhelm bei Königgrätz. In ihrer Art ja beide gleich werthvoll, sind beide Leistungen doch nur noch im allgemeinsten Sinne mit gleichem Maßstab meßbar. Das beruht zunächst auf dem zweiten Factor, der den Unterschied zwischen den modernen Kriegen und denen früherer Zeiten herstellen hilft: auf der Größe der Operationsgebiete und der Schlachtfelder. Wie es eine militärische Unmöglichkeit ist, Heere von der Größe wie die der letzten Kriege auf einer oder wenigen nahe beieinanderlaufenden Straßen marschiren zu lassen, wenn anders man ihre Stärke ausnutzen können will, wie man also schon im Beginn der Kriegsoperationen zur Theilung der Kräfte genöthigt ist, so ist es eine physische Unmöglichkeit, die Schlachtfelder der modernen Kriege zu übersehen und die auf ihnen kämpfenden Truppen direct leiten zu können. Nun haben auch schon in frühern Kriegen verschiedene Armeen den Befehlen nur eines Oberfeldherrn gehorcht; allein die Generale, die nicht direct unter ihm fochten, hatten einen sehr viel größern Grad von Selbständigkeit — man denke z. B. an den Bruder Friedrich's des Großen, den Prinzen Heinrich, an Macdonald 1813 oder gar an die in Spanien kämpfenden Marschälle Napoleon's — als selbst etwa die Generale von Falckenstein und von Manteuffel 1866 gehabt haben. Die verhältnißmäßige Langsamkeit des Stafettendienstes erlaubte nicht die prompte Befehlsführung, wie sie der Telegraph vom Großen Hauptquartier König Wilhelm's aus gestattete. Wo aber unter den frühern Verhältnissen dennoch Einzelanordnungen seitens des Oberfeldherrn getroffen wurden, schlugen sie nur zu häufig zum Nachtheile der Sache aus, während beispielsweise vom Großen Hauptquartier in Versailles aus die Operationen der Armeen Prinz Friedrich Karl's, Manteuffel's und der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg sowie des Werder'schen Corps in großen Zügen thatsächlich — und, mit welch gutem Erfolge, ist bekannt — geleitet worden sind.

Und ebenso ist trotz der gewaltigen Größe des Kampffeldes um Metz und um Sedan die Leitung der Schlachten von St.-Privat-Gravelotte und von Sedan vom Großen Hauptquartier des Königs aus erfolgt, welches den einzelnen Armeen — I. und II. bezw. III. und Maasarmee — ihre Aufgaben genau, wennschon ohne die Freiheit der Entschließung bei der Ausführung in unnöthiger und schädlicher Weise zu beschränken, vorgeschrieben hatte, während bei Königgrätz zwar die Anlage der

* Beim Beginne der Einschließung waren in Paris 135000 Mann Linie, 16000 Marinemannschaften, 130000 Mobilgardisten und Freicorpsleute, 370000 Nationalgardisten; für den Tag der Capitulation rechnete Vinoy an Linie: 4542 Offiziere, 125178 Mann; an Mariniers: 366 Offiziere, 13665 Mann; an Mobilgarden- und Freicorpsformationen: 2548 Offiziere, 102843 Mann, also, ohne Nationalgarde: 7456 Offiziere, 241686 Mann.

Digitized by Google

Schlacht ebenfalls im Großen Hauptquartier geplant und angeordnet worden ist, auf die Durchführung der angewiesenen Aufgabe aber wenigstens bei der II. Armee, wegen deren anfänglich zu bedeutender Entfernung vom Schlachtfelde, nicht in gleichem Maße hat eingewirkt werden können. Unbedingt aber sind alle drei Schlachten weit mehr unter einheitlicher Leitung geschlagen worden als selbst ein großer Theil der Schlachten Napoleon's, dessen Befehlsführung z. B. an dem französischen Siege von Marengo fast ohne jeden Antheil war.

Ein dritter Factor, der die Aufgabe des modernen Schlachtenlenkers erschwert, ist die Unübersichtlichkeit der neuern Schlachtfelder. Nicht mehr wie in frühern Kriegen die offene Ebene bildet das Kampffeld, sondern von Gewässern und Schluchten durchzogene, mit Höhenzügen durchsetzte und mit Wäldern und Dörfern bestandene Gelände. Die persönliche Recognoscirung muß durch Meldungen ersetzt werden; der Mangel an Uebersicht führt nur zu leicht Zersplitterung der Gefechtsleitung, Ueberschätzung des Unwichtigern und Unterschätzung des Wichtigern in Bezug auf Terrain und Stellung des Gegners herbei. König Wilhelm's Schlachtenleitung hat unter diesen ungünstigen Umständen weder bei Königgrätz noch bei St.-Privat-Gravelotte noch bei Sedan zu leiden gehabt, weil sie das Wichtigste voraus bedacht und stets das Ganze des Gewollten klar vor Augen hatte.

Die Größe und Unübersichtlichkeit der Schlachtfelder der neuesten Kriege gegen diejenigen der frühern läßt wiederum die Leistungen der betreffenden Feldherren ebenso wenig mit gleichem Maße messen wie die gesteigerte Größe der Heere. Hierzu kommt der vierte Factor, die gegen früher, selbst noch gegen die Zeit von 1859, so überaus verbesserte und veränderte Bewaffnung der Heere. Vermehrt dieselbe einerseits wieder die Kampfentfernung und damit die Größe der Schlachtfelder, so fordert sie andererseits eine weit eingehendere Kenntniß der Leistungsfähigkeit und Verwendung der verschiedenen Waffen, in manchen Fällen, z. B. in Bezug auf die Möglichkeit des Transportes von Belagerungsmunition, eine weitschauende Voraussicht.

Endlich sei darauf hingewiesen, wie, ganz abgesehen von der fortgeschrittenen Humanität, der Umstand, daß nicht mehr wie früher Söldner oder Angehörige fremder Nationen gegen den Feind geführt werden, sondern ein aus dem eigenen Volke gebildetes Heer, zu einer, vielleicht im rein militärischen Sinne nicht zu billigenden Schonung von Menschenkraft und Menschenleben zwingt, wie sie wenigstens Napoleon I. noch nicht geübt hat.

Dem gegenüber darf nicht verschwiegen werden, daß der Oberfeldherr unserer Tage in seiner Thätigkeit durch manches unterstützt wird, was den Heerführern früherer Zeiten nicht, oder nicht in gleichem Maße, zu Gebote stand. Ein im Frieden sorgfältig nachgetragenes Kartenmaterial lehrt ihn selbst jeden Theil des Kriegsschauplatzes genügend genau kennen und ermöglicht große Selbständigkeit der Unterführer; der Telegraph erleichtert den Verkehr mit diesen und der Heimat und bringt — es sei nur an die über London in das Große Hauptquartier gelangte Bestätigung der Zeitungsnachricht von der Concentration der Armee Mac-Mahon's bei Reims erinnert — häufig Nachrichten von Wichtigkeit, welche die Recognoscirungen allein nicht zu bringen vermocht hatten; die gegen frühere Zeiten so sehr gesteigerte Wegsamkeit des Geländes, und ebenso die größere Beweglichkeit von Fußvolk, Rei-

Digitized by Google

terei und Geschützen erlaubt größere und besser zu combinirende Marschleistungen, also auch raschere Concentration auf dem Operationsgebiete. Daß die Truppen an die Grenze desselben mittels der Eisenbahnen rascher befördert werden können als früher, ist nicht gerade etwas, was für den Oberfeldherrn als solchen von Vortheil ist; denn seine Thätigkeit beginnt ja erst nach vollendetem Aufmarsch. Dieser, soweit er durch Eisenbahnen bewirkt wird, ist eher als die letzte Phase der Mobilmachung anzusehen, welche letztere ja freilich im Deutschen Reiche auch in der Schlußinstanz vom königlichen Oberfeldherrn geplant und geleitet worden ist.

Schon aus dem Wenigen, was in Vorstehendem beigebracht ist, wird geschlossen werden können, wie verschieden die Aufgabe des Heerführers unserer Zeit von derjenigen in einer noch gar nicht fern liegenden Vergangenheit geworden ist. Wenn daher in einer deutschfreisinnigen Zeitung gesagt worden ist, Kaiser Wilhelm's Feldherrnfähigkeiten haben hinter denen des Großen Kurfürsten zurückgestanden, so war das ein ganz ungegründetes Urtheil. Gewiß kennt die Geschichte kein zweites Beispiel von entschlossener und energischer Kühnheit, wie sie den Tag von Fehrbellin herbeiführte; gewiß war es eine nie wieder geschehene Leistung, daß der Große Kurfürst in nur 16 Tagen mit 15000 Mann, worunter 8000 Mann Fußvolk, von Schweinfurt bis Magdeburg marschirte, dann — 1200 Musketiere auf Wagen befördernd, die übrigen zurücklassend — mit nur 8200 Mann gegen die schwedischen Stellungen vorging, Rathenow durch Ueberrumpelung nahm und mit, wie oben schon erwähnt, zusammen höchstens 6400 Mann und 12 Geschützen die nahezu doppelt so starken Schweden bei Fehrbellin schlug: aber der Entschluß zu diesem Zuge und seine Durchführung ist etwa mit demjenigen König Wilhelm's zum Rechtsabmarsch nach der Maas zu und mit der Durchführung dieses Rechtsabmarsches, die den Tag von Sedan zur Folge hatte, kaum noch vergleichbar. Es sind dem Wesen, nicht mehr blos den Zahlen nach verschiedene Dinge, um die es sich hier und dort handelte. Es mag gestattet sein, zur bessern Beleuchtung des oben gezogenen Vergleiches auf ein anderes Gebiet abzuschweifen. Gewiß ist es eine gute seemännische Leistung, im offenen vierriemigen Boote, durch queren Wind und Strom in starkem Seegang von einem Schiff eines zu Anker gegangenen Geschwaders zum andern zu rudern, und gewiß ist es eine gute seemännische Leistung, ein Panzerschiff desselben Geschwaders, etwa von 10000 Tons Displacement und mit allen modernen Bewegungs- und Steuervorrichtungen versehen, in eine enge, querab zur Stromrichtung geführte Hafeneinfahrt zu bringen; allein das eine wie das andere sind eben Leistungen, die nicht quantitativ, sondern qualitativ verschieden sind; das Mislingen oder Gelingen der einen bildet für das der andern durchaus keinen Maßstab.

Nichtsdestoweniger soll nicht geleugnet werden, daß es Eigenschaften des Charakters wie des Intellects gibt, die mutatis mutandis der Feldherr in unsern Tagen in gleichem Maße besitzen muß wie der in frühern Zeiten. In wie hohem Grade aber eben Kaiser Wilhelm I. diese Eigenschaften gehabt hat, wird aus der nachfolgenden Darstellung entnommen werden können.

Der erste Feldzug, in dem Kaiser Wilhelm — damals Prinz von Preußen — den Oberbefehl führte, war derjenige, welcher die Niederwerfung des Aufstandes von 1849 in der Pfalz und in Baden bezweckte und bewirkte. Seit

Digitized by Google

jener Zeit sind nahezu 40 Jahre verflossen, und die damaligen Ereignisse sind der jüngern jetzt lebenden Generation zum Theil so wenig gegenwärtig, daß hier eine kurze Darstellung der damaligen politisch-militärischen Lage vorausgeschickt werden muß.

Die Bundesversammlung zu Frankfurt a. M., als Organ des Deutschen Bundes, welcher damals „mehr dem Namen als der That nach die deutschen Stämme" umfaßte, hatte am 10. März 1848 auf Antrag Badens beschlossen, 17 „Vertrauensmänner" zu sich zu entbieten, die ihrerseits einen Entwurf für eine Verfassung des Deutschen Reiches aufstellen sollten; am 30. desselben Monats und Jahres forderte, auf die Anträge Badens, Baierns, Hessens und der Freien Städte hin, die Bundesversammlung die Regierungen auf, „in ihren sämmtlichen, dem deutschen Staatensystem angehörigen Provinzen auf verfassungsmäßig bestehendem oder sofort einzuführendem Wege Wahlen einer Nationalversammlung anzuordnen, welche am Sitze der Bundesversammlung an einem schleunigst festzustellenden, möglichst kurzen Termin zusammenzutreten hätte, um zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen". Sieht man darüber hinweg, daß zu dieser Versammlung fast nirgends, wie vorgeschrieben, direct gewählt wurde, und daß die Seelenzahl, auf welche ein Abgeordneter entfiel, weder überall die vorgeschriebene, noch überall die gleiche war, so hatte die Versammlung ein vollkommen gesetzliches Mandat, mit den außerdem noch von jenen 17 Vertrauensmännern berathenen Regierungen der Bundesstaaten eine Verfassung zu vereinbaren. Dem in den Plenarberathungen der Versammlung am 27. und 28. März 1849 angenommenen Verfassungsentwurf hatten aber nur einige Regierungen zugestimmt; von den in gegenwärtiger Darstellung in Frage kommenden hatten, außer denjenigen von Oesterreich und von Preußen, die bairische Regierung dem Verfassungsentwurfe nicht zugestimmt, wohl aber am 11. April die badische „vorbehaltlich weiterer Erklärung, wenn nicht alle Staaten außer Oesterreich beitreten sollten", am 25. April die würtembergische, diese unter der eigentlich selbstverständlichen Voraussetzung, daß die Reichsverfassung überhaupt ins Leben trete, und die (großherzoglich) hessische am 14. April. Wenn ein Aufstand, dessen Führer „die Durchführung der Reichsverfassung" auf ihre Fahnen geschrieben hatten, Sinn haben sollte — und den hätte er doch, da es sich um ernsthaften Kampf, um Gut und Blut der Bürger handelte, haben müssen —, so war er, was Baiern, Hessen und Baden anbetrifft, in Baiern am Platze, in Hessen, wo am 9. Mai die Reichsverfassung amtlich verkündigt war, aber nicht, und in Baden, wo sogar eine Vereidigung auf dieselbe vorgenommen war, noch viel weniger. Dennoch war es auch in Hessen und Baden die Nothwendigkeit des Schutzes der Reichsverfassung, die den Aufständischen als Vorwand diente.

In der bairischen Pfalz herrschte aus eigener Machtvollkommenheit — aber merkwürdigerweise durch den Reichscommissar Eisenstuck als eine zur Durchführung der Reichsverfassung eingesetzte Behörde bestätigt — ein „Landesausschuß"; das Land war völlig insurgirt, nur in der Festung Germersheim waren 2500 Baiern unter General von Weishaupt, in der Festung Landau einige wenige hundert treu gebliebener Baiern — zahlreiche Infanteristen, Jäger und Chevauxlégers hatten sich den Aufständischen angeschlossen — und eine (die einzig

Digitized by Google

treu gebliebene von allen badischen Truppen!) Schwadron badischer Dragoner, unter dem wackern General von Jeetze. In Rheinhessen bestanden zwar die gesetzlichen Behörden weiter, doch war die Bevölkerung stark aufgewiegelt, und lieferte, obgleich die österreichisch-preußische Besatzung in Mainz größere Unternehmungen aussichtslos erscheinen ließ, dem pfälzischen Landesausschuß mannichfachen Zuzug, so ein Corps von 1500 Mann unter Zitz und Bamberger.* In der rechtsrheinischen hessischen Provinz Starkenburg bestanden völlig geordnete Verhältnisse; erst vom benachbarten Baden aus wurde, ohne sonderlichen Erfolg, der Aufstand in diese Provinz zu übertragen versucht; die Insurgentenscharen motivirten ihren Einbruch in das doch der Reichsverfassung ergebene Land „mit der Absicht, zu bewirken, daß die hessische Regierung den feindlichen Truppen den Durchmarsch nicht gestatte und ihre eigenen Truppen auf die" (noch gar nicht zu Recht bestehende) „Reichsverfassung vereidigen lasse". Nicht Republik oder Constitutionalismus, sondern Freiheit oder Knechtschaft, Russisch oder Deutsch, das sei die Frage. Die Provinz blieb übrigens im sichern Besitze der hessischen und Reichstruppen.

Am traurigsten sah es in Baden aus. Nachdem dort die Putsche von Hecker und Struve glücklich niedergeschlagen, aber so gut wie gar nicht bestraft worden waren, hatten Bürgerwehrvereine, Landtagsabgeordnete, nichtbadische Emissare, Volksversammlungen und verschiedene „Ausschüsse" das Land völlig unterwühlt; die gesetzlichen Behörden waren außer Thätigkeit gesetzt, die Militärgefangenen befreit, und durch aufreizende Reden, Schmeicheleien, Verführungskünste niedrigster Art und — Freibier die badischen Soldaten (die einzige Ausnahme ist oben angegeben) zum schimpflichen Treubruche verleitet. Der Großherzog und seine Regierung hatten das Land verlassen müssen. Rastatt, die einzige Festung des Landes, war in den Händen der Aufständischen. Der bairisch-pfälzische und der badische Landesausschuß machten gemeinsame Sache und schlossen am 17. Mai formell ein Schutz- und Trutzbündniß.

Die inzwischen vom Frankfurter Parlament aus eigener Machtvollkommenheit eingesetzte, übrigens von den Regierungen anerkannte provisorische Reichs-Centralgewalt stellte auf Antrag der badischen Regierung am 13. Mai einige Contingentstheile gegen die Aufständischen auf; den Befehl über jene erhielt General von Peucker; auf einen zweiten Antrag vom 16. Mai aber verwies sie auf Preußen, welches allein Hülfe stellen könne. Die preußische Regierung indeß wies den Antrag der Centralgewalt ab, da sie nur denjenigen Staaten Hülfe angedeihen lassen wolle, die dem Drei-Königs-Bündnisse vom 6. März 1849 beiträten. Als die bairische, hessische und badische Regierung ihrerseits das Ersuchen um Hülfe stellten, wurde ihnen diese aber zutheil, ohne daß Baiern jenem Bündnisse beigetreten gewesen wäre. Zwei preußische Armeecorps wurden dem Prinzen von Preußen unterstellt und eine Cooperation mit dem unter General von Peucker formirten Neckarcorps* ins Werk gesetzt. Die Bekämpfung der In-

* Bamberger hat mit großer Offenheit und mit einem freilich etwas am unrechten Platze erscheinenden Humor seine damaligen Erlebnisse geschildert.

* Die buntscheckige Zusammensetzung dieses Corps, das übrigens seine zum Theil schwierigen Aufgaben recht wacker löste, ist für die damaligen Verhältnisse charakteristisch. Das Corps zählte:

Digitized by Google

surrection hatte bisher den in ehrenvollster Weise ihrer Fahne treu gebliebenen hessischen Truppen überlassen bleiben müssen, die das von den Aufständischen genommene Worms diesen wieder abgenommen, deren „General" Sigel bei Heppenheim geschlagen und die bis Fürth gedrungenen Freischaren zur Umkehr gezwungen hatten, während gegen die insurgirte Pfalz preußische Colonnen vorrückten.

In der Pfalz betrug die Macht der Aufständischen einschließlich der Freicorps unter Schimmelpfennig (im Thale von Zweibrücken), Blenker (unterhalb Frankenthal) und von Willich (unterhalb Landau) nahezu 13000 Mann mit 8 Geschützen; den Oberbefehl dort führte anfangs der frühere Obercommandant der wiener Nationalgarde während der Octoberrevolution von 1848, Fenner von Fenneberg, dann der „polnische General" Sznyade. In Baden, nahe der hessischen Grenze, standen — und zwar, nachdem Sigel infolge seiner heppenheimer Niederlage das Commando niedergelegt, unter dem Befehl des dazu aus Paris verschriebenen Mieroslawski, den die vereinigten Landesausschüsse sogleich mit dem Oberbefehl auch über das „Rheinpfälzische Corps" betrauten — ebenfalls etwa 12000 Mann mit 24 Geschützen; der linke Flügel bei Mannheim, das Centrum bei Heidelberg bis gegen Weinheim, der rechte Flügel im badischen Odenwalde bei Eberbach. Mit Cavalerie war sowol Sznyade wie Mieroslawski schwach versehen; ersterer hatte nur etwa 150, letzterer 1200 Pferde.

Dagegen zählte das von der preußischen Grenze zwischen Kreuznach und Neunkirchen gegen die Pfalz anrückende 1. preußische Corps reichlich 20000 Combattanten mit 50 Geschützen, das bei Frankfurt versammelte 2. preußische Corps reichlich 15000 Combattanten und 30 Geschütze, das Neckarcorps endlich, welches an der Südgrenze Hessens siegreich gefochten hatte, gegen 18000 Combattanten mit 24 Geschützen. An Cavalerie hatten die drei Corps 15, bezw. 16 und 9 Schwadronen.

Wenn sonach die dem Prinzen von Preußen unterstellte Truppenmacht, abgesehen von ihrer unleugbar weit bessern Beschaffenheit, um das Doppelte stärker war als die Aufständischen, so war dennoch die Aufgabe des Prinzen keine leichte. Jede kleine Schlappe der Soldaten mußte dem Aufstande nothwendig großen Zuzug zuführen; in der Pfalz und in Baden nicht allein, sondern auch in den angrenzenden würtembergischen Gebietstheilen, ja theilweise auch im hessischen Odenwalde, waren die Sympathien der Bevölkerung bei den Aufstän-

1	preußisches	Bataillon	à	800	Mann	= 800	Mann.
2	würtembergische	„	à	600	„	= 1200	„
1	bairisches	„	à	1000	„	= 1000	„
2	kurhessische	„	à	800	„	= 1600	„
7	großherzoglich hessische	„	à	1000	„	= 7000	„
2½	mecklenburgisches	„	à	850	„	= 2125	„
2	nassauische	„	à	800	„	= 1600	„
1	frankfurter	„	à	600	„	= 600	„
4	großherzoglich hessische	Schwadronen				= 500	„
4	mecklenburgische	„				= 550	„
16	großherzoglich hessische	Geschütze				= 300	„
8	mecklenburgische	„				= 170	„

Dem trat noch ein Bataillon hinzu, welches Mannschaften des hechinger, sigmaringer und liechtensteiner Contingents umfaßte.

Digitized by Google

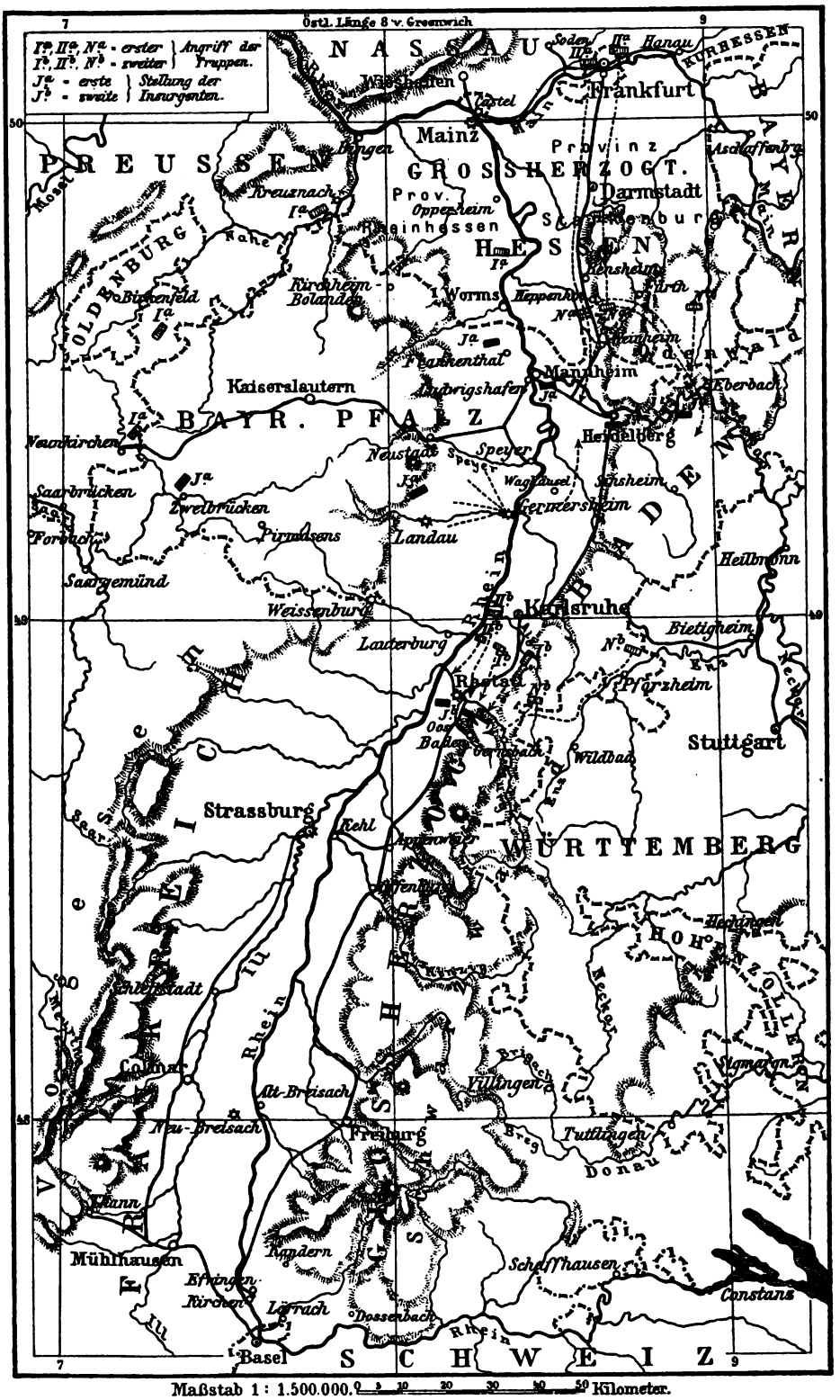
dischen. Diese erhielten alle Nachrichten, deren sie bedurften, und konnten sich in vorher gewählten Stellungen schlagen, die überdies von der Natur sehr begünstigte waren. Ferner mußte der Prinz dafür sorgen, daß, wo einmal seine Truppen durchmarschirt waren, auch die völlige Vertreibung der Aufständischen bewirkt war, um nicht beim Wiederaufflackern von Aufstandsversuchen genöthigt zu sein, nach zwei Seiten Front zu machen. Sodann standen seine beiden preußischen Corps sowol voneinander als vom Neckarcorps ziemlich weit entfernt, und das 1. war von den beiden andern durch den Rhein geschieden. Endlich war der Prinz genöthigt, zur Beruhigung der durchschrittenen Gebietstheile und Wiederherbeiführung geordneter Zustände Truppen allenthalben zurückzulassen.

In dieser politisch-militärischen Lage, deren Verständniß die umstehende Karte erleichtern kann, beschloß der Prinz, der am 12. Juni in Mainz mit den commandirenden Generalen des 2. und Neckarcorps sich berathen hatte (auf der Reise von Mainz nach Kreuznach erfolgte das bekannte Attentat auf den Prinzen) und sich dann zum 1. Corps begab, das gesammte Insurgentenheer womöglich in den Winkel zwischen dem rechten Rhein- und linken Neckarufer zu manövriren und dort gefangen zu nehmen. Zu dem Ende mußte das 1. Armeecorps in concentrischen Märschen unter steten Gefechten den General Sznyade und die Freicorps der rheinpfälzischen Insurgenten über den Rhein treiben und, nach erfolgter Säuberung der Pfalz, den Rhein bei Germersheim am 21. Juni überschreiten. Bis zum gleichen Tage sollte das 2. Armeecorps das Neckarcorps in seinen Stellungen abgelöst haben und während dieses, weiter oberhalb den Neckar überschreitend und so das Entweichen der Insurgenten in den Odenwald verhütend, den rechten Flügel Mieroslawski's bedrängen sollte, dessen Front angreifen und ihn so dem nun im Rücken Mieroslawski's erscheinenden 1. Corps entgegentreiben.

Der ganze Plan verräth die schon damals bei dem prinzlichen Feldherrn vorhandene bewußte Absicht, die vorhandene Uebermacht richtig zu gebrauchen und methodisch auszunutzen. Freilich gelang er nur zum Theil; während nämlich die Säuberung und Beruhigung der Pfalz planmäßig bewirkt werden konnte, hatte das pfälzische Insurgentencorps seinen Rückzug über den Rhein mit einer Eile, auf die nicht ohne weiteres hatte gerechnet werden können, bewerkstelligt, und ganze Scharen dieser Corps waren „vor der Zeit" geflüchtet; auch in die Mieroslawski'schen Truppen hatten die ersten Zusammenstöße einen ähnlichen Schrecken getragen. Weder das 1. und 2. noch das Neckarcorps hatten in dem allerdings sehr durchschnittenen Terrain die erforderliche Verbindung; das 1. Corps war zu weit nach Süden, das Neckarcorps nicht rasch genug nach Südwesten abgebogen: kurz, Mieroslawski mit einem nicht unbeträchtlichen Theil seiner Macht entkam und stellte sich, gestützt auf Rastatt, an der Murg auf.

Der Prinz ließ nunmehr das Neckarcorps im Gebirge, die beiden preußischen Corps in der Rheinebene gegen die Murglinie marschiren; das Neckarcorps sollte im Albthal vorgehen und, südlich von Rastatt, bei Oos den Austritt nehmen, also dem Feinde den Rückzug verlegen, die beiden preußischen Armeecorps theils durch wirklichen Uebergang über die Murg, theils durch scheinbare Uebergangsversuche den Feind nach Rastatt hineintreiben. Daß auch dieser Plan, bei dem wol jeder an Metz erinnert wird, nicht voll gelang — großentheils infolge

Digitized by Google



Die gerissenen Linien veranschaulichen nur allgemein die Tendenz der Auf- und Vormärsche der einzelnen angreifenden Truppendivisionen, stellen aber nicht die Marschlinien selbst dar.

Digitized by Google

späten Eintreffens einer Division —, daß wiederum größere Scharen der Insurgenten entkamen und ihre Verfolgung bis zur schweizer Grenze und in den Schwarzwald hinein nothwendig wurde, während im übrigen am 24. Juli, also nach etwa sechswöchentlicher Dauer, der Feldzug durch die Uebergabe von Rastatt* seinen Abschluß fand, ist wahr. Allein das ist nicht den bis ins Kleinste durchdachten Maßnahmen des Obercommandos zuzuschreiben, sondern der geringen Kriegsgewohnheit der Führer und Truppen und dem mangelhaften Meldedienste. (Daß dieser letztere sich seitdem so gebessert hat, mag jenen Ereignissen von 1849 nicht zuletzt zu verdanken sein.)

Es ist auf diesen verhältnißmäßig nicht sehr bedeutenden Feldzug einmal deshalb genauer eingegangen, weil hier dem prinzlichen Oberbefehlshaber kein „Moltke" zur Seite stand, sondern, außer zwei Vertretern von Specialwaffen, nur ein Major des Generalstabes, der schwerlich dem Prinzen, der schon in jungen Jahren den Krieg gesehen und in 33 Friedensjahren rastlos an seiner eigenen militärischen Ausbildung gearbeitet, dabei die verschiedensten größern Truppenübungen geleitet hatte, viel gute Rathschläge hat geben können. Ein anderes mal auch deshalb, weil der Grundsatz, den auch die Kriege von 1866 und 1870/71 zeigen, den Feind womöglich durch sorgfältig vorbereitete Umfassung zu erdrücken, auch in diesem ersten Feldzuge deutlich hervortritt.

Daß der Prinz 1849 auch mehrfach im heftigen Feuer gewesen ist, sei nur um des charakteristischen Moments willen erwähnt, daß, abgesehen von einigen wenigen malen, sein Eingreifen stets ein besonneneres Fortführen oder gar Abbrechen der Gefechte durch ihn zur Folge hatte. Endlich sei noch angeführt, daß der Prinz von Preußen die ihm angebotene Hülfe österreichischer Truppentheile in einer diplomatisch wie militärisch gleich richtigen Weise abzulehnen verstanden hat, wiederum, ohne daß ihm ein Rathgeber in diesem Falle zur Seite gestanden hätte.

Wenn nunmehr zur Betrachtung der Feldherrnthätigkeit König Wilhelm's I. 1866 übergegangen wird, so muß zunächst darauf hingewiesen werden, wie sehr dem Könige die richtigen militärischen Entschlüsse durch seine Eigenschaft erstens als Bundesfürst, zweitens und vor allem aber als Landesherr erschwert worden sind. Was, um nur auf das letztere einzugehen, ein General als solcher kühlen Muthes thun konnte — einen großen Theil des Landes von Truppen entblößen, um auf dem entscheidenden Kriegsschauplatze so stark wie möglich auftreten zu können — das über sich zu vermögen war für das landesväterliche Herz des Monarchen gewiß schwer genug. Dennoch entschied sich König Wilhelm angesichts der von ihm klar erkannten militärischen Nothwendigkeit dazu, die Westprovinzen der Monarchie einer Invasion preiszugeben, indem dort Kräfte aufgestellt wurden, die kaum halb so stark waren als die feindlichen, und die Hauptmacht für den Entscheidungskampf verfügbar zu halten. Während des ganzen Monats Mai 1866 war, nothgedrungen, für die Führung des bevorstehenden Krieges zunächst die Defensive in Aussicht genommen. König Wilhelm war darauf gefaßt, sich vor den Thoren Berlins — z. B. war eine Befestigung der Nuthe beabsichtigt — schlagen zu müssen. Auf die Frage Schneider's we-

* Als die Aufständischen von Rastatt entwaffnet werden sollten, entfernte sich der Prinz mit den Worten: „Ich will diese Leute nicht sehen." Der Anblick der eidbrüchigen Soldaten wäre ihm unerträglich gewesen.

Digitized by Google

gen eines Wagens erwiderte er: „Wozu? Von Potsdam bis Großbeeren werden Sie doch wol reiten können!“ Mit welch jugendlicher Elasticität aber änderte der neunundsechzigjährige Monarch den gesammten Kriegsplan, als der Aufmarsch seiner drei für den östlichen Kriegsschauplatz bestimmten Armeen vollendet war und der Mobilmachungsbeschluß vom 14. Juni am Bundestage gefaßt wurde. „Jetzt war nicht mehr die Rede von defensiven Flankenmärschen, man durfte die Gegner in ihrem eigenen Gebiet aufsuchen“, sagt das Generalstabswerk. Die bekannt gewordene Aufstellung der Oesterreicher um Olmütz machte die Deckung von Berlin unnöthig, und es konnte, gleichzeitig mit der blitzschnell angeordneten und vollzogenen Besetzung Hannovers, Kurhessens und Sachsens, der Vormarsch gegen Böhmen angetreten werden.

Als dann das Treffen bei Langensalza in Berlin bekannt wurde, war es der klare militärische Blick König Wilhelm's, der erkannte, daß ohne jede Rücksicht auf die Baiern zunächst die Hannoveraner zur Capitulation zu zwingen seien. Und nachdem diese erfolgt war, erging, wiederum vom König Wilhelm, der Befehl an General von Falckenstein, nunmehr die Baiern, als den jetzt stärkern und gefährlichern Feind, zu bekämpfen. Während diese entscheidenden Befehle und diejenigen, die den Einmarsch in Böhmen mit dem Vereinigungspunkte Gitschin regelten, erlassen wurden, wurden die Regierungsgeschäfte vom Könige wie im Frieden erledigt. Während der Reise des Großen Hauptquartiers auf den Kriegsschauplatz wurde jener Befehl expedirt, der die Vereinigung in der Richtung auf Königgrätz anordnete, und vor Antritt dieser Reise — der Zug, den der König benutzte, fuhr am 30. Juni 8 Uhr früh — hatte der König noch bis 3 Uhr nachts gewacht und gearbeitet. Nach der achtstündigen Eisenbahnfahrt dieses Tages empfing er Berichte, Meldungen, Deputationen, und arbeitete wieder bis spät in die Nacht hinein; nur die Nacht vom 1. zum 2. Juli verlief ruhiger; diejenige vom 2. zum 3. Juli dagegen, nachdem der König schon mittags mit Prinz Friedrich Karl und mehrern Generalen conferirt hatte, um so unruhiger. Während der König in Gitschin noch mit Bearbeitung der Civilvortragssachen beschäftigt gewesen war, erhielt er die mündliche Meldung des Chefs des Generalstabes der I. Armee, Generals von Voigts-Rhetz, über die Aufstellung der Hauptmacht Benedek's auf dem rechten Elbufer. Obgleich er an eine so fehlerhafte Aufstellung Benedek's nicht recht glauben konnte, befahl er doch dem General, sofort dem Freiherrn von Moltke Vortrag zu halten; dieser solle, wenn er an die Richtigkeit der Wahrnehmungen bei der I. Armee glaube, sofort noch in der Nacht zum Könige kommen und die erforderlichen Befehle empfangen. General von Moltke's Eintreffen beim Könige verzögerte sich so, daß dieser in der Annahme, Moltke glaube ebenso wenig wie er selbst an die Richtigkeit jener Wahrnehmungen, zur Ruhe ging und den gegen 12 Uhr kommenden Chef des Generalstabes der Armee im Bett empfangen mußte. Ohne Zweifel aber hatte der König die Entschlüsse, die zur Heranziehung der II. Armee führten, schon selbständig für sich erwogen und gefaßt; denn der von Moltke aufgesetzte Befehl zu dieser Heranziehung, der den weltgeschichtlichen Tag von Königgrätz ermöglichte, konnte bereits um 12 Uhr nachts, also nur $1^1/_2$ Stunden nach der ersten Meldung des Generals von Voigts-Rhetz, befördert werden.

Um 5 Uhr früh schon stieg der König in seinen Wagen und, etwa zwei

Digitized by Google

Stunden später, in Klenitz zu Pferde, nachdem er sich in der dortigen Schenke die Ueberschnallsporen seines Reitknechts hatte anlegen lassen. Der König ist dann etwa 13 Stunden im Sattel geblieben, theils von einer Höhe in der Nähe von Dub und vom Roscoberge die Schlacht beobachtend und dort die Meldungen des Prinzen Friedrich Karl entgegennehmend, theils direct in die Truppenführung eingreifend (der König persönlich, für einige Minuten vom Pferde steigend, ordnete zurückgehende, durcheinandergekommene Theile vom 2. und 4. Armeecorps mit dem charakteristischen Anruf: „Wohin ist in der Schlacht die Front?"), theils die in die vordere Gefechtslinie einrückenden Truppen begleitend; bis gegen 1 Uhr mittags, wo er sich von einem Leibgensdarm ein Stück trockenes Brot geben ließ, hat der König nichts zu sich genommen. Als dann mit dem Eintreffen der II. Armee der Sieg sich zu entscheiden begann, ritt König Wilhelm, tiefe Chausseegräben mit vollendeter Sicherheit nehmend, vom Roscoberge durch Sadowa bis über Rosnitz hinaus und zurück, im ganzen etwa 35 Kilometer, mitten in die Cavaleriegefechte hinein. Schon auf dem Roscoberge war das Granatfeuer so bedrohlich geworden, daß der Flügeladjutant Graf Lehndorf rufen mußte: „Suite sich zerstreuen", und westlich von Rosnitz erhielt der König von neuem heftiges Granatfeuer, aus welchem ihn bekanntlich erst Bismarck zu entfernen wußte. Erst um Mitternacht, nachdem er das Siegestelegramm an Königin Augusta geschrieben, legte sich der König auf einem Sofa, den Kopf auf seine Reisemappe gelehnt, in seinen Kleidern und mit dem Mantel zugedeckt, im horicer Schloß zur Ruhe. Wie der König selbst um 8 Uhr morgens den ersten Befehl zum Angriff an die I. Armee hatte ergehen lassen, so hatte er sich auch persönlich gegen 4 Uhr nachmittags an die Spitze der zur Verfolgung vorgehenden Cavaleriebrigade des Herzogs von Mecklenburg gesetzt.

Man hat einen Fehler darin sehen wollen, daß König Wilhelm den 4. Juli nicht zur energischen weitern Verfolgung verwendet hat; allein da der 3. Juli aus einem Ruhetage unerwartet zu einem Schlachttage geworden war, mag es nicht thunlich gewesen sein, den erschöpften Truppen eine solche Verfolgung zuzumuthen.

Von neuem war König Wilhelm vor einen folgenschweren Entschluß gestellt, als es sich nun darum handelte, ob die Verfolgung Benedek's mit der ganzen Armee fortzusetzen sei. Er entschied sich dafür, nur die II. Armee gegen Benedek zu belassen, mit der I. und Elbarmee aber direct nach Wien zu marschiren, um so den Feldzug in kürzester Frist zu entscheiden.

Daß die Ersuchen des Generals von Gablenz um Waffenruhe, welche letztere die Lage des Feindes nur verbessert hätte, abgeschlagen wurden, und daß die französischen Vermittelungsvorschläge den Gang der kriegerischen Maßnahmen nicht eine Stunde aufhielten, ist ebenfalls wesentlich ein Verdienst des gut berathenen, aber auch seinerseits die Lage stets richtig beurtheilenden Königs. Ebenso kann man heute, wo Frankreichs damalige Begehrlichkeit bekannt geworden ist, nicht genug die weise Mäßigung bewundern, mit welcher der königliche Feldherr vor den Thoren der feindlichen Hauptstadt Halt gemacht hat.

Die außerordentliche körperliche und geistige Anspannung, die König Wilhelm trotz seines hohen Alters in diesem Feldzuge bewiesen hat, ist um so erstaunlicher, als er, wie wir aus dem Schneider'schen

Digitized by Google

Werk erfahren, nur etwa während der halben Dauer des Feldzuges körperlich wohl gewesen ist.

Während, wie oben angegeben, für den Krieg von 1866 ein von langer Hand vorbereiteter Plan für den Aufmarsch der Armeen nicht vorhanden gewesen war und der Natur der Sache nach nicht hatte vorhanden sein können, war dies für denjenigen von 1870 bekanntlich der Fall. Graf Moltke hatte die Concentration von zwei Armeecorps in der Gegend von Wittlich, vier bei Neunkirchen-Homburg und fünf bei Landau und Rastatt bereits in einem Mémoire von 1868/69 vorgesehen; die eingetretene Möglichkeit, auch über drei fernere Armeecorps (das 1., 2. und 6.) noch verfügen zu können und diese gleich hinter den schon beförderten an den Rhein zu schaffen, ließ einige Aenderungen dieses Aufmarsches nothwendig erscheinen, deren wichtigste die war, daß das Vorgehen der II. Armee zum Theil durch Fußmärsche bewirkt und das Eröffnen des Angriffs um einige Tage verschoben wurde. Hierfür entschied sich König Wilhelm am 23. Juli. Besonnen und vorsichtig die eingehenden Nachrichten und Meldungen prüfend, beschloß er dann am 3. Aug., nachdem auch die III. Armee in ihrer Formirung genügend vorgeschritten war, die allgemeine Offensive. Mit welchen Ergebnissen, ist bekannt. Weniger bekannt aber ist es, mit wie kolossaler geistiger und körperlicher Anspannung wieder der dreiundsiebzigjährige Monarch gerade in diesen Tagen, in denen sich Generals- und Ministervorträge stets einander folgten, gearbeitet hat.

Die Ereignisse bis zum 18. Aug. haben sich selbstverständlich nicht ohne Einwirkung des königlichen Oberfeldherrn, aber doch ohne sein persönliches Eingreifen vollzogen. Dagegen geht aus der Schneider'schen Darstellung, weit mehr eigentlich als aus der des Generalstabswerkes, hervor, daß es wirklich König Wilhelm gewesen ist, der die zur Schlacht von Gravelotte führenden Befehle gegeben und die deutschen Truppen in dieser Schlacht „commandirt" hat. Noch spät in der Nacht vor dem 17. Aug. hatte der König, der alle Bewegungen und Operationen auf den Karten mit dem Zirkel in der Hand zu verfolgen pflegte, die Karten des Operationsgebietes zwischen Metz und Paris studirt, war dann früh 4 Uhr von Pont-à-Mousson nach Gorze gefahren, dort zu Pferde gestiegen, hatte das Schlachtfeld vom 16. beritten und dann, nach Anhörung des Prinzen Friedrich Karl und nach erfolgter Durcharbeitung aller eingegangenen wichtigen Berichte und Meldungen, um 2 Uhr auf der Höhe von Flavigny jenen berühmten Befehl geben lassen, der die großartige Anlage der Schlacht von Gravelotte enthielt. Die nähern noch nothwendigen Anordnungen wurden von Pont-à-Mousson aus gegeben, wo der König um 7 Uhr zu Mittag speiste — bis dahin hatte etwas von einem Reitknecht mitgenommene kalte Küche aushelfen müssen — und dann zur Ruhe ging. Am 18. Aug. war der König schon um 3 Uhr auf, um 4 Uhr im Wagen, um 6 Uhr zu Pferde, und verfolgte von Flavigny, Rézonville, Gravelotte und Ferme Malmaison (hier wieder in heftiges Granatfeuer gerathend) aus den Gang der Schlacht.

Der König war es, der das Eingreifen des 12. und Gardecorps veranlaßte, der nach Entgegennahme des Berichts des Oberquartiermeisters der I. Armee die Unterstützung dieser letztern durch das 2. Armeecorps eintreten ließ und der so auf diesem Theile des Schlachtfeldes den glücklichen Ausgang herbei-

Digitized by Google

führte.* Funfzehn Stunden war der König im Sattel gewesen, als er 9 Uhr abends vom Pferde stieg, anfangs mit dem Entschluß zu bivuakiren — die Flügeladjutanten hatten in der Nähe des königlichen Sitzes, einem Bret, das auf einer Decimalwage und einem Pfluge einerseits, auf einem gefallenen Grauschimmel andererseits ruhte, ein mächtiges Wachtfeuer angemacht —; erst später fand sich in Rézonville ein leeres Zimmer, in welchem eine Matratze aus dem Krankenwagen als Lagerstatt dienen mußte.

Schon um 6½ Uhr war der König wieder auf, durchlas die eingegangenen Meldungen und hielt zwei Stunden später jenen Kriegsrath ab, in welchem mit derjenigen nie übereilten, aber auch nie versagenden Raschheit des Entschlusses, die den königlichen Oberfeldherrn auszeichnete, die Theilung der Armee in eine Maasarme und in die Armee um Metz befohlen wurde.

Während des nun erfolgenden Vormarsches der III. und Maasarmee auf Paris und gegen die Armee von Châlons war es zuerst General von Podbielski gewesen, der auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen hatte, daß Mac-Mahon, über Réthel und längs der belgischen Grenze auf Metz marschirend, Bazaine zu befreien suchen werde. General von Moltke hielt dafür, daß aus militärischen Gründen ein solcher Zug Mac-Mahon's weniger wahrscheinlich sei als der Versuch der Deckung von Paris, und rieth demnach nur zu einem zurückhaltenden Folgen der deutschen Armeen in der Richtung auf Reims. Graf Bismarck scheint der Meinung gewesen zu sein, vor allem sei gegen Paris vorzugehen.* Die widerstreitenden Ansichten der Generale fanden jede in auswärtigen Zeitungen und Telegrammen ihre Bestätigung; erst allmählich wurde es aus eingehenden Meldungen klar, daß Podbielski richtig vermuthet hatte, sodaß sich auch Moltke seiner Ansicht anschloß und dem Könige zu dem berühmten Rechtsabmarsch rieth, der den Tag von Sedan herbeiführte. Daß der König diesem Rathe (anscheinend gegen den seines auf anderm Felde so bewährten Kanzlers) folgte, ist um so höher anzuschlagen, als gerade König Wilhelm mit Vorliebe der Episode aus dem Jahre 1814 zu gedenken pflegte, während welcher die Verbündeten sich nicht von dem Marsch auf Paris hatten ablocken lassen.

Der Schlacht von Beaumont wohnte der König auf den Höhen bei Sommauthe bei, und seine persönlichen Wahrnehmungen waren es, die die Fortsetzung der Bewegungen gegen Sedan als nothwendig erkennen ließen; am Abend des Schlachttages nach 11 Uhr wurden die bezüglichen Befehle erlassen. Der König, der von ½10 bis spät abends zu Pferde gewesen war, ging indeß noch nicht zur Ruhe, sondern beantwortete in treuer Erfüllung seiner königlichen Pflichten erst einen Brief des Kaisers Alexander II. Am Morgen des 31. stand der König, nach nicht ganz

* Die Meldung Moltke's über die hier speciell errungenen Erfolge ist es, die zu jener eingangs erwähnten irrigen Auffassung, Moltke habe dem Könige den glücklichen Ausgang der Schlacht „gemeldet", Veranlassung gegeben hat. Kannte man im Großen Hauptquartier, einschließlich Moltke's, auch am Abend des 18. nicht entfernt die Einzelerfolge des Tages, so war doch der Gesammterfolg, die vollendete Umfassung und Zurückwerfung des Feindes auf Metz, schon in den Nachmittagsstunden nicht mehr zweifelhaft gewesen.

* Der Bundeskanzler erschien erst in Ferrières auf geschehene Aufforderung wieder zum Generalsvortrage.

Digitized by Google

fünfstündiger Ruhe, um 5 Uhr auf, präsidirte dem Generalsvortrag, fuhr von Busancy nach Beaumont, beritt das Schlachtfeld, gab in La Bésace den allgemeinen Befehl zur Schlacht für den 1. Sept. und bestätigte spät abends in Vendresse, nach Empfang aller Meldungen der Vortruppen, die schon vorher gegebenen allgemeinen Anordnungen. Die taktischen Erfolge der Schlacht von Sedan waren durch die ihr vorhergegangenen strategischen Maßnahmen vorbereitet. Eines Eingreifens der obern Heeresleitung bedurfte es nicht. Nur der Befehl, zur Schonung von Menschenleben nicht mehr auf die Truppen, sondern nur noch auf die Festung zu schießen, ist vom Könige, der wiederum um 5 Uhr aufgestanden, um 6 Uhr in den Wagen und etwas nach 7 Uhr zu Pferde gestiegen war, um der Entwickelung der Schlacht von der Höhe südlich von Frénois aus beizuwohnen, ausgegangen; ebenso die durch Oberstlieutenant von Bronsart überbrachte Aufforderung zur Uebergabe.

Was auch das Herz des Königs bestürmt haben mag, als dann der General Reille mit dem bekannten Briefe Kaiser Napoleon's vor ihm stand und die Uebergabe dieses Briefes mit den Worten begleitete: „Je n'ai aucune autre commission", seine rasche Antwort: „Mais moi, j'ai avant tout une condition à poser. C'est que l'armée mette à bas les armes!" läßt keinesfalls die Geistesgegenwart vermissen. Soll doch König Wilhelm in all jenen aufregenden Tagen vom 25. Aug. bis 2. Sept., äußerlich wenigstens, keinen Moment die Ruhe verloren haben. Auch der unermeßliche Jubel von Sedan raubte ihm nicht den ruhigen Ueberblick über Geschehenes und über Kommendes. Noch am Abend von Sedan sagte er zum Grafen Bismarck: „So groß und welthistorisch dieses Ereigniß auch ist, so bringt es uns den Frieden doch noch nicht." Und mit Sorge dachte er schon am 2. Sept. an die Schwierigkeiten der Bewachung, Unterbringung, Verpflegung und Transporte der Gefangenen. Wie im Frieden, sowol völlig unberauscht durch die Erfolge der vorangegangenen Tage, als auch trotz der körperlichen Strapazen — auch der 2. Sept. war für den König ohne Mittagsmahl verlaufen — und beispiellosen seelischen Aufregungen und Eindrücke, frisch und in geistiger Spannung wie immer, nahm der König am Morgen des 3. Sept. den Civilvortrag des Geheimraths von Wilmowsky entgegen.

Die Kühnheit des Entschlusses, eine Festung wie Paris mit 651000 Mann Besatzung mit nur 150000 Mann zu cerniren, ist schon oben hervorgehoben. Noch kühner war aber der Entschluß, die Cernirung trotz der allerwärts zur Befreiung der Hauptstadt gebildeten Armeen nicht aufzuheben. Welch sorgenvolle Tage vor Paris der königliche Oberfeldherr der deutschen Armeen aber durchlebt hat, ehe er die Armee von Metz frei und wieder für das Feld verwendbar wußte, wie eifrig er sich damals und später auf allen Theilen des gewaltigen Kriegsschauplatzes orientirt hielt, und wie er auch die Operationen vor Paris in letzter Instanz leitete, ist naturgemäß wiederum weniger aus dem Generalstabswerk als aus den Schneider'schen Mittheilungen ersichtlich. So heißt es in diesen über den 1. Dec.: „Es vergingen gewiß nicht fünf Minuten an diesem ersten Tage des Christmonats, wo dem Könige nicht von allen Seiten Meldungen zugingen . . . ebenso rasch folgten sich aber auch die Befehle des Königs an die verschiedenen Corps." Inwieweit das von Schneider erwähnte Gerücht, Graf Moltke sei gegen eine Beschießung von Paris gewesen, da Aus-

Digitized by Google

hungerung allein zum Ziele führen müsse, auf Wahrheit beruht, ist nicht ohne weiteres festzustellen, an innerer Unwahrscheinlichkeit krankt es nicht. Jedenfalls hat auch hier die Entscheidung für die Art des Angriffes bei König Wilhelm gelegen, der z. B. die Vertreibung der Franzosen vom Mont-Avron und die spätere Fortsetzung des dortigen artilleristischen Angriffes ganz speciell anordnete.

Eine noch nie in der Kriegsgeschichte verzeichnete Leistung war es jedenfalls, daß von dem Hauptquartier des Belagerungscorps einer Riesenfestung aus gleichzeitig die Bewegungen von zeitweise drei großen Feldarmeen geleitet und siegreich geleitet worden sind, sowie daß selbst über die Art des Angriffes auf eine andere Festung (Belfort) die Entscheidung in jenem Hauptquartier, eben dem des königlichen und kaiserlichen Oberfeldherrn, getroffen worden ist. Wenn einerseits nur der Telegraph eine derartige Leistung ermöglichte, so steht sie doch auch andererseits ebendeshalb außerhalb jedes kriegsgeschichtlichen Vergleichs, und sie allein hätte hingereicht, den Jubel zu rechtfertigen, mit welchem der Kaiser bei der Rückkehr in die Heimat empfangen worden ist.

Wenn es bei der Frische, mit welcher der Verlauf der Kriege von 1866 und 1870/71 noch vor den Augen der heutigen Leser steht, unnöthig erschienen ist, ihre einzelnen Phasen in ähnlicher Weise besonders zu beleuchten, wie dies hinsichtlich des Feldzuges 1849 geschehen mußte und durfte, so wird doch immerhin aus dem bisher Beigebrachten so viel erhellen, daß, um das Wort eines englischen Zeitungscorrespondenten zu wiederholen, Kaiser Wilhelm in einem Maße wirklicher „Oberfeldherr" gewesen ist wie niemand vor ihm.

Es ist wahr, er hat einen militärischen und einen diplomatischen Rathgeber ohnegleichen zur Seite gehabt; aber schon der Verlauf dieser knappen Darstellung zeigt, daß er zwischen beiden zu wählen in der Lage gewesen ist, und — seine Wahl ist die erfolgreiche gewesen. Es ist ferner wahr, daß in keiner der drei großen Schlachten, die er „commandirt" hat, ein so häufiges Eingreifen in den Gang der Schlacht, eine so unmittelbare Führung von Truppen stattgefunden hat, wie seitens so mancher Feldherren vor ihm; allein schon im Eingange dieses Aufsatzes ist angedeutet, daß die gewaltigen kämpfenden Massen, welche die heutigen Schlachten liefern, ein derartiges Eingreifen des Oberfeldherrn gar nicht möglich machen, und es ist des weitern schon darauf hingewiesen, daß das Entscheidende für die heutigen Massenschlachten in ihrer Anlage, in den strategischen Momenten, die ihnen vorausgehen, begriffen ist. Ebenso wahr ist es, daß Kaiser Wilhelm nicht jene stählerne Energie im Unglück hat zeigen können wie sein großer Ahn, der die furchtbare Niederlage von Kollin in demselben Jahre durch die glänzenden Siege von Roßbach und Leuthen wett machte, und der vorhatte, den Feldzug 1763 mit einem dreimal so starken Heere zu beginnen wie den von 1756; nicht jene erstaunliche Ausdauer im Ertragen körperlicher Schmerzen, wie sie ein Torstenson auf seinen raschen Siegeszügen bewies. Allein etwas von jener stählernen Energie steckt doch auch in den raschen Entschlüssen, die nach Gravelotte und vor Beaumont getroffen wurden, und der Kriegführung nach dem 3. Juli 1866 hat auch wol niemand angemerkt, daß sie von einem Feldherrn ausging, der erkrankt war: erkrankt, weil er, wie es in den eingangs citirten Worten hieß, Noth und Gefahr und die Mühseligkeiten des Lagerlebens in seinem hohen

Digitized by Google

Alter mit seinen Truppen getheilt hatte. Endlich mag zugegeben werden, daß ein Radetzky, ein Blücher populärere Feldherren gewesen sind. Indeß was den braven Marschall Vorwärts anbetrifft: es ist möglich, daß das Hurrah seiner Preußen und das Urah der Russen bei seinem Anblicke begeisterter geklungen hat als das der Deutschen für ihren Kaiser bei Longchamps, glaubhaft nicht.

Und wenn diejenigen Feldherrneigenschaften, die für alle Zeiten als solche Geltung haben, ruhiges und besonnenes, aber sicheres und scharfes Urtheil über die militärischen Situationen, zielbewußte Entschlußfähigkeit, feste Durchführung des Beschlossenen, genaue Kenntniß der unterstellten Führer und Truppen, militärische Erfahrungen im Frieden, Fähigkeit unbedingter körperlicher und geistiger Anspannung, Tapferkeit und unbeugsames Pflichtgefühl sind, so ist Kaiser Wilhelm unter den größten Feldherren aller Zeiten zu nennen. Diesen Eigenschaften tritt aber bei ihm noch eine Fähigkeit der Selbstbescheidung hinzu, die geradezu einzig dasteht und die an das Geibel'sche Wort erinnert:

Wer sich selbst zu bescheiden vermag aus Liebe zum Ganzen,
Den vor allen im Staat preis' ich als groß und als frei.

Freilich kennzeichnen diese Worte eben nur einen der schönen Züge des Charakters unsers großen ersten Kaisers; er hatte deren so viele, daß alle die Beinamen, mit denen ihn Verehrung und Liebe geschmückt haben — der Gute, Siegreiche, Getreue, Große — doch immer nicht das Ganze seiner erhabenen Persönlichkeit erschöpfen, und daß ihn die Geschichte wol kaum anders nennen wird als mit der Bezeichnung, die doch seinen schönsten Ruhmestitel in sich schließt: Wilhelm der Erste, des durch ihn erstandenen Deutschen Reiches erster Kaiser.

Die Berner Uebereinkunft zum Schutze des Urheberrechts.

Von **Adolf Fleischmann** in München.

Motto:

La convention du 9. Sept. 1886 constitue un des actes internationaux les plus considérables du siècle. Devant ce résultat inespéré, ses promoteurs ravis et émus, se demandent s'il est bien vrai que l'ère du rêve soit déjà close.

Ed. Clunet, „Études sur la convention d'Union internationale etc." (Paris 1887).

Die allgemeine Aufmerksamkeit des deutschen Publikums, soweit es sich für Werke der Literatur und der Kunst interessirt, hatte in den deutschen Reichsgesetzen vom Jahre 1870 und 1876 durch den von ihnen verbürgten Schutz des Urheberrechts gegen unbefugte Nachbildung und gegen Nachdruck eine gewisse Befriedigung gefunden. In den Kreisen der schutzbedürftigen Schriftsteller und Künstler aber wurden die Uebelstände eines fehlenden internationalen Schutzes um so fühlbarer, als die bestehenden Literarverträge zwischen dem Deutschen Reiche einerseits und mehrern außerdeutschen Staaten anderer-

Digitized by Google

seits, nur einen Theil der mit dem Vertriebe literarischer und artistischer Werke sich befassenden Nationen des ganzen Erdkreises umfassend, natürlich nicht Schutz in den Ländern gewähren konnten, mit denen Sonderverträge nicht bestehen. Gerade in diesen aber, Amerika an der Spitze, wird der Unfug unberechtigter Nachbildung und Nachdruckes am schwunghaftesten betrieben. Jene allgemeine Aufmerksamkeit wurde wieder rege, als die Berner Uebereinkunft zum internationalen Schutze von Werken der Literatur und Kunst am 9. Sept. 1886 abgeschlossen war, bereits im December 1887 in Kraft trat, und als in der neuesten Zeit, am 6. Aug. 1888, der „Deutsche Reichs-Anzeiger" eine kaiserliche Verordnung vom 11. Juli betreffend die Ausführung jener Uebereinkunft veröffentlichte, wenn man auch in dem mitgetheilten Wortlaute dieser Verordnung von „Einschränkungen" las, auf die wir nachher zurückkommen werden. Der Berner Uebereinkunft ist Amerika nicht beigetreten, und ob dies in absehbarer Zeit zu erhoffen ist, steht noch dahin.

Das Uebel, dem ein Damm gesetzt werden muß, hat nun aber gerade in den in Amerika bei der Mehrheit der betreffenden Geschäftsinhaber herrschenden Rechtsanschauungen und in dem dortigen Gebaren der literarischen Industrie seinen Schwerpunkt. Großartig, freisinnig, reich, kühn, unternehmend ist diese Industrie; dagegen phantastisch, unwahr, vom materiellen Interessencultus verführt und bestochen — besonders im Vergleiche mit Deutschland und andern Staaten der Alten Welt — sind jene Rechtsanschauungen. Und das dürfen wir den Amerikanern bei einiger Selbstprüfung nicht einmal sehr übel nehmen. Je unscheinbarer ein Baum im Garten ist, desto weniger beachtet ihn der Gärtner. Je reicher er Blätter und Blüten treibt, desto eifriger sorgt er für ihn, weil er ihn zu Hoffnungen berechtigt, die ihm dort fehlen. Das ist wenigstens der regelmäßige, thatsächliche und gewöhnliche Bestand, den kein Mensch ändern wird. So hat man denn auch in Amerika der Literatur und der Kunst, die jenem Baume gleichen, seitens des Staates wenig Aufmerksamkeit geschenkt, während man bei uns der dem andern Baume gleichenden Literatur, wenn auch spät genug, aber doch nicht zu spät, seitens der Staatsgewalten Beachtung zutheil werden ließ. Unsere Literatur blühte schon mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf, aber erst §. 18 der Bundesacte verhieß ihr gesetzlichen Schutz und erst 1837 wurde er einigermaßen gewährt. Unsere Literatur schwoll und wuchs riesenhaft, gleich unserer Kunst, und seit 1870 schritt die Gesetzgebung nach Möglichkeit energischer ein, um dem groß gewordenen Lieblinge der Nation zu verleihen, was er zum Schutze gegen frevelhafte Eingriffe in seine materielle Existenz bedarf. Auch wir haben also Zeit gebraucht, um aus unsern Rechtsanschauungen die Sätze herzuleiten, die zu diesem Schutze nöthig sind. Aber am Ziele dieser Rechtsbildung sind auch wir noch nicht angelangt. Wir haben das unglückliche Wort „geistiges Eigenthum" erfunden, und hierdurch den Werdegang des Rechts der Urheber und Verleger in die unrichtigsten Bahnen gelenkt. Wir haben aber nicht einmal alle Folgerungen aus diesem unbestimmten Begriffe zu ziehen gewagt. Denn noch 1837, als die Bundesgesetzgebung endlich anfing, jene Verheißung der Bundesacte zur Wahrheit zu machen, sollte das auf Erben und sonstige Rechtsnachfolger übergehende „geistige Eigenthum" an einem literarischen oder Kunstwerke nur

Digitized by Google

10 Jahre lang mindestens und 20 Jahre lang höchstens geschützt werden. Ein Eigenthum besteht aber selbstverständlich so lange, als Rechtssubjecte vorhanden sind, welche rechtlich als dessen Träger gelten. Die nach 10 oder 20 Jahren noch vorhandenen Träger dieses „Eigenthums", und wenn es die Urheber selbst waren, wurden also mit Ablauf der Frist rechtlos! Erst der Bundesbeschluß vom 19. Juni 1845 erhob sich zu dem Gedanken, daß doch wenigstens für die Lebensdauer der Urheber und noch auf 30 Jahre nach ihrem Tode Schutz gewährt werden solle. Die Verleger gingen leer aus. Und die Gesetzgebung des Deutschen Reiches? Noch bei der Berathung des Gesetzes in der Sitzung vom 21. Febr. 1870 wurde von verschiedenen Seiten, insbesondere von Vertretern der berliner volkswirthschaftlichen Schule, lebhafter Widerspruch gegen die Grundsätze nicht nur des Entwurfs, sondern der ganzen bisherigen Gesetzgebung erhoben. Der Urheberschutz wurde als ein „mit der freien Bewegung unverträgliches Privilegium" bezeichnet, welches ganz verlassen oder doch wenigstens bedeutend eingeschränkt werden müsse. Die Nachdruckgesetzgebung wurde als „eine bloße Begünstigung der buchhändlerischen Unternehmungen" dargestellt, welche dem Schriftsteller nicht zugute komme und „die allgemeinen Interessen der Nation" benachtheilige. Freilich drangen diese Gedanken nicht durch, aber es ist charakteristisch für die Geschichte der Entwickelung des Urheberrechts, daß sie existirten, und den Funken Wahrheit, den sie enthalten, werden wir nachher näher ins Auge fassen. In den Augen amerikanischer Rechtsphilosophen hat weder Schriftsteller noch Verleger, noch die Nation, in deren Schoße Werke der Literatur und Kunst entstanden sind, sondern die Welt ein Recht an denselben und auf dieselben, sobald sie öffentlich geworden sind. Die dermalige Gesetzgebung der Vereinigten Staaten schützt aber doch wenigstens jeden Bürger in seinem Lande. Der Schutz gegen unbefugten Nachdruck und Nachbildung dauert in der Regel 28 Jahre und kann zu Gunsten des Urhebers, seiner Witwe und seiner Kinder auch noch verlängert werden. Die Gesetzgebung hat also einen vorherrschend persönlichen Charakter, der in voller Schärfe in den geplanten Verbesserungen hervortritt, die wir sogleich kennen lernen werden.

Daß der Schriftsteller vom Verleger sich ein Honorar zahlen läßt, finden jene Philosophen zur Noth noch begreiflich. Der Verleger aber muß riskiren, so meinen sie, wie er auf seine Kosten kommt. Er könne der Welt das Werk nicht vorenthalten und verschließen. Der Geist und der Genius des Urhebers sei keine Sache privatrechtlichen, unantastbaren Eigenthums. In solche Grenzen dürfe und könne der göttliche Funke nicht gebannt werden — er solle, selbst nach Sinn und Willen des Autors, die ganze Welt beleuchten und erwärmen. Auch unsere Jurisprudenz hat in dem „literarischen Eigenthum" nur ein ganz singuläres, durch „legislative Fiction" dem wirklichen Eigenthum an körperlichen Sachen gleichgestelltes Rechtsverhältniß gesehen, welches nicht von Hause aus geeignet sei, auf einen immerwährenden Schutz der Gesetze Anspruch zu machen. (Vgl. noch Zöpfl, „Grundriß des Staatsrechts", Heidelberg 1846, S. 77, Anh. I.) Aber die weitere Anschauung der Rechtswissenschaft, daß es ungerecht sei, wenn das Gesetz durch eine kurze Schutzfrist selbst dem Autor noch bei seinem Leben Concurrenten bei der Ausgabe seiner eigenen Werke schaffe und ihn dadurch um die Honorare

Digitized by Google

bringe, welche er außerdem mit Sicherheit von einer Verlagshandlung erwarten dürfte, und die Erfahrung, daß gerade bei guten Büchern, wo der Autor und sein Verleger des gesetzlichen Schutzes am würdigsten sind, die größten buchhändlerischen Geschäfte oft erst nach des Verfassers Tode gemacht werden; daß man nicht ohne weiteres den Gewinn jedem Dritten preisgeben dürfe, solange noch Interessenten da sind, welche Mühe, Zeit und Kapital daran gesetzt haben, ein einträgliches Werk zu Stande zu bringen, — von alledem wollen jene Philosophen nichts wissen. Sie stecken sich hinter das Schlagwort „Volksbildung". Sie sei es, welche man durch Verbreitung billigster Werke der Wissenschaft und Kunst zu fördern habe. In Wahrheit aber ist „das Geschäft" die Hauptsache. „Die Beute gehört dem Sieger!" ist die Losung. Zu verlangen, daß ein Urheber oder Verleger allein berechtigt sein solle, seine Werke zu verkaufen, sei ein ungerechtes, der geistigen Hoheit unwürdiges Monopol, ein „Diebstahl am geistigen Wohl" und an der Fortbildung aller Volksklassen. Geistiges Gut sei Gemeingut der menschlichen Gesellschaft. Darum liegt denn auch die Industrie auf der Lauer, wenn in Deutschland ein neues Werk erscheint, und je mehr von demselben zu erwarten ist, desto straffer spannt sie die Sehnen. Wie Strandgut wird das Buch gekapert, wenn es „auf dem gewöhnlichen Wege" in Neuyork ankommt. Von Straßenkehricht und Hobelspänen wird das Druckpapier hergestellt, aber durch geschickte Glättung erhält es das eleganteste Ansehen und in wenigen Wochen erscheint das Werk in Boston oder Philadelphia in einer weit größern Auflage als in seiner Heimat. Es geht reißend ab, denn es kostet sehr wenig, nicht den zehnten Theil des deutschen Preises. Wie war der Yankee stolz, als in Boston eine „Schiller-Ausgabe" erschien! Denn die Amerikaner hielten bei ihrer, in großen Gesellschaftskreisen so dürftigen Bildung unsern Schiller für ihren Landsmann, und wie erstaunt war jene Dame in Avenue 5 von Neuyork, als sie erfuhr, daß Schiller ein längst verstorbener Deutscher sei, da sie der Meinung war, er befinde sich wohl und munter als amerikanischer Bürger in Boston. So sind Ranke, Gregorovius, Ebers, Heyse, Scheffel, Freytag, Defregger, von Lenbach, Piglhein ganz wider Willen amerikanische Bürger geworden. Aber auch auf „nicht gewöhnlichem Wege" arbeitet die Industrie. Als vor einigen Jahren „Heine's Memoiren" in der „Gartenlaube" angekündigt wurden, rüstete sie ein Schiff mit einer Druckerschnellpresse und großem Papiervorrath aus. In Cuxhaven lag es vor Anker; rasch setzte man sich in Besitz der betreffenden Nummern der „Gartenlaube"; rüstig wurden die „Memoiren" bei Tag und Nacht gedruckt, und als die letzte Nummer erschienen war, lichtete das Schiff die Anker. Was nicht fertig war, wurde während der Heimreise fertig gestellt, und als das Schiff in Neuyork ankam, lud man „Heine's Memoiren" in angemessener Form und Gewandung als selbständiges neuestes Werk in einer ungeheuern Auflage aus und warf es auf den Büchermarkt. In unsere Druckereien schleichen sich amerikanische oder von amerikanischen Firmen gedungene deutsche Arbeiter, Setzer, Handlanger u. dgl. ein. Sie wissen, wenn die Druckbogen von der Presse abgezogen werden, sich immer je ein Exemplar beiseitezuschaffen, bis sie das Ganze in Händen haben und dann ihren Principalen in Amerika zum Nachdruck ausliefern. So sind sie uns im Buchdruck und in allen Vervielfältigungskünsten über. Das

Digitized by Google

wissen sie und rufen: „Dem Sieger die Beute!“ „Stellt ihr drüben in Deutschland neue Bücher billiger her und verzichtet auf euer eingebildetes Monopolrecht, so brauchen wir nicht nachzudrucken!“

Die Ansicht der amerikanischen Autoren ist selbstredend eine ganz andere. Sie sehnen sich nach dem Schutze ausländischer Werke und können neben den billigen Nachdruckwerken nicht aufkommen. Der reiche Amerikaner, und namentlich seine Frau und Töchter, wollen schöne Bücher auf ihren Tischen liegen haben. Was darin steht, ob es von Entstellungen und Druckfehlern strotzt und wimmelt ist einerlei. Sie kaufen also keine Werke ihrer Schriftsteller, sondern nachgedruckte deutsche. Für den Prachteinband sorgt der Portefeuillefabrikant, für den nöthigen Nimbus, der die fehlende Bildung ersetzen muß, der deutsche Name des Verfassers.

Daß die Literaten und Künstler bei ihrer ungeheuern Minderheit bisher beim Congresse kein Schutzgesetz mit Erfolg beantragen konnten, war bei der soeben wahrheitstreu geschilderten amerikanischen Rechtsanschauung und bei der Kraft der Industrie nicht zu verwundern. Bei den Vorverhandlungen zur Berner Uebereinkunft waren zwar auf die ergangene Einladung Vertreter der Vereinigten Staaten von Argentinien und Paraguay erschienen, aber nur, wie sie erklärten, um sich zu informiren. Bei den Verhandlungen über den Abschluß erschienen nur Delegirte zur Berichterstattung, ebenso von Japan. Das bildet eine fühlbare Lücke im System der ganzen Uebereinkunft, und nichts war natürlicher als der Appell an den Reichskanzler. In einer Unterredung eines hochgestellten Herrn und Vertreters eines der Staaten des Berner Verbandes, über welche wir leider nichts Näheres veröffentlichen können, soll Fürst Bismarck geäußert haben: „Ja, das wäre ja alles ganz gut und schön, wenn Amerika beiginge. Sie wollen aber nicht. Was soll ich thun? Soll ich Kriegsschiffe hinüberschicken?“ Yankee beharrt in seiner Rolle als Crispinus sanctus: er schafft dem armen Volke billige Bildungsmittel und nimmt die Gelder dazu den Verlegern und Autoren ab, deren Werke er abdruckt. Bei der großen geographischen Ausdehnung der amerikanischen Staaten und des dortigen Marktes für Literatur- und Kunstwerke lag es nahe, daß die zur Berner Uebereinkunft zusammengetretenen Regierungen den Versuch machen mußten, eine Umstimmung der transatlantischen Ansichten hervorzubringen oder wenigstens vorzubereiten. Daß diese Umstimmung im Werden begriffen ist, bezeugen die oben als Motto angeführten Worte und ein neuerlich vom Senator Chace eingebrachter, durch den Senat am 29. Mai 1888 angenommener Vorschlag eines Gesetzes, welches unter gewissen Voraussetzungen auch dem fremden Schriftsteller den Schutz der amerikanischen Gesetze gewähren soll.

Dieser Gesetzesvorschlag des Senators Jonathan Chace liegt gegenwärtig dem Repräsentantenhause vor und hat zum Zwecke, den in den Vereinigten Staaten dermalen bestehenden vorhin erwähnten gesetzlichen Schutz der amerikanischen Schriftsteller und Künstler auch den Fremden (aux auteurs domiciliés à l'étranger) zu gewähren, vorausgesetzt, daß ihre Werke daselbst gedruckt und in Washington spätestens an dem Tage, wo sie in einem andern Lande erschienen sein werden, zur Einregistrirung vorgelegt worden sind (moyennant que l'oeuvre soit imprimée en Amérique et présentée à l'enregistrement à Washington au plustard le jour où elle aura paru dans

Digitized by Google

un autre pays*). Die nicht in Amerika gedruckten Werke sollen während der Dauer der Schutzzeit (42 Jahre) nicht oder nur gegen einen Zoll von 25 Proc. des Werthes eingeführt werden dürfen. Die Zeitschrift „Le droit d'auteur" fügt bei: „ce droit est ainsi restreint aux éditions imprimées en Amérique", und verspricht, in einem ihrer nächsten Hefte den Gesetzesvorschlag, so wie er aus den Berathungen des Senats hervorgegangen ist, seinem Wortlaute nach zu veröffentlichen. Es soll also nicht das Werk als solches geschützt werden, denn sonst könnte darauf, wo es gedruckt worden, nichts ankommen, sondern die Person des fremden Autors wird in ihrem Rechte geschützt; nur muß derselbe die vorgeschriebene Bedingung erfüllen, daß er das Buch nicht blos in seiner Heimat, sondern auch in Amerika drucken läßt und in Washington anmeldet. Die gerecht denkenden amerikanischen Preßstimmen begrüßen dieses aufgehende Licht mit Jubel und sehen darin für Urheber, Herausgeber, Drucker und Leser den entschiedensten Nutzen. Von dem Principe der Berner Uebereinkunft ist dieser Gesetzesvorschlag noch ziemlich weit entfernt. Da wir weiter unten von der gedachten Zeitschrift „Le droit d'auteur" und von dem Bureau, welches sie herausgibt, noch einiges beifügen müssen, wird uns dies auch dazu führen, auf den Gesetzesvorschlag Chace's noch mit einigen Worten einzugehen.

Hier sei noch des in „Unsere Zeit" (1887, II, 274—281) erschienenen Aufsatzes über das Urheberrecht gedacht, und mit einigen Worten angedeutet, inwieweit in vorliegenden Zeilen über denselben hinausgegangen werden soll. Zunächst ist auf diesen Aufsatz bezüglich der erwähnten Literarverträge zu verweisen, insofern er sie einzeln aufführt. Nur sei berichtigend bemerkt, daß nach den officiellen Urkunden der Vertrag mit Italien vom 20., nicht vom 30. Juni 1884, und daß die Berner Uebereinkunft nicht vom 6., sondern vom 9. Sept. 1886 datirt. Ferner verweisen wir auf die dort (S. 276) enthaltene sehr richtige Ausführung über den im Hinblick auf das österreichische Gesetzbuch vorläufig mit Nachtheilen nicht verbundenen, noch nicht erfolgten Beitritt der österreichischen Monarchie zur Berner Uebereinkunft. Diese selbst ist aber in jenem Aufsatze noch nicht im einzelnen besprochen worden. In dieser Richtung wollen wir versuchen nachzuweisen, wie sehr sie noch des Ausbaues bedarf, bis die materielle Rechtsgleichheit erreicht und ein Schritt weiter zur Verwirklichung des „humanen Weltrechts" geschehen sein wird, was in jenem Aufsatze nur in allgemeinen Zügen angedeutet ist. Was inzwischen in den amerikanischen Verhältnissen sich geändert hat und zu den besten Hoffnungen berechtigt, haben wir bereits ausgeführt und kommen, wie schon bemerkt, noch darauf zurück.

Nunmehr treten wir der Berner Uebereinkunft selbst etwas näher.

Die vertragschließenden Länder sind: das Deutsche Reich, das Königreich Belgien, das Königreich Spanien, die französische Republik, die vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland, die Republik Haïti, das Königreich Italien, die Republik Liberia, die Schweizerische Eidgenossenschaft, der Bei von Tunis, also ein Staatencomplex von nahezu 600 Mill. Einwohnern. Die Einladungen zu den Verhandlungen, welche bereits 1884 ihren Anfang nahmen, waren auf Anregung der Association littéraire internationale vom schweizerischen Bundesrath an alle euro-

* Vgl. „Le droit d'auteur" (1888), Nr. 4, S. 36.

Digitized by Google

päischen und außereuropäischen Culturstaaten ergangen. Die Analogie des Weltpostvereins lag der Idee zu Grunde, und durch die Uebereinkunft sollte für einen zu gründenden Staatenverband, wie die dem Entwurfe beigegebene Denkschrift sagt, das Mindestmaß des zu gewährenden Urheberschutzes unbeschadet der bereits bestehenden obenerwähnten und unbeschadet des Abschlusses weiterer Literarverträge zwischen einzelnen Staaten festgesetzt werden. Der schweizerische Bundesrath hatte in dem vorgelegten Programme der ersten Berathung vom 8. bis 19. Sept. 1884 als oberstes Princip der zu schließenden Uebereinkunft die Gleichbehandlung der fremden mit den einheimischen Urhebern aufgestellt, und als selbstverständlich galt die Voraussetzung, daß der Beitritt zur Uebereinkunft nur solchen Staaten offen stehen könne, in welchen der Urheberrechtsschutz gesetzlich geregelt ist. Ferner war in jenem Programme der Vorschlag gemacht, es solle der Urheber eines Werks, gleichviel welcher Nationalität er angehört und gleichviel, wo das Werk erschienen ist, in jedem Verbandsstaate den gleichen Schutz genießen, welcher dort den einheimischen Urhebern gewährt wird. Der erste Satz des Programms erregte zwar das Bedenken, daß der Autor, in dessen Heimat ein weitgehender gesetzlicher Schutz für sein Werk bestand, in dem andern Verbandslande vielleicht nur eines geringen Schutzes sicher war. Aber dies durch eine einheitliche internationale Codification zu beseitigen, dazu schien die Zeit noch nicht gekommen; denn es war nicht zu erwarten, daß die einzelnen Staaten bei der Verschiedenheit ihrer zum Theil aus neuer und neuester Zeit herrührenden Gesetzgebung einer eingreifend abweichenden internationalen Regelung neben oder statt ihrer innern Gesetzgebung zustimmen würden, und eine solche Codification hätte das Zustandekommen des Werkes in sehr weite Ferne hinausgeschoben. Der zweite Satz des Programms ging nicht durch, weil hiernach auch die Urheber aus solchen Ländern, welche dem Verbande nicht beitreten, den vertragsmäßigen Schutz genossen hätten, mithin man diese Staaten in ihrer ablehnenden Haltung nur bestärkt haben würde. Das der Uebereinkunft zu Grunde liegende Princip erhielt demnach die Fassung des Art. 2: „Die einem der Verbandsländer angehörigen Urheber oder ihre Rechtsnachfolger genießen in den übrigen Verbandsländern für ihre Werke, und zwar sowol für die in einem der Verbandsländer veröffentlichten als für die überhaupt nicht veröffentlichten, diejenigen Rechte, welche die betreffenden Gesetze den inländischen Urhebern gegenwärtig einräumen oder in Zukunft einräumen werden.“ So muß sich denn der deutsche Autor in Tunis mit dem Schutze begnügen, den der dortige Bei seinen Staatsbürgern gewährt. Wir kennen zwar das gesetzliche Maß derselben nicht, aber bezweifeln müssen wir, daß es demjenigen des Deutschen Reiches gleichkommt. Andererseits ist aber der einheimischen Gesetzgebung des zu schützenden Werkes Rechnung getragen, indem nämlich der Urheber, um im fremden Verbandslande Schutz zu finden, nur diejenigen Bedingungen und Förmlichkeiten zu erfüllen hat, die von den Gesetzen des Ursprungslandes gefordert werden. Auch insofern wird jene Gesetzgebung in Berücksichtigung gezogen, als der Schutz, den das Ausland gewährt, nie die Dauer des im Ursprungslande gewährten Schutzes übersteigen darf, was in demselben Verhältnisse keinen Sinn und Grund hat, als die erstere Bestimmung wohlbegründet ist. Denn mit den Förmlichkeiten der

Digitized by Google

fremden Gesetzgebung bekannt zu sein, kann man von dem Autor des andern Verbandslandes nicht fordern. Wenn sich aber der Autor im fremden Verbandslande einerseits mit dem vielleicht im Vergleiche mit der Heimat spärlichen Schutze begnügen muß und andererseits den Vortheil nicht genießen soll, den das fremde Land zufällig etwa durch eine längere Schutzfrist, als die heimatliche ist, gewährt, so liegt hierin ein ebenso großer wie ungerechtfertigter Verstoß gegen das Princip der Uebereinkunft, wie wir es vorhin aus Art. 2 kennen gelernt haben. Vielleicht liegt die Erklärung in der von der Denkschrift kundgegebenen Absicht der Convention, nur das Mindestmaß des Schutzes gewähren zu wollen! Man meinte, ein Werk, welches in seinem Ursprungslande nicht mehr geschützt werde, dürfe auch im Auslande keinen Anspruch auf Schutz erheben. Die deutschen Commissarien hatten also ohne Erfolg sich bemüht, die Vereinbarung einer einheitlichen internationalen Schutzfrist durchzusetzen, obgleich treffend von ihnen darauf hingewiesen worden war, daß gerade die in dieser Hinsicht bestehenden Verschiedenheiten keinen innern Grund hätten, sondern rein willkürlicher Natur seien.

Dem Verleger gewährt die Uebereinkunft denselben Schutz wie dem Urheber; in einem Punkte aber noch mehr, denn es sollen alle Werke, welche in einem Verbandslande erschienen sind, des vertragsmäßigen Schutzes theilhaftig sein, selbst wenn der Urheber einem Verbandsstaate gar nicht angehören sollte.

Der Uebereinkunft ist ein besonderer „Zusatzartikel" beigegeben, wonach dieselbe in keiner Weise die weitere Geltung der zwischen den vertragschließenden Ländern gegenwärtig bestehenden Abkommen berühren soll, insoweit als diese letztern den Urhebern weiter gehende Rechte, als ihnen solche durch den Verband gewährt werden, einräumen, oder sonst Bestimmungen enthalten, welche der Berner Uebereinkunft nicht zuwiderlaufen. Das durch jene Abkommen, Literarverträge, bereits erworbene Recht bleibt also gewahrt. Dies wird von besonderer praktischer Bedeutung für das Uebersetzungsrecht, für die Frage vom Abdrucke von Zeitungsartikeln u. dgl., von Auszügen, von der Aufführung dramatischer Werke, von sogenannten Adaptationen, musikalischen Arrangements u. s. w. Auch für diese Fragen, so hätte man meinen können, ergebe das allgemeine Princip der Uebereinkunft die erforderliche Richtschnur, ohne daß sie besondere Bestimmungen zu treffen für nöthig hätte finden müssen. Hiermit haben sich aber die Vertragschließenden nicht begnügt, sondern dem Uebersetzungsrechte und den übrigen eben erwähnten Fragen besondere Artikel (5—10) gewidmet, welche das Mindestmaß des Schutzes für alle Vertragsstaaten festsetzen.

Was die Uebersetzungen betrifft, so ordnen sie an, daß dem Urheber in diesen Staaten zehn Jahre lang, von der Veröffentlichung des Originalwerkes in einem der Verbandsländer an gerechnet, das ausschließliche Recht zustehen soll, das Werk zu übersetzen oder seine Uebersetzung zu gestatten. Als Tag der Veröffentlichung gilt der 31. Dec. des Jahres, in welchem das Werk erschienen ist. Wenn also in einem Vertragslande diese Frist eine kürzere ist, so tritt an ihre Stelle die zehnjährige der Berner Uebereinkunft, ist sie eine längere, so behält es bei dieser sein Bewenden. Diese gesetzgeberische Absicht ist zwar mangelhaft redigirt, aber (wol aus diesem Grunde) in der Denkschrift besonders hervorgehoben worden. Auch für Werke, welche aus mehrern Bänden, Heften u. dgl. bestehen,

Digitized by Google

sind besondere Bestimmungen über den Fristenlauf getroffen, welche ebenfalls nur jene subsidiäre Natur haben. Rechtmäßige Uebersetzungen sollen übrigens ganz denselben Schutz genießen wie Originalwerke.

Immerhin entsteht aber die Frage, ob die Uebereinkunft für die Verbandsstaaten die Bestimmung bezüglich der Fristen, innerhalb welcher eine Uebersetzung begonnen und vollendet sein muß, nach dem deutschen Reichsgesetze ein, bezw. drei Jahre, fortbestehen lassen will oder nicht, da sie sich hierüber nicht ausspricht. Nach den Andeutungen der Denkschrift, freilich nicht nach den juristischen Auslegungsregeln, wird man annehmen müssen, daß diese Fristeinschränkung beseitigt werden sollte, weil ja die Uebereinkunft das Mindestmaß der Urheber-, bezw. Uebersetzungsrechte regeln und nur solche Bestimmungen fortbestehen lassen will, welche nach den Sondergesetzgebungen dem Autor günstiger sind, was von jenen Fristbeschränkungen sicher nicht gesagt werden kann. Man hat sie deshalb auch bei den Literarverträgen fallen lassen.

Der Urheberrechtsschutz, welchen ferner die in Zeitungen oder periodischen Zeitschriften erscheinenden Artikel genießen, ist nach den bestehenden Literarverträgen anders geordnet als in der Berner Uebereinkunft. Da nun alle nebeneinander zu Recht bestehen, so ist es rücksichtlich dieses Punktes nicht ganz einfach, festzustellen, wie sie sich zueinander verhalten. Aber das Princip, daß die Literarverträge vorgehen, wenn sie ein höheres Maß des Schutzes gewähren, führt doch zum Ziele, wenn es auch nicht immer leicht ist, gerade darüber sich klar zu werden, welcher Schutz der größere sei; z. B. was Zeitungen und Zeitschriften betrifft, so gibt die Uebereinkunft von Bern die in denselben enthaltenen Artikel frei (nämlich immer innerhalb des Uebereinkunftsgebietes). Nur wenn der Abdruck ausdrücklich vom Urheber oder Herausgeber untersagt ist, hört diese Freiheit auf. Der Abdruck ist also in diesem Falle von der Uebereinkunft verboten. Das Verbot findet aber auf den Abdruck von Tagesneuigkeiten, „vermischten Nachrichten" und politischen Artikeln keine Anwendung. Nach den deutscherseits abgeschlossenen Literarverträgen dagegen sind von der freien Benutzung ausgeschlossen:

1) unbedingt: Feuilletonromane (von denen die Berner Uebereinkunft gar nicht spricht), wissenschaftliche und Kunstartikel;

2) unter Voraussetzung ausdrücklicher Untersagung des Nachdrucks: jeder größere Artikel, wenn er nicht politischen Inhalts ist.

Man muß hier förmlich rechnen: Nach den Literarverträgen sind frei alle kleinern und alle politischen Artikel. Dasselbe gilt nach der Berner Uebereinkunft. Dasselbe muß man annehmen von Tagesneuigkeiten und vermischten Nachrichten, weil sie nicht zu den „größern" Artikeln gehören. Feuilletonromane, wissenschaftliche und Kunstartikel sind nach den Literarverträgen unbedingt der freien Benutzung entzogen; dagegen müssen sie nach der Berner Uebereinkunft durch ausdrückliches Verbot vor Nachdruck geschützt werden. Das Gesetz (die Sonderverträge) geht also in seiner Schutzgewähr in diesem Punkte weiter, denn das unbedingte gesetzliche Nachdrucksverbot wiegt schwerer zu Gunsten des Verfassers als die Bestimmung, daß der Schutz erst von seinem Verbot abhängen solle. Folglich gehen hier die Sonderverträge der Berner Uebereinkunft vor, mit andern Worten: letztere erkennt die Vorschrift der erstern an, und wer im Bereiche der Sonderverträge z. B.

Digitized by Google

einen vom Autor nicht mit Nachdrucksverbot belegten Kunstartikel nachdruckt, unterliegt trotz des mangelnden Nachdrucksverbots der gesetzlichen Strafe und den sonstigen gesetzlichen Folgen.

In einer Beziehung hätte unserer Auffassung nach die Berner Uebereinkunft principiell einen über die Bestimmungen der Sonderverträge und der Landesgesetze hinausreichenden Schutz der Urheberrechte verleihen sollen, und wir sind der Ueberzeugung, daß die fortschreitende Rechtsbildung mit der Zeit ebenso dazu gelangen wird, wie das gegenwärtige Stadium derselben auch nur schrittweise erreicht worden ist. Verweilen wir einen Augenblick bei der Geschichte dieser Rechtsbildung und erwägen vor allem, daß das Urheberrecht im römischen Rechte, dem man ja so gern seine Weisheit in Rechtssachen entlehnt, natürlich gar keinen Stützpunkt hat, und daß, wie schon angedeutet worden, das Hereinziehen des römisch-rechtlichen Eigenthumsbegriffes jene Rechtsbildung nicht nur aufgehalten, sondern wesentlich beirrt hat. Vor der Bundesgesetzgebung kannte man nur das Privilegiensystem mit rein privatrechtlichem Charakter; bald, schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts, traten vereinzelt in der Wissenschaft Bestrebungen auf, den Nachdruck direct vom criminalistischen Standpunkt aus zu betrachten und ihn ohne weiteres als Diebstahl, oder diebstahlähnliches Vergehen zu behandeln (Beyer, Birnbaum, Pütter). So stieg die Neigung, die Urheberrechte dem Bereiche des Privatrechts mehr und mehr zu entziehen, bis zu der unsern Reichsgesetzen von 1870 und 1876 zu Grunde liegenden Rechtsanschauung, welcher der in den §§. 26, 27 des Gesetzes mit dürren Worten ausgesprochene Gedanke zu Grunde liegt, daß zu der Befugniß der ordentlichen Gerichte sowol die Entscheidung über den Entschädigungsanspruch als auch die Verhängung der angedrohten Strafen und die Einziehung der Nachdrucksexemplare u. s. w. gehören und daß in letzterer Richtung, namentlich aber in Rücksicht auf die angedrohten Strafen, „das gerichtliche Strafverfahren" eintrete; daß aber dasselbe nicht von Amts wegen, sondern nur auf Antrag des Verletzten einzuleiten sei. Ueber den Gang dieser Rechtsbildung verweisen wir auf G. Mandry's in Tübingen kurze, aber gründliche Ausführung*. Wir sind also dazu gekommen, im Nachdruck u. s. w. eine Verletzung des öffentlichen Rechts zu sehen, womit selbstverständlich Entschädigungsansprüche nicht ausgeschlossen sind. Selbst, daß bisjetzt das Strafverfahren nur auf Antrag eingeleitet wird, ändert hieran nichts, denn unser Strafgesetzbuch und die Rechtswissenschaft kennt solcher Antragsvergehen eine ganze Reihe. Aber gerade hier hätte die Uebereinkunft einen Schritt weiter thun sollen. Daß sie es nicht gethan, beraubt uns nicht der Hoffnung, daß sie es künftig doch thun wird, denn ihre Thätigkeit ist nicht abgeschlossen, wie wir nachher sehen werden. Hat man nämlich einmal, wie wir in Deutschland, das Recht des Urheberschutzes in der Hauptsache auf das Gebiet des öffentlichen Rechtes verwiesen, den Nachdruck u. s. w. als Vergehen, und die Entschädigungspflicht als Delictsobligation angesehen, so bleibt nur noch die Frage übrig: Warum soll nicht von Amts wegen eingeschritten werden, sondern die Ausnahme von der Regel eintreten und ein Antrag des verletzten Interessenten abgewartet werden? Man wird diese Beschränkung mit der Zeit fallen lassen, je höher man den Werth der Literatur

* Vgl. Dollmann, „Gesetzgebung des Königreichs Baiern", Thl. 1, Heft 5, S. 54 fg.

Digitized by Google

und der Kunst für die Oeffentlichkeit, für die Nation anzuschlagen lernt. So weit sind wir schon, daß wir den Mund sehr voll nehmen und die Werke unserer Geistesheroen „Nationalgüter", „Nationaleigenthum", „Nationalschätze" nennen. Den hohen ethischen Werth derselben wissen wir also zu schätzen, und den volkswirthschaftlichen werden wir nicht mehr lange unterschätzen, wenn wir bedenken, daß Blüte und Wachsthum fast aller großen Städte Europas keineswegs blos auf politische und industrielle Gründe zurückzuführen sind, sondern ebenso auf der Pflege der Wissenschaft und Kunst beruhen. Nur hierdurch ist z. B. München seit der Thronbesteigung König Ludwig's I. und durch die Regierung Maximilian's II. von einer Mittelstadt mit kaum 60000 Seelen zu seinem jetzigen Range einer der ersten Städte des Reiches mit nahezu 260000 Einwohnern emporgestiegen. Tragen wir also jene stolzen Worte in unser Rechtsbewußtsein hinein und fassen wir den Verlagsvertrag und verwandte Rechtsgeschäfte nur als die Mittel auf, durch welche ein geistiges Product öffentlich, also der Nation übergeben wird und allein übergeben werden kann. Die rechtliche Folge ist freilich, daß nicht nur die Werke ersten, sondern auch diejenigen tiefern Ranges unter diesen Gesichtspunkt fallen, daß also auch sie des öffentlichen Schutzes ohne Antrag theilhaftig werden müssen. Es bleibt aber dabei immer dem Wächter des öffentlichen Rechtes als „Thatfrage" (quaestio facti) überlassen, einzuschreiten, wenn er es für nöthig hält, oder auch nicht einzuschreiten, wenn Werke geringern Werthes unbefugt vervielfältigt, entstellt oder verstümmelt werden sollten, die das geistige Interesse der Nation nicht berühren. Doch, „die schlechtsten Früchte sind es nicht, an denen Wespen nagen"! Hier das kritische Urtheil in die Hand des Staatsanwalts, also eines Juristen, zu legen, wird immer gefahrloser werden, je mehr unsere Juristen von ihrer Einseitigkeit zu lassen lernen. Man muß zwar, vom praktischen Standpunkte aus, zugeben, daß der in seinem Recht gekränkte Autor oder Verleger nicht nur schneller Kenntniß vom Vergehen erhalten wird als die Staatsanwaltschaft oder welchen Namen sonst der Wächter des öffentlichen Rechtes in den Uebereinkunftsstaaten führen mag, und wenn diese mit ihren Spähorganen auch die allerwachsamste wäre. Kein Verletzter wird also eine Anzeige unterlassen. Aber einmal ist eine Anzeige noch kein Antrag, und die mit letzterm verbundenen Formen sind nicht jedem geläufig. Sodann aber gibt es der Fälle sehr viele, wo das in einem der Vereinsstaaten begangene Vergehen sich eben doch der alsbaldigen Kenntniß des in einem andern Vereinsstaate wohnenden Autors oder Verlegers entzieht, nicht aber dem wachsamen Auge der Staatsanwaltschaft des erstern. Endlich aber widerstrebt es ganz den der Lehre von den Antragsvergehen und den sie betreffenden gesetzlichen Vorschriften zu Grunde liegenden Rücksichten und rechtlichen Anschauungen, das Vergehen des Nachdruckes u. s. w. zu einem Antragsvergehen zu machen, was näher auszuführen diesmal der Raum leider hier nicht gestattet.

Wenn es nun der Uebereinkunft von Bern auch nicht gelungen ist — abgesehen davon, daß sie es principiell zunächst und zur Zeit gar nicht wollte —, in die Gesetzgebung der Verbandsstaaten einzugreifen und internationales Recht zu codificiren, so scheint sie es aber doch in einer Beziehung bereits gethan zu haben, von welcher wir noch einige Worte beifügen müssen. Der Art. 12 sagt: „Jedes nachgedruckte oder nachgebildete

Digitized by Google

Werk kann bei der Einfuhr in diejenigen Verbandsländer, in welchen das Originalwerk auf gesetzlichen Schutz Anspruch hat, beschlagnahmt werden. Die Beschlagnahme findet statt nach den Vorschriften der innern Gesetzgebung des betreffenden Landes." Wenn nun in jedem Verbandslande die Beschlagnahme zulässig wäre, so hätte diese Bestimmung, als nach dem Princip der Berner Uebereinkunft (§. 2) ganz überflüssig, nicht getroffen zu werden gebraucht. Man muß also annehmen, daß die Beschlagnahme nicht in allen Vertragsländern nach deren dermaliger Gesetzgebung erreicht werden kann. Für solche Länder hat also die Uebereinkunft in dieser Beziehung internationales Recht neu geschaffen. Welchen praktischen Werth hat denn aber die Beschlagnahme, wenn die Verfolgung des Vergehens, also auch die Beschlagnahme, erst von einem seitens des Beschädigten zu stellenden Antrag abhängt? Bis dieser gestellt werden kann, ist es zu spät, eine Beschlagnahme auszuführen, besonders bei der Einfuhr.

Diese Einschränkung des Urheberschutzes, welche in der Nothwendigkeit eines zu stellenden Antrags erblickt werden muß, führt uns von selbst darauf, nunmehr auch von den im Eingange erwähnten, durch die Ausführungsverordnung geschaffenen „Einschränkungen" in der Kürze ein möglichst klares Bild zu geben. Durch das einfache Lesen dieser Verordnung kann man kaum eins gewinnen. Die Verordnung enthält Uebergangsbestimmungen, die sich an Art. 14 der Uebereinkunft anschließen. Dieser ordnet an, daß sie auf alle Werke Anwendung zu finden hat, welche bei dem Inkrafttreten derselben, wenn es sich um veröffentlichte Werke handelt, in dem Publicationslande, andernfalls in dem Lande, welchem der Urheber angehört, noch geschützt sind. Folgerichtig müßte man erwarten, daß mit diesem Inkrafttreten den vorher bereits begonnenen unrechtmäßigen Nachbildungen sofort Einhalt geschehe und ihnen ihr Hervortreten an das Licht der Oeffentlichkeit unmöglich gemacht würde — wenigstens auf so lange Zeit, als die Schutzfrist jener Werke noch läuft. Das geschieht aber nicht. Die Verordnung spricht von der in Deutschland eintretenden Anwendung der Uebereinkunft auf alle aus den übrigen Verbandsländern herrührenden noch nicht Gemeingut gewordenen Werke und läßt ausdrücklich zu (§. 1), daß in Deutschland der Druck der Exemplare, deren Herstellung bei dem Inkrafttreten der Uebereinkunft „erlaubterweise" im Gange war, vollendet werden dürfe. Dieses „erlaubterweise" kann keinen andern Sinn haben als den, daß in Deutschland ein in einem andern Lande noch des gesetzlichen Schutzes genießendes Werk nachzudrucken begonnen worden, und daß dieses Beginnen vor der Inkrafttretung allerdings nicht verboten gewesen ist. Das nennt eben die Ausführungsverordnung vom 11. Juli 1888 „erlaubterweise". Ferner gestattet sie, daß jene hergestellten Exemplare verbreitet und verkauft werden, ja sogar, daß die vorhandenen Vorrichtungen, wie Stereotypen, Holzstöcke, gestochene Platten aller Art, ebenso lithographische Steine bis zum 31. Dec. 1891 benutzt werden dürfen. Also darf der Nachdruck u. s. w. bis zu diesem Termine fortgesetzt werden, mit andern Worten: die Uebereinkunft tritt in solchen Fällen erst mit 1. Jan. 1892 in Kraft, und das vor der vertragsmäßigen Inkrafttretung in Deutschland begonnene (allerdings durch keine lex scripta verbotene) Unrecht darf vollendet und noch einige Jahre fortgesetzt werden. Das Maß der Zugeständnisse, sollte man meinen, wäre mit der ersten Bestimmung

Digitized by Google

gerüttelt voll gewesen. Aber die zweite, die Gestattung der Fortsetzung bis 31. Dec. 1891, ist unsers Erachtens vom Uebel. Es folgt aber noch eine weitere Einschränkung: Wenn in Deutschland die Uebersetzung eines in einem andern Verbandslande erschienenen Buches vor dem Inkrafttreten der Uebereinkunft begonnen worden war, so tritt der im Art. 5 derselben (s. oben) vorgesehene Schutz nicht ein. Hiergegen dürfte weniger einzuwenden sein, weil man die Uebersetzung nicht auf die tiefe Stufe des Nachdruckes setzen kann. Eine dritte, und zwar ganz dieselbe Beschränkung wie die eben erwähnte, gilt für dramatische oder dramatisch-musikalische Werke. Was die erste Einschränkung betrifft, so fügt die Ausführungsverordnung ihr selbst wieder eine Einschränkung bei. Jene Exemplare nämlich und die erwähnten Vorrichtungen müssen bis zum 1. Nov. 1888 abgestempelt werden. Hierbei muß auffallen, wie es der Uebereinkunft gegenüber möglich sein kann, daß sie seitens eines Staates, hier Deutschlands, also einseitig in der eben entwickelten Weise verändert werden darf. Diesem an sich sehr wichtigen Bedenken hat das Schlußprotokoll der Uebereinkunft vorgebeugt. Während nämlich Art. 14 derselben (s. oben) gemeinsam zu vereinbarende Einschränkungen vorbehalten hat, besagt das Schlußprotokoll (Nr. 4): Diese Vereinbarung sei sofort dahin getroffen worden, daß die Anwendung der Uebereinkunft auf jene Werke zwar in Gemäßheit der Abmachungen erfolgen solle, welche über diesen Punkt in schon bestehenden (namentlich in den schon bestehenden Literarverträgen) oder zu diesem Zwecke noch abzuschließenden Abkommen enthalten seien; daß aber in Ermangelung derartiger Abmachungen die betreffenden Länder, ein jedes für sich, durch die innere Gesetzgebung die nöthigen Bestimmungen zu treffen haben. Die Wirksamkeit der Ausführungsverordnung wird sich daher nur auf Werke aus denjenigen Verbandsländern erstrecken, mit welchen, wie z. B. Spanien, das Deutsche Reich in einem hierauf bezüglichen Vertragsverhältnisse noch gar nicht stand, und auf solche Werke, welche, ungeachtet eines mit ihrem Ursprungslande schon vorher bestehenden Vertrages, erst durch die Berner Uebereinkunft einen Schutz erlangten, den sie vorher in Deutschland nicht genossen. Dies kann England gegenüber der Fall sein, weil der englisch-deutsche Literarvertrag vom 2. Juni 1886 eine Rückwirkung auf bereits vorhandene Werke nicht vorsah. Endlich spricht die Ausführungsverordnung von dem Falle des Beitritts anderer Länder zur Berner Uebereinkunft. Wenn dies geschieht, soll die Verordnung sinngemäße Anwendung finden. Wo aber das Inkrafttreten der Uebereinkunft als Zeitpunkt erscheint, soll statt dessen der Zeitpunkt des in Kraft getretenen Beitritts maßgebend und von diesem Zeitpunkte an soll die Benutzung jener Vorrichtungen u. s. w. noch vier Jahre lang gestattet und die Abstempelung soll binnen drei Monaten zu bewirken sein. Ereignete sich also wirklich der Fall, daß früher oder später die Freistaaten von Nordamerika beitreten, so kann man versichert sein, daß ihrerseits jene vier Freijahre, während welcher in Deutschland die Fortsetzung des begonnenen Nachdrucks amerikanischer Werke geschehen darf, in einer Weise werden ausgebeutet werden, daß man an eine Ausgleichung deutscher und amerikanischer Urheberinteressen nicht denken kann.

Die Reichsregierung hat übrigens bezüglich dieser Einschränkungen unter dem 5. März 1888 durch den Reichskanzler dem Reichstage ein Gesetz, be-

Digitized by Google

treffend die Ausführung der Berner Uebereinkunft, wie es vom Bundesrathe beschlossen worden, vorgelegt, welches ausdrücklich besagt, daß jene in Nr. 4 des Schlußprotokolls vorbehaltenen Bestimmungen über die Art und Weise der Anwendung des im Art. 14 der Uebereinkunft enthaltenen Grundsatzes durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesraths getroffen werden sollen, und hat diesem Gesetze eine Begründung beigefügt. Voraussichtlich wird sich also der Reichstag nicht damit begnügen, zu befinden, ob es gerechtfertigt war, statt den Weg eines Abkommens, denjenigen der Verordnung zu wählen; sondern er wird wahrscheinlich auch die Verordnung selbst, d. h. die „Einschränkungen" in den Kreis seiner Besprechung zu ziehen sich bemüßigt sehen. Der Gedankengang der Begründung ist folgender: Wenn man den Grundsatz des Art. 14 unbeschränkt durchführen wollte, so würde dies „berechtigte inländische Interessen in empfindlicher Weise zu schädigen" geeignet sein. Es würde insbesondere die Verbreitung von Nachbildungen u. s. w., die Benutzung von Vorrichtungen auch dann verboten und strafbar sein, wenn dazu bereits vor dem Inkrafttreten der Uebereinkunft Veranstaltung getroffen und dies nach dem damaligen „Rechtszustande" statthaft gewesen wäre. Wir haben hier also die officielle Erläuterung des oben besprochenen „erlaubterweise" vor uns liegen. Um jenen „Misständen" zu begegnen, meint die Begründung weiter, sei eine die Beschränkung der rückwirkenden Kraft des Art. 14 der Uebereinkunft „nach den verschiedenen Gestaltungen der Verhältnisse in den einzelnen Verbandsländern" bestimmende kaiserliche Verordnung erst noch zu treffenden Abkommen um so mehr vorzuziehen gewesen, als man auf diesem Wege gegenüber solchen Verbandsländern, welche etwa nach diesseitiger Auffassung zu weitgehende Vorschriften in Bezug auf die Einschränkung der Regel des Art. 14 treffen würden, diesen Ländern im Einzelfalle die Gegenseitigkeit wahren könne. Soll das vielleicht heißen: diese letztern möchten doch die Güte haben, sich nach der deutschen Ausführungsverordnung zu richten? Allerdings versichert uns die Begründung, daß der Entwurf der kaiserlichen Verordnung sich nach den in England und Belgien bereits erlassenen Verordnungen gerichtet habe. Wie sich die andern Verbandsstaaten dazu stellen werden, müssen wir abwarten. Die Hauptsache, die vorhin gerügte Fortsetzung der Nachbildung, findet in dieser Begründung eigentlich keine Begründung. Berechtigte inländische Interessen sind wahrscheinlich durch den bisherigen „Rechtszustand" so ausgiebig gehegt, gepflegt und ausgenutzt worden, daß man ihnen nicht noch eine jahrelang dauernde Wahrung einer rechtlichen Uebereinkunft gegenüber zutheil werden lassen sollte, deren höchste Idee eben darin liegt, daß man jenen „Rechtszustand" endlich aus der Welt schafft.

Die Uebereinkunft hat in Art. 16 die Errichtung eines internationalen Amtes vorgesehen, welches unter dem Namen „Bureau des internationalen Verbandes zum Schutze der Literatur und Kunst" seinen Sitz in Bern haben soll. Der obenerwähnte Aufsatz in „Unsere Zeit" verbreitet sich genügend über die Aufgaben dieses damals noch nicht eröffnet gewesenen Bureau, sodaß wir darauf verweisen können. Es ist nun seit 1. Jan. 1888 ins Leben und in Thätigkeit getreten. Es wird nicht verfehlen, Erfahrungen über jene erlaubte Fortsetzung zu sammeln und zu veröffentlichen; denn auch die Zeitschrift desselben, die wir oben

Digitized by Google

citirt haben, erscheint seit 1. Jan. unter dem Titel „Le droit d'auteur, organe officiel du Bureau de l'Union internationale pour la protection des œuvres littéraires et artistiques (paraissant à Bern le 15 de chaque mois)" regelmäßig. Die Hoffnung auf eine Weiterentwickelung der Berner Uebereinkunft bis zu einer allmählichen einheitlichen Codification des Urheberrechtes ist also an sich keine utopische. Wohl aber müssen die warmen und großen Worte, welche bereits darüber gesprochen worden sind und mit denen sich jene erlaubte Fortsetzung eines materiellen Unrechts durchaus nicht verträgt, erst Wahrheit werden. Das Bureau hat bereits in seiner Zeitschrift, in welcher sich seine Thätigkeit zu offenbaren und zu gipfeln scheint, Actenstücke mitgetheilt, welche ihm von den Regierungen, soweit sie auf den Verbandszweck Bezug haben, zur Verfügung gestellt worden sind. Dies geschieht im „officiellen Theil". Im nichtofficiellen Theile folgen interessante gerichtliche Entscheidungen und landesgesetzliche Bestimmungen und Berichte über die in den Culturstaaten der ganzen Welt sich kundgebenden Bewegungen der Geister bezüglich unserer Frage. Dabei wird besonders Amerikas gedacht und mit großem Fleiße und lebendiger Beredsamkeit betont, daß der amerikanische Markt für Literatur und Kunst zu den größten der Welt zähle und daß er auf „ehrlichem und gerechtem Wege" den Autoren der ganzen Welt geöffnet werden müsse. Erscheinungen in Amerika, welche auf die Verwirklichung dieses Ideals hoffen lassen und auf den Umschwung der dortigen öffentlichen Meinung berechnet sind, sammelt die Zeitschrift mit besonderer Vorliebe, so den Bericht über eine zu Washington am 12. Febr. 1888 abgehaltene Conferenz, in welcher der Pastor Dr. Henry van Dyke aus Neuyork sur le péché national de la piraterie littéraire sprach und den „verbreiteten literarischen Diebstahl" („erlaubterweise" nach Ansicht der vorhin besprochenen Verordnung), den seine Landsleute begingen, geißelte. Die Frage sei, so sprach er, „will das amerikanische Volk seiner Leselust auf anständige oder auf unerlaubte Weise genügen? Wenn mein Nachbar gute Beleuchtung braucht, darf er deshalb meine Lichter stehlen? oder darf ein amerikanischer Vater zu seinem Sohne sagen: Eine Stecknadel darfst du nicht stehlen, das ist Sünde; aber einem Engländer ein Buch stehlen ist keine Sünde"?* Das Bureau hat ferner durch Mittheilung von vielen einzelnen Fällen und deren Entscheidung, wie sie in Deutschland, in den Vereinigten Staaten Amerikas, in Italien gegeben worden sind, den Lesern der Zeitschrift ein werthvolles Bild von der Verschiedenartigkeit der Gesichtspunkte aufgerollt, welche die juristische Welt in Bezug auf Fragen über das Urheberrecht bis zur Stunde noch einnimmt. Es hat auch Act davon genommen, daß bei der Berathung der Berner Uebereinkunft der Vertreter der Vereinigten Staaten Amerikas, M. Boyd Winchester, Ministerresident und Generalconsul in Bern, die Arbeiten der Conferenzen mit größtem Interesse verfolgt und in den wärmsten Ausdrücken die günstige Stimmung seiner Regierung für die Herstellung einer internationalen Verständigung betont hat. Hiernach versichert Winchester, daß die Stellung seiner Regierung keine ablehnende, sondern nur eine beobachtende und zuwartende sei. Ferner gibt uns das Bureau einen Ueberblick über den Zeitungskrieg, der in Amerika über den

* Vgl. „Le droit d'auteur", Heft 3, S. 26.

Digitized by Google

Gesetzesvorschlag von Chace ausgebrochen ist, wobei es mittheilt, daß außer diesem noch ein anderer von einem Herrn M. Havely eingebracht worden sei, der aber vor der Opposition seiner Committenten wieder habe zurückgezogen werden müssen. Dieser Vorschlag näherte sich ganz dem Princip der Berner Uebereinkunft und lautete in seinem Hauptartikel: „Die Bürger aller derjenigen fremden Länder, in denen Gesetze oder Verträge schon bestehen oder künftig bestehen werden, welche den Bürgern der amerikanischen Freistaaten gleiche Urheberrechte mit ihren heimischen Bürgern zusichern, sollen auch in den Vereinigten Staaten den Schutz genießen, dessen die Bürger der letztern theilhaftig sind.“ Einige Stimmen der amerikanischen Presse, welche das Bureau mittheilt, beweisen jenem Rückzuge gegenüber, daß die Verwirklichung dieses gesetzgeberischen Gedankens doch nur eine Frage der Zeit ist, wenn auch, wie sie unter anderm sagen, eine große Schwierigkeit darin liege, daß von den ungefähr 50000 Gesetzesvorschlägen, die beim Congresse zu jeder Sitzung einliefen, höchstens 1000 zur gesetzlichen Erledigung gelangten. Ein Herr de Lowell schreibt: „Es gibt etwas, was mehr werth ist als ein billiges Buch, das ist ein anständig erworbenes.“ Ein Herr Henry James schreibt: „Wenn der Gesetzesvorschlag Chace einmal durchgegangen sein wird, werden wir besser lesen, schreiben, denken und uns besser fühlen. Die Luft wird sozusagen reiner sein, wenn Gerechtigkeit waltet.“ Endlich, nachdem das Bureau eine statistische Zusammenstellung aller in Deutschland, England und Frankreich jährlich im Durchschnitt erscheinenden Werke nach Wissenschaften (Theologie, Jurisprudenz u. s. w.) geordnet mitgetheilt hat, wonach z. B. 1886 in Deutschland 16253, in England 5210 und in Frankreich 4676 veröffentlicht worden sind, führt es noch eine Stelle aus den „Preußischen Jahrbüchern“ (November 1887) an: „In dem verhältnißmäßig armen Deutschland erscheinen jährlich mehr wissenschaftliche Werke, als in England und Frankreich zusammen, welche doch die Länder der haute finance sind.“ Da ist es denn kein Wunder, daß da das meiste geholt wird, wo man das meiste findet.

Agostino Depretis.

Von **Otto Speyer.**

Den großen Männern, welche an der Wiege des jungen Königreichs Italien gestanden haben, ist es nicht, wie den Gründern des neuen Deutschen Reiches, vergönnt gewesen, ihr Werk nicht nur selbst zu vollenden, sondern auch in einer Reihe von Friedensjahren auszugestalten und zu befestigen. Schon wenige Monate nach der Eröffnung des ersten Parlaments starb Camillo Cavour, neben König Victor Emanuel der Hauptschöpfer der italienischen Einheit; einige Jahre später folgte ihm der edle und unglückliche Carlo Farini, und gegen Ende des Jahres 1886 sank der letzte unter den hervorragenden Führern der Consorteria, der lange herrschenden Rechten des Parlaments, der treffliche Bolognese Marco

Digitized by Google

Minghetti, ins Grab, nachdem ihm Bettino Ricásoli, der eiserne Baron, schon 1880, Quintino Sella 1884 vorangegangen waren. Glücklicher erscheint die seit 1876 im Regimente sitzende Linke. War auch ihr langjähriges Haupt, Urbano Rattazzi, schon 1873 dahingegangen, so leben doch noch heute Cairoli, Nicotera, Zanardelli und vor allem Francesco Crispi, der seit Jahresfrist die Geschicke des Staates in ebenso rühmlicher wie erfolgreicher Weise leitet. Aber alle die Genannten standen weit zurück im Hintergrunde, bis der Tod im Sommer des Jahres 1887 Agostino Depretis aus der Liste der Lebendigen strich. Er ragte hoch aus ihrer Mitte empor, nicht durch ungewöhnliche Charaktergröße oder geniale Begabung, aber durch eine Reihe von Eigenschaften, die ihn im höhern Grade als alle seine Parteigenossen befähigten, das Staatsschiff elf Jahre hindurch mit kaum nennenswerthen Unterbrechungen durch die gefahrdrohenden Klippen des parlamentarischen Regimentes zu steuern. Er war der Nestor unter den Patrioten; er allein hatte seit fast 40 Jahren, von 1848 bis 1887, in allen Legislaturen Piemonts, Oberitaliens, endlich des vereinigten Königreichs gesessen; sein Name war mit den wichtigsten grundlegenden Gesetzen des neuen Staates unzertrennlich verknüpft. So hat er eine tiefe Spur seines Lebens zurückgelassen, die lange sichtbar bleiben wird.

Agostino Depretis gehört zu den geschichtlichen Persönlichkeiten, deren volle Bedeutung für die Gestaltung der politischen Verhältnisse ihrer Zeit und ihres Landes erst in einem verhältnißmäßig hohen Alter zu Tage tritt. Ueberblicken wir sein Leben, so nehmen wir darin drei scharf getrennte Perioden wahr, deren erste die geistige Entwickelung und Vorbereitung im Privatleben bis zum reifen Mannesalter (1813—48), die zweite im wesentlichen seine parlamentarische Thätigkeit als eins der hervorragendsten Mitglieder der Opposition (1848—75), die letzte die Wirksamkeit des tonangebenden und herrschenden Staatsmannes (1876—87) umfaßt. Erst in der letzten dieser Epochen tritt uns neben der gesteigerten äußern Bedeutung auch das vollendete Bild seiner ganzen Persönlichkeit entgegen.

Agostino Depretis, am 31. Jan. 1813 in der kleinen piemontesischen Gemeinde Mezzana-Conte-Bottaroni unweit der lombardischen Grenze geboren, stammte aus einer in beschränkten, doch nicht ärmlichen Verhältnissen lebenden ländlichen Kaufmannsfamilie. Schon früh eine bedeutende Begabung zeigend, erwarb er sich seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Lyceum des benachbarten Pavia, studirte daselbst die Rechte, erwarb sich das juristische Doctordiplom und ward bald infolge seines scharfen, klaren Verstandes und seiner bedeutenden Redegabe ein angesehener Rechtsanwalt. Von glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe erfüllt, der bekannten Patriotenfamilie Cairoli in Pavia eng befreundet, trat er schon als Student in den 1832 von Mazzini gegründeten Geheimbund des Jungen Italien, ohne sich jedoch an den unsinnigen Aufstandsversuchen zu betheiligen, die Mazzini in Scene setzte, „um durch stets von neuem fließendes Märtyrerblut den Haß gegen die Unterdrücker fortwährend zu schüren". In die Heimat zurückgekehrt, scheint er sich, durch Familienangelegenheiten und seine rasch wachsende Clientel vollauf in Anspruch genommen, längere Zeit von allen politischen Bestrebungen ferngehalten zu haben, bis der frische Hauch neuerwachter nationaler Hoffnungen, der nach Pius' IX. Thron-

Digitized by Google

besteigung ganz Italien durchzog, auch ihn erfaßte. Aber weder durch Anlage und Neigung, noch durch Erziehung und Lebensgewohnheiten zum Kämpfer mit leiblichen Waffen geschickt, nahm er keinen Antheil an dem Kriege von 1848 gegen Oesterreich, sondern trat als Vertreter seines Heimatsbezirkes Broni, der später mit dem von Stradella vereinigt wurde, in die neue piemontesische Deputirtenkammer. Wenn auch der Jünger Mazzini's seinen Platz natürlich zunächst auf der äußersten Linken wählte, so zeichnete er sich in seinen Reden doch jetzt schon ebenso sehr durch die Ruhe und Mäßigung des Ausdruckes, wie durch die Schärfe und Klarheit der Gedanken aus, und stand deshalb bald nicht blos bei den engern Parteigenossen in hohem Ansehen. Steht anfangs auch bei ihm noch die idealistisch-radicale Auffassung der politischen Fragen im Vordergrunde, so wandte er sich doch von Jahr zu Jahr mehr von der unfruchtbaren theoretischen Principienreiterei seiner bisherigen Freunde ab und richtete seine Thätigkeit auf praktisch erreichbare Ziele. Entschiedener Unitarier, bekannte er sich bald auch offen zu dem Satze Crispi's: „Die Monarchie eint, die Republik trennt uns." Zu Cavour erblicken wir ihn zunächst allerdings in scharfem Gegensatze, zumal als es sich im Jahre 1854 um den kühnen Gedanken des Bündnisses mit den Westmächten gegen Rußland handelte. Als nach dem Zerfalle des sogenannten Connubio, des Bündnisses Cavour's mit dem linken Centrum, Rattazzi offen an die Spitze der parlamentarischen Linken trat, ward Depretis sein Alterego, und übte als Parlamentarier wie als Journalist in dem von ihm gegründeten „Progresso", dem Vorläufer seines spätern Leibjournals „Diritto", eine scharfe, kühle und skeptische Kritik ebensowol an den leidenschaftlichen Tiraden seiner Parteigenossen, wie an den großartig kühnen, seinem nüchternen und berechnenden Verstande verwegen und phantastisch erscheinenden Plänen Cavour's. Dennoch veranlaßte der letztere, welcher auch die Gegner zu seinen Zwecken zu benutzen wußte, im Sommer 1859, kurz nach dem Waffenstillstande von Villafranca, seine Ernennung zum Gouverneur von Brescia. Aber trotz seines klugen und maßvollen Verhaltens einer unruhigen und aufgeregten Bevölkerung gegenüber scheint seine Amtsführung Cavour keine große Meinung von seiner politischen Begabung beigebracht zu haben. Als Garibaldi nach der Eroberung Siciliens im Sommer 1860 Depretis als königlichen Commissar und Prodictator der Insel erbat, willigte der Minister nur ungern ein und entwarf in einem Briefe an La Farina ein nicht sehr schmeichelhaftes Bild desselben. Er erklärte ihn für einen unentschlossenen Menschen, welcher der Unbeliebtheit schlecht die Spitze zu bieten wisse, unter einem energischen Haupte zwar Vorzügliches leisten, als Leiter einer großen Bewegung aber sich sehr mittelmäßig erweisen werde. Er hatte bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß er Depretis ebenso sehr unter-, wie Rattazzi früher überschätzt hatte. War jener auch nicht im Stande, der immer mehr um sich greifenden Anarchie auf der Insel ein Ziel zu setzen, weil es ihm dazu an den materiellen Machtmitteln gebrach, so vertrat er doch dem schlecht maskirten Republikanismus der Garibaldi damals beherrschenden Mazzinisten gegenüber das monarchische Princip mit großer Energie. Der Zwiespalt, in den er dadurch mit dem Dictator selbst gerieth, nöthigte ihn, nach kurzer Zeit sein Amt niederzulegen und nach Turin zurückzukehren.

Digitized by Google

Von Rattazzi 1862 in sein Cabinet berufen, behielt der neue Bautenminister bei dem raschen Sturze des Premiers infolge der Katastrophe von Aspromonte nicht einmal Zeit, sich mit den Pflichten seines Amtes vertraut zu machen. Als vier Jahre später, nach dem Ausbruche des Krieges gegen Oesterreich, Bettino Ricásoli auf den Wunsch Victor Emanuel's ein Ministerium aus allen Lagern der monarchischen Parteien zusammensetzte, ließ sich Depretis überreden, den Posten des Marineministers zu übernehmen. Daß ein Advocat in einem kritischen Momente die Leitung der höchst mangelhaft organisirten Seemacht des jungen Staates auf sich nahm, erscheint uns als eine schwer begreifliche Thorheit, war aber im damaligen Italien nichts ganz Ungewöhnliches. An Eifer und gutem Willen ließ er es nicht fehlen; auch fällt die Wahl des unfähigen, aber damals bei König und Volk hoch angesehenen Persano zum Oberadmiral nicht ihm zur Last: dennoch büßte er die Uebernahme eines Amtes, dem er nicht gewachsen war, nicht ganz unverdient dadurch, daß die Folgen der schmerzlichen Enttäuschung, welche die Niederlage von Lissa im italienischen Volke hervorrief, mit auf sein Haupt zurückfielen. Wenige Monate, nachdem er seinen Posten mit dem ungleich geeignetern an der Spitze des Finanzwesens vertauscht hatte, trat das Cabinet Ricásoli, infolge des Scheiterns seiner kirchenpolitischen Vorlagen in der Kammer, im April 1867 zurück; Depretis schied aus dem Staatsdienste und wurde wieder einfacher Deputirter. Daß er neben Rattazzi das einzige Mitglied der Opposition war, welches während der langen Herrschaft der Rechten einen Sitz im Rathe des Königs erhielt, beweist, welches Ansehens er damals schon selbst bei seinen politischen Gegnern genoß. Nach Rattazzi's Tode übernahm er, wenn auch nicht ohne Widerspruch, die Führerrolle in der Opposition. Seine rastlose Thätigkeit in der Kammer und zumal ihren Commissionen verschafften ihm den doppelsinnigen Ehrennamen des primo impiegato dello stato.* Als er am 11. Oct. 1875 vor den Wählern seines Heimatsbezirkes, der ihm und dem er stets treu geblieben war, sein und seiner Partei politisches Glaubensbekenntniß entwickelte, fanden seine Worte ein weittönendes Echo. Obwol er seine Rede mit den Worten schloß: „Die Opposition hat keine Eile", so klang dieselbe doch wie das Programm einer Partei, die sich bereit hält, die Zügel der Regierung zu ergreifen. In der That waren nicht sechs Monate seit dieser Rede vergangen, als der Ministerpräsident Depretis die neue Regierung, welche infolge der sogenannten parlamentarischen Revolution vom März 1876 ans Ruder gekommen war, der Kammer vorstellte.

Wenn auch die Rechte, die sogenannte Consorteria, welche 15 Jahre lang am Steuerruder des Staates gesessen hatte, schließlich bei einer unbedeutenden, fast zufälligen Veranlassung zu Falle kam, so lag doch der wahre Grund ihres Sturzes viel tiefer. Sie unterlag dem Schicksal, welches erfahrungsgemäß alle politischen Parteien trifft, welche, ohne frisches Blut in sich aufzunehmen, ohne die reinigende und stählende Kraft großer Kämpfe, sich für unentbehrlich haltend und die Gegner unterschätzend, auf längst verdorrten Lorbern ausruhen. Das Verlangen nach neuen Männern und einer neuen Richtung der Regierung war allgemein. So berief der König Depretis als den anerkannten Führer der siegreichen Opposition, und diesem

* Wortspiel: der erste Beamte und der Meistbeschäftigte im Staate.

Digitized by Google

gelang es, ein Ministerium zu bilden, das von dem rechten Centrum bis zu dem äußersten Flügel der monarchischen Linken reichte. Nicht weniger als fünf Mitglieder desselben hatten einst zu Mazzini's Füßen gesessen. Aber weder die hochgespannten Hoffnungen der Radicalen, noch die schweren Befürchtungen der Conservativen diesseit und jenseit der Alpen sollten sich bewahrheiten. Die Männer der royalistischen Linken hatten im Laufe der Jahre viel gelernt und viel vergessen; vor allen ihr Führer und Vorkämpfer Agostino Depretis.

Depretis hatte sein 63. Lebensjahr vollendet. Noch stand er in voller Manneskraft; seine weit über die Mittelhöhe ragende Gestalt bot mit den breiten Schultern und der gewölbten Brust einen imponirenden Anblick. So plump und unschön die unregelmäßigen Züge seines Gesichts erschienen, so einnehmend war ihr Gesammtausdruck: zugleich der eines Denkers und eines wohlwollenden, menschenfreundlichen Mannes. Einfach und regelmäßig in seiner Lebensweise, hatte er Krankheit bisher nur dem Namen nach gekannt. Seine vernachlässigte äußere Erscheinung bot den Witzblättern ebenso viel Stoff zu Caricaturen, wie die bescheidene Miethwohnung des Ministerpräsidenten im dritten Stock eines Hauses der Via Nazionale in Rom, ohne Portier wie ohne Kammerdiener, ihren Spott herausforderte. Von unermüdlicher Arbeitskraft und erfüllt von dem lebhaftesten Thätigkeitsdrange, gönnte er sich in seinem streng methodisch eingetheilten Tageslaufe kaum Zeit zu der nothwendigsten Erholung von anstrengenden Geschäften. Kein Freund von Vergnügungen aller Art und ein entschiedener Feind aller Etikette, mied er alle großen Gesellschaften und erschien so selten wie möglich bei Hofe. Seine spärlichen Mußestunden während der Kammerferien von Juli bis October widmete er mit Vorliebe dem Studium der Meisterwerke seiner vaterländischen wie der fremden Literaturen. Ein trefflicher Menschenkenner, war er nicht geneigt, irgendjemand zu überschätzen, aber eben weil er die Schwächen der menschlichen Natur kannte, um so mehr, dieselben zu verzeihen, auch da, wo sie sich gegen ihn selbst richteten. Deshalb hatte er wol viele politische Gegner, aber kaum irgendeinen persönlichen Feind. Scharfer, kritischer Verstand und wahre Herzensgüte, Naivetät und Schlauheit erscheinen in seinem Wesen zu wunderbarer Harmonie verschmolzen. Durchaus praktisch, mit sicherm Takte das im gegebenen Augenblick Erreichte erfassend, reizten ihn utopische Ideen, phantastische Luftschlösser und tönende Phrasen leicht zum Spotte. Großartige Kühnheit des Planes vermissen wir bei ihm ebenso sehr wie jenes rasch entschlossene Zugreifen, woran uns die größten Staatsmänner der Neuzeit gewöhnt haben. Dagegen besaß er ein außerordentliches Feingefühl für das unter den vorliegenden Verhältnissen Zweckmäßige und Ersprießliche, war unerschöpflich in Auskunftsmitteln, erkannte mit sicherm Scharfblicke die Schwächen der Gegner und verstand in hohem Grade die Kunst, sich dieselben zu Nutze zu machen. Indem er sein Ziel unverrückt im Auge behielt und sich mit zäher Ausdauer durch keinen augenblicklichen Miserfolg in dessen Verfolgung irremachen ließ, verleugnete er darin nicht den alten Advocaten, daß er es auf Umwegen zu gewinnen suchte, wenn es ihm auf dem geraden Wege nicht erreichbar schien.

Depretis war kein Redner im höchsten Sinne des Wortes. Wir finden bei ihm weder jenen vollen Strom der Rede,

Digitized by Google

der aus der Eingebung des Augenblicks und aus begeisterter Ueberzeugung wie mit Naturgewalt mächtig hervorbrechend, die Zuhörer unwiderstehlich mit sich fortreißt, wie bei Cavour, noch die feine Eleganz der Minghetti'schen Rede oder die wohlgebildeten, mit Citaten gespickten und mit Anspielungen gewürzten Perioden Bonghi's. Aber aus seinen oft recht nüchtern klingenden Sätzen sprach stets ein klarer gesunder Verstand und eine zwingende Logik. Nie sich in unbestimmte Allgemeinheiten verlierend, den springenden Punkt stets im Auge, bewahrte er zugleich inmitten der tobenden Stürme, deren Schauplatz so oft der Sitzungssaal auf Montecitorio ist, sichere ungetrübte Ruhe und Kaltblütigkeit. Stets schlagfertig, nicht ohne scharfen, treffenden Witz, ein gefürchteter Gegner und trefflicher Debatter, wußte er zugleich die Wirkung seiner Worte durch ein lebhaftes Geberdenspiel zu verstärken.

Eine seiner gelungensten und eindruckvollsten Reden war die, in welcher Depretis zehn Tage nach der entscheidenden Abstimmung, welche ihn an die Spitze der Regierung gestellt (28. März 1876), der Kammer das Programm des neuen Ministeriums entwickelte. Reform des Wahlgesetzes in freiheitlichem Sinne; Unverträglichkeit des Deputirtenmandats mit dem Beamtencharakter; Reform der Communal- und Provinzialverwaltung; eine neue Gerichtsverfassung mit voller Unabhängigkeit des Richterstandes; eine vollständig neue Veranlagung der Grundsteuer; streng gesetzliches und energisches, wenn auch nicht feindliches Vorgehen gegenüber der Hierarchie; obligatorischer kostenfreier Volksschulunterricht; Ankauf der oberitalienischen Privatbahnen mit möglichster Vermeidung des Staatsbetriebes; Revision der Handelsverträge; in der auswärtigen Politik Beibehaltung der Richtung des gefallenen Ministeriums Minghetti, welches in der letzten Zeit eine entschiedene Schwenkung zu den Centralmächten hinüber gemacht hatte: das waren die Hauptpunkte eines Programms, von dem niemand besser wußte als Depretis, daß es große und zum Theil auf lange Zeit hinaus unerfüllbare Erwartungen rege machen und Fragen aufs Tapet bringen würde, die für die Ruhe und das Wohl des Landes besser noch vertagt worden wären. Aber wer ihn deshalb tadelte, verkannte den Zwang der Lage. Er konnte nicht weniger versprechen, als was seine Partei, solange sie auf den Bänken der Opposition saß, als dringend und unumgänglich nothwendig gefordert hatte. Aber dieser Zwang war allerdings ein Unglück für ihn; denn die Enttäuschung war unausbleiblich, und die unerfüllten Verheißungen mußten den Gegnern ein weites und willkommenes Angriffsfeld darbieten.

Zunächst ging er energisch ans Werk, seiner Regierung einen festen und zuverlässigen Stützpunkt zu verschaffen. Die fast ausnahmslos der gestürzten Partei angehörigen höhern Verwaltungsbeamten wurden durch zuverlässige Liberale ersetzt. Die Maßnahme erregte keinerlei Verwunderung und Misbilligung: man war in Italien wie in Frankreich gewohnt, die Präfecten als politische Beamte zu betrachten, die mit ihrer Partei standen und fielen. Nicht ohne Grund erregte es dagegen vielfachen Unwillen und heftigen Tadel, und keineswegs nur unter den Gemaßregelten selbst, daß die neue Regierung auch Staatsanwälte und sogar richterliche Beamte auf ihre Proscriptionsliste setzte. Der ihr in seiner Mehrheit feindlich gesinnte Senat des Königreichs wurde durch einen Nachschub von 80 Mitgliedern unschädlich ge-

Digitized by Google

macht, die unsichere Deputirtenkammer aufgelöst.

Die inhaltreiche und diesmal auch — man behauptet, nicht ohne fremde Hülfe — formvollendete Rede, welche Depretis vor seinen Wählern zu Stradella am 8. Oct. 1876 hielt, aber ausdrücklich an die ganze Nation richtete, war eine politische That, welche der italienischen Politik des nächsten Jahrzehnts ihren Stempel aufdrückte. Außer der Begründung und weitern Entwickelung seines Programms vom 28. März hob Depretis besonders hervor, daß eine durchaus neue Parteibildung erforderlich sei. Die veralteten Bezeichnungen der Rechten und Linken müßten fallen, eine neue Partei des Fortschritts gegründet werden, „zu der alle gehören, die weder fliegen noch stehen bleiben wollen". Seiner Auffassung des politischen Freiheitsideals konnten auch die besonnensten Liberalen beistimmen. Den Männern der Rechten gegenüber erklärte er ausdrücklich, daß er die guten Gedanken, die nützlichen Erfahrungen nehme, wo er sie finde, auch von den Gegnern. Wenn diese Rede den linken Flügel seiner eigenen Partei begreiflicherweise enttäuschte und verstimmte, so trug sie dagegen nicht wenig dazu bei, einem großen Theile seiner bisherigen Gegner, und darunter einigen der einflußreichsten, Vertrauen in die besonnene Politik des neuen Ministerpräsidenten einzuflößen.

Der Ausfall der Neuwahlen im Herbst 1876 übertraf alle Erwartungen der Regierung: 80 Proc. der Gewählten gehörten zu ihren Anhängern, ein Beweis, wie zeitgemäß der Wechsel gewesen war, zugleich aber auch, welche große Hoffnungen das Volk auf das neue Regiment setzte. Daß sich diese Hoffnungen in erster Linie auf eine wesentliche Erleichterung des schier unerträglichen Steuerdruckes bezogen, erfüllte das Gemüth des Ministerpräsidenten mit schwerer Sorge. Er mußte sich sagen, daß es auf den meisten Gebieten des Staatslebens, zumal dem der Landesvertheidigung, der Rechtspflege und des öffentlichen Unterrichts, noch ungleich größerer Aufwendungen als bisher bedürfe, um das Königreich auf die gleiche Stufe mit den andern Culturstaaten zu erheben, und daß deshalb auch im günstigsten Falle in absehbarer Zeit es sich nicht um eine wesentliche Verminderung der Steuerlast, sondern nur um eine gerechtere und vernünftigere Vertheilung derselben handeln könne. Und selbst was er in dieser Beziehung zu erreichen hoffen durfte: die allmähliche Abschaffung der mit Recht verhaßten Mahlsteuer und eine billigere und zweckmäßigere Regelung der in den verschiedenen Gegenden der Halbinsel auf Grund von 22 verschiedenen Katastern nach den abweichendsten Normen erhobenen Grundsteuer, bot große Schwierigkeiten dar und stellte schwere Kämpfe in Aussicht. Aehnlich verhielt es sich mit den übrigen Aufgaben der innern Politik, deren Lösung dem Ministerpräsidenten vorschwebte: der Reform des Wahlgesetzes, der Hebung des Landescredits durch die Abschaffung des Zwangscurses, der neuen Justizorganisation, der Decentralisation der Verwaltung, der Einführung des obligatorischen Volksunterrichts in staatlichen und communalen Laienschulen, der Umgestaltung des höhern Unterrichtswesens auf den Secundärschulen und Universitäten. Mit zäher Ausdauer, durch keinen Misserfolg abgeschreckt, nach jedem vergeblichen Versuche mit unermüdlicher Geduld auf neuem Wege dem als richtig und nothwendig erkannten Ziele zustrebend, hat Depretis im Laufe der elf Jahre, während deren er das Staatsruder führte, den größten Theil dieses Pro-

Digitized by Google

gramms verwirklicht. Wenn Italien noch immer auf eine bessere Gerichtsverfassung wartet, wenn noch große und tiefgehende Schäden in der Verwaltung zu heilen sind, wenn der Schulzwang für einen großen Theil der Bevölkerung nur erst auf dem Papier steht, wenn es erst seinem Nachfolger vorbehalten war, die Gesetzesvorlage über die neue Gemeindeverfassung zur Annahme zu bringen: so wird, wer die schweren Hindernisse kennt und erwägt, mit denen Depretis zu kämpfen hatte, das weder dem Mangel an gutem Willen noch an Einsicht und politischer Befähigung zuschreiben.

Eine nicht minder schwierige Aufgabe bot das Verhältniß zum Papste und zur römischen Kirche überhaupt. Einen Culturkampf nach deutschem Muster konnte Depretis so wenig wollen wie einer seiner Vorgänger; dazu waren die Verhältnisse in Italien nicht angethan. Für ihn selbst wie für die große Mehrzahl aller Staatsmänner des Königreichs war die Kirche, ja im Grunde alle positive Religion überhaupt, „an deren Stelle dereinst die Wissenschaft treten sollte", ein überwundener Standpunkt. Weil er aber die große Macht derselben über die Gemüther der großen Masse des italienischen Volkes nicht verkennen konnte und zugleich wußte, welch hohen Werth dasselbe auch in seinen höhern und gebildeten Schichten auf das Papstthum als eine nationale Institution legte, so suchte er, von dem bekannten Cavour'schen Grundsatze ausgehend, aber mit schärferer Betonung der Staatsoberhoheit, einen modus vivendi und einen Zustand herzustellen, „in dem diese Mächte der Vergangenheit ruhig und ohne gefährliche Erschütterungen für den Staat ihrem allmählichen Untergange entgegengehen könnten". Wer hierin eine Verkennung der wahren Macht und Bedeutung der Kirche und der Religion erblickt, muß doch wenigstens zugeben, daß es Depretis gelungen ist, solange er das Regiment führte, jeden ernsten und folgenschweren Zusammenstoß mit der Curie zu vermeiden, ohne den Rechten des Staates das Geringste zu vergeben.

In Bezug auf die auswärtige Politik hatte Depretis, wie die monarchische Linke überhaupt, schon seit langer Zeit die Nothwendigkeit einer Annäherung an das neue mächtige Reich im Herzen Europas erkannt und betont. Er war sich bewußt, daß, während hier die Gefahr widerstreitender Interessen vollständig ausgeschlossen und das Bedürfniß einer friedlichen Entwickelung und Festigung der neugeschaffenen Zustände durchaus das gleiche war, Frankreich Italien einestheils nie als gleichberechtigten Bundesgenossen, sondern höchstens als Schützling betrachten werde, und daß anderntheils das Interesse beider Länder an der Herrschaft im Mittelmeere zu offener Rivalität, ja wol früher oder später zum offenen Zusammenstoße führen müsse. Depretis hat auch als leitender Staatsmann stets an dieser Anschauung festgehalten, zu der sich die franzosenfreundlichen Ministerien der Rechten erst spät und gleichsam widerwillig, durch die Umstände genöthigt, bekehrten. Und als es klar wurde, daß, wer Deutschland zum Freunde haben wolle, auch mit Oesterreich gehen müsse, haben er und seine Collegen vom Auswärtigen Amte nicht angestanden, die Freundschaft des alten Erbfeindes zu suchen. Welch schweren Entschluß es ihnen gekostet, die Sympathien für die „Italia irredenta", die italienisch redenden Bevölkerungen Südtirols und Istriens, die sie selbst im Herzen empfanden, um des Staatswohles willen hintanzusetzen und deren Kundgebungen zu bekämpfen; welche

Digitized by Google

Verunglimpfung und welchen Haß auch seitens früherer Freunde und Gesinnungsgenossen sie dadurch auf sich luden; welche Hindernisse sie zu überwinden hatten, bis die Voraussetzungen des vollen Anschlusses an die Centralmächte verwirklicht waren: das alles schlägt man bei uns oft viel zu gering an. Daß sie an diesem Ziele unentwegt festgehalten und es endlich erreicht, durch ihr Benehmen das Vertrauen des nicht ohne Berechtigung mistrauischen nördlichen Nachbars gewonnen, das Bündniß vom Januar 1883 zum Abschlusse gebracht und im März 1887 erneuert haben, sodaß Italien nun im festen Vereine mit den Centralmächten als eine der Säulen des europäischen Friedenstempels dasteht, wird für Depretis und die Seinen stets ein unverlierbarer Ruhmestitel bleiben.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die innere Geschichte Italiens bis zu Depretis' Tode zu erzählen. Sie bietet kein erfreuliches Bild. Das alte Intriguenspiel, der ewige Kampf um die Ministerposten, das „ôte-toi que je m'y mette", welche zum großen Schaden des Staates die fortwährenden Cabinetswechsel während der Herrschaftsdauer der Rechten hervorgerufen hatten, wiederholten sich in gleicher, wenn nicht schlimmerer Weise während der ihrer Gegner. Von 1876 bis 1887 haben wir wenigstens acht Ministerkrisen zu verzeichnen. Das Wunderbare dabei ist, daß Depretis, so oft er gestürzt war, stets rasch wieder wie der Phönix aus der Asche emporstieg und, ein neuer Antäus, mit jedem Falle nur vermehrte Kraft zu gewinnen schien. Da er aber die Unhaltbarkeit solcher Zustände doch nicht verkennen konnte, suchte er in einer neuen Parteibildung eine festere Basis für seine Regierung zu gewinnen. Den Andeutungen jener Rede vom October 1876 entsprechend, schloß er einen Bund mit einem großen Theile der alten Rechten unter Minghetti's Führung, der sich verpflichtete, ihm zur Seite zu stehen, solange und soweit er an dem Programm von Stradella festhalten würde, während dagegen ein Theil von Depretis' alten Gesinnungsgenossen unter der Führung der sogenannten Pentarchen Crispi, Cairoli, Nicotera, Zanardelli und Baccarini zur Opposition überging. Eine Zeit lang schien es, als ob diese Umbildung, der sogenannte Trasformismo, die Hoffnung, welche Depretis darauf gesetzt hatte, erfüllen sollte. Aber es fehlte das rechte innere Band zwischen den neuen Verbündeten, und man kann Depretis selbst den Vorwurf nicht ersparen, daß er sich der neuen Freunde zu sehr nur als Werkzeug zu seinen Zwecken bediente, ohne ihnen die erforderlichen sachlichen und persönlichen Zugeständnisse zu machen. Von einem Eintritte der Häupter seiner Bundesgenossen in das Cabinet wollte er nichts wissen; höchstens verstand er sich dazu, einzelnen untergeordneten Persönlichkeiten einen Platz einzuräumen. So kam es, daß, zumal nach dem Tode Minghetti's, des zuverlässigsten und einflußreichsten Anhängers der Allianz, im December 1886, ein Theil der neuen Freunde sich frondirend mit den von ihm abgefallenen alten verband und den Ministerpräsidenten nöthigte, im Frühling 1887 zwei Häupter der Pentarchie aufzunehmen und den bedeutendsten und gefährlichsten unter seinen Rivalen, Crispi, mit dem wichtigsten Posten, dem Ressort des Innern, in seinem Ministerium zu betrauen.

Wäre Depretis noch der alte gewesen, er würde sich nie dazu entschlossen, sondern auf der Bresche ausgehalten und vielleicht den Sturm abgeschlagen haben. Aber seit einiger Zeit traten die Spuren

Digitized by Google

des schweren Leidens, dem er zum Opfer fallen sollte, immer deutlicher hervor und lähmten die alte Thatkraft. Zu der Gicht, die ihn schon seit Jahren heimgesucht hatte, gesellten sich Symptome einer allgemeinen Anämie, die sich bald auch auf die Gehirnthätigkeit erstreckte. Er selbst erkannte die Nähe des Todes; aber im Volke und selbst in der Kammer, in der er am 31. Mai 1887 zum letzten male, mühsam am Stabe fortschleichend, erschien, glaubte man nicht an sein nahes Ende; ja, es hatte sich in Rom eine Art von Legende gebildet, die den „Alten von Stradella" für unsterblich erklärte. Am 7. Juli verließ er, fast ein Sterbender, die feuchtheiße Fieberluft Roms, um in dem gesunden Klima der geliebten Heimat Erleichterung zu suchen. Mit bewundernswürdiger Energie Krankheit und Schmerz überwindend, weigerte er sich, einen Stellvertreter zu ernennen, und erledigte bis zum Tage vor seinem Tode die laufenden Geschäfte. In den Abendstunden des 29. Juli 1887 schloß er die Augen zum ewigen Schlafe.

Wenn der Tod eines Mannes, der lange Jahre hindurch die Geschicke seines Landes geleitet hatte, keinen allgemeinen Ausdruck der Nationaltrauer, keine leidenschaftliche Klage des Volkes hervorrief, wie einst die Kunde von dem Hinscheiden Cavour's, Victor Emanuel's und Garibaldi's, so liegt die Erklärung dafür ebenso sehr in seiner, wenn man so sagen darf, geräuschlosen Wirksamkeit als Staatsmann in ruhigen Zeiten, wie in der Eigenart seiner Persönlichkeit, die wol geeignet war, Achtung und Sympathie, nicht aber vergötternde Begeisterung zu erwecken. Allgemein aber, selbst von den Gegnern, ward anerkannt, daß Depretis seinem Vaterlande und seinem Könige wesentliche Dienste geleistet habe, und daß seine Leitung der Staatsgeschäfte im ganzen und großen ein Segen für Italien gewesen sei. Nie hat er sein hohes und edles Ziel aus den Augen verloren, das Ziel, sein Vaterland nach außen geachtet und einflußreich, in seinen innern Einrichtungen, in seiner Gesetzgebung und Verwaltung zu einem Culturstaate ersten Ranges, stark, wohlhabend und glücklich zu machen. Er wußte, daß es dazu vor allem einer Stärkung des durch die Ereignisse der letzten 30 Jahre und die Herrschaft der wechselnden Parlamentsmehrheiten bedenklich erschütterten Autoritätsprincips bedürfe, und seine Bestrebungen waren unablässig auf diesen Punkt gerichtet. Nie leitete ihn ein engherziges persönliches oder Kirchthurmsinteresse; und wenn er mit großer Zähigkeit an seinem Amte festhielt, so war es, weil er sich mit Recht als denjenigen erkannte, der vor allen andern berufen war, am Steuer zu sitzen. Ohne ihn wäre Italien vielleicht dem Radicalismus und damit dem Verderben anheimgefallen, oder der Träger der Krone genöthigt gewesen, zu höchst bedenklichen Mitteln zu greifen, um sein Land vor dem Untergange zu bewahren. Mag man deshalb wol zögern, ihn als einen wahrhaft genialen Staatsmann zu bezeichnen; fehlte es ihm an wesentlichen Eigenschaften, die zum Charakter des politischen Helden unentbehrlich sind: so dürfen wir dagegen ohne Furcht des Widerspruches behaupten, daß er sein Vaterland vor schweren Gefahren behütet und auf dem Wege zu einer gedeihlichen politischen und socialen Entwickelung, in seinen innern Verhältnissen wie in seinen äußern Beziehungen wesentlich gefördert, daß er Italien in der Achtung des Auslandes gehoben und ihm durch seine Haltung das zaudernde Vertrauen der conservativen Friedensmächte Europas errungen hat; mit einem Worte,

Digitized by Google

daß er, wie keiner seiner Mitlebenden, der Mann war, dessen Italien im letztvergangenen Jahrzehnt bedurfte. So erscheinen die Denkmäler, welche das dankbare Vaterland ihm errichtet, wohlverdient, und sein Name wird in den Annalen des Königreichs stets einen hohen und ehrenvollen Platz behaupten.

Buchara nach und vor der Transkaspischen Eisenbahn.

(Mit einer Karte.)

Von Staatsrath **Dr. O. Heyfelder.**

I.

Verkehr, Handel und Wandel.

Die Transkaspische Eisenbahn überschritt am 6./18. Jan. 1888 auf der 1½ Werst langen Holzbrücke den Amu-Darja und erreichte am 15./27. Mai desselben Jahres Samarkand, die alte Hauptstadt des Tamerlan'schen Weltreiches. (Vgl. das in dieser Zeit durchmessene Gebiet auf der umstehenden Karte.) Jetzt ist es Vorort der einst bucharischen, nunmehr russischen Provinz gleichen Namens, die selbst wieder ein Bestandtheil jener ungeheuern Ländermasse ist, welcher als turkestanischer Militärbezirk unter General Rosenbach, dem Nachfolger Tschernajew's und Kauffmann's, verwaltet wird. Diese Ländermasse in Mittelasien ist ein verhältnißmäßig noch neuer Erwerb. In den sechziger Jahren haben die Generale Tschernajew, Abramow, Iwanow, Kauffmann Sieg auf Sieg erkämpft, Stadt auf Stadt erobert, Provinz auf Provinz erworben. Die Einverleibung von Samarkand durch den damaligen Generalgouverneur Kauffmann fällt in den Mai 1868, die Entscheidungsschlacht von Sari-Bulach auf den 14. Juli 1868. Muzzafar-Eddin, der damalige Herrscher von Buchara und Vater des jetzigen Emir, mußte die reiche Provinz, in Wahrheit den Schlüssel zu seinem ganzen Besitze, abtreten und die Oberhoheit Rußlands anerkennen. In dem Friedensvertrage wurden auch die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und Buchara geregelt, welche Bestimmungen noch heute zu Recht bestehen. Eine Station, Tugai-Rabat, ward in diesem Jahre zur Feier des 20. Gedenktages an die Schlacht von General Annenkow umbenannt und Sari-Bulach getauft. Die verlassenen und halb zerfallenen Lehmmauern des alten Festungsvierecks, um welches der Kampf damals tobte, dienten uns jetzt als Aussichtspunkt landauf landab auf die wimmelnden Massen der Eisenbahnarbeiter, auf die kommenden und gehenden Lastzüge, auf die weidenden Pferde und das belebte Lager der Eisenbahn-Pferdepost; denn an der russischen Grenze, die dort vorübergeht, standen wir im Kasernenzuge mehrere Tage, die Eisenschienen vor uns herschiebend, in rastloser Thätigkeit und das Land erforschend auf den schnellen und sichern bucharischen Reitpferden. Der Abfall von Samarkand, der ihm zu Hülfe eilende Heereszug der Begs von Schari-Seaps und Hissar, die heldenmüthige

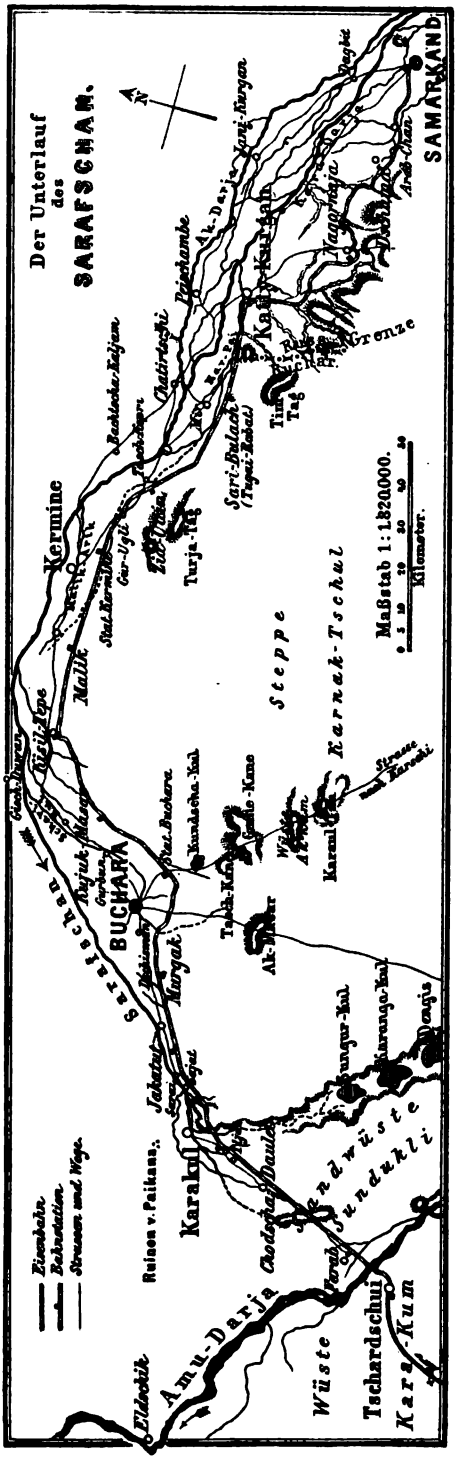
Digitized by Google

Vertheidigung der Citadelle unter Major Tempel, der rechtzeitige Ersatz unter Kauffmann in der Spanne Zeit von Mai bis Juli 1868 gehört fast noch der Zeitgeschichte an; an Ort und Stelle wissen wenige davon zu erzählen und erinnern sich kaum, daß es einmal anders war als jetzt, daß kein russischer General als Gouverneur in dem weißen Palaste zu Samarkand residirte, kein russisches Militär in dem Barackenlager nächst der Chaussee stand, nicht hohe, von Russen gepflanzte Bäume die regelrechten Straßen beschatteten, keine russischen Schulen, Lazarethe, Krankenhäuser, Kasernen, Mauthanstalten, Kirchen, Clubs, Gasthöfe an den rauschenden Wasserkanälen und dem Sarafschan lagen.

Noch leben Russen und Bucharen, die einander damals mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden; aber die Vergangenheit erscheint wie weggewischt, die neue, die russische Zeit scheint allein zu existiren. Das Bewußtsein ist allgemein und unumstößlich, daß kein Wandel mehr eintritt, daß keine Rückkehr zu frühern Verhältnissen mehr möglich ist. Seit Transkaspien russisch, d. h. seit der Eroberung der Achal-Teke-Oase und der Vernichtung dieses Stammes, seit dem Erwerb von Merw und der Pendeh-Oase, und vollends seit dem Bau der Eisenbahn durch Buchara, weiß auch dieses Chanat, daß sein Geschick für immer besiegelt ist. Die fern gelegene Provinz Samarkand ist auf einmal in den Ring der Eisenbahnen einbezogen, der Europa und Russisch-Asien umschließt. In 10 Tagen ist Schreiber dieses vom Amu-Darja bis Petersburg gereist, in 11 Tagen kann man von Samarkand aus die Newastadt, in 13 Tagen die deutsche Reichshauptstadt, in 14 Tagen London oder Paris erreichen. Also Samarkand, die alte Stadt der Timuriden, ist mit allen Hauptstädten verbunden und von der alten Zarenstadt in der Mitte des russischen Reiches nunmehr 8 Tagereisen entfernt, die leicht durch beschleunigte Fahrt und strenges Ineinandergreifen der Züge auf 6 Tagereisen eingeschränkt werden könnten. Was das in strategischem Sinne bedeutet, erfaßt jeder Militär; was es für den Handel dereinst bedeuten wird, versteht jeder Kaufmann. Was es aber politisch und culturell zu sagen hat, versteht wer an Ort und Stelle war vorher, während und nachher. Samarkand, so herrlich seine alte sartische Stadt mit den berühmten Baudenkmälern, so frisch und gesund die russische Neustadt mit ihren dunkelgrünen Alleen, Gärten und europäischen Gebäuden auch sein mag, war wie Dornröschen, wie Gretchen im Busch schön, still, in vierhundertjährigem Zauberschlafe befangen. Denn nicht nur schlafen Hunderte von Menschengenerationen in den Schutt- und Lehmhügeln, welche die jetzige Stadt gegen Westen und Süden begrenzen, es schlief auch die junge europäische Stadt, abgeschlossen wie sie war. Nach Taschkent, ihrem Vororte, ging die petersburger Post 21 Tage; bis aber Samarkand Briefe, Zeitungen und Neuigkeiten aus Petersburg erhielt, waren sie einen Monat alt geworden. Wenn auch ein Telegraph bestand, die Nachrichten von Thronwechseln und Todesfällen im fernen Abendlande, die Stimmung der londoner und berliner Börsen, die Nachricht von Nachfrage und Angebot an den großen Handelsplätzen: das alles kam nur wie ein Nachhall bis in die Stadt Samarkand, gerade schwach und spät genug, um den Bewohnern das Gefühl zu erwecken, daß sie ausgeschlossen von dem Leben seien, das in raschen Schlägen im Westen pulsirt. Ja es herrschte das beinahe

Digitized by Google

komische Misgeschick, daß der Samarkander nach Merw und nach Buchara nur mit dem Umwege über Taschkent, Orenburg, Samara, Moskau, Baku telegraphiren konnte, mit so viel Möglichkeiten mehr, daß das Telegramm verdreht ankäme, als es theuerer war und als es verspäten mußte. Aber nicht, daß der Samarkander später als alle andern durch ein tragisches Ereigniß im Herzen Europas erschüttert wurde und daß er erst über eine Caricatur oder Anekdote sechs Wochen später lachen konnte, wenn sie im Westen schon vergessen war, daß dem Musikalischen das verschriebene Klavier, dem Literaten die bestellten Bücher auf Kamelsrücken in bedächtigem Schritte in wochenlanger Reise herbeigeschafft werden mußten, gab ihm so sehr das Gefühl der Isolirtheit, als daß von ihm kein Weg zum Meere führte, kein Gleis ihn verband mit seinem politischen Mittelpunkte. Endlos sind die Wüsten und Steppen, welche ihn auf beiden Richtungen über Merw oder Taschkent von der Civilisation abschneiden, beinahe unüberwindlich die Schwierigkeiten des beweglichen Sandes, der wasserlosen Steppen, der asiatischen Sonnenhitze. Mit der Eisenbahn ist das alles auf einen Schlag geändert, die Entfernung scheint geschwunden, der Weg ist seiner Schrecken entkleidet. Der Telegraph geht nach Buchara, nach Tschardschui, nach Aschabad, bald auch nach Chiwa, in directer Linie und nach den Preisansätzen des Welt-Telegraphenverbandes. Es ist, als sei die Sonne aufgegangen in der Dunkelheit, als sei eine Brücke geschlagen von der Insel zum Festlande.



Die Bucharen standen erst zweifelnd und besorgt dem Unternehmen gegenüber: der gemeine Mann, weil es neu und fremd, der Patriot, weil es russisch, der Mollah, weil es nicht moham-

medanisch, der Staatsmann und Regierende, weil sie wol voraussahen, daß es eine eiserne Fessel mehr sei, welche der Mächtige ihnen anlege, daß es eine Maßregel zur Entnationalisirung werden möchte. Sie bedangen daher aus diesem und aus andern Gründen, daß der Schienenweg das dicht bewohnte Culturland möglichst umgehe und daß die Station Buchara 15 Werst von den Mauern und Thoren der Stadt angelegt werde, was, beiläufig gesagt, sie schon jetzt bereuen sollen. Mismuthig sah der Buchare, wie der russische Soldat und der persische Arbeiter, einst ein Erbfeind, sich auf seinem Gebiete behaglich niederließen, wie man den Boden aufriß, den Bahndamm häufte, Kanäle verschüttete, Häuser baute; wie die Werkstätten hämmerten und lärmten, der mohammedanische Feiertag nicht gefeiert wurde. Als jedoch die ersten Züge mit Baumaterial heranschnauften, da strömten sie bewundernd herbei, und auf den leeren Wagen fuhren zuerst einige Muthige halb besorgt, halb gehoben mit zurück. Dann aber kam ein Enthusiasmus über sie, mit dem Teufelswagen (Schaitan-Arba), mit dem russischen Gefährt (Uruss-Arba) zu fahren, daß sie zu Hunderten darauf sprangen, stundenlang zusammengekauert in Sonne und Hitze, in Wind und Regen warteten, bis die Locomotive pustete und der Zug ins Rollen kam. Das gemeine Volk ist begeistert für die Dampfwagenfahrerei; die Kaufleute beginnen schon ihre Waaren darauf zu versenden. Der Emir fragt jeden, den er in Audienz empfängt, nach der Eisenbahn, und hört mit zufriedenem Lächeln von ihren Leistungen und Fortschritten, wenn ihm auch die Etikette noch nicht gestattet hat, auf derselben mit seinem Hofe zu reisen. Buchara ist mit Samarkand und mit Transkaspien Eins geworden. Russenthum, Europäerthum dringt mit Macht und von selbst auf diesem beschleunigten Beförderungsmittel herein ins Land; mit den Typen und Erscheinungen aus Tausendundeine Nacht geht es zu Ende.

Wohl uns, wohl allen, daß dem so ist. Die Sklaverei ist seit 1868 in Buchara, seit 1873 in Chiwa abgeschafft, dank Rußland. Verschwunden sind die scheußlichen Gefängnisse, das Wanzenloch, die unterirdischen Gruben, in welchen sonst Fremde und Einheimische schmachteten, und zwar, wie man uns daselbst sagte, seit der Freundschaft mit den Russen; die barbarischen Todesarten, wie das Herabstürzen vom hohen Thurme und die gesetzliche (?) öffentliche Blutrache* werden seltener und seltener, ohne directe Intervention, aber durch den Einfluß europäischer Anschauungen. Ich sehe für beides das Ende voraus, ehe ein Jahrzehnt ins Land gegangen; auch die noch bestehenden stallartigen Gefängnisse mit Halseisen und Fußketten werden nicht mehr lange widerstehen, wenn noch öfter der misbilligende Blick europäischer Augen darauf fällt. Auf einem andern Gebiete hat die europäische Civilisation den Moslim die Bruderhand gereicht und ist verstanden worden: auf dem Gebiete der Krankenheilung und der thätigen Nächstenliebe.

Einem europäischen Arzte in Buchara, der im Gefolge der Eisenbahn dorthin gekommen, hat der politische Vertreter Rußlands gesagt, daß seine Thätigkeit innigere Beziehungen zwischen Russen und Sarten geknüpft, als bisher bestanden. Der Emir und dessen erster

* Im Jahre 1888 wurde noch der Mörder des Diwan-Begi, selbst ein angesehener Mann, der Blutrache der Diener und Angehörigen jenes mächtigen Beamten preisgegeben, die ihn zerstückelten und von einem Esel zu Tode schleifen ließen nach altasiatischer Tradition, wie sie die Bücher Moses, das Buch der Könige, die Iliade kennen.

Digitized by Google

Minister erkannten dankend sein Wirken an, und das Volk schätzt und verehrt ihn so, daß er allein von allen Fremden zu jeder Zeit des Tages und des Nachts zu Pferde und zu Fuße die engen winkeligen Straßen der Hauptstadt durchziehen darf, wo noch vor 40 Jahren der kühne irische Reisende O'Connor — dem Fanatismus und Fremdenhaß erlegen, und 10 Jahre später Graf Ignatiew, wie er mir selbst erzählt, zwischen zwei Gepfählten hindurch zur Audienz beim Emir schritt. In Turkestan aber, vornehmlich in Taschkent und Samarkand, haben die angestellten weiblichen Aerzte und deren Empfangslocale für weibliche Kranke den größten Erfolg, was zahlreichen Besuch und Zutrauen der Localbevölkerung betrifft.* Die neue Eisenbahn hat in ihrer ganzen Ausdehnung ärztliches Personal, Apotheken und Lazarethe, oder wenigstens Empfangslocale, zu welchen sich die Bucharen mit wahrem Eifer drängen. Von da aus ist in Buchara zum ersten male etwas wie rationelle Medicin gedrungen, zum ersten male etwas wie Hygieine und Schutzmaßregeln gesehen worden. Sie sind nicht unempfänglich und nicht ohne Verständniß für dergleichen. In wenig Jahren wird es der russischen Colonie zu Buchara gelingen, die Stadt gesund zu machen, wie schon jetzt die Kerosinbeleuchtung und die Lampe in allerlei Gestalt mit dem Talglicht aus Hammelfett siegreich wetteifert, welches noch vor einem Jahre das einzige Beleuchtungsmittel war, wie die Reinigung und Bespritzung der Straßen und Plätze in wenig Monaten wesentliche Fortschritte machte.

Als im Sommer 1887 eine Pariserin mit ihrem Manne durch Buchara fuhr, wurde sie ausgepfiffen und mit Schreieu, Lachen, Schimpfen verfolgt; als bald darauf eine junge Dame der politischen Agentur in Amazonentracht und unverschleiert, allerdings unter starker Bedeckung von Cavalieren, Dschigiten und Kosaken, den ersten Spazierritt durch und um die Stadt machte, stürzte alles voll Neugier auf die Straße, und die Frauen in den Gärten und an den Thüren vergaßen ihr Gesicht zu verhüllen, so starrten sie nach der Fremden. Im Sommer 1888 zeigten sich viele russische Frauen aller Stände auf der Eisenbahn, in der Hauptstadt, auf den Stationen, ohne daß sie mehr die Aufmerksamkeit der Sarten erregen. Kranke Frauen sind zu mir gekommen zwar im Geleite eines Bruders, Gatten oder Vaters; einzelne haben sich entschleiert, andere sich sogar auscultiren und percutiren lassen, während vor einem Jahre sie den Puls nicht fühlen ließen und nicht dem fremden Manne direct antworteten, sondern durch einen Angehörigen mit ihm sprachen. Vielleicht in kürzerer Zeit, als man jetzt glaubt, wird ihnen die Stunde der Erlösung aus dem Reste der Unfreiheit schlagen nach dem Vorbilde der europäischen Frauen, welche ihren Männern dorthin folgten, ob diese nun an Handelscomptoirs angestellt sind, oder als Ingenieure, Offiziere, Schreiber, Maschinisten, Wärter an der Eisenbahn dienen.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß in Samarkand, Kokan, Margelan,

* Mir liegen zwei Rechenschaftsberichte des Ambulatoriums für sartische Frauen und Kinder zu Taschkent vor, welche in dem officiellen Organ der turkestaner „Wjedemosti" publicirt wurden und die Jahre 1883, 1884, 1885 umfassen. Daraus ist zu ersehen, wie in stets gesteigerter Zahl Patientinnen Hülfe suchten und welche günstige Heilresultate erzielt wurden. Aber auch die allgemeine Stimme berichtet über den Zulauf und das Vertrauen, welches die weiblichen Aerzte in den asiatischen Provinzen Rußlands genießen.

Digitized by Google

Katty-Kurgan die europäische Civilisation die Moslim mit dem Kartenspiele, dem Trunke und der Prostitution bekannt gemacht hat, und daß dieselben Schattenseiten mit der Zeit auch im Emirthum sich geltend machen werden.

Sind die Orientalen an und für sich schon geborene Kaufleute, und zwar Usbeken wie Tadschiks, und beide wieder nicht weniger als Inder und Juden, so beeilen sich die russischen Kaufleute, sie auch mit europäischem Schwindel und Betrug bekannt zu machen.* Doch befinden sich in Buchara selbst eine Anzahl hochachtbarer Handelscomptoirs: die Mittelasiatische Handelsgesellschaft von Kudrin, die Nadjeschda, Kawkas u. Mercur, die Russische Transportgesellschaft, das Comptoir Djukow, die Jaroslaw'sche Manufactur-Handelsgesellschaft, das Geschäft des Tataren Burnaschew, der Darmhandel des Deutschen Dürschmitt, das Comptoir Stein als Vertreter der Brozki'schen Zuckerfabrik in Odessa, das Comptoir Drschewezky u. Neumann für Manufacturwaaren als Vertreter einer warschauer Firma, welche gute Geschäfte machen und welche von den Bucharen geachtet und zum Abschlusse von Lieferungen, Ausführung von Zahlungen benutzt werden. Die ältesten dieser Comptoirs bestehen seit 1874, dem Jahre nach dem Abschlusse des Handelsvertrages, die meisten erst seit 1886 und 1887. Namentlich haben sich, seit der Eisenbahnbau begann, unter unsern Augen mehrere neue Comptoirs aufgethan, während die bestehenden ihre Thätigkeit erweiterten und vergrößerten. Die einen eröffneten Filialen in Tschardschui, Aschabad, Usun-Ada, andere, z. B. Kawkas u. Mercur sowie Dürschmitt im Innern von Turkestan und Buchara. Kawkas u. Mercur hat 1888 Filialen in Samarkand, Margelan, Taschkent eröffnet und seinen Agenten in Buchara, Rosanow, mit der Oberaufsicht über seine Comptoirs in ganz Mittelasien bekleidet. Um die Landlose an der Eisenbahn haben sich neben diesen vorhandenen Handelsgesellschaften auch andere Geschäftsleute beworben, sodaß wir in der neuen russischen Stadt Buchara am Bahngleise eine eigene Handelsstadt entstehen sehen werden. Schon bis zum vergangenen Jahre geschah die Haupteinfuhr nach Buchara von Rußland aus, wogegen diejenige aus Indien, Afghanistan, Persien verschwindend klein und nur auf bestimmte Gegenstände beschränkt war, als Grüner Thee, Indische Shawls, Droguen u. dgl. Damals ritten die bucharischen Großhändler mit Commis und Dolmetscher zu Kamel und Pferd durch das Land und die Wüste bis zur Wolga, und fuhren dann zum Jahrmarkte nach Nishnij-Nowgorod. Im Jahre 1888 hat ein bucharischer Seidenfabrikant aus Samarkand halb Rußland befahren und sich in Petersburg, Moskau, Charkow directen Absatz aufgeschlossen. Andere werden diesem nachfolgen. Aus Poltawa kamen im Sommer 1888 Gutsbesitzer ins Emirthum, welche lebende Schafe aus Karakul kauften und auf der Bahn nach Hause führten, aus Moskau Aufkäufer von Lammfellen, aus Kleinasien französische Händler, um Nußbaumstämme auszuführen, ans dem Kaukasus Armenier und Juden, welche bucharische Teppiche in Massen kauften, sodaß die Preise fast aufs Doppelte stiegen. Kein Gast der

* Vgl. hierzu das Rundschreiben der Mittelasiatischen Handelsgesellschaft (O. Heyfelder, „Transkaspien", S. 72 fg.) und Warlamow's Bericht in der „Nowoje Obosrenie" (1888), welcher aus Buchara schreibt: „Es herrschen auf dem dortigen Markte zwar russische Manufacturwaaren vor, leider aber bleiben die moskauer Manufacturisten ihrer traditionellen Handelspolitik treu, deren Devise ist: «Betrügst du nicht, verkaufst du nichts."

Digitized by Google

Eröffnungsfeste, keiner der zahlreichen Reisenden aus Frankreich, England, Spanien, Italien und Rußland, welche die halbfertige Bahn befuhren, schied ohne einen Einkauf an Seidenzeug, an Stickereien, Teppichen, Metallarbeiten, Waffen, Messern. Dafür brachten sie europäische Ansprüche mit, und schon im Winter 1888 füllten sich die Bazare mit vorher nicht gesehenen Artikeln: Porzellangeschirr, Lampen, Gläser, Spiegel, Bürsten, Schreibmaterialien, Kaffee, Conserven, Zwieback; auf den Eisenbahnstationen erschienen Spielkarten, Cigarren, Bier, Wein, Schnaps (dessen Vertrieb auf ihrem eigenen Grund und Boden sich die Bucharen vertragsmäßig verbeten haben). Europäische Möbel, theils importirt, theils in unbeholfener Weise nachgeahmt, folgen dem europäischen Bedürfnisse; europäische Bauten bescheidener Art entstehen längs der Bahn, und bei seinem Landhause Kari hat der Emir nach eigener Wahl zwei russische Gebäude erbauen lassen, das eine modern, das andere altrussisch-byzantinisch, aus Stein gebaut, architektonisch stilvoll und schön. Auch einzelne Ingenieure haben die Stationsgebäude und Brücken aus schön behauenem Sandstein und Marmor der benachbarten Gebirge erbaut, den Sarten zum Vorbilde in der Verwendung ihrer steinreichen Berge. Mit den Lehmbauten der Bucharen wird es allmählich zu Ende gehen, wenn dies arbeitsame und nachahmungsfähige Volk erst den Unterschied von Stein- und Lehmhäusern erkannt und seinen Reichthum an verwendbaren Gesteinen erfaßt hat.

Sehr zugänglich für eine andere Neuerung, welche im Gefolge der Eisenbahn ihnen gebracht wurde, sind die blumenliebenden Bucharen, nämlich für Gartenbau und Baumzucht. Millionen von Sträuchern und Bäumen sind um die Bahnhöfe gepflanzt, zierliche Gärtchen bei den Wohnhäusern der Bauleiter und Beamten in Tschardschui und Farab angelegt, sogar Gemüsegärten versuchsweise gegründet; dem Sande Haltbarkeit zu geben, ist er in der Nähe des Bahnkörpers besäet und bepflanzt worden. Noch ist die Sache zu jung, um von allendlichem Gelingen reden zu können. Wir können aber den Erfolg ähnlicher Unternehmungen in Samarkand und in Transkaspien feststellen. In Samarkand besteht ein Botanischer Garten mit Baumschule, dessen Vorstand mehrere Quadratwerst Land an der Tamerlanbrücke des Sarafschan mit Reben, Akazien, Ailanthus bepflanzt hat und an die Sarten unentgeltlich Nutz- und Zierpflanzen vertheilt. Bei Kisil-Arwat hat die Eisenbahnbauleitung große Baumschulen errichtet und von da aus die Stationen versehen. Ganz Kisil-Arwat, zur Zeit der Expedition von 1880 ein leeres Hochplateau, ist jetzt in einen Wald von Bäumen gehüllt, und in Gök-Tepe wachsen Weiden und Akazien um einen Springbrunnen an der Stelle, wo Skobelew's und mein Zelt stand. Die Verbreitung der Culturzone, die Aufforstung der Berge, die Einführung neuer Holzarten und Nutzpflanzen wird eine der nächsten und folgerichtigsten Aufgaben der Europäer in Mittelasien überhaupt sein, von der Eisenbahn ausgehend und durch die Eisenbahn gefördert. Zunächst wird das Bedürfniß der Europäer die Erweiterung und Verbesserung des Gemüsebaues fordern, die noch unbekannte Kartoffel wird an den Grenzen der jetzigen Culturzone auf trockenem Boden cultivirt werden können und zur Hereinziehung bisher unbenutzten Ackergebiets dienen. Mit der vermehrten Nachfrage der russischen Aufkäufer von Baumwolle wird nothwendig deren Anbau sich ausbreiten. In Kasan-

Digitized by Google

Dschik (Transkaspien) und bei Tschardschui am Amu-Darja sind durch Kudrin erfolgreiche Versuche auf jungfräulichem Territorium gemacht worden.

Kurz Gartenbau, Ackerbau und Hausbau treten in eine neue Phase ein. Ebenso ist anzunehmen, daß die Technik und das Handwerk unter dem befruchtenden Einflusse neuer Anschauungen und europäischer Vorbilder eine Reform durchmachen und einem Aufschwung entgegengehen. Die Bucharen sind geschickte Töpfer, Dreher, Ciselirer, Seidensticker, Lederarbeiter, und zwar das alles mit den einfachsten Mitteln und sehr ursprünglichen Werkzeugen. Dabei besitzen sie Beobachtungsgabe und Anpassungsfähigkeit. Schon die Möglichkeit des Erwerbes vervollkommneter Instrumente wird ihr Handwerk heben; sie werden sich aber auch in unsern Werkstätten alsbald als geschickte Arbeiter einstellen, und mit dem neuen Modell bereichert sich ihre eigene Anschauung. In Samarkand wie in Buchara sind neue Farben und neue Muster schon jetzt in den Seiden- und Baumwollstoffen zu bemerken (ein freilich sehr zweifelhafter Fortschritt!); die Nähmaschine schnurrt überall in den Schneiderwerkstätten; die Verbesserung ihres primitiven Webstuhles, der Drehbank und anderes wird nachfolgen. Statt der Pferde, die an halb unterirdischen Rädern die Mühlen drehen, steht zunächst die Verwerthung der herrschenden Ostwinde durch Windmühlen bevor. Die Reform der Schafschur, der Reinigung, Pressung und Verpackung von Wolle und Baumwolle hat schon jetzt begonnen; die Chaussirung der zu den Bahnstationen führenden Wege ist mit der Vermehrung der Räderfuhrwerke eine Nothwendigkeit geworden. So erwächst das eine aus dem andern mit derselben Folgerichtigkeit, wie in jedem organischen Entwickelungsprocesse die verschiedenen Perioden des Wachsthums und der Umbildung aus einander hervorgehen.

Auf geistigem Gebiete hat die Eisenbahn und der vermehrte Verkehr mit den Russen manche Neuerung gezeitigt, welche sonst noch lange auf sich hätte warten lassen. Wir wollen vor allem von der religiösen Duldung sprechen. Wenn wir auch vermeiden, ihre Moscheen während des Gottesdienstes zu besuchen, so lassen sich doch die vielen Durchreisenden und wir mit ihnen die Moscheen und Medresseen zeigen, was die Bewohner bereitwillig thun. An dem Feldgottesdienste zur Eröffnung der Station Buchara und an den verschiedenen Kirchenparaden, welche in Tschardschui, Buchara, Zia-Udin stattfanden, nahmen die Sarten keinen Anstoß. Den verschiedenen Kindtaufen der Colonie wohnten die mohammedanischen Hausgenossen voll Interesse bei, und bei den kirchlichen Begräbnissen auf dem neuen russischen Kirchhofe nahe der Station bewiesen sie Theilnahme und Ehrfurcht. Als in Buchara ein junger Mollah auf der Terrasse zwischen Markt und Moschee nach alttestamentarischer Sitte zu dem versammelten Volke predigte, nahm ich mit meinen Begleitern auf einer entfernten Steinbank Platz und folgte den lebhaften Geberden, dem rednerischen Talente, welches sogar gute Schule verrieth, mit größtem Interesse, ohne jedoch die Worte zu verstehen. Er richtete augenblicklich einen Theil seiner Rede an uns, warf uns freundliche, leuchtende Blicke zu, und verbeugte sich, als wir dankend und grüßend uns entfernten, von einem Theile seiner Zuhörer neugierig und ehrfurchtsvoll begleitet. Und dieses alles geht in Buchara vor sich, dem Sitze mohammedanischer Gottesgelahrtheit und fanatischer Rechtgläubigkeit.

Digitized by Google

Eine andere Erscheinung, die dem Eisenbahnbau auf dem Fuße folgte, ist das Bedürfniß russisch zu lernen. Die wenigen Bucharen, welche des Russischen mächtig waren, stiegen plötzlich ungeheuer im Ansehen und in praktischer Verwendbarkeit. Nicht nur der Bauleiter, jeder Ingenieur, jeder Eisenbahnarzt, jeder Stationschef miethete sich einen Uebersetzer oder zweisprachigen Diener; auch am Hofe des Emir, bei jedem Beg (Gouverneur einer Provinz), an den Handelscomptoirs, bei den Telegraphenstationen wurden die gesucht und bevorzugt, welche russisch kennen. Als Vermittler zwischen den Urbewohnern und der suzeränen Rasse gewannen sie Einfluß im politischen und commerziellen Leben; es ward ein schon vielfach angestrebter Vorzug, wenigstens die Begrüßungsformeln russisch sagen zu können; in zehn Jahren wird die ganze jüngere Generation russisch können, wie schon jetzt das Commando beim Militär russisch geschieht.

Durch allmähliche Assimilirung des bucharischen Militärs in Uniform, Bewaffnung und Commando, in dem Aufstellen kleiner russischer Besatzungen an den Bahnhöfen von Tschardschui, Karakul, Buchara, der Vermehrung der Garnison in Kerki, Tschardschui und Katty-Kurgan ist das Emirthum militärisch in Rußlands Händen, wozu die Eisenbahn den berechtigten Vorwand bot. Man kann nicht eine strategische Bahn durch fremdes Gebiet anlegen, ohne ihre Anfangs- und Endpunkte, ihr Centrum und das Zugangsgebiet (Kerki und Amu-Darja) ebenfalls militärisch zu sichern. Die Aufstellung der Amu-Darja-Flotille kann als Vervollständigung dieser strategischen Maßnahmen angesehen werden. Die militärische Position erscheint so abgerundet und vollständig, daß eine Einverleibung Bucharas sowie ein Bahnbau Kaaki-Herat oder Merw-Herat nicht dringend erscheinen. Rußlands Stellung in Asien ist durch den vollendeten Bahnbau physisch und moralisch eine so gewaltige, unbeanstandete, daß sie auch durch weitern Gebietszuwachs nicht viel gewinnen könnte; wohl aber könnten der Einverleibung Schwierigkeiten erwachsen, denen man so geschickt ausweicht. Eine Provocation von seiten Afghanistans, eine unruhige Bewegung unter den Bucharen könnte eine solche Gewaltmaßregel von seiten Rußlands herausfordern; denn auch der Bahnbau bis Herat würde nur unter Annexion des nördlichen Afghanistan möglich sein. Aber es liegt nichts derart in der Luft; der Instinct des Volkes weiß nichts von dem Eintritte dieser Möglichkeiten.

Allgemein dagegen erwartet man die Weiterführung des Schienenweges bis Taschkent, der Hauptstadt des Militärbezirkes, welche nur noch 300 Werst hinter Samarkand liegt und von ebenem Gelände umgeben ist. In ähnlicher Weise beschäftigt sich die Phantasie der Eingeborenen mit dem Ausbau der englisch-indischen Bahnen. Sie haben Quettah erreicht; das Volk erzählt, sie sei bereits von Quettah bis Mesched geführt. Ja Kaufleute aus Lahore waren bei mir, der dafür bekannt ist, daß sein Zimmer mit großen Karten behängt ist, um sich die Eisenbahn zwischen Quettah und Mesched zeigen zu lassen.

Die Transkaspische Eisenbahn mit allem, was sie gebracht und umgibt, ist wie befruchtender Samen auf die Existenz und sogar auf die Phantasie der Asiaten gefallen. Diese Eindrücke durchdringen alles mit Macht. Die neue Generation wird eine gänzlich andere sein, eine europäisirte, obgleich ja die Lebensbedingungen, unter welchen die Bucharen bisher lebten und leben müssen, andere sind als in Europa. Klima,

Digitized by Google

Bodenbeschaffenheit — Himmel und Erde sind anders und sind das unabänderlich Gegebene für dieses Land und dieses Geschlecht.

II.

Die Bewässerung des Emirthums.

Die allerwichtigste und noch aus Urzeiten bestehende Einrichtung des Emirthums ist sein Bewässerungssystem.

Gleich dem Nilthal ist die Saraffschan-Oase auf die künstliche Bewässerung durch ein System von Kanälen, Wasserrädern und periodisch sich folgenden Ueberschwemmungen der Felder angewiesen, da in beiden Gebieten der tropfbarflüssige Niederschlag aus der Atmosphäre eine Seltenheit ist. Das Wasser für die Provinz Samarkand und das Emirthum Buchara liefert der Saraffschanfluß, welcher vom Saraffschangletscher im Alai-Dagh entspringt, in seinem Laufe von Osten nach Westen die jetzt russische Provinz mit der Hauptstadt Samarkand und das Chanat durchströmt, nach allen Seiten Kanäle abgebend. Dieses Flußgebiet, für dessen Uebersicht von Samarkand ab wir auf die vorstehende Karte verweisen, bildete bis 1868 auch eine politische Einheit.

Die Flut im Saraffschan hängt von der Schnee- und Eisschmelze im Hochgebiet ab, zeigt sich also stets einige Zeit nach Eintritt der Hitze, jedoch keineswegs mit der Stetigkeit und Regelmäßigkeit wie die steigende Flut im Nil. Die letztere hängt ausschließlich von dem tropischen Regen in der Aequatorialgegend ab. Das erste Steigen des Nils erfolgt im Anfang Juni und nimmt zu bis Ende September, darauf sinken die Wasser erst schnell, dann langsam bis zum Juni folgenden Jahres. Im Saraffschan erfolgt das Zuströmen im April oder Mai, je nachdem die Hitze eingetreten und für das Niederland auch, je nachdem das Wasser aus dem Oberlande entlassen wird.

Früher fiel der Saraffschan, der Goldspender, in den Oxus, jetzt versiegt er in der Begschaft und bei der Stadt Karakul vor der für seine geschwächte Kraft unüberwindlichen Sandzone, die vom Norden her längs des Oxus in das blühende Culturland hineinrückt und erst neuerdings dem Eisenbahnbau so bedeutende Hindernisse entgegengesetzt hat. Möglich, daß der Saraffschan auch heute noch seine Wasser bis zum Amu-Darja wälzen würde, und so ein mächtiges Hinderniß für die aus der Karakum-Wüste vorschreitende Versandung bilden könnte, wenn nicht seit Menschenaltern schon mit seinem segenspendenden Naß Misbrauch getrieben würde, und wenn namentlich dafür gesorgt worden wäre, daß alles Wasser, nachdem es seinen Dienst gethan, die Felder getränkt, die Bäume umspült, die Bassins gefüllt, wieder zurück zum Strome geleitet würde. Statt dessen versiegt das überflüssige Wasser in Tümpeln und Sümpfen und verdunstet auf offener Ebene, nachdem es von zahllosen Kanälen über die ganze Oase geführt worden ist.

Wie in Aegypten seit den letzten vier Jahren das ganze Irrigationswesen und Kanalsystem des Nils durch englische Ingenieure in einheitlicher Weise geregelt und mehr und mehr zweckgemäß ausgebaut wird, so steht die gesammte Bewässerung der Provinz Samarkand unter Aufsicht eines russischen Beamten, der unter Beirath eingeborener Sachverständiger die Sache leitet und auch Buchara mit Wasser versieht. In Buchara selbst steht ebenfalls ein Beamter, Mirab genannt, an der Spitze der Irrigation, nur ist dies kein Ingenieur, Techniker oder Sachverständiger, sondern ein durch die Gunst des Emirs an diese einträgliche Stelle

Digitized by Google

Berufener. Schischemski hebt hervor, daß darum das ganze Bewässerungswesen Bucharas im argen liege, weil dieser Hofbeamte nichts von der Technik der ganzen Sache verstehe und daher die Ausführung seinen Unterbeamten, diese aber die Arbeit in den Händen der Frondienst leistenden, kleinen Landbesitzer lassen. Letztere besorgen die Bewässerung nach Tradition und ihrer localen Einsicht. Der Mirab habe sich hauptsächlich nach den Wünschen und Bedürfnissen des Hofes, der Hauptstadt und der Großwürdenträger zu richten und betrachte seinen Posten in erster Linie als eine einträgliche Stelle. So komme es, daß eigentlich nur die Residenz und Umgegend, überhaupt die linke Seite des Saraffschanthales berücksichtigt werden, indeß die rechte Seite und das Land unterhalb Buchara nur dann Wasser erhalten, wenn Ueberschuß da sei.* Gegenüber diesem pessimistischen Bilde muß ich aus eigener Anschauung rühmen, wie mannichfaltig und geschickt die Kanäle durch das ganze Land geführt sind und wie unverdrossen die Einwohner das ganze Jahr an deren Reinigung und Vertiefung, Ausbesserung und Füllung arbeiten, wie gewandt sie die terrassenartig übereinander angelegten Felder der Reihe nach unter Wasser setzen, wie folgerichtig alle diese Arbeiten mit Pflügen, Säen und Ernten abwechseln. Daß keine Einheit der Bewässerungsarbeiten hüben und drüben vorhanden, daß die höhere Technik und die moderne Wissenschaft darin kein Wort mitzusprechen haben, viel weniger das entscheidende, maßgebende Element sind, ist zu bedauern. Nach unserer wiederholt ausgesprochenen Ansicht müßte für den Saraffschan wie für andere asiatische Flüsse durchaus ein Sammelkanal angelegt werden, der das Wasser nach geleistetem Dienste wieder in sich versammelt und als gemeinsamer Strom bis zum Amu-Darja gelangt, ähnlich wie auch der Murgab, Tedshen und die zahlreichen kleinen Flüsse des Kopet-Dagh vereinigt Kraft genug erhielten, um statt im Sande zu versiegen, nach dem Kaspischen Meere zu fließen. Diese Sammelkanäle müßten reichlich durch Baumschlag befestigt und geschützt, ihre Verdunstung vermindert, andererseits der Oberlauf der Flüsse durch Waldschutz und Waldanlage zu einer allmählichen Anschwellung bei allmählicher Schneeschmelze gebracht werden, sodaß sich ihre Flut auf einen größern Zeitraum vertheilte. Ein Nivellement des Geländes innerhalb der Culturzone, eine Erweiterung derselben durch Wiederherstellung des Flußbettes bis zum Amu, und durch Bewässerung höher gelegener, sehr fruchtbarer Gegenden wäre eben einer technisch und wissenschaftlich gebildeten Verwaltung der Irrigation vorbehalten. Daß die gegen Süden zu den Bergketten aufsteigenden, zumeist brach liegenden

* Jedenfalls war die Saraffschan-Oase früher, und zwar in historischer Zeit, größer als jetzt, das beweisen die in den benachbarten Steppen und Sandstrecken noch vorhandenen großen Kanäle und terrassenartigen Feldquadrate, die verlassenen Wohnungen und Dörfer an den Grenzen des heutigen Culturbereiches. Nach Chroniken aus der Zeit des berühmten Herrschers Abdullah-Chan ward ein Theil der Begschaft Karalul vom Amu-Darja bewässert; nach andern gab auch der Syr-Darja Kanäle gegen Süden ab, welche mit denen des Saraffschan und des Amu-Darja ein Netz der Bewässerung bildeten. Vgl. hierzu: S. Schischemski, „Turkestaner Zeitung", 1888, Nr. 13, 14, 15; O. Heyfelder, „Transkaspien und seine Eisenbahn" (Hannover 1888); N. N. Obrutschew, „Der militär-statistische Sammler", III, 102: „Buchara" (Petersburg 1868); J. Barois, „L'irrigation en Égypte" (Paris 1887). — „Collection d'ouvrage orientaux, publiée par la société Asiatique: Voyage d'Ibn Batoutah par C. Deffrémery et B. R. Sanguenetti" (Paris 1855).

Digitized by Google

Ebenen culturfähig sind, beweist das Frühjahr 1888, welches ausnahmsweise regnerisch, vom 24. Febr. bis 19. April, mit Ausnahme von fünf Sonnentagen, täglich Regen, häufig Gewitter, und am 8. April einen Wolkenbruch aufzuweisen hat, und welches die Bucharen veranlaßte, schnell einen Theil dieser Lehmsteppe zu pflügen und zu besäen. In welcher Weise eine sachgemäße Verwaltung der Bewässerung auch auf Verbesserung des Klimas und der hygieinischen Verhältnisse einwirken müßten, soll später berührt werden. In der russischen Provinz Samarkand, welche allerdings höher liegt als Buchara (2200 Fuß zu 540 Fuß), ist während eines zwanzigjährigen Besitzes die Irrigation geregelt, die Culturzone erweitert, die Gesundheitsverhältnisse verbessert, die Aufholzung mit Erfolg begonnen worden. Allerdings schreibt Réclusе der gesteigerten Bewohnerzahl und der Ausbreitung des Reisbaues in Samarkand, dem folglich vermehrten Wasserverbrauch im Oberlaufe des Saraffschan dessen verminderte Bewässerungskraft im Unterlaufe zu, aus welcher sich die entsprechende Verminderung der Culturzone in Buchara, dessen zunehmende Versandung und das Aufgeben noch unlängst bewohnter Stätten mit Nothwendigkeit ergebe. Merkwürdigerweise herrscht dieselbe Ansicht bei den Bucharen, und wurde dieselbe 1887 so laut geäußert, daß der petersburger „Regierungs-Anzeiger" eine Widerlegung derselben und namentlich der Behauptung brachte, als habe der russische Beamte für die Bewässerung in Samarkand 1887 dem Emirthum zu wenig Wasser und zu spät im Jahre zukommen lassen. Man kann auch die drei interessanten Aufsätze von Schischemski in dem officiellen Organe von Turkestan als eine Antwort auf obige Beschuldigung ansehen.

Nach diesem Schriftsteller nehmen das Chanat nur ein Drittel, Samarkand zwei Drittel der Saraffschan-Oase ein. Wir können nach authentischen Quellen hinzufügen, daß der samarkander Bezirk 24184 Quadratwerst mit 464985 Einwohnern hat, darunter 9397 Russen, 452844 Sarten, 2653 Juden, 81 Indier, 10 Europäer nichtrussischer Unterthanenschaft. Seine ganze Fruchtbarkeit beruht auf der Bewässerung durch den Saraffschan, genau wie in Buchara. Auch hier gibt es keine großartigen Kunstbauten noch Dampfmaschinen zur Hebung und Verbreitung des Wassers, sondern nur einfache Dämme, Kanäle und Wasserräder. Der Saraffschan theilt sich etwa 12 Werst oberhalb der Stadt Samarkand in die beiden Arme Ak-Darja und Kara-Darja, Weißer und Schwarzer Fluß. Während dieselben heutigentages in etwas regellosem Laufe das Thal durchfließen, überschwemmen und mit Kies beschütten, so scheinen sie vor einigen Jahrhunderten in streng begrenztem Bette geflossen zu sein, sodaß an ihrer Theilungsstelle zwei noch jetzt bestehende, Tamerlan zugeschriebene Brückenbogen, die in stumpfem Winkel zusammentreffen, hinreichten, um die abzweigenden Flußarme zu überbrücken. Nach andern sollen diese beiden massiven Steinbogen nichts anderes als eben eine Wasserscheide gewesen sein. Jetzt fährt man in der Nähe dieses großartigen Monuments durch den Fluß und muß ihn dreimal in der Richtung von Samarkand nach Taschkent kreuzen. Der größte Kanal, welcher vom Saraffschan abzweigt, der Fseap, hat die Bedeutung und das Aussehen eines selbständigen Flusses, und nach ihm ist das ganze in Samarkand und Buchara von ihm und seinen Zweigen bewässerte Gebiet Fseapbezirk genannt. Die Stadt Samarkand erhält ihr Wasser (zum Kochen, Baden, Irri-

Digitized by Google

giren) aus dem Fseap-Arik, aus dem zwei Kanäle auf beiden Seiten der Straßen verlaufen. Das Wasser ist chemisch rein, nur durch Beimischung eines grauen Sandes verunreinigt, welcher so reichlich aus den Gebirgen herabgeführt wird, daß man die Kanäle in der Stadt zweimal wöchentlich reinigen muß. Das Trinkwasser liefern Quellen. Die Hauptquelle befindet sich auf der Grenze zwischen der alten sartischen und der neuen russischen Stadt, sie ist reichlich, hell, kalt. Das Militärbarackenlager, sieben Werst vor der Stadt, gegen Westen gelegen, erhält sein Wasser aus dem Dargankanal. Katty-Kurgan, die wichtige Grenzstadt gegen die bucharische Grenze, mit 16000 Einwohnern, liegt ebenfalls im Gebiete des Fseapkanals, dessen Hauptarm hier den Namen Nar-pai führt und ganz gleich einem Flusse in starker Windung die Lößhügel der Westseite umspült. Der Sarafschan selbst tritt unterhalb Sari-Bulach nach Buchara über, und bildet mit seinen Hauptkanälen zwischen dem nördlichen Höhenzuge Ak-Tau und dem südlichen San-Gur jene Reihe von lachenden Fluren, schattigen Baumgruppen, freundlichen Orten, die fast ohne Unterbrechung ineinander übergehen und dazwischen die stattlichen Städte Zia-Udin, Tasch-Kepri, Kermine, Oksatsch aufweisen. Der arabische Reisende Ibn-Batuta, welcher im Jahre 1334 Buchara besuchte, kam von Chiwa durch die Wüste Karakum in das Emirthum und beschrieb es mit Worten, die auch heute noch vollkommen passen: „Am Ende unsers sechstägigen Marsches durch die Wüste kamen wir nach Wabkeneh (Wafkend), welches noch eine Tagereise von Buchara entfernt ist. Es ist eine hübsche Stadt mit Bächen und Gärten. Man bewahrt daselbst die Trauben von einem Jahre zum andern, und die Einwohner bauen eine Frucht, die sie Alallu (Pflaume) nennen, die getrocknet nach Indien und China ausgeführt wird. Wir reisten hierauf einen ganzen Tag mitten in einer ununterbrochenen Reihe von Gärten, Flüssen, Bäumen und wohlbestellten Feldern, und kamen nach der Stadt Buchara, dem Geburtsorte des Hauptes aller Lehrer der Tradition, Abu-Abd-alluh-Mahomed."

Von der russischen Grenze noch 87 Werst abwärts, bis zu den Ruinen der Festung Abu-Muslim, geschieht die Irrigation nach derselben, zweckmäßigern Weise wie auf dem russischen Gebiete. Bis zu dieser Oertlichkeit bildet der Fluß den tiefsten Punkt der Ebene, zu welchem sich von beiden Seiten der Boden senkt. Infolge dessen kehrt das Irrigationswasser aus dem Kanalnetze theils durch Sammelkanäle, theils durch Durchsickern nach dem Gesetze der Schwere in den Fluß zurück. Von Abu-Muslim aber sind die Ufer des Flusses höher gelegen als ihre Umgebung; das Irrigationswasser kehrt also weder nach physikalischen Gesetzen durch den Grund selbst zum Sarafschan zurück, noch wird es mittels Sammelkanal oder Dampfmaschine zu demselben zurückgeführt. Es geht also dem Flusse endgültig verloren und bildet Sümpfe, die ihrerseits endemische Wechselfieber bedingen. Dieses Verhalten dauert von Abu-Muslim bis Karakul auf einer Strecke von 127 Werst. Im ganzen nimmt Schischemski an, daß im Gebiete von Samarkand nur 141, im Emirthum 242 Quadratwerst Culturland existiren, und daß das Gefälle des Sarafschan 97,87 Faden beträgt. Um nur annähernd einen Begriff von dem Reichthume der Nebenkanäle jedes Hauptkanals zu geben, sei erwähnt, daß der Nar-pai im Bezirk von Katty-Kurgan 37, in dem von Zia-Udin 136 Nebenkanäle speist, wobei zu

Digitized by Google

bemerken, daß das Kanalsystem eben in die Hauptadern (Kanäle erster Ordnung) und in deren weitere Verzweigungen (Kanäle zweiter Ordnung) zerfällt. Die Magistrallinie des Saraffschan im Chanat hat eine Länge von 214 Werst ($30^1/_2$ deutsche Meilen). Auf dieser Strecke gibt er nach rechts 25, nach links 18, im ganzen 43 Hauptkanäle ab, welche eine Gesammtlänge von 955 Werst ($126^1/_2$ deutsche Meilen) haben und ihrerseits 939 Nebenkanäle abgeben. Gleichwie in Aegypten, so bestehen auch in Buchara keine Schleusen.* Die Oeffnungen werden im Ufer der Kanäle, oberirdisch oder unterirdisch, durchstochen oder mit Erde zugeklebt, und andere aufgethan je nach Bedürfniß. Metallische oder irdene Röhren habe ich nicht beobachtet.

Die beim Reinigen ausgehobenen Schlamm- und Sandmassen werden rechts und links von den Kanälen aufgehäuft, wodurch diese immer tiefer, die Ufer immer höher werden. In Samarkand ist das nicht gestattet. Dort wird der ausgehobene Sand von der Chaussee entfernt und meist als Baumaterial verwendet. Bei der Residenz Buchara wird der Sand zuweilen zur Ausbesserung der vorbeiführenden Wege benutzt. In der Richtung der Verkehrswege sind die Kanäle mit Holz-, Reisig-, Schilfbrücken überbrückt; an einzelnen dafür hergerichteten erweiterten Stellen gehen Fuhrwerke, Kamelkaravanen, Schafheerden direct durch das Wasser der Kanäle. Ein regelrechtes Verhältniß zwischen Landstraße und Ariken besteht nicht, sodaß erstere nicht selten unter Wasser gesetzt und auf lange Monate hinaus in Morast verwandelt werden.

* Ich habe ganz primitive Holzschleusen nur in einem großen Privatgarten eines reichen bucharischen Juden gesehen, sonst nirgends.

Soll das Wasser auf ein höher gelegenes Gelände gehoben werden, so setzt man ein Wasserrad in Bewegung, indem man ein Pferd, Rind oder Kamel in dasselbe einspannt. Das ganze Rad ist von Holz, ohne eine Spur von Eisentheilen, also außerordentlich leicht. Eine kleine gezahnte Kurbel wird von dem Zugthiere um eine Walze herum in wagerechter Fläche in Bewegung gesetzt, welche ihrerseits ein senkrecht stehendes hölzernes Rad um seine Achse dreht, indem die hölzernen Zähne des einen in die Zahnlücken des andern eingreifen, und zwar passen diese zwei Zahnräder, obgleich aus rohestem Material mit den einfachsten Instrumenten gefertigt, mathematisch genau ineinander. Rund an der Felge des großen Rades sind irdene Krüge (120—150) mit Bast festgebunden. Diese schöpfen, wenn an der tiefsten Stelle unter Wasser, sich voll mit Wasser, heben es durch eine halbe Umdrehung des Rades auf die Höhe und gießen es in eine Holzrinne, diese in einen Kanal, der es seinerseits durch kleine Kanäle in den hochgelegenen Garten oder Acker vertheilt. Auch die Gärten, sowol Blumen- als Baum- und Gemüsegärten, bilden vertiefte Vierecke als Beete, und dazwischen erhabene Wege mit Brückchen.

Genau dieselben Wasserräder mit den irdenen Schöpfkrügen bestehen in Aegypten, sie werden auch dort von Kamel, Pferd oder, im Unterschiede von Buchara, durch Menschen in Bewegung gesetzt.* Wie in Aegypten, scheinen diese Wasserräder und Kanäle sich seit Urzeiten gleich geblieben zu sein, was ihre Aehnlichkeit in Afrika und Asien heutigentags erklärt. Ibn-Batuta sagt (1334) von Samarkand, es sei eine der

* Vgl. hierzu J. Barois, a. a. O., den Text und Abbildung XX und XXI.

Digitized by Google

schönsten Städte der Welt, erbaut an einem bedeutenden Flusse und übersäet mit Wasserrädern, welche die Gärten mit Wasser versehen. Hier in Centralasien, gleichwie in Aegypten bedingt diese künstliche Bewässerung die Möglichkeit mehrfacher Ernten für Samarkand und Buchara wie, beiläufig bemerkt, auch für die Oasen Achal und Merw. Wenn im November die Wintersaat, meist Weizen, gesäet und durch eine sehr einfache Egge und darauf durch eine Art von Holzschlitten in die Erde gedrückt und diese geebnet worden ist, so wird der Acker unter Wasser gesetzt und je nach seiner Trockenheit drei Tage bis eine Woche unter Wasser gehalten. Jeder Acker ist mit einem niedern Wall oder Rain umgeben, welcher das Irrigationswasser abzufließen hindert. Der fette Lehmboden aber bedarf einer mehrtägigen Ueberflutung, um wenigstens einige Zoll tief mit Feuchtigkeit vollgesogen zu werden. Solch ein viereckiges, unter Wasser gesetztes Feld wird augenblicklich der Schauplatz einer Schar sich tummelnder weißer Möven, zierlicher Kibitze und durstiger Saatkrähen, welche alle während des Sommers verschwinden. Die Wintersaat ist vorwiegend Weizen, weniger Gerste, Roggen und Klee (Melilotus). Diese Saat, Bahari genannt, geht im Herbste und Winter schon auf, sodaß ein Theil von Bucharas Oberfläche auch im Winter und Vorfrühling in frischem Grün prangt, steht im halben April in Aehren und wird Ende Mai geerntet, worauf augenblicklich zum zweiten male gepflügt und gesäet wird. Auch diese zweite Saat entwickelt sich mit Hülfe einer künstlichen Ueberschwemmung und der Sommerhitze in kürzester Zeit. Die Frühlingssaat von verschiedenem Getreide, von Mais, Reis, Dschugura geschieht im Februar und März, für die Baumwolle Anfang April, die Ernte August und September. Im September und October sah ich als dritte Saat Gerste, Rüben, gelbe Rüben, Hirse u. s. w. säen, deren Einheimsung im November erfolgte. Der Steinklee kann fünf- bis sechsmal im Jahre und öfters von März bis December geschnitten werden, falls Wasser genug in den Kanälen ist, um ihn nach geschehenem Schnitte zu tränken. Melonen und Arbusen wachsen so nebenher an den Rändern der Felder und Gärten, und werden so gut im Winter aufbewahrt, daß man sie bis zum nächsten Frühling verspeisen kann. Reben, Feigen und Granaten werden im November in die Erde eingegraben, im Anfang März wieder ausgegraben. Junge Feigen erhalten sich unter der schützenden Decke und wachsen im Frühling rasch weiter, sodaß ich Ende April einige fast reife Früchte in einem wohlgepflegten Garten sah. Sie fangen erst im Mai an zu blühen, ebenso wie die Reben; die Granaten blühen vom April bis in den November und tragen gleichzeitig Früchte. Die Mandeln mit ihren rosenrothen Blüten sind hier wie bei uns am Rhein die ersten, sie blühen schon im halben Februar, Aprikosen und Pfirsiche im März, Zwetschen, Aepfel, Birnen in gleicher Reihenfolge Ende März, der Maulbeerbaum, indem er seine Blätter entwickelt, Anfang April. Seine Frucht reift Ende April, Anfang Mai, die Kernfrüchte Ende Mai, Anfang Juni, Pfirsiche im Juli, Trauben im August, Granaten und Birnen im August und September, Aepfel und Quitten kaum etwas später. Die gedeihliche Entwickelung des Obstes setzt jedoch voraus, daß die Wurzeln der Bäume vor und nach der Blüte vom Wasser mehrmals bespült werden, daher auch jeder Baum in einer runden Vertiefung zu stehen pflegt, zu welcher kleine

Digitized by Google

Wasserkanäle führen. Nach jeder Ueberschwemmung ihres Bodens treiben die Obstbäume aufs neue und behalten auf diese Art ihr grünes Laub bis in den Spätherbst.

Der Ertrag des Getreides ist sehr bedeutend; er soll das Sechzig-, Siebzigfache, ausnahmsweise das Hundertfache vom Korne geben.

Die Verwaltung der Bewässerung in Buchara steht, wie schon erwähnt, unter dem Mirab (Chef der Bewässerung, Deichinspector), welcher das gesammte Kanalsystem des Emirthums, alle Beamten und Arbeiter der Irrigation unter sich hat, ohne dessen Befehl oder Zustimmung keinerlei Arbeiten gemacht werden können. Er hat seinen Wohnsitz in der Schahrud-Oase (Schahrud heißt das letzte Drittheil des Sarafschan), in welcher auch die Hauptstadt liegt, und leitet von da aus seine Untergebenen, die Arbaben und die Pandschabegs. Zur Erhaltung der Wasserwerke, zur Einkassirung der Gelder für die Bewässerung und zur Vertheilung des Wassers in die Bewässerungsregionen bedient er sich der Arbaben. Wenn der Schahrud nicht genügend Wasser enthält, so läßt er alle aus demselben abgehenden Kanäle schließen und sendet mit dieser Botschaft die Pandschabegs an seine untergebenen Arbaben. Bis zur Unterwerfung der Provinz Samarkand unter russische Herrschaft 1868 war die Geschäftsordnung folgende: Sobald im Schahrud nicht genügend Wasser vorhanden war, so erstattete der Mirab dem Emir darüber Bericht und erhielt von diesem die Erlaubniß, die betreffenden Maßregeln zu ergreifen. So sandte er denn seinen Gehülfen, Machram genannt, an den Oberlauf des Flusses. Dieser verlangte von den Begs (Gouverneurs) die nothwendige Arbeiterzahl und ließ die Zweigkanäle in Samarkand schließen, die betreffenden Stellen mit Wachen besetzen.

Die Arbaben werden von der Provinzialbevölkerung selbst gewählt, und zwar aus der Zahl der angesehenen Landbesitzer; als Beisitzer und Gehülfen geben ihnen nach ihrer eigenen Auswahl die Gemeinden je noch einen Dschunban. Die Pandschabegs dagegen ernennt der Mirab aus seiner eigenen Umgebung, meist aus seinen Verwandten; sie haben seine Aufträge zu vermitteln und auszuführen. Für eine Gruppe von fünf bis sechs Kanälen bestellt der Mirab einen Pandschabeg, dessen Hauptaufgabe ist, den Landbesitzern das Wasser in gerechter und ausreichender Weise zukommen zu lassen und ihre Bezahlung dafür beizutreiben. Eine bestimmte Taxe existirt nicht, sondern die Bezahlung wird von dem Pandschabeg im Verein mit den Arbaben nach den Umständen, dem Wasservorrath, dem Irrigationsbedürfniß vereinbart. Schischemski meint, daß dabei Bedrückungen mit unterlaufen, da es keine Berufung gibt, wenn der Mirab einmal die Summe genehmigt hat. Was die Fronarbeit für das Bewässerungssystem betrifft, so ist es eine Tradition von alters her, daß für jedes Revier eine bestimmte Anzahl Arbeiter gestellt wird. Bei außerordentlichen Arbeiten kann mit besonderer Genehmigung des Emirs Beihülfe aus den Nachbarrevieren verlangt werden.

Es muß einer Eigenthümlichkeit in der Verwendung des Wassers erwähnt werden, welche einerseits mit den religiösen Anschauungen, andererseits mit den hygieinischen Verhältnissen in Beziehung steht: ich meine die Anlage von Bassins mit stehendem Wasser, Haus oder Haws genannt. Dieselben sind nicht etwa Ausnahmen, sondern die Regel. Sowol in den Gärten und Feldern begegnet man überall einem vier-

Digitized by Google

eckigen Wassertümpel oder Weiher, meist von einer Doppelreihe Pappeln, Weiden oder Maulbeerbäumen eingefaßt; ebenso innerhalb der Städte, hauptsächlich aber vor allen Moscheen und Medresseen. Ihre Anlage gilt ebenso wie die Erschließung und Einfassung einer Cisterne in der Wüste als ein Gott wohlgefälliges Werk, und so haben denn häufig die Gründer dieser Hausi ihren Namen an dieselbe geknüpft, sowol Mächtige dieser Erde als Fromme oder Heilige. In Buchara z. B. trägt ein solches großes Bassin, zu dessen Wasserspiegel ringsum acht Steinstufen hinabführen, den Namen des letzten Emirs Mussedin, andere Hausi die Namen des Nasr-Duran-Begi, des berühmten Herrschers Abdullah-Chan (1550) u. s. w. Dieselben dienen dem Muselman für seine mehrfachen täglichen Waschungen, der lieben Jugend als Bad und dabei den Umwohnern zum Trinken, und zwar trinkt man dieses Wasser mit Vorliebe (obgleich auch Brunnen bestehen), weil es durch seine Nähe und Beziehung zur Moschee als ein bevorzugtes oder gesegnetes gilt. Wären diese Tümpel durchweg mit Steinplatten ausgemauert, unterlägen sie einer regelmäßigen Reinigung und einer fortwährenden Erneuerung, so könnte der innere Gebrauch des Wassers immerhin noch als verhältnißmäßig unschädlich gelten. Wenn aber die Wassermenge eine unzureichende wird und zugleich die Verdunstung in der Sommerhitze eine außerordentlich starke ist, so stagnirt das letzte Wasser in demselben wochen- und monatelang, und dann bilden und entwickeln sich die Keime des Parasiten Rischta oder Filaria medinensis in demselben bis zu jener Metamorphose, wo sie, mit dem Wasser genossen, befähigt sind, sich im menschlichen und thierischen Organismus als Unterhautwurm auszubilden, der eine endemische Krankheit von Buchara ist. Je weiter aufwärts am Sarafschan, um so seltener kommt sie vor; in Oksatsch seltener als in Buchara, in Kermine nur noch als Ausnahme, in Samarkand allem Anschein nach nur wenn eingeführt. Selbst in Dschissak, einst einem Hauptsitze des Rischta, ist sie seit Einführung der russischen Verwaltung auf ein Geringes beschränkt. In Buchara selbst scheint der fünfte Mensch an Rischta zu leiden, und kann ein und dasselbe Individuum 2—10, ja 20, 30 solcher Schmarotzer auf einmal und jedes Jahr deren mehrere in sich beherbergen.

Außerdem geben die stagnirenden Wasser der Bassins wie der blind endenden Kanäle Anlaß zu Wechselfieber und zu dem endemischen schweren Fieber, dessen erster Anfall 24 Stunden bis 5 Tage dauert und zuweilen tödlich endet.

Wenn dereinst die Bewässerung des gesammten Sarafschangebietes in einer Hand vereinigt sein und von Sachverständigen geleitet wird, sonst keine Uebervortheilung einzelner Bezirke zu Gunsten anderer stattfindet, wenn das Gefälle geregelt und theils durch ungehindertes beständiges Durchströmen des Wassers durch die Kanäle und Bassins, theils durch technische Einrichtung der Teiche es keine stagnirenden und faulenden Wassertümpel mehr gibt, wenn unter dem Einflusse europäischer Gesittung und Medicinalpolizei gefallene Thiere verscharrt, kranke Thiere behandelt oder getödtet werden, die aus der Haut geschnittene Filaria verbrannt, nicht wie jetzt herumgeworfen oder getrocknet wird: so kann man hoffen, die Zahl der Krankheiten und speciell das Bucharafieber und den Bucharawurm verschwinden zu sehen, während andererseits die Culturzone vergrößert und die Ertragsfähigkeit des Landes gesteigert würden.

Digitized by Google

Konrad Ferdinand Meyer.

Von **Karl Schiffner.**

In unserm Schriftthume findet seit mehrern Jahrzehnten die geschichtliche Erzählung weitaus die reichste Pflege und bildet ebenso das große Arbeitsgebiet für bedeutende Dichter, wie den gesuchten Tummelplatz talentloser Buchmacher. Diese Richtung wurde heftig angefeindet. Aber ihre Gegner gingen zu weit, da sie ihr alle Berechtigung absprachen und dabei übersahen, daß die einen in bequemer Weise fertige Thatsachen gefällig aneinanderreihten und an der Oberfläche der geschichtlichen Wirklichkeit haften blieben, die andern aber mit hoher Begeisterung die geschichtliche Wahrheit suchten, in das geheimnißvolle Dunkel längst entschwundener Zeiten und Menschen eindrangen und sie neu belebten. Jene bilden eine bunte Masse, die mit dem jeweiligen Tagesgeschmack emportauchen und wieder versinken; diese eine kleine Schar von „Unsterblichen" — in der ersten Reihe derselben steht unzweifelhaft Konrad Ferdinand Meyer.

Er hat uns selbst seinen Lebensgang entworfen. Wir geben ihn auszugsweise im Wortlaute wieder:

„Geboren bin ich in Zürich, den 12. Oct. 1825. Mein Geschlecht ist seit mehr als zwei Jahrhunderten hier einheimisch. Im Jahre 1802, als Zürich von den Truppen der helvetischen Regierung bombardirt wurde, befehligte mein Großvater, Oberst Meyer, die Vertheidigung der Stadt, während mein anderer Großvater, Statthalter Ulrich, der Stellvertreter der helvetischen Regierung, sich hatte flüchten müssen. Dem Zusammenfließen des Blutes zweier sich schroff entgegenstehender politischer Gegner, eines Föderalisten und eines Unitariers, schreibe ich meine Unparteilichkeit in politischen Dingen zu. Mein Vater, Regierungsrath Ferdinand Meyer, war ein überzeugter Verfechter der repräsentativen Republik und ein entschiedener Gegner der absoluten Demokratie, deren tumultuarisches Wesen ihn sozusagen körperlich verletzte; meine Mutter, Betty Ulrich, war eine Frau von großer Liebenswürdigkeit und originellem, aber feinem Wesen, nicht ohne einen Anflug von Melancholie, «heiterer Geist und trauriges Herz», wie sie sich selbst charakterisirte. Bluntschli hat in seinem Buche «Denkwürdigkeiten aus meinem Leben» (Thl. 1, S. 56) die Bildnisse meines Vaters und besonders meiner Mutter mit Meisterhand entworfen. Meinen Vater verlor ich früh (1840).

„Nachdem ich das Unter- und das Obergymnasium durchlaufen, wo ich mir nichts erwarb als eine gründliche Kenntniß der classischen Sprachen, die mir geblieben ist, zog ich zu einem längern Aufenthalte nach Lausanne und Genf. Meine Mutter war mit einer genfer Familie eng befreundet, und mein Vater, der sich eingehend mit Geschichte beschäftigt und ein von Ranke rühmlich erwähntes Buch: «Die evangelische Gemeinde in Locarno» (1836), geschrieben, hatte mir in dem waadtländischen Geschichtschreiber Ludwig Vulliemin einen vertrauten Freund hinterlassen. So war mir die französische Schweiz von jeher eine zweite Heimat, wohin ich mich mehr als einmal geflüchtet habe, wenn es mir zu Hause nicht nach Wunsch ging, und immer mit gutem Erfolge. Bei

Digitized by Google

diesem ersten Aufenthalte gab ich mich widerstandslos dem neuen Eindrucke der französischen Literatur hin und ließ Classiker und Zeitgenossen auf mich wirken, die classische Komik Molière's nicht weniger als den lyrischen Taumelbecher Alfred de Musset's. So wurde mir von jung auf die französische Sprache vertraut und ich schreibe sie leidlich. Ungern von Lausanne nach Zürich zurückgekehrt, machte ich die Maturitätsprüfung und immatriculirte mich bei der juridischen Facultät. Aber dieses Studium konnte mir nicht munden, obwol Bluntschli mit viel Güte mich für dasselbe zu stimmen suchte. Ich zog mich bald aus den Collegien zurück und begann ein einsames Leben, kein unthätiges, aber ein zersplittertes und willkürliches. Ich habe damals unendlich viel gelesen, mich leidenschaftlich, aber ohne Ziel und Methode in geschichtliche Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und mich mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. Auch davon ist mir etwas geblieben: der geschichtliche Boden und die mäßige angewandte Localfarbe, die ich später allen meinen Dichtungen habe geben können, ohne ein Buch nachzuschlagen. Dieses zurückgezogene Leben habe ich jahrzehntelang weiter geführt, da meine gute Mutter mir volle Freiheit ließ und nach ihrem Tode eine liebe Schwester mit mir Haus hielt. Wir zeichneten beide, und in jenen langen Jahren habe ich die bildenden Künste lieb gewonnen. Immerhin war diese fortgesetzte, nur durch einige treue Freundschaften belebte Einsamkeit nicht geeignet, mir wohl zu thun, wenn ich ihr auch durch körperliche Uebungen, Schwimmen, Fechten und Wanderungen im Hochgebirge das Gleichgewicht zu halten suchte. Was mich dann wieder neu belebt, waren wiederholte Reisen in das Ausland. In Zürich fast ein Fremdling geworden, hatte ich inzwischen meinen Haushalt aus der Stadt an den See verlegt. Nach meiner Verehelichung mit einer Tochter des Obersten Eduard Ziegler (1875) erwarb ich schließlich den kleinen Landsitz in Kilchberg, wo ich jetzt mit Frau und Kind lebe. Im Jahre 1880 hat mir die Universität meiner Vaterstadt den Doctor honoris causa gegeben."

Konrad Ferdinand Meyer ist als Dichter verhältnißmäßig spät vor die Oeffentlichkeit getreten. Im Jahre 1864 waren seine „Zwanzig Balladen" bei Metzler in Stuttgart erschienen; 1870 bei seinem Freunde und dem Verleger aller seiner spätern Werke H. Haessel in Leipzig „Romanzen und Bilder". Seine erste größere Arbeit ist das früh entstandene, aber ziemlich spät veröffentlichte Idyll „Engelberg". Dieses weist zum Theil auf eine weniger ausgebildete Lebens- und Kunstanschauung zurück, da er noch mehr auf das Idyllische und Romantische als auf das Großartige und Classische, mehr auf buntes Leben als auf einfachen ruhigen Fluß der Erzählung, mehr auf satte Farben und reiche Verzierung als auf reine, große Linien sah. Gleichwol macht uns eine frische Anmuth, eine Zartheit und Wärme seine Schwächen vergessen. Noch liebt er eine bequeme Entfaltung, durch welche alle idyllischen Züge des Stoffes rein zur Geltung kommen. Dazu paßt auch vortrefflich der leichte Fluß der vierhebigen iambischen Verse, die sehr sorgfältig und sauber mit dem Bande reiner Reime fest umschlossen sind. Die Gestalten treten natürlich hervor und sind innerlich gesund, trotz des romantischen Scheines, der sie manchmal leise umschimmert. Die Heldin der Dichtung ist das liebliche, milde Menschenkind Engel;

Digitized by Google

mit ihrem Schicksal verknüpft sich leicht das der andern. Sie ist eine ruhige, rein weibliche Natur. Neben ihr steht die leidenschaftliche Jutta, die im Kloster ihren Liebesschmerz mit ihrem Leben endet. Die Gestalt des kräftigen Rhätiers ist fein ausgearbeitet. Die Scene, da er und Engel sich für das Leben finden, ist mit glühenden Farben gemalt. Meyer arbeitet gern mit Gegensätzen: in der dunkeln Klosterzelle die für ewig still gewordene Jutta, hier auf freier Bergeshöhe zwei junge Herzen, die sich rasch gefunden haben; über beide Orte spannt sich der leuchtende Frühlingshimmel, der die Erde zu neuem Leben weckt. Natur und Landschaft erfahren hier verhältnißmäßig mehr Berücksichtigung als in spätern Dichtungen. Lyrische Elemente wechseln glücklich mit epischen, heiterer Sonnenschein mit tiefen, tragischen Schatten. Ein eigentlicher Schluß fehlt, statt dessen ein leises Verklingen, was der Dichtung aber keinen Eintrag thut.

Der Dichter steht seinen Gestalten noch nicht objectiv gegenüber, wie in spätern Werken; der Zusammenhang zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen ist noch sichtbar. Was diese dadurch an Selbständigkeit zu verlieren scheinen, gewinnen sie an Unmittelbarkeit und Wärme.

Weit objectiver gehalten ist die nächste, bereits 1871 erschienene Dichtung „Hutten's letzte Tage" (6. Aufl. 1888). Sie ist für ihn das Denkmal einer doppelten Befreiung: von fremden Mustern, deren Einfluß bisher noch immer zu fühlen war, und vom französischen Wesen. „Im Jahre 1870", erzählt er, „war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüther zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genöthigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich «Hutten's letzte Tage». Ein zweites Moment dieser Dichtung war meine Vereinsamung in der eigenen Heimat. Die Insel Ufenau lag mir sehr nahe, und ebenso nahe lag es meinem Gemüthe, den dort einsam gestorbenen Hutten als meinen Helden zu wählen."

Man mag das Werk für ein Epos ansehen oder nicht, es bleibt immer ein Werk ersten Ranges; denn einem nichts weniger als epischen Charakter ist warmes Leben eingehaucht, einem spröden Stoff einfache Form abgerungen. Hutten's Thätigkeit ist zu arm an äußerer Handlung und zu zersplittert, als daß sie zu einem großen, allseitig nach einem Ziele vorschreitenden epischen Ganzen hätte gemacht werden können. Auch hätte dann der große Hintergrund der Weltbegebenheiten zu sehr das Interesse vom Helden abgelenkt und seine Gestalt unwillkürlich gedrückt. Daher mußte die gesammte religiös-politische Bewegung jener Zeit in die weite Ferne rücken, ohne sie deshalb außerhalb der deutlichen Sehweite zu halten; deshalb die memoirenartige Form des Romanzenkranzes. Der körperlich rasch verfallende, aber geistig ungebrochene Glaubensstreiter blickt zurück in die Tage bewegter Vergangenheit, und verweilt bei seinen Erinnerungen mit Freude oder Zorn, Groll oder Schmerz. Freunde und Feinde tauchen klar aus dem Nebel der versunkenen Zeit. Humanisten und Reformatoren, Papst und Kirche, Fürsten und Städte bekommen ihr verdientes Theil. Das einsame Leben des Ritters wird zum weiten Weltbilde und verengt sich dann wieder zum Bilde seiner Ufenau, an die nur die Wogen des Sees,

Digitized by Google

nicht aber die der Weltereignisse herüberrollen. Nur einmal kehrt ein unheimlicher Gast bei ihm ein, halb Krieger, halb Mönch: Inigo Loyola. Ein Meisterzug des Dichters, diese Männer, die Verkörperungen zweier durchaus feindlicher Weltanschauungen und Zeitströmungen, zusammenzubringen. Die Gestalt Loyola's ragt wie ein unheimliches Gespenst in die friedliche Stätte von Hutten's letzter Rast. Nur einmal noch hat Meyer eine ähnliche Person gezeichnet, den finstern Spanier Moncada in der „Versuchung des Pescara". Diesen mit starken Strichen, jenen als rasch verschwindenden Schatten, dessen Umrisse ohne feste Begrenzung riesenhaft in die finstere Nacht verfließen. Wie klar und groß hebt sich neben diesem das lichte Bild Luther's ab. Während der Held in Erinnerungen lebt, ohne darüber die Gegenwart zu vergessen, neigt seine Bahn dem nahen Ende zu. Als die Tage kürzer und die Welt dunkler wurde, als das Laub fahl wurde und zu Boden fiel, da schied auch er vom Lichte, nicht als windverwehtes Blatt, sondern als ganzer Mann, als Held. Diese Scheidescene steht in ihrer Einfachheit und markigen Kürze einzig da.

Der ganzen Dichtung wohnt eine gewisse herbe Größe inne. Es ist, als ob aus ihr jene nationale Erregung, die damals das gesammte deutsche Volk in seinen Lebenstiefen erschütterte, mit leisem, frischem Hauche herüberwehe. Diese gedrungene, schmucklose Sprache, die in festgebauten Versen ein reiches Leben entfaltet, ist ein Zeichen der neuerrungenen selbstbewußten Kraft des deutschen Dichters und des deutschen Mannes.

Für die große Denkweise des Dichters und die hohe Auffassung seines Berufes spricht besonders, daß er streng vermied, einer Gestalt des 16. Jahrhunderts Tendenzen des 19. in den Mund zu legen. Gerade bei Hutten lag diese Versuchung nahe. Das zeichnet übrigens seine spätern geschichtlichen Novellen so sehr aus, daß er niemals auch nur mit einem Seitenblicke auf heutige Zustände das wahre Bild eines fernen Jahrhunderts in falsche Beleuchtung rückt oder tendenziös verzerrt.

Den Kreis dieser eröffnet der große Roman „Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte" (1876; 11. Aufl. 1888). Wie er entstand, erzählt Meyer: „Längst hatte mich eine geschichtliche Gestalt, die größte der Bündnergeschichte, gefesselt. Bünden war mir durch wiederholte und lange Sommerfrischen sozusagen Schritt um Schritt bekannt, und in seinen Chroniken war ich so heimisch als möglich. Nachdem ich mich lange spielend mit dem Stoffe beschäftigt hatte, schrieb ich unter den Kastanienbäumen meiner Wohnung in Meilen den Roman «Jürg Jenatsch»."

Es ist das umfangreichste Werk, das Meyer bisher geschrieben hat. Ein reicher geschichtlicher Stoff, eine breite Handlung, die aber einem festen Ziele zustrebt und von einem Helden geführt wird, auf dem trotz hervorragender Nebenfiguren ununterbrochen unser Antheil ruht.

Jenatsch ist eine dunkle Gestalt, voll innerer Widersprüche, in dessen Leben sich die verschiedensten Fäden kreuzen. Und doch war er einhart, d. h. ein Mann, dessen ganze Kraft einem Ziele geweiht ist, das er unentwegt im Auge behält und mit allen Mitteln anstrebt: die Befreiung Bündens und die Wiederherstellung seiner alten Grenzen und Rechte. Glühende Vaterlandsliebe ist das Motiv seines Handelns, von hier aus hat ihn der Dichter erfaßt und dargestellt, daß er klar und frei von allem Widerspruche vor uns steht. Er rettet sein Bünden

Digitized by Google

zuerst vom spanisch-österreichischen, dann vom französischen Einflusse, nicht immer durch die edelsten Mittel: Mord und Verrath. Als er seine Lebensaufgabe erfüllt hatte, fiel er einer Privatrache der katholischen Partei zum Opfer. Man kann dieser blutbefleckten Gestalt wegen der Größe ihrer selbstlosen Gesinnung und des Opfermuthes und der Entschlossenheit in der Verfolgung eines hohen Zieles seine Bewunderung nicht versagen. Sein Untergang sühnt seine große Schuld.

Der Dichter hat neben der breiten politischen Handlung auch der rein menschlichen großen Raum gegeben. Er hat Scenen aus seinem Jugend- und Eheleben schön ausgemalt, er hat seine treue, herzliche Freundschaft zum „guten Herzog" Rohan gezeigt, und wiederholt auf das Opfer hingewiesen, das er brachte, als er jenen verrathen mußte.

Untrennbar mit der Haupthandlung ist eine große Nebenhandlung verknüpft: sein Verhältniß zu Lucretia Planta. Als Kinder hatten sie sich bereits geliebt, nachher standen er und ihr Vater als feindliche Parteihäupter sich gegenüber, und Jenatsch erschlug ihn. Anfangs kannte sie seinen Mörder gar nicht. Einmal aber hat es ihr Jürg selbst geoffenbart in einer Scene, die mit wahrhaft Shakespeare'scher Kraft gemalt ist.

Im Herzen Lucretia's kämpfen die Jugend- und Vaterlandsliebe mit der Rachepflicht; im Bündner die unerloschene Neigung mit dem Verzweiflungsgedanken, daß nun zwischen ihm und ihr eine Kluft gähne, die keine Macht der Welt ausfüllen könne. Um ihres Volkes willen drängt sie den Racheplan so lange zurück, bis er sein Werk vollendet hat; dann aber führt sie selbst den tödlichen Streich gegen das geliebte, verhaßte Haupt. Sie ist eine bewunderungswürdige Gestalt voll heißen Empfindens und ruhiger Selbstbeherrschung, zwei sich widersprechenden Lebenspflichten treu mit steter, starker Seele.

Jenatsch und Lucretia stehen den übrigen Personen weit voran. Gleichwol sind auch diese rein ausgearbeitet, z. B. der vertrauensvolle edle Herzog Rohan, der scharfsehende, etwas sonderliche Locotenent Wertmüller, dann die Jugend- und Berufsgenossen Jürg's: der feine und etwas steife Heinrich Waser, der dicke, lustige Fausch, der düster fanatische Blasius Alexander, der fröhliche und schlaue Kapuziner Pancraz u. s. w.

Jede seiner Personen lebt und spricht ihre eigene Sprache. Die lieblichste und rührendste ist Jürgen's Gattin Lucia, die zu jenen Frauengestalten Meyer's gehört, welche, vom Zauber edelster Weiblichkeit umstrahlt, allein durch ihr flüchtiges Erscheinen unser Herz vollständig gewinnen. Meist sind es zarte Mädchenknospen, die durch den Gang der Ereignisse ohne Schuld zermalmt werden.

Lucia hat ihrem Manne zu Liebe den Glauben gewechselt. Dafür wird sie von ihrem halb wahnsinnigen Bruder getödtet. Die reizende „Gnade" im „Heiligen" wird vor der Blüte ihrer Jahre von Heinrich II. betrogen und stirbt von dem Pfeil eines Knechtes getroffen. Die junge Antiope in der „Hochzeit des Mönches" stürzt nach kurzem, unschuldigem Liebesglücke vom Pfeil ihrer eifersüchtigen Gegnerin Diana durchbohrt zusammen. Die von del Guasto frech zerstörte Julia in der „Versuchung des Pescara" sucht und findet ein vorzeitiges Ende. Die tiefe Wirkung, welche das harte Geschick dieser Mädchen auf uns übt, ist mit reinen Kunstmitteln hervorgebracht. Nirgends verschwendet der Dichter ein Wort des Mitleids, nirgends gibt er ihnen einen romantischen

Digitized by Google

Heiligenschein. Ihr Los und ihr frühes Ende bewirken allein unendliche Rührung.

Ebenso wie in „Jürg Jenatsch" prallen auch im „Heiligen" machtvolle Gegensätze aufeinander, entfesseln sich gewaltige Leidenschaften, erfüllen sich tragische Geschicke.

Wie dieser entstand, erzählt Meyer: „Mit dem französischen Geschichtschreiber Augustin Thierry hatte ich mich schon in Lausanne viel beschäftigt und die «Récits des temps mérovingiens» ins Deutsche übersetzt (Elberfeld, Friedrichs). Aus der «Histoire de la conquête de l'Angleterre» war mir die räthselhafte Figur des Thomas Becket entgegengetreten, und ich habe so lange an ihr herumbildet, bis sie mir fast quälend vor den Augen stand. Ich entledigte mich dieses Phantoms durch den «Heiligen». Die Novelle erschien 1880." (1888 die 7. Aufl.)

Sie ist die erste mit einer Rahmenerzählung und steht an künstlerischer Rundung und Vollendung größtentheils über „Jürg Jenatsch".

Der ausgezeichnete Rahmen hat einen höhern Zweck, als einfach ein Seelengemälde zu umschließen und dessen Farben glänzender hervortreten zu lassen. Der Dichter tritt zunächst noch weiter gegen den Stoff zurück, als sonst möglich ist. Er baut nur die Bühne, auf welcher die idealen Zuhörer um einen idealen Erzähler gruppirt sind, dem er den Faden der Geschichte übergibt. Dadurch aber werden wir viel leichter in die rechte Stimmung versetzt und länger darin festgehalten; denn unmerklich beginnen wir mit den Augen und Ohren jener idealen Personen zu schauen und zu hören. Wir verlieren gleichsam unser „Ich" und fühlen Wirklichkeit und dichterische Wahrheit lebhafter und tiefer als sonst.

Wir leben heute im Zeitalter des geschichtlichen Romans, den viele gern für ein Unding ausgeben, da die Vergangenheit ein Buch mit sieben Siegeln sei, die auch der bedeutendste Dichter nicht zu lösen vermöge. Dann also dürfte die Dichtung nur die Gegenwart gestalten und ein ungeheueres Stoffgebiet bliebe der schaffenden Einbildungskraft des Dichters und der nachfühlenden des Lesers ewig verschlossen. Aber noch bleibt ein Mittel, die Vergangenheit zur Gegenwart und uns zu mitlebenden Zeugen jener zu machen: die Rahmenerzählung. Die Geschichte des „Heiligen" erzählt dann nicht K. F. Meyer seinem modernen Leser, sondern Hans der Armbruster, der weitgereiste und vielerfahrene Kriegsknecht des englischen Königs erzählt dem Chorherrn Burkhard von Personen, die er gekannt und deren Schicksal er mithandelnd miterlebt hatte. Zeiträume von Jahrhunderten versinken vor uns, Vergangenheit wird zur vollen Gegenwart, Dichtung zur Wirklichkeit. So erzielte der Dichter mit der Rahmenerzählung eine ungleich größere seelische Wirkung als ohne diese, und zugleich den äußern Vortheil, daß eine Handlung, die Jahre umspannt, scheinbar auf den kürzesten Zeitraum zusammengedrängt ist.

Thomas Becket, der Heilige, ist eine der dunkelsten Gestalten der Geschichte, sodaß sein wahres Wesen von verschiedenen Chronisten immer neu übermalt worden ist. Aus diesem vieldeutigen Bilde hat Meyer die ursprünglichen Umrißlinien des genialen Kanzlers mit wahrer Sehergabe herausgefunden und in helles Licht gestellt. Er entwirft auf dem großen Hintergrunde jener Zeit mit raschen markigen Zügen dessen ganze Persönlichkeit, daß an ihr nichts Fremdes und Wunderbares haftet und die große Wendung im Leben dieses Charakters ohne weiteres faßlich wird. Anfangs dem Könige Heinrich II. treu ergeben,

Digitized by Google

steuert er den Uebergriffen der Kirche in die Staatsgewalt; einmal aber Erzbischof von Canterbury, wird er zum heftigsten Gegner des Königs und seiner Gewalt. Aber nicht der Standeswechsel allein bringt den Umschwung in dieser Seele hervor, sondern der tiefe Schmerz um seine früh verlorene Tochter Gnade, die der König frech zerstörte. Dieser Gewaltstreich entfremdet die beiden Männer, die sonst wenig Gemeinsames besaßen: Heinrich leidenschaftlich, maßlos, gewaltthätig; Becket ruhig, fein und geschmeidig; jener Jäger und Kriegsmann, dieser Diplomat und Philosoph; jener im Hauswesen unglücklich: seine zänkische Gemahlin Ellinor untreu und eifersüchtig, seine vier Söhne voll Haß gegen sich und den Vater; dieser glücklich mit seinem Kinde, das in poetischer Verborgenheit zur Jungfrau heranreift.

Dem Hauptmotiv tritt beziehungsvoll ein Parallelmotiv in der Rahmenerzählung zur Seite. Die Tochter von Armbruster's Brotherrn hatte ein normannischer Edler verführt. Der Vater suchte bei Becket Hülfe. Der würdigte ihn keines Wortes. Da ballte der verzweifelnde Sachse die Fäuste und schrie ihm nach: „Schade, Pfaffe, daß du kein Kind hast, das dir ein Normanne verderben kann.“ Da berührte Thomas Becket, wie von einem lästigen Insekt umschwärmt, leise sein arabisches Roß, um es in etwas raschere Gangart zu setzen. . . .

Obgleich die machtvolle Gestalt des Heiligen gebieterisch alles Interesse auf sich zieht, so ist darum weder die Charakteristik der übrigen, noch die äußere Handlung vernachlässigt.

Farbenprächtige Scenen von hinreißender Schönheit zeigen, wie meisterhaft er seinen Stoff gepackt und erschütternd ausgebeutet hat. Nur wenige Schöpfungen unsers neuern Schriftthums können dem „Heiligen“ als ebenbürtig an die Seite treten.

Wir kennen kein schöneres und wahreres Wort über diese Novelle als das von Emanuel Geibel. Als er K. F. Meyer's „Heiligen“ gelesen hatte, sagte er, „er sei stolz darauf, daß dieses Meisterwerk in neuerer Zeit geschaffen wurde“.

Wer die Zurückhaltung Geibel's in diesen Dingen und den strengen Maßstab kannte, den er an seine wie an fremde Schöpfungen zu legen gewohnt war, wird leicht die Größe dieses Lobes ermessen können. Geibel schätzte überhaupt unsern Dichter sehr hoch, und im letzten Herbste (1884) noch, da seine Kräfte bereits erschreckend abnahmen, äußerte er gelegentlich, er lasse sich kein Gedicht Meyer's, das zerstreut in diesem oder jenem Blatte erschien, entgehen.

Diesem bedeutenden Werke folgten sieben kleinere Novellen, die jenem an Werth bald gleich-, bald nachstehen. Sie eröffnen neue Gesichtspunkte in das vielseitige Vermögen des Dichters.

Der Reihe nach die erste ist das „Amulet“. Sie spielt im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts und behandelt das einfache Schicksal zweier Liebender, das mit dem großen ihrer hugenottischen Glaubensgenossen auf das engste verknüpft ist. Mit dem Entwickelungsgange des einen zeigt er auch den des andern. Die großen politischen Strömungen im damaligen Frankreich finden Erwähnung. Ueber den Hugenotten in Paris bildet sich ein schweres Gewitter, immer tiefer sinken die dunkeln Wolken. Die verheerenden Blitze in der Bartholomäusnacht beleuchten mit blutrothem Scheine den Untergang der Hugenotten und die unter Stürmen still aufgeblühte Liebe der Gasparde Chatillon zu Hans Schadau. Diese beiden sind ebenso trefflich charakterisirt wie der fröhliche, glaubensstarke

Digitized by Google

Katholik Boccard, Hansens Freund, wie der greise Feldherr Coligny und der wankelmüthige, leidenschaftliche König.

Wieder wird eine ferne Zeit uns nahe unter die Augen gerückt: der Held der Geschichte wird zugleich zum Erzähler derselben. Lange Jahre nach jenen Ereignissen hat er sie aufgezeichnet, um sein Gemüth zu erleichtern von Erinnerungen, die wieder einmal mit scharfen, einschneidenden Zügen vor ihm auftauchten. Um den Eindruck der Wirklichkeit zu erhöhen und die Ueberlieferung durch die Jahrhunderte festzustellen, schrieb Meyer auf die Rückseite des Titelblattes: „Alte vergilbte Blätter liegen mir vor mit Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert. Ich übersetze sie in die Sprache unserer Zeit. Ob die Anführung der Quelle, etwa wie bei «Werther», blos Dichtung ist oder eine solche wirklich vorgelegen hat, wissen wir nicht."

In ganz andern Bahnen bewegt sich die heitere Novelle „Der Schuß von der Kanzel". Ihr liegt eine züricher Anekdote zu Grunde, die man sich vom General Wertmüller erzählt. Diesmal fehlt bis auf ein paar Striche der geschichtliche Rahmen. Der Schwerpunkt liegt diesmal auf einer sich überall ungezwungen ergebenden Situationskomik. Gleichwol opfert er ihr nirgends die Entfaltung der Dinge und Charaktere. Nur manchmal fühlt man leise, daß ihm das Große und Tragische gemäßer ist als das Kleine und Komische. Neben dem etwas possenhaften Hauptmotiv sind noch andere edlere Motive angeschlagen; überall ist Vertiefung gesucht, daß wir an der Geschichte einen mehr als flüchtigen Antheil nehmen. Die Personen heben sich rein vom Hintergrunde ab: der General Rudolf Wertmüller, ein alter Kriegsmann voll Sonderbarkeiten und Schnurren, sonst aber ein guter Mensch, der seine Lust am derben Scherz, aber nicht Freude am Schaden hat; sein Bruder Wilpert, der mit der heiligen Würde des Priesters das unheilige Vergnügen des Jägers glücklich verbindet. Auf seiner Liebhaberei zu Waffen baut sich der ganze Scherz auf. Der gute, aber beschränkte Candidat Pfannenstiel spielt neben diesem und seiner Braut Rahel eine etwas klägliche Figur. Dafür ist die Tochter des Pfarrers mit ein paar Strichen schön umrissen: ein häusliches Mädchen mit gesundem herzgewinnenden Wesen. Auch Nebenfiguren ernster und komischer Art sind nicht vernachlässigt. Der Dichter verweilt mit sichtlichem Behagen bei der Ausmalung der landschaftlichen Schönheit eines Gebietes, das er als seine engere Heimat so lieb hat. Die Handlung ist in zwei Tage zusammengedrängt und strömt unaufhaltsam dem Gipfelpunkte, dem Schusse Wertmüller's von der Kanzel und dem glücklichen Ende, der Vereinigung der beiden Liebenden, zu.

Die nächste Novelle: „Plautus im Nonnenkloster", ist wieder von einem Rahmen umschlossen. Poggio Bracciolini, der berühmte Verfasser der „Facetien", gibt sie an einem wunderbaren Sommerabende einer Gesellschaft gebildeter Florentiner um Cosmos von Medici als Erlebniß zum besten. Der Dichter spricht hier aus der Maske einer geschichtlich ganz bestimmten Persönlichkeit und ist dadurch in seiner Vortragsweise sehr gebunden. Wir wollen nicht behaupten, daß er Poggio's Stil hier ängstlich nachgeahmt hätte, aber überall tritt in der Wiedergabe der Geschichte jene leise Färbung auf, die den „Facetien" und ähnlichen Werken seiner Zeitgenossen anhaftet. Die Denkweise des Jahrhunderts, die das classische Alterthum so hoch und das Christenthum so gering schätzte, ist überall sichtbar ge-

Digitized by Google

macht. Wir dürfen einen Blick in das geistliche Treiben jener Zeit thun. Im Hintergrunde das Konstanzer Concil, auf dem die Kirche in Haupt und Gliedern reformirt werden soll. Im Vordergrunde kirchliches Unwesen und frommer Betrug. Der Klerus in zwei Theile gespalten: der eine ungebildet und ohne Gefühl für die Würde seines Amtes, typisch vertreten durch die Aebtissin des Klosters Münsterlingen; der andere hochgebildet, aber vollgesogen mit antiker Bildung, dem Kirchenglauben feindlich und schöner Menschlichkeit als höchstem Daseinsziele zugewendet: typisch geschildert in Poggio. Dieser reitet von Konstanz nach dem nahen Kloster, wo er einen Plautus zu finden hofft. Dabei entdeckt er einen frommen Betrug mit einem Wunderkreuze. Neben diesen Bildern, die zwei große Strömungen seines Zeitalters sichtbar machen, verläuft parallel eine rein menschliche Handlung: der Kampf der Pflicht des Gelübdes mit der Liebe im Herzen eines einfachen Landmädchens. Eine glückliche Wendung führt die Entdeckung des Betruges, die Rettung des Mädchens und die Auffindung des Plautus herbei.

Das Stoffliche waltet hier vor. Das gebot die Anlage der Novelle und die Maske, aus welcher der Dichter sprach. Denn die sogenannte psychologische Novelle datirt erst aus sehr junger Zeit. Hier wäre eine breite psychologische Entwickelung unmöglich oder unnatürlich gewesen. Hier kämpft ein einfaches Gemüth. Ein solcher Kampf ist weniger verwickelt und wortreich als der geistig höher Stehender, er läßt sich weder nach vielen Richtungen hin noch mit vielen Mitteln verfolgen. Aber er ist um so tiefer und wirksamer, je einfacher und natürlicher er sich gibt. Meyer hat ihn hier mit großen, tiefen Zügen dargestellt, die ihre Wirkung nicht verfehlen.

Spielt der „Plautus im Nonnenkloster" zu Anfang des Reformationszeitalters, so steht im Hintergrunde der nächsten Erzählung: „Des Königs Page", der Dreißigjährige Krieg. Wenn auch nicht im Mittelpunkte, so doch weit im Vordergrunde sehen wir den Schwedenkönig Gustav Adolf. In einer Scene tritt flüchtig, aber scharf beleuchtet, sein ebenbürtiger Gegner Wallenstein auf. Meyer hält an der vielbestrittenen Meinung fest, der Lauenburger habe den König in der lützener Schlacht meuchlings gemordet, und baut darauf einen großen Theil der Handlung. Damit verflocht er zugleich das Geschick der Auguste Leubelfing, die in Pagenkleidern ihrem geliebten Könige diente. Die Haupt- und Staatsaction ist gegen die rein menschliche Handlung zurückgedrängt. Auch Gustav Adolf wird mehr von der Gemüthsseite gezeigt.

Meyer läßt aus der tiefen Nacht des grausamen Glaubenskrieges ein reizendes Idyll in einfachen ungebrochenen Farben aufschimmern, das mit der tragischen Wendung im Leben des Königs traurig und erhebend verklingt. Mit besonderer Hingebung und Ausführlichkeit hat er Augustens Charakter geschaffen. Wir dürfen eine eigenthümliche und doch natürliche Herzensentfaltung bis ins einzelne verfolgen.

Als sie zuerst auftritt, ist sie noch ganz Kind mit dem Aussehen und den Manieren eines Knaben. Noch ist in ihr dasjenige nicht zum Leben erwacht, was wir das Ewig-Weibliche im engern Sinne nennen. Sie liebt den König, wie man den Helden ehrt, ohne weiblichen Wunsch. Die Gelegenheit, ihm als Page dienen zu dürfen, ergreift sie ohne Bedenken. Mit der ganzen Unschuld ihres Wesens trägt sie die Knabenkleider. Aber mit der Furcht und Scham vor Entdeckung erwacht in ihr das weib-

Digitized by Google

liche Wesen und damit in leisen Regungen die Neigung zu ihrem Herrn. Diese steigert sich, als sie erfährt, der Lauenburger wolle sich an ihm für eine gerechte Strafe rächen. Durch eine bübische List wird der Verdacht einer solchen That auf den Pagen gelenkt. Sie erfährt davon, die Beweise sprechen gegen sie, ihr scheint, der König glaube ihnen; sie reißt sich los von ihm und flieht. Damit ist ihre Liebe für ihn voll erwacht, offenbart sich aber nur in dem schönen Gefühl, das Haupt des Geliebten bewahren zu müssen. Am Morgen vor der lützener Schlacht drängt sie sich wieder zu ihm. Zur Linken des Königs reitet sie, zur Rechten der Lauenburger. Wenige Stunden darauf trägt man den König todt, den Pagen schwer verwundet aus der Schlacht. Der sterbende Mund erhebt eine unvollendet gelassene Anklage gegen jenen deutschen Fürsten, das brechende Auge sucht das Antlitz des großen Königs.

Diese allmähliche Entfaltung eines so reichen und muthigen Frauenherzens ist mit feiner Kenntniß der verborgensten Seelenvorgänge in zarten Linien gezeichnet. Auch die übrigen Personen sind mit reicher Menschenbeobachtung geschildert. Wir dürften übrigens in keiner Schöpfung dieses Dichters auch nur eine Gestalt finden, deren Züge nicht wenigstens zum größten Theile der Wirklichkeit abgelauscht wären.

Als meisterhafter Seelenkenner erwies sich Meyer auch in der 1883 erschienenen Novelle „Das Leiden eines Knaben". In dieser findet die Neigung der Geschlechter, die in seinen Werken doch sonst immer eine mehr oder minder hervorragende Rolle spielt, fast gar keine Beachtung, das treibende Motiv ist diesmal auf der einen Seite: Ehrgeiz, auf der andern: niedere Rachsucht. Ehrgeiz treibt den jungen, aber unbegabten Sohn des Marschalls Boufflers, über seine Kräfte hinaus zu arbeiten, um seinen Mitschülern nicht nachzustehen, die er in allen Leibesfertigkeiten und an Gemüth aber weit überragt; gekränkte Ehre treibt ihn in den Tod. Weil sein Vater einen Betrug des Jesuitenordens aufgedeckt hatte, mishandelt ihn der Jesuitenpater Le Tellier und kränkt seine Ehre. Dieser Mensch ist später Beichtvater Ludwig's XIV. geworden. Fagon, der greise Arzt des Königs und der ehemalige Beschützer des Knaben, hatte den Pater vor seinem Herrn einen Schuft genannt. Am Abend, da sich König und Arzt in den Gemächern der Maintenon trafen, rechtfertigte dieser sein Gebaren durch die Geschichte der Leiden des Julian Boufflers.

Fagon scheint ihn nur zu skizziren, aber indem er bald da, bald dort eine Seite dieses Charakters hell aufstrahlen läßt, leuchtet er zugleich immer tiefer in diese reiche Knabenseele hinein, daß am Ende nicht ein Punkt in ihr unklar bleibt. Diese Darstellungsweise war nothwendig, da der Arzt den Knaben nicht immer um sich hatte und dieser ihm auch nie sein Herz aufschloß. Sie ist aber zugleich lebendig, da durch dieses stückweise Entwickeln der äußern Handlung und des innern Zusammenhanges das Gepräge des Erlebnisses am schönsten bewahrt blieb.

Neben dem Knaben stehen in Hauptzügen entworfen: Marschall Boufflers, der über seinen Pflichten als Soldat die des Vaters ganz vergißt; dann die Marschallin, eine etwas beschränkte, gute Frau, die, ganz Mutter, ihr Kind völlig versteht und zu dessen Unglück viel zu frühe dahingeht. Die verschiedenen Charakterköpfe von Julian's Lehrern und Mitschülern sind mit ein paar Strichen anschaulich hingeworfen.

Ebenso reich wie die Charakter-

Digitized by Google

zeichnung ist auch die Scenerie. Auch hier nur Skizzen, die ihrem Inhalte nach in Farbe und Ausführung verschieden sind. Wo der Haß dem Arzte den Pinsel führt, malt er mit glühenden Farben. Rührende und tiefpoetische Bilder wechseln mit anmuthigen und schrecklichen oft ohne sichtbaren Uebergang, aber immer wohl vorbereitet.

Diese Novelle zeigt den Dichter wieder von einer neuen Seite. Sie richtet ebenso wie „Hutten's letzte Tage" und „Plautus im Nonnenkloster" die scharfe Spitze ihrer Tendenz gegen Schäden der Kirche und ihrer Glieder. Diese entstammt aber keinem niedern confessionellen Hasse, sondern einem tiefen Rechtsgefühle und beeinträchtigt auch nirgends die künstlerische Gesammtwirkung oder den Genuß dieser Schöpfungen.

Der Dichter verzichtet in allen dreien auf das Wort, das er dem Helden oder einem Erzähler des Rahmens abtritt. Im Munde des feinsinnigen Humanisten bekommt es eine leise ironische Färbung, in dem des deutschen Glaubenshelden, oder des französischen Arztes, dessen Vorfahren als Hugenotten gelitten haben, eine leidenschaftliche Glut.

Den ersten Rang unter den „Kleinern Novellen" nimmt unfraglich die „Hochzeit des Mönches" ein. Sie bedeutet in manchem sogar einen Fortschritt über den „Heiligen" hinaus. Hier legt er die Erzählung keinem Geringern als Dante in den Mund, ein Wagniß, welches in großartiger Weise gelungen, einen sichern Maßstab für Meyer's gewaltige Dichterkraft gibt. Der Rahmenerzählung ist auch diesmal die höchste Sorgfalt zugewendet. In der Technik derselben ist er über Boccaccio, Goethe und deren Nachfolger weit hinausgekommen. Für jene bildete der Rahmen noch ein bequemes Mittel, eine Reihe loser Novellen zusammenzuhalten; Meyer umschließt mit diesem immer nur eine Erzählung. Jene lassen abwechselnd mehrere Personen erzählen, dieser nur eine und erreicht dadurch eine außerordentliche Concentrirung der Handlung und unsers Interesses. Jene legen ihren Personen Geschichten in den Mund, die sie gewöhnlich nicht selbst erlebt; dieser läßt seinen Armbruster, Poggio oder Fagon als Augenzeugen Selbsterlebnisse berichten; dadurch erhöht er die poetische Wirklichkeit und Glaubwürdigkeit bedeutend.

In der „Hochzeit des Mönches" dient der Rahmen einem neuen Zwecke. Es handelt sich weder um eine geschichtliche und selbsterlebte, sondern um eine durchaus erfundene Geschichte. Mit jenem soll hier weder ein langer Zeitraum verdeckt, noch eine Tendenz gemildert, sondern einfach gezeigt werden, wie im Geiste eines großen Dichters eine Schöpfung vom ersten Anstoß allmählich aus dem Vorgefundenen durch leise Umbildung der schaffenden Einbildungskraft zum vollendeten Kunstwerke ausreift.

Dante hat anfangs nichts vor sich als die einfachen Worte einer Grabschrift und das gegebene Thema. Aus diesen entwickelt er mit Meisterhand eine Geschichte von erschütternder Tragik. Wir belauschen seine Arbeit; von den Anwesenden nimmt er Gestalt und einige Züge und stattet damit seine Figuren aus. Damit ist die engste Verknüpfung zwischen Rahmen und Bild, die überhaupt möglich war, erreicht. Die Gestalten ergänzen sich dabei gegenseitig, erweitern und vertiefen sich.

Meyer hat mit allen Kunstmitteln versucht, vor allem Dante in seiner überwältigenden Persönlichkeit und geistigen Größe zu zeigen. Dieser ist noch nirgends mit so wenigen Strichen so tief gefaßt und so lebenswahr wiedergegeben worden als hier. Der große Florentiner wird mit jeder Figur des

Digitized by Google

Rahmens verglichen; blitzartig erhellen sich ihre Aehnlichkeiten und Gegensätze.

Mit ebenso anschaulicher Knappheit wie der Rahmen gestaltet sich das große Gemälde.

Der Lauf der Ereignisse ist sehr lebhaft und durchaus dramatisch; die Oertlichkeit nur angedeutet; die reiche äußere Handlung macht ungeheuere innere Bewegungen sichtbar; Rede und Gegenrede werden vornehmlich gepflegt.

Das Grundmotiv ist plötzlicher Berufswechsel. Dante wählt den entkutteten Mönch, der nicht aus eigenem Antriebe, nicht aus erwachter Weltlust oder Weltkraft, nicht weil er sein Wesen erkannt hätte, sondern einem andern zu Liebe, unter dem Drucke eines fremden Willens, wenn auch aus heiligen Gründen der Pietät untreu an sich wird, sich selbst mehr als der Kirche das gegebene Gelübde bricht und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe saß und ihn nicht drückte.

Was ein anderer zur Erhöhung des Interesses zu sagen vermieden hätte, breitet Meyer nach Art der italienischen Novellisten offen vor uns aus. Ja mehr noch: er verräth sogar den nothwendig schlimmen Ausgang seiner Geschichte. Gerade aber darin zeigt sich seine Kunst am feinsten, daß er die Erzählung stets so führt, daß man bis ans Ende hin eine glückliche Wendung erwarten oder vermuthen muß, bis diese in plötzlichem Absturz erschütternd schließt.

Die Charaktere sind typisch vereinfacht: Astorre, der Mönch, entsagt aus kindlichem Gehorsam plötzlich seinem Stande und vermählt sich ohne Kenntniß weltlicher Liebe mit der kühlen Diana, der Braut seines verstorbenen Bruders. Plötzlich bricht in ihm eine heftige Neigung zur stillen, herzenswarmen Mädchenknospe Antiope hervor.

Pflicht und Liebe führen einen ungleichen Kampf, der den Mönch ohne Welterfahrung aus seiner Bahn wirft. Die Liebe siegt, die Liebenden fallen aber der Eifersucht Diana's zum Opfer.

Neben diesen drei Gestalten treten eine Menge anderer in einfachen typischen Linien hervor; auch der große geschichtliche Hintergrund wird deutlich sichtbar. Der gewaltige Ezzelin, der Tyrann von Padua, greift in die Handlung ein. Der Dichter läßt ihn überall dort erscheinen, wo dieselbe eine bedeutende Wendung macht. Auch der Schatten des herrlichen Staufenkaisers Friedrich II. ragt in seiner ganzen dämonischen Größe herein.

Seit dem „Heiligen" hatte Meyer nichts geschaffen, das sich mit dieser Novelle auch nur annähernd vergleichen ließe. Auch das „Leiden eines Knaben" nicht. Das Werk spricht eine gewaltige Sprache, besonders zu jenen, die in unserm Schriftthume hinter Goethe den großen abschließenden Strich ziehen möchten.

Die folgende Erzählung: „Die Richterin", ist wenig bekannt. Sie ist die einzige, in welcher Meyer altgermanisches Leben gestalten wollte und die Zeitfarbe nicht getroffen hat. Sie spielt im Zeitalter Karl's des Großen, trägt aber im ganzen viel mehr die Färbung des 12. als die des 9. Jahrhunderts. Keine von seinen Schöpfungen entbehrt eines geschichtlichen Gewandes. Die geistigen Strömungen großer Zeiten hat er mit hellem Blicke erkannt und mit gewaltiger Kunst darzustellen gewußt, aber nicht alle sind ihm gleich sympathisch.

Das 12. und 13., das 16. und 17. Jahrhundert, die Staufer- und die Reformationszeit kennt er bis ins einzelne genau und stellt sie mustergültig dar. Er weiß auch bei der Gestaltung nichtdeutscher Stoffe genau, was fremde

Digitized by Google

Völker mit uns gemeinsam haben oder nicht. Er wird allen gerecht; sein ganzes Herz hängt aber an seinem Volke, und mit großer Liebe zeichnet er gern die Schweizer alter Zeit in ihrer geraden, unverfälscht deutschen Eigenart.

Auch diese Novelle spielt in seiner Heimat: in Rhätien. Er verweilt hier mit Behagen bei der Ausmalung der wilden, großartigen Landschaft, die mit der Handlung in schönen Einklang tritt und neben dem epischen Glanze auch lyrische Stimmung zum Ausdruck bringt. Verzehrende Leidenschaft weht uns aus dem Werke mit heißem Hauche an; an wenigen Stellen entfaltet sich Mildes und Liebliches.

Meyer gestattet diesmal der dritten Welt der Träume, Ahnungen u. s. w. mehr Raum als je. Die Vorgeschichte der Heldin tritt uns zum großen Theil aus einem Traumgesicht entgegen. Die Haupthandlung wird hier auf eine lange Strecke von einer parallelen Nebenhandlung begleitet und heller beleuchtet. Monologe, die er sonst streng meidet, führt er hier ein. Die Handlung bewegt sich auf zwei auseinanderlaufenden Linien: nach rückwärts, indem ein Verbrechen der Richterin Stemma enthüllt wird, nach vorwärts, indem Schritt für Schritt damit der Kampf der Liebe Wulfrin's zu Palma Novella, der Tochter Stemma's, seiner vermeintlichen Schwester, mit der entsagungsvollen Pflicht des Bruders geschildert wird. Durch die rasche Steigerung der einen Handlung und durch die geschickte Verlangsamung der andern bringt es der Dichter zu großen Wirkungen, die durch die parallele Nebenhandlung erhöht werden. Sie nützt besonders der Charakteristik viel. Kleine Verzierungen werfen helles Licht auf die Hauptvorgänge, z. B. der zweimal verwendete Psalmvers.

Die Verwendung des Wunderbaren verstößt hier weder gegen ein Kunst- noch ein Naturgesetz. Der Zauber des Hifthorns ist an sich ein äußerlicher, daher zunächst unverwendbar. Er sucht deshalb das gleiche Ziel durch innere Vorgänge zu erreichen. Das Zusammentreffen dieser beiden Bewegungen in einem Endpunkt ist von großartiger und verblüffender Wirkung.

Die „Richterin" ist ein schönes Werk, ragt aber an das folgende: „Die Versuchung des Pescara", nicht heran, das mit dem „Heiligen" und der „Hochzeit des Mönches" ebenso sehr drei fernhin leuchtende Gipfel im Schaffen Meyer's wie in unserm ganzen neuern Schriftthume bedeutet. Nirgends findet man sinkende Kraft oder ein Zurückgreifen auf frühere Motive und Gestalten, sondern eine neue Entfaltung aller Kräfte zu neuen Zielen.

Keine Novelle ist mehr dem Drama genähert, als diese. Aus Rede und Gegenrede werden Menschen- und Völkergeschicke klar. Alle Fäden der reichgegliederten und doch einfachen Handlung laufen in der Hand des Helden zusammen. Meisterhaft wie fast immer ist auch hier die Anlage. Spiel und Gegenspiel eröffnen den Kampf an demselben Ort fast zur gleichen Stunde.

Obgleich der Held erst im dritten Hauptstück auf die Bühne tritt, so sind wir mit einem guten Theil seines Wesens vertraut, denn alle Blicke und Hoffnungen ruhen auf ihm. Der knabenhafte, schwankende Herzog von Mailand wie sein unermüdlicher phantastischer Kanzler Morone, der überkluge, zaudernde Papst wie sein geradsinniger rauher Gesandter Guicciardin, und nicht zum mindesten die hochsinnige Dichterin Victoria Colonna, das schöne Weib des Pescara, hoffen und wünschen die Abkehr des Siegers von Pavia von Kaiser

Digitized by Google

Karl V. um der Freiheit ihres Vaterlandes willen.

Morone, der Versucher, naht; mit eindringlicher und glänzender Beredsamkeit zeigt er den schimmernden Lohn. Pescara bleibt treu ohne Wanken, denn er kannte die Versuchung schon, bevor sie kam, und die Verderbtheit seiner Landsleute. Die verlorene Freiheit aber läßt sich nur wiedergewinnen durch einen aus der Tiefe des Volkes stammenden Stoß und Sturm der sittlichen Kräfte.

Der Feldherr widerstand der Versuchung auch deshalb, da er von einem Speer zu Pavia auf den Tod verwundet nur mehr kurze Frist zu leben hat. Außer ihm und seinem Arzte kennt niemand das Geheimniß, alle glauben ihn genesen und bauen auf ihn die kühnsten Pläne. In ihm aber kämpft die jugendliche Lebenskraft einen verzweifelten, sieglosen Kampf mit der nahen Vernichtung. Das Leiden läutert ihn, er lernt den Todesengel lieben, der die rechte Stunde wisse und ihn gerade jetzt von hinnen rufe, da er von Spanien nur Neid und Misgunst, von Italien nur Haß und Verachtung zu erwarten habe. Er klimmt zu den höchsten Stufen reinen Menschenthums empor.

Unser Antheil an dem Feldherrn ist ein doppelter: zunächst, ob und wie er die Versuchung bestehen, dann aber wie er sich unter dem Drucke seines schweren Geschickes entwickeln werde. Die beiden Hauptmotive der Dichtung sind mit seiner Kunst untrennbar ineinandergeschlungen. Je weiter das eine aus dem Gesichtsfelde weicht, desto mehr rückt das andere nach vorn. Trotz des leidenden Helden ist die Novelle keine Leidensgeschichte, die sich etwa sehr stark an das Mitleid wendete. Die Grundstimmung ist eine durchaus tragische.

Die Charakteristik ist sehr reich und oft mit dramatischen Mitteln versucht. Dreimal wird bedeutsam das Aeußere des Feldherrn geschildert. Außer den früher genannten Personen gruppiren sich um ihn noch der edle Verräther an König Franz I.: der Connetable Bourbon, der aus der Niedrigkeit emporgestiegene Mitfeldherr Leyva, der habgierige Lüstling Del Guasto und der blutdürstige Fanatiker Moncada. Neben der hoheitsvollen Victoria Colonna auf der Höhe des Lebens steht die rührende Gestalt der frühzeitig zerstörten kleinen Julie.

Ebenso wie die Menschendarstellung zeigt auch die Behandlung der großen weltgeschichtlichen Begebenheiten und der Sprache ganz neue Seiten seines künstlerischen Könnens; wir sehen ihn wieder einen Schritt weiter auf der selbstgeschaffenen Bahn, deren höchstes Ziel die Wahrheit im Schleier der Dichtung ist.

Neben diesen größern Arbeiten sind ihm eine Reihe von Gedichten wie Blumen am Wege aufgesproßt. Sie sind nicht gleich an Werth, aber strenger Geschmack und sicheres Kunstgefühl standen ihm bei der Auswahl stets zur Seite. Etwa 230 Gedichte sind nach äußern und innern Gründen in neun Abschnitte vertheilt. Den Gattungen nach zerfallen sie in rein lyrische Lieder, in epische Erzählungen mit lyrischem und in solche mit vorwiegend dramatischem Charakter.

Sein Talent ist ein episches. Sein erstes Werk erschien 1864 und umfaßte 20 Balladen. An diesen später stark umgearbeiteten Dichtungen erkennt man seine ersten Führer zur Meisterschaft. Stammes- und Geistesverwandtschaft wiesen ihn auf die Schwäbische Schule. Als Balladendichter und Lyriker setzt Meyer die gerade Linie fort, die von Schiller über Uhland und Kerner führt, als Novellendichter die von Schiller über Kleist.

Digitized by Google

Seine Epik ist reich an Stoffen und Formen. Töne, die in den Novellen angeschlagen werden, klingen hier wieder. Gern zeigt er im Menschenherzen den Kampf zweier feindlichen Gewalten. Dann entwickelt sich die Dichtung mit leidenschaftlicher Lebendigkeit und dramatischer Kraft. Die Personen werden redend eingeführt. Rede und Gegenrede enthüllen oft allein äußeres Leben und innere Bewegung. Der Sinn für das Düstere und Tragische waltet vor.

Auch seine Lyrik ist reich an Tönen und Farben. Hier allein ist er subjectiv, hier offenbart sich sein Wesen in bescheidener Liebenswürdigkeit und ruhiger Klarheit.

Sie ist der Abglanz eines reichen Liebeslebens, in dem sich ein inniges Gemüth spiegelt: Gelegenheitsgedichte im Goethe'schen Sinne sind es, in denen er gern das Liebliche und Zarte, das Häusliche und Märchenhafte darstellt, während er sonst das Großartige und Tragische, das Dämonische und Schreckliche liebt.

Natur- und Liebesgefühl verketten sich; eine oft elementare Gewalt der Stimmung bricht hervor; ergreifende Töne klingen manchmal zu uns herüber wie Geisterlaute aus geheimnißvollen Herzenstiefen. Die ganze Natur ist ihm lebendig und mit Göttern und Geistern bevölkert, die für ihn keine leeren Formen sind, sondern ein wesentlicher Bestandtheil seines Denkens und Empfindens. Ein voller Strom warmen Lebens durchflutet diese lichten Göttergestalten, die in manchem Gedicht an uns vorüberschreiten, oder geliebte Schatten Abgeschiedener, die leise zu verschweben scheinen.

In Meyer wohnt eine Kraft, die Völkern im Kindesalter am höchsten eigen ist: die mythenbildende, durch die Natur Dichtung, Dichtung Natur wird.

So mannichfaltig die Formen und Stoffe seiner Gedichte sind, so zeigen sie doch viel Gemeinsames: fortschreitende Handlung, bestimmte Situation, einen Fluß und Wohllaut der Sprache, eine Melodie der Verse, kurz eine meisterhafte, mustergültige Technik.

Daneben fehlt nirgends jene milde Hoheit der Gesinnung und der Drang nach edler Einfachheit und ruhige Größe, die seinen Werken und seinem Wesen unauslöschlich aufgeprägt ist. Einen Keim derselben zeigt schon seine früheste Jugenderinnerung.

Zu Ende der dreißiger Jahre war David Strauß an die züricher Hochschule berufen worden. Das hatte einen cantonalen Aufruhr zur Folge. Als man ein antistraußisches Pamphlet mit dem biblischen Motto „Jagt den Strauß in die Wüste zurück" vertheilte, fragte der Knabe: „In der Bibel ist doch der Vogel Strauß gemeint? Ist diese Anwendung der Bibel nicht ein Volksbetrug?" Sein Vater aber lächelte dazu und seufzte.

Was sich hier im Wesen des Knaben zeigte, ist in ihm weiter gewachsen mit seinen dichterischen Fähigkeiten und hat sich schön und reich entfaltet.

Es ward ihm vergönnt, alle in ihm schlummernden Kräfte der höchsten Ausbildung entgegenzuführen; niemals haben Sorgen um das tägliche Brot oder die Last eines Amtes sein Gemüth verbittert, seine Menschenliebe verkümmert oder seine Dichterkraft geschwächt.

Von seinem Schaffen dürfen wir noch Bedeutendes erwarten. Wir feiern ihn aber bereits für sein bisheriges Wirken als großen Menschen und Dichter, den das deutsche Volk mit Recht und Stolz einen seiner Besten nennen kann.

Digitized by Google

Zur heutigen Lage der Verhältnisse auf Kaiser-Wilhelms-Land.

Von v. Könneritz in Sydney.

Wenn wir nicht irren, war es die „National-Zeitung", welche, als vor einiger Zeit die Nachricht auftauchte, der Landeshauptmann in Kaiser-Wilhelmsland, Freiherr von Schleinitz, werde, nachdem derselbe erst einmal die in Aussicht genommene Urlaubsreise angetreten, nicht wieder auf den Schauplatz seiner Wirksamkeit zurückkehren, der Mittheilung mit einer gewissen Entschiedenheit entgegentrat und den zeitweiligen Charakter dieser Abwesenheit durchaus gewahrt wissen wollte. Mit dieser Nachricht hatte es indessen, wie sich jetzt herausstellt, seine Richtigkeit, denn Herr von Schleinitz kehrt nicht wieder nach der „dunkeln Insel" zurück, und wir haben somit in dem Geheimen Postrath Krätke, welcher, wie bekannt, am 25. Nov. 1887 von Berlin aus die Reise nach Finsch-Hafen antrat, den Nachfolger des ersten vom Kaiser und der Neuguinea-Compagnie gemeinschaftlich bestellten Landeshauptmanns zu begrüßen.

Daß Herrn von Schleinitz' Rücktritt manche Frage offen legt, ist erklärlich. Seine Verdienste um das Schutzgebiet sind notorisch und seine unablässigen, zum großen Theile mit nicht zu unterschätzenden Mühen und Beschwerden verbundenen Reisen, die ihn bald in das Innere des großen Inselcontinents, bald nach den einzelnen zum Schutzgebiet gehörigen Gruppen geführt haben, sind an sich schon ein beredtes Zeugniß dafür, wie fest und wie ehrlich sein Wille gewesen ist, unsere Culturarbeit auf dem jungfräulichen Boden Neuguineas einer gedeihlichen Selbstentwickelung entgegenzuführen. Er hat sein Wollen durch die That bewiesen! Wenn trotzdem vielleicht die Erfolge bisjetzt noch nicht im vollen Umfange den Erwartungen entsprochen haben, so liegt das eben an den Schwierigkeiten, welchen jedes neue Unternehmen begegnet, wie wol auch an der Unwegsamkeit der Gegenden im Innern, welche vorderhand einer gründlichern Durchforschung des Schutzgebietes noch immer unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt zu haben scheint.

Das Syndikat, an dessen Spitze sich bekanntlich die Herren von Hansemann und Bleichröder befinden, verfügt zur Zeit im ganzen über sechs Stationen; die Anlegung einer siebenten, am Kaiserin-Augusta-Flusse, ist in Aussicht genommen. Von diesen sechs Stationen befinden sich vier: Finsch-Hafen, Butaueng, Konstantin-, und Hatzfeldt-Hafen, im eigentlichen Kaiser-Wilhelms-Land, die fünfte auf Matupi, die sechste, Kerawara, liegt auf der kleinen Insel gleichen Namens. Finsch-Hafen ist, seiner Lage nach entsprechend, Hauptstation. Hier befinden sich die Residenz des Landeshauptmanns und die Oberleitung der Verwaltung. Die Besetzung der Station besteht zur Zeit aus 70 Beamten der Gesellschaft (Weißen) nebst 135 Südseeinsulanern, diese zumeist aus Neulauenburg, und Malaien. Die von der gütigen Natur geschaffenen Hafenanlagen sollen die besten sein; im allgemeinen soll der Vorort sich indessen, wol der Küstenformationen wegen, zu Plantagenbau und

Digitized by Google

Ackerwirthschaft weniger eignen als seine ungefähr zwei Stunden Weges entfernte, am Flusse Bubui gelegene Nebenstation Butaueng, wo 8 Malaien unter Aufsicht von 2 Beamten der Neuguinea-Compagnie mit Bewirthschaftung des Bodens beschäftigt sind. Der dritten Niederlassung, Konstantin-Hafen, sind 2 Beamte und 13 Malaien zugewiesen, deren Aufgabe es sein soll, Versuche mit dem Anbau von Nutzpflanzen in größerm Maßstabe anzustellen. Die von 6 Deutschen und etwa 20 Malaien besetzte Station Hatzfeldt-Hafen beschäftigt sich mit Tabacksbau. Hier wie auch in Konstantin-Hafen sollen recht zufrieden stellende Erfolge zu verzeichnen sein. Die Beschaffenheit des Bodens, seine Fruchtbarkeit, berechtigen, von Finsch-Hafen abgesehen, allenthalben zu den günstigsten Erwartungen; in erhöhtem Maße scheint jedoch der Kaiserin-Augusta-Fluß, welcher auf seinem Laufe ausgedehnte Ebenen berührt, während ein Befahren desselben vermöge der Tiefe seines Bettes selbst den großen Kriegsschiffen gestattet sein würde, für die Zukunft des Schutzgebietes Bedeutung zu besitzen. Die wohlverbürgte Nachricht von der Absicht, nunmehr auch an den Ufern dieser wichtigen, werthvollen Wasserstraßen eine Niederlassung anzulegen, kann daher nur mit aufrichtigster Befriedigung begrüßt werden.

Neben diesen sämmtlich auf Kaiser-Wilhelms-Land befindlichen Stationen besitzt die Neuguinea-Compagnie gegenwärtig noch zwei weitere im sogenannten Bismarck-Archipel, Matupi in der Blanche-Bai der Gazellen-Halbinsel und die erst vor einigen Monaten begründete Niederlassung auf der Insel Kerawara. Abgesehen von seiner Eigenschaft als Stapelort des Koprahandels, hat Matupi namentlich auch eine gewisse Bedeutung erlangt als Kohlenstation für die Schiffe der kaiserlichen Marine und ist aus diesem Grunde nun erst soeben wieder von dem von Apia nach Hongkong abgegangenen Kreuzergeschwader unter Kapitän zur See und Commodore Hausner angelaufen worden. Außerdem befand sich bis zur Anlegung von Kerawara der Sitz des kaiserlichen Richters auf der Insel. Zwei Beamte nehmen die Interessen der Gesellschaft wahr, die verwickelten Eigenthumsverhältnisse scheinen indessen eine Ausdehnung cultureller Unternehmungen von seiten des berliner Syndikats fürs erste nicht gestatten zu wollen. Eben diese mislichen Zustände sind auch ohne Zweifel von entscheidendem Gewichte gewesen, als es sich darum handelte, eine weitere Station ins Leben zu rufen. Die Wahl fiel auf die eine Viertelstunde Bootsfahrt von Mioko entfernte südlichste Insel der Neulauenburg getauften ehemaligen Duke of York-Gruppe, Kerawara. Wie wir der „Deutschen Colonialzeitung" entnehmen, ist von der Insel nur ein kleines Stück, die östliche Spitze, bereits in andern Händen, beziehungsweise durch die Wesleyanische Mission besetzt. Es bestand, wie es scheint, zunächst die Absicht, die Niederlassung auf der Insel Utuan anzulegen; die dem dazu erforderlichen Grunderwerbe sich entgegenstellenden Schwierigkeiten mußten von der Gründung der Station jedoch Abstand nehmen lassen, und man entschied sich denn in der Folge für die Insel Kerawara. Dieselbe besitzt einen brauchbaren Hafen mit drei Zugängen, deren westlichster für Schiffe bis zu 15 Fuß Tiefgang benutzbar ist. Mitte October 1887 wurden die Vorarbeiten für die neue Niederlassung in Angriff genommen, indem zunächst an der besten Landungsstelle eine Werft gebaut und ein 12 Meter breiter Weg durch den die Insel bedeckenden ziemlich dichten Wald gelegt

Digitized by Google

wurde. „Der nördliche Theil derselben weist tiefen humosen, fruchtbaren Boden auf, während auf der Südseite Koralle vielfach zu Tage tritt. Auf dieser Seite, welche dem Südostpassat ausgesetzt ist, wurde der Bau eines Lagerhauses und eines Arbeiterhauses begonnen und so gefördert, daß die Vollendung Ende November (1887) in Aussicht stand. Die Eingeborenen kamen täglich zur Arbeit; fünf von ihnen vermietheten sich gleich auf längere Zeit, wie denn nach dem Berichte des interimistischen Stationsvorstandes, Landmessers Rocholl, die Beschaffung von Arbeitskräften überaus leicht ist. Der Gesundheitszustand der Beamten der Neuguinea-Compagnie war ein guter."

Mit Anlegung dieser Stationen ist nunmehr der erste Schritt gethan auf dem Wege, welcher die Zukunft unserer Schutzgebiete einer gedeihlichen Selbstentwickelung entgegenzuführen berechnet ist. Es ist nun leicht begreiflich, ja sogar auch voll gerechtfertigt, wenn das Syndikat, das sich der Welt als Neuguinea-Compagnie bekannt gegeben hat, für die bei seinem Unternehmen aufgewendeten Kapitalien auf entsprechenden Ersatz rechnet und möglichst seinen Vortheil sucht; freilich kommen bei derartigen Unternehmungen, welche durch die Größe ihrer Aufgabe und die Höhe ihrer Ziele über den Rahmen des Privaten hinaus den Charakter eines nationalen Werkes angenommen haben, auch noch andere Fragen in Betracht, namentlich darf es unsers Erachtens den Interessen einiger Weniger niemals gestattet sein, zum Nachtheile der Gesammtheit einen Vorrang einzunehmen, wenn, wie hier, ein kaiserlicher Schutzbrief die Bedeutung, welche die Erwerbungen des Syndikats für das gesammte große Vaterland besitzen, mit unzweideutigen Worten ausgesprochen hat. Das Rechtsgefühl der Neuguinea-Compagnie wird auch hier das Richtige zu treffen wissen. Wir unsererseits wünschten diesen Standpunkt nur klar zu stellen, bevor wir seiner Erörterung der Mittel und Wege, wie aus unsern Schutzgebieten Nutzen und Gewinn zu ziehen sei, näher treten. Lassen wir die Neuguinea-Compagnie selber sprechen. Sie bezeichnet als solche die Gewinnung der vorhandenen natürlichen Erzeugnisse des Bodens einschließlich der unterirdischen Schätze desselben, den Verkauf oder die Verpachtung von Grundstücken an Ansiedler und den Anbau von Nutzpflanzen in größerm Umfange auf eigene Rechnung. Was zunächst die Beschaffenheit des Bodens anlangt, so haben wir bereits darauf verwiesen, daß über die Fruchtbarkeit desselben nur eine Stimme herrscht. Die Aussichten sind die besten, und wenn auch die bisher entsandten Forschungsreisenden, sei es durch die Undurchdringlichkeit der üppig wuchernden Natur im Innern, sei es durch die Unzuverlässigkeit der sie begleitenden Eingeborenen, nicht immer das gesteckte Ziel erreichen konnten, so ist doch zweifellos schon jetzt so viel bekannt, daß Kaiser-Wilhelms-Land über ausgedehnte Niederungen verfügt, welche durch die Nähe größerer Flüsse und den damit verbundenen weitern Vortheil ausreichender Bewässerung zu Anlagen umgeschaffen werden können, deren Ertragfähigkeit die schönsten Früchte zeitigen muß. So soll in erster Linie jene Ebene, welche im Westen von Konstantin-Hafen und bei Hatzfeldt-Hafen der Küste entlang sich ausdehnt, zum Anbau von Nutzpflanzen, auch in größerm Maßstabe, sich eignen. Ein Gleiches gilt am Huon-Golf zu Seiten des Franziska-Flusses. Vom Kaiserin-Augusta-Flusse haben wir bereits gesprochen. Außerdem ist, wie wir den „Nachrichten aus Kaiser-Wil-

Digitized by Google

helms-Land" entnehmen, neuerdings auch auf Rook-Insel gutes Culturland und in Neupommern eine Tiefebene gefunden worden, welche sich zwischen die vulkanischen Berge der Westspitze und diejenigen des centralen Theiles der Insel, von der Nordküste bis zur Südküste reichend, einlagert, fruchtbaren Boden zeigt und durch schiffbare Flüsse entwässert wird, sodaß, nach diesen Mittheilungen zu schließen, die Bodenverhältnisse auch dort zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Auch die Versuche, welche bisher mit der Anpflanzung sowol von unsern europäischen Gemüsearten, als von tropischen Nähr- und Nutzgewächsen gemacht worden sind, bestätigen die Fruchtbarkeit von Grund und Boden. Neben Mais, Bananen, Yams und ähnlichen sind es vor allen Kaffee und Baumwolle, denen sich die Aufmerksamkeit der leitenden Verwaltungsorgane zugewendet hat; die von dieser auf Neupommern am Ufer der Blanche-Bai angelegte Plantage soll, und zwar unter klimatischen Verhältnissen, welche weniger günstig sind als die von Kaiser-Wilhelms-Land, sehr günstige Erfolge aufzuweisen haben. Noch Besseres soll allerdings der Tabacksbau versprechen. Neben diesen mehr oder weniger der Zukunft vorbehaltenen Producten bildet begreiflicherweise der über die gesammte Südsee, von Apia bis zur fernen Gilbert-Gruppe verzweigte Koprahandel schon jetzt einen sehr einträglichen Bestandtheil im Budget der Neuguinea-Compagnie. Diese Einkünfte dürften durch ein zweckmäßiges Vorgehen noch um ein Erhebliches gesteigert werden. Auch die auf ausgedehntere Gewinnung von Perlmutterschalen gesetzten Hoffnungen müssen uns nach den in der Torres-Straße gewonnenen Erfolgen als vollauf berechtigt erscheinen.

Dagegen sind fürs erste die Erwartungen, in Bälde auf Spuren zu stoßen, aus welchen auf das Vorhandensein von Gold geschlossen werden könnte, nicht in Erfüllung gegangen, da sich die seinerzeit auch nach Berlin telegraphirte Nachricht: „fanden Gold", nicht bestätigt hat. Auch sonstige Edelmetalle sind noch nicht entdeckt worden, es wäre jedoch voreilig, aus diesem Umstande auf das Nichtvorhandensein solcher überhaupt Schlüsse zu ziehen. Wir wollen weder der Person noch den Verdiensten des jungen Geologen, dem von seiten der Neuguinea-Compagnie die Aufgabe zugewiesen worden war, das Innere des Schutzgebietes in dieser Richtung zu durchforschen, zu nahe treten; was wir im Eingange über die verschiedenen Widerwärtigkeiten, mit denen die Mitglieder der verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen zu kämpfen gehabt, geschrieben haben, gilt eben auch für ihn: es fragt sich aber trotzdem, ob das Syndikat nicht besser thäte, an Stelle hochgebildeter Kathedergelehrter erfahrene, praktisch geschulte Digger — und in Australien sind deren ja genug zu finden — in das Land zu ziehen. Sie dürften unsere Neuguinea-Compagnie in kurzer Zeit darüber aufgeklärt haben, ob man in Kaiser-Wilhelms-Land ein zweites Ballarat erstehen sehen wird.

Wir kommen nunmehr auf den zweiten Punkt im Programme des berliner Consortiums zu sprechen: den der Besiedelung des Landes. Der ursprüngliche Besiedelungsplan, als dessen eigentlicher und alleiniger Urheber Herr von Schleinitz zu bezeichnen sein dürfte, läßt sich mit kurzen Worten dergestalt zusammenfassen, daß es Ansiedlern, welche aber über etwas Kapital verfügen müßten, gestattet sein sollte, in Kaiser-Wilhelms-Land Grund und Boden auf fünf Jahre zu erpachten. Nach Ablauf dieser Frist sollten die Parcellen als-

Digitized by Google

dann auf den Werth taxirt und es dem Pächter freigestellt werden, entweder diese abgeschätzte Summe zu bezahlen und den Boden zu erwerben, oder aber auf das Land Verzicht zu leisten. Es liegt nun auf der Hand, daß, je mehr sich der Pächter abplagt, je gründlicher er den Boden bewirthschaftet, desto höher der Werth des ihm in Pacht gegebenen Landes steigt, um so viel größer müßte aber auch die Summe sein, die ihm nach Ablauf der fünf Jahre von dem jeweiligen Vertreter des Consortiums abzufordern sein würde. Wir haben uns aus diesem Grunde, als diese Pachtbedingungen bekannt gegeben wurden, der schwersten Bedenken nicht entwehren können, freuen uns jetzt aber um so mehr, daß die Unhaltbarkeit eines solchen Verhältnisses von seiten der Neuguinea-Compagnie noch rechtzeitig erkannt und dementsprechend nunmehr ein Project veröffentlicht ist, das allen berechtigten Wünschen und Erwartungen im weitesten Maße entgegenkommt. Den „Nachrichten aus Kaiser-Wilhelms-Land" zufolge theilen sich die zu überlassenden Grundstücke: 1) in städtische, d. h. Grundstücke im Bereiche von Flächen, welche zur Bildung einer städtischen Ortschaft bestimmt und dafür abgegrenzt sind; 2) in ländliche Grundstücke, welche außerhalb eines solchen Bereiches liegen.

Die zur Auswahl gestellten Grundstücke werden überlassen: 1) zum Eigenthum durch unmittelbaren Kauf; 2) in Zeitpacht auf fünf Jahre, mit der Berechtigung für den Pächter, das ausgewählte Grundstück jederzeit vor Ablauf der Pachtzeit gegen einen im voraus bestimmten Preis käuflich zu übernehmen; 3) in Zeitpacht ohne Berechtigung zum Ankauf. Städtische Grundstücke werden in der Regel nur nach den Bestimmungen zu 1 überlassen.

Der Antragsteller ist verpflichtet, bei Einreichung des Antrages zu zahlen: 1) im Falle des Ankaufs ein Zehntel des Kaufpreises als Caution; 2) im Falle der Pacht mit Berechtigung zum Ankauf den ein Zehntel des festgesetzten Kaufpreises betragenden Pachtzins für das folgende Kalenderjahr und den auf das laufende Jahr nach Verhältniß der Zeit entfallenden Theilbetrag desselben, sowie die Vermessungsgebühr; 3) im Falle der Zeitpacht ohne Berechtigung zum Ankauf den Pachtzins für das folgende Kalenderjahr und den auf das laufende Jahr nach Verhältniß der Zeit entfallenden Theilbetrag desselben.

Ausgeschlossen von dem Verfügungsrechte des Pächters sowie des Eigenthümers sind edle Steine, Metalle, gediegen und als Erze, Schwefel, Kohle, Steinsalz und andere nutzbare Mineralien, Guano, Phosphate, Mineralöle, Sol- und andere Mineralquellen, sowie Marmorbrüche, welche sich auf oder in dem verpachteten oder verkauften Grundstücke befinden. Das Recht des Aufsuchens und der Ausbeutung derselben steht ausschließlich der Neuguinea-Compagnie oder den von ihr dazu Ermächtigten zu. Die Neuguinea-Compagnie behält sich alle als schiffbar erklärten Ströme und Flüsse nebst einem 50 Meter breiten Streifen des Uferlandes, auch einen gleich breiten Landstreifen (von der Hochwassergrenze gemessen) der Meeresküste entlang vor. Den Pächtern oder Eigenthümern der an solche Uferstreifen anstoßenden Grundstücke wird die Benutzung des vorliegenden Uferlandes gegen besondere Vergütung jedoch unter Vorbehalt jederzeitigen Widerrufes gestattet.

Die Neuguinea-Compagnie behält sich bis zur gesetzlichen Regelung der Frage das Recht vor, das zu Wegen, Eisenbahnen, Kanälen, Telegraphenanlagen und andern derartigen öffentlichen Ein-

Digitized by Google

richtungen nach der Feststellung des Landeshauptmanns erforderliche Land gegen Entschädigung des Pächters oder Eigenthümers für den wirklich entstandenen unmittelbaren Schaden zurückzunehmen.

In Betreff der Beschäftigung von Eingeborenen des Schutzgebietes als Arbeiter, sowie bezüglich der Entnahme von solchen Arbeitern aus den Arbeiterdepots der Compagnie ist der Ansiedler den Bestimmungen unterworfen, welche die Landesverwaltung darüber erläßt.

Die Verzeichnisse der zur Ueberlassung bereit zu stellenden Ländereien sind in der Vorbereitung; die Stationen, an welchen solche Verzeichnisse offen ausgelegt sind, sowie nähere Angaben über den Umfang der Lose und die Kauf- und Pachtpreise werden demnächst bekannt gegeben werden.

Wir haben schon betont, daß diese allgemeinen Kauf-, beziehungsweise Pachtbedingungen allen berechtigten Wünschen entsprechen dürften; wenn wir an denselben trotzdem etwas auszusetzen haben, so ist es einmal die Bestimmung, nach welcher sich die Neuguinea-Compagnie das ausschließliche Recht des Aufsuchens wie der Ausbeutung von Edelmetallen und Mineralien vorbehält, ohne die Verpflichtung, dem etwaigen Finder eine entsprechende Belohnung auszuzahlen und dem Besitzer oder Pächter des Grundstückes, auf welchem in der Folge mit den Schurfarbeiten vorgegangen wird, für den durch diese nachweislich entstandenen Schaden nach Gebühr Ersatz zu leisten, dann aber auch noch ganz besonders die Bedingung, daß für Benutzung von gewissen Uferländereien durch die Colonisten eine bestimmte Vergütung erhoben werden soll. Es nimmt sich dies ein wenig kleinlich aus, um so mehr, da der Vorbehalt jederzeitigen Widerrufs so wie so schon danach angethan ist, der Neuguinea-Compagnie alle Vorrechte zu sichern. Vielleicht genügt der Hinweis auf das Engherzige dieses Verfahrens, um die Abstellung beregten Uebelstandes durch das Syndikat herbeizuführen; dagegen dürfte, was die Aufsuchung und Gewinnung von Edelmetallen und verwendbaren Mineralien anlangt, ein gesundes, alle Beschädigten in gleichem Maße befriedigendes Verhältniß erst dann geschaffen werden, wenn die kaiserliche Verordnung vom 25. März auch für die Schutzgebiete in der Südsee Geltung gewonnen haben wird. Auch wollen wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß es der Neuguinea-Compagnie von Anfang an gelingen möge, einer Latifundienwirthschaft, wie sie z. B. in Australien besteht, mit Nachdruck und Erfolg die Flügel zu beschneiden.

Die Colonisten im Bereiche der Neuguinea-Compagnie unterliegen, was Beschäftigung und Entnahme von eingeborenen Arbeitern betrifft, den diesbezüglichen, von der Landesverwaltung erlassenen Bestimmungen, und, wollen wir hinzufügen, auch mit vollstem Rechte. Als unerläßliche Vorbedingung, ohne welche weder ausgedehntere Plantagenanlagen noch überhaupt die Ansiedelung von Colonisten denkbar sind, muß für die Schutzgebiete eine geregelte, vor allem aber streng gerechte und humane Einführung von eingeborenen Arbeitskräften angesehen werden; es kann sonach weder der Landesverwaltung noch den Reichsbehörden gleichgültig sein, wie die Beschaffung dieser letztern gehandhabt wird. Die Erfahrungen, welche man mit dem sogenannten Labor trade gemacht hat, wo durch die Grausamkeit der mit der Anwerbung beauftragten Agenten, meistens Queensländer, eine begreifliche Erbitterung unter den Eingeborenen vielfach hervorgerufen wor-

Digitized by Google

den ist, diese Erfahrungen sind eben nicht der Art, daß man einer Wiederholung solcher Zustände für die Schutzgebiete auch nur dem Scheine nach Vorschub leisten könnte. Der Erlaß bestimmter, diese Ausführung regelnder Vorschriften — nach diesen dürfen aus den Schutzgebieten Eingeborene nur dann fortgeführt werden, wenn diese für die deutschen Plantagen auf den Samoa-Inseln bestimmt sind, und auch in diesem Falle nur aus solchen Theilen des Bismarck-Archipels, in welchen die Anwerbung unter Controle der Reichsbeamten vor sich gehen kann, während eine Fortführung nach andern, außerhalb der Schutzgebiete liegenden Gegenden einfach verboten ist und sogar die Ueberführung von Arbeitern aus einem Theile des Schutzgebietes nach einem andern Theile desselben nur mit Genehmigung und unter Aufsicht des Landeshauptmanns stattfinden kann — kann daher bei allen Freunden deutscher Colonisationsarbeit nur lebhafte Befriedigung wachrufen. Hand in Hand mit diesen Vorschriften ging ein Verbot der Reichsregierung, welches, übrigens in Uebereinstimmung mit einem entsprechenden englischen, die Verabfolgung von Waffen, Munition und geistigen Getränken an Eingeborene unter Androhung bestimmter Strafen untersagt. Dasselbe scheint nun allerdings, wol der unzulänglichen Controle halber, nicht besonders viel genützt zu haben, die theilweise Zurücknahme desselben muß aber trotzdem peinlich überraschen. Wie nämlich ein vor wenig Wochen in der „Government Gazette" für Queensland erschienener Erlaß des Landeshauptmanns mittheilt, ist der Verkauf wie die anderweitige Verabfolgung von Waffen, Munition, Sprengstoffen und geistigen Getränken an solche Eingeborene, welche nicht zu einem Stamme gehören, der seinen Wohnsitz im Gebiete der Neuguinea-Compagnie hat oder zu derselben in irgendeiner Art von Schutzverhältniß steht, von nun an jedermann gestattet. Wir kennen die Gründe nicht, welche die Neuguinea-Compagnie zu diesem eigenthümlichen Erlasse bewogen haben, müssen aber offen unsere schweren Bedenken äußern einem Entschlusse gegenüber, welcher, ganz abgesehen davon, daß er dem hinsichtlich des Waffen- und Getränkeverbotes mit der englischen Regierung vereinbarten Abkommen zuwiderzulaufen droht, in sich den Keim trägt einer Aussaat, die, aufschießend unter Misbräuchen, wie sie beklagenswerther nicht zu nennen sein werden, zu einem Elend sondergleichen führen muß. Die Absichten der Neuguinea-Compagnie mögen die besten sein, sie scheint sich aber selber über die schwerwiegenden Folgen, welche die Einführung der von ihr beliebten Maßregel nach Lage der Umstände nun einmal begleiten müssen, nicht allzu optimistischen Erwartungen hinzugeben, wozu sonst diese Einschränkung mit Hinblick auf die Eingeborenen, die in den Schutzgebieten ihren Wohnsitz haben? Wir wünschen der Neuguinea-Compagnie bei ihren culturellen Unternehmungen gewiß allen Erfolg, hier liegt jedoch für uns ein Stein des Anstoßes, den wir selbst beim besten Willen vorläufig nicht aus dem Wege räumen können.

Ein Wort noch über die Anstelligkeit der Eingeborenen. In dieser Hinsicht haben wir uns sagen lassen, daß diejenigen von Kaiser-Wilhelms-Land weit weniger zur Arbeit zu verwenden sind als die dem Bismarck-Archipel entnommenen Insulaner. Auch die Malaien sollen den Erwartungen nur in geringem Maße entsprochen haben. Das mehr oder weniger vollständige Versagen der bisjetzt in Dienst genommenen farbigen Arbeitskräfte muß begreiflicherweise die

Digitized by Google

Neuguinea-Compagnie veranlassen, bei zeiten Umschau zu halten nach Gebieten, von welchen sich die Einfuhr einer geeignetern Art dieses für ihre colonisatorischen Bestrebungen so überaus wichtigen Factors wird bewerkstelligen lassen. Als eine solche will uns nach allen in Australien gemachten Erfahrungen der Chinese erscheinen; er ist fleißig, nüchtern und genügsam, drei Eigenschaften, welche der biedere australische Arbeiter ihm zwar als Verbrechen anrechnet, die aber doch vielleicht die Herren des berliner Syndikats nicht abgeneigt machen dürften, die Ansprüche der bezopften Söhne des Himmlischen Reiches in wohlwollende Erwägung zu ziehen. Man kann die letztern ja mit Leichtigkeit nach Ablauf ihrer Dienstzeit aus dem Schutzgebiete fern halten.

Wenn man die Passagierlisten der einmal monatlich in Cooktown an die British-India-Linie anschließenden Dampfer der Neuguinea-Compagnie einer Durchsicht unterwirft, so muß es auffallen, daß regelmäßig mit jedem einzelnen dieser Schiffe eine Anzahl Männer, die sich in Diensten der Gesellschaft befunden haben, die Reise nach der Heimat antritt. Es ist ja richtig, daß eine Neubesetzung der von diesen Herren aufgegebenen Stellen alsbald stattfindet, nichtsdestoweniger dürfte jeder unbefangene Beobachter uns zugestehen, daß ein derartiger, sich regelmäßig fort und fort vollziehender Wechsel der Persönlichkeiten, in deren Händen die innere Verwaltung unserer Schutzgebiete ruht, auf eine Fortentwickelung des Landes nicht gerade fördernd wirken kann. Was treibt nun diese Leute meist nach kurzem Aufenthalte wieder fort? Unbezwingliche Sehnsucht nach dem Vaterlande, wie sie z. B. dem Franzosen eigen ist? Wir glauben nicht, daß eine solche zu den besondern Charaktereigenthümlichkeiten unsers Volkes unbedingt gehört. Das Klima? Auch dieses scheint zum mindesten erträglich und jedenfalls um vieles angenehmer und gesunder zu sein als in dem englischen Gebietsantheile. Die Neuguinea-Compagnie hat, glauben wir, bisjetzt im ganzen nur sechs Todesfälle unter Deutschen zu verzeichnen, dagegen ist allerdings von den ins Schutzgebiet gebrachten malaiischen Arbeitern eine etwas größere Zahl verstorben. Uebt dieser Umstand auf die Nerven der Beamten einen Einfluß aus? Schwerlich. Was also ist der eigentliche Grund? Die Antwort ist nicht leicht zu geben. Wir haben allerdings so manches munkeln hören über Unzuträglichkeiten, Reibereien zwischen den Beamten und der Oberleitung, und auch die Herren von der wissenschaftlichen Expedition sollen nicht alles so gefunden haben, wie sie es gedacht: wir kennen jedoch die Verhältnisse nicht aus persönlichen Beobachtungen und müssen unser Urtheil dementsprechend auch zurückhalten. Nur das Eine: warum soll es den Leuten nicht gestattet sein, mit Familie ihre Reise nach den Schutzgebieten anzutreten?

In den ersten Jahren nach Einsetzung der deutschen Verwaltung sind uns zu wiederholten malen Klagen über gewisse Unzuträglichkeiten der Beköstigung zu Ohren gekommen. Wir wollen hiermit feststellen, daß diesen neuerdings jede Berechtigung entzogen worden ist. Dem Uebelstande, falls er in der That bestand, ist gründlich abgeholfen worden, zumal nachdem zu Ende 1887 die in Verbindung mit dem Hauptort angelegte Speiseanstalt in die Hände eines tüchtigen Fachmannes übergegangen ist. Wir wollen uns bei dieser Gelegenheit einmal gestatten, auf die einschlägigen Beköstigungsverhältnisse des nähern einzugehen. Die Beamten und sonstigen

Digitized by Google

Angestellten der Gesellschaft, welche in der schon erwähnten, von der Compagnie erbauten Speisewirthschaft ihre Mahlzeiten einnehmen, werden zu diesem Zwecke in drei Klassen eingetheilt und speisen dann auch demgemäß in drei voneinander geschiedenen Räumen oder Messen. Die Beamten der obersten Klasse zahlen 3 Mark 50 Pf. für den Tag, wofür sie folgende Beköstigung erhalten: Frühstück, von 7 bis 9 Uhr, bestehend aus Kaffee, Butter, Brot, Fleisch oder Wurst und Eiern; Mittagessen, 12½ Uhr, Braten mit Kartoffeln, Gemüse, Käse, Butter und Brot; Abendessen, die eigentliche, um 6½ Uhr stattfindende Hauptmahlzeit. Für dieselbe werden verabreicht: Suppe, Braten mit Kartoffeln, nebst einem zweiten Gericht. Mittags und abends wird außerdem noch Kaffee servirt. Die Angestellten der zweiten Klasse erhalten gegen einen täglichen Pensionssatz von 2 Mark 75 Pf. fast die gleiche Beköstigung wie die in der ersten Messe speisenden Beamten, nur fallen mittags der Käse und abends das zweite Gericht weg. Den täglich 2 Mark 25 Pf. zahlenden Unterbeamten wird in der dritten Abtheilung früh 6½ Uhr das Frühstück aufgetragen. Dasselbe ist ebenfalls sehr reichlich zugemessen und setzt sich zusammen aus Kaffee, Butter und Brot mit Fleisch oder Wurst. Mittags 12 Uhr gibt es Suppe, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Butter und Brot, außerdem Kaffee. Abends 6 Uhr werden aufgesetzt Fleisch, Kartoffeln oder Yams, Thee, Butter und Brot. In der Messe erster Klasse speisen täglich 12—18, in derjenigen der zweiten 5—10 Personen. Die dritte Abtheilung dient 15—22 Angestellten als das Speiselocal. Gebäude und Inventar werden dem jeweiligen Verwalter der Speiseanstalt von seiten der Neuguinea-Compagnie mieth- und kostenfrei überlassen. Derselbe, dem ein deutscher Schiffskoch nebst drei Malaien, von denen einer in der Küche mit beschäftigt ist, während den beiden andern die Bedienung der Beamten zufällt, zur Seite stehen, hat nur die Verpflichtung, den vorgeschriebenen Speisezettel zu den festgesetzten Preisen einzuhalten. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei dem gleichfalls durch die Neuguinea-Compagnie in Verbindung mit der Speisewirthschaft aufgeführten Logirhause. Dasselbe enthält, abgesehen von den für den Verwalter der erstern Anstalt benöthigten zwei Wohnräumen, ein halbes Dutzend kleiner Zimmer, die für neuangekommene Beamte oder solche, welche in Finsch-Hafen sich vorübergehend aufhalten, bestimmt sind. Für die Benutzung eines Zimmers darf der Verwalter 1 Mark beanspruchen, muß hiervon aber 50 Pf. in die Gesellschaftskasse abliefern, eine Bestimmung, die wir gleichfalls etwas kleinlich finden müssen, wie man überhaupt erwarten könnte, die Angestellten auf alleinige Kosten der Neuguinea-Compagnie beherbergt, wenn nicht gar verpflegt zu sehen. Doch, dies ist Gefühlssache.

In frühern Jahren wurden, wie bereits erwähnt, zuweilen Klagen über ungenügende Verköstigung laut. Es wurde damals regelmäßig an fünf Wochentagen, oft auch wochenlang, nur Büchsenfleisch, amerikanischen und hiesigen Ursprungs, aufgetischt. Seit der Uebernahme der Speisewirthschaft durch den neuen Verwalter scheint sich jedoch auch in diesem Punkte eine erfreuliche Wendung vollzogen zu haben. Derselbe ist inzwischen, weil am Fieber krank, zwar auch schon wieder auf der Heimreise nach Deutschland begriffen, wir glauben seiner von ihm eingeführten Art der Fleischversorgung aber um so mehr hier Erwähnung thun zu sollen, als das

Digitized by Google

Verhältniß unter seinem Nachfolger sich voraussichtlich nur wenig geändert haben wird. Der seitherige Verwalter schlachtete an jedem Sonnabend Morgen einen Ochsen und verkaufte davon ungefähr die Hälfte an den Landeshauptmann, zwei in Finsch-Hafen wohnende Familien und die etwa im Hafen gerade vor Anker liegenden Seeschiffe; die andere, größere Hälfte wanderte zur Küche der ihm übergebenen Anstalt. Das Fleisch wurde sofort angebraten, auf welche Art und Weise es sich bis zum nächsten Dienstag hielt. An der Mittwoch schlachtete man Schweine und Hammel, die von Cooktown mit den Dampfern der Gesellschaft bezogen wurden; es wurde Wurst bereitet, und nur Freitags nahm man dann und wann zu Blechconserven seine Zuflucht. Dagegen soll die Beschaffung von frischen Gemüsen zuweilen erhebliche Schwierigkeiten verursacht haben.

Wir haben zu Eingang dieser Zeilen darauf hingewiesen, daß unter den Mitteln und Wegen, auf denen aus den Schutzgebieten Nutzen und Gewinn gezogen werden kann, auch die Anpflanzung von Nutzgewächsen in größerm Umfange auf eigene Rechnung der Neuguinea-Compagnie vorgesehen worden ist. Der kürzlich ausgegebene Geschäftsbericht gedenkt hierbei in erster Linie der Cultur des Tabacks, weil für diesen Boden und Klima am geeignetsten erscheinen. Ersterer soll namentlich auf Kaiser-Wilhelms-Land ebenso günstig sein wie auf Sumatra, theilweise die dortige Beschaffenheit des Erdreichs sogar übertreffen.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Ueberblick auf die dem Syndikat zur Zeit zur Verfügung stehenden Transportmittel. Mit Ausnahme der in Neusüdwales erbauten Samoa sind die zwei weitern in Besitz der Compagnie befindlichen Dampfer Ottilie und Isabella auf deutschen Werften vom Stapel gelassen worden. Diese Schiffe dienen zur Vermittelung des Verkehrs sowol unter den verschiedenen Stationen der Gesellschaft, als auch mit Europa, und zwar über Cooktown und im Anschluß an die Dampfer der bekannten British-India-Line. Außer ihnen verfügt die Landesverwaltung noch über zwei Dampfbarkassen und drei Segelbarken.

Nachdem bereits zwei evangelisch-lutherische Missionsgesellschaften ihre Thätigkeit auf Kaiser-Wilhelms-Land begonnen haben, steht nunmehr auch die Niederlassung einer Anzahl katholischer Missionare bestimmter in Aussicht. Doch schweben noch die diesbezüglichen Verhandlungen.

So nehmen wir denn Abschied von der Neuguinea-Compagnie und ihren, unsern Schutzgebieten. Viel ist in kurzer Spanne Zeit gethan worden, viel muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Inzwischen ist nun auch Graf Pfeil an Ort und Stelle seines neuen Wirkungskreises eingetroffen: möge es dem hochverdienten Reisenden und Forscher, möge es vor allem aber auch dem neuernannten Landeshauptmann beschieden sein, die jugendfrische Colonie im Stillen Ocean in stetiger Entwickelung weiter zu führen auf der Bahn, die allein zum Ziel führt.

Digitized by Google

Hermann Bonitz.

Von **Dr. Bernhard Münz.**

Mit Hermann Bonitz ist ein ausgezeichneter Philologe, ein vielverdienter Schulmann und der geistig bedeutendste Vertheidiger humanistischer Studien am 26. Juli 1888 aus dem Leben geschieden.

Er war am 29. Juli 1814 zu Langensalza als der Sohn eines Superintendenten, welcher zugleich eine treffliche philologische Bildung besaß, geboren, besuchte 1826—32 die berühmte Schulpforta und bezog alsdann die Universität in Leipzig, um an derselben mit Andacht den Vorträgen Gottfried Hermann's über classische Philologie und Alterthumskunde zu lauschen. Er begab sich von da unter die Fittiche von Immanuel Bekker, Böckh, Lachmann und Trendelenburg nach Berlin, um daselbst seine Studien zu vollenden. Im Jahre 1836 wurde er Lehrer am Institute des Pestalozzianers Blochmann in Dresden und wirkte seit 1838 als Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, dann am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, bis er 1842 zum Professor am Domgymnasium in Stettin ernannt wurde. Hier entfaltete er die mächtigen Schwingen seines regen Geistes und schuf unter anderm die Ausgabe der Aristotelischen Metaphysik, von welcher wir nachher ausführlicher sprechen werden. Sie erwarb ihm großen Ruhm und verschaffte ihm mit einem Schlage einen ersten Namen unter den Gelehrten. Gleichwol konnte sich die preußische Regierung, welche sich damals im Fahrwasser der Reaction bewegte, nicht entschließen, dem in der sonnigen Freiheit und heitern Schönheit der Antike schwelgenden Gelehrten einen seiner würdigen Wirkungskreis anzuweisen, ihm einen Lehrstuhl an einer Universität zu verleihen, an welcher er anregend und angeregt sich zu der Vollkraft seines Schaffens hätte emporschwingen können. Es steht nun einmal in den Sternen geschrieben, daß niemand ein Prophet in seinem Vaterlande wird. Und so war es auch Bonitz beschieden, sich in Oesterreich zu dem Gipfel seines Geisteslebens zu erheben. Der am 28. Juli 1849 an die Spitze des Unterrichtsministeriums gestellte Graf Leo Thun leitete seine Wirksamkeit damit ein, daß er mehrere berühmte Gelehrte aus Norddeutschland, unter ihnen Bonitz, nach Oesterreich berief. Bonitz folgte dem ehrenvollen Rufe an die Universität zu Wien, wo er gleichzeitig zum Mitdirector des philologischen Seminars und zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Gymnasiallehramt ernannt wurde. In demselben Jahre arbeitete er noch mit dem um die Volksbildung eifrig bemühten Hofrath Franz Exner einen den Ergebnissen der wissenschaftlichen Pädagogik vollkommen Rechnung tragenden „Organisationsentwurf für die österreichischen Gymnasien" aus, welcher 1854 angenommen wurde und noch heute in Geltung ist. Diese Thatsache legt mit Rücksicht darauf, daß die Sprache der Zahlen die beredteste ist, das glänzendste Zeugniß für den Entwurf ab. Bonitz blieb jedoch nicht bei demselben stehen. Es drängte ihn, sein Werk durch die Heranziehung und Erziehung einer verständnißinnigen und treu zu demselben stehenden Wacht zu sichern. Zu diesem Zwecke begründete er 1850 die „Zeit-

Digitized by Google

schrift für das österreichische Gymnasialwesen", welche er erst mit Mozart und Seidl, späterhin mit Seidl und Hochegger leitete. Neidlos wurden seine Bestrebungen allenthalben, wenn wir von dem fortschrittsfeindlichen Klerus absehen, anerkannt und gewürdigt. Die deutsch-österreichischen Professoren brachten ihm den Zoll ihrer höchsten Bewunderung und Dankbarkeit, indem sie ihn als den „Vater der modernen österreichischen Mittelschule" feierten. Im Jahre 1854 wurde er Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und 1864 als ständiges Mitglied in den Unterrichtsrath des Ministeriums berufen. Nun erst, da die preußische Regierung ihn im Mittelpunkte einer reichen und fruchtbaren Thätigkeit erblickte, reifte in ihr der Gedanke heran, wie viel das Vaterland an ihm verloren habe. Sie machte mehrere Versuche, ihn zurückzugewinnen, indem sie ihm das Rectorat der Schulpforta und sodann 1865 aus Anlaß der Uebersiedelung Ritschl's nach Leipzig die Professur der classischen Philologie an der Universität in Bonn anbot. Bonitz widerstand indeß allen diesen Verlockungen. Erst 1867 kehrte er als Director des Gymnasiums zum Grauen Kloster, an welchem er in den Jahren 1840—42 als Oberlehrer seines Amtes gewaltet hatte, nach Berlin zurück, wo er seit 1869 zugleich an der Redaction der berliner „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" lebhaften Antheil nahm. Da nach einer alten Verordnung der Rector des Gymnasiums zum Grauen Kloster Doctor der Theologie sein muß, so beeilte sich die theologische Facultät der Universität Kiel, ihn zu ihrem Ehrendoctor zu ernennen. Die königliche Akademie der Wissenschaften wählte ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Im Jahre 1875 wurde er unter Falk als Geheimrath in das Unterrichtsministerium berufen und gehörte demselben bis zum Beginne dieses Jahres an. Es war ihm indeß nicht vergönnt, in dieser neuen Stellung auch nur im entferntesten jene Befriedigung zu finden, welche ihm in der gleichen Lage in Wien zutheil geworden war. Sie wurde für ihn im Gegentheil eine Quelle von Enttäuschungen und Verbitterungen, weil er gewissermaßen zur Unthätigkeit verdammt war, die hochherzigen, von dem Geiste humanistischen Freisinns durchsetzten Ideen, für welche er mit Leib und Seele einstand, in seiner Umgebung keinen Widerhall weckten. So mochten ihm die zahlreichen Kundgebungen der innigsten Dankbarkeit und Sympathie, welche er anläßlich der 70. Wiederkehr seines Wiegenfestes aus den deutschen Provinzen Oesterreichs erhielt, ein wahres, herzerquickendes Labsal gewesen sein.

Wie Bonitz sich unvergängliche Verdienste um die Neubegründung des höhern Unterrichtswesens erworben hat, so ist sein Name auch mit goldenen Lettern in der Geschichte der Aristotelischen und Platonischen Literatur verzeichnet. Das Hauptwerk seines Lebens ist die Ausgabe der „Aristotelischen Metaphysik" (2 Bde., Bonn 1848—49), für welche er sich durch die „Observationes criticae in Aristotelis libros metaphysicos" (Berlin 1842) sowie eine Recension des Commentars des Alexander von Aphrodisias zu der genannten Schrift des Stagiriten (Berlin 1847) vorbereitet hat, und an welche sich späterhin die „Aristotelischen Studien" (5 Hefte, Wien 1862—65) schlossen. Die Anregung zu der Ausgabe der Metaphysik war ihm durch die mannichfaltigen Mängel der Bekker'schen Ausgabe des Aristoteles gegeben. Allerdings war durch diese die Texteskritik der Aristotelischen Schriften bedeutend gefördert worden; gleichwol war mit ihr die Auf-

Digitized by Google

gabe der Kritik, den Aristotelischen Text möglichst seiner ursprünglichen Gestalt anzunähern, nicht erschöpft. Sie kann nur als Grundlage jener Aufgabe, nicht jedoch als Erfüllung derselben gelten. Bekker hatte zwar mit dem ihm eigenen Adlerblicke und der Sicherheit seines Urtheils aus der Menge der ihm zugänglichen Handschriften diejenigen herausgehoben und bei der Feststellung des Textes verwendet, welche sich auch einer erneuten Prüfung als die glaubwürdigsten erweisen; er hielt sich jedoch nicht fest und unentwegt an dieselben, wie es nach Maßgabe des ihnen zugesprochenen und innewohnenden Werthes hätte der Fall sein müssen, sondern schwenkte ab und zu zu der Vulgata hinüber. Ferner hat ihn die von der Feststellung des Aristotelischen Textes gesonderte Herausgabe der Auszüge aus den griechischen und lateinischen Erklärern verhindert, die Lesarten eines Alexander, Syrianus, Asclepius, Themistius, Simplicius und Bessarion zu verwerthen. Indem Bonitz also von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß an dem Aristotelischen Texte, auch ohne die höchst wünschenswerthe neue Vergleichung mancher Handschriften, schon durch die gründliche Ausnützung des vorhandenen kritischen Apparates erhebliche Verbesserungen vorgenommen werden können, schritt er an eine neue Ausgabe der Metaphysik; zumal auch die Aufhellung der das sachliche Verständniß wesentlich bedingenden Interpunktion, des grammatischen Gefüges der Aristotelischen Sätze, welche sich nicht einfach und gerade, sondern in Schlangenlinien bewegen, vermöge ihrer vielfachen Unterbrechung durch Erläuterungen oder untergeordnete Begründungen einen verwickelten Organismus aufweisen, noch vieles zu wünschen übrigließ.

Ein grundlegendes Buch sind auch die in mehrern Auflagen erschienenen „Platonischen Studien", aus welchen wir lernen, wie die Platonischen Dialoge zu lesen und ihre Resultate durch die strenge Unterordnung unter den von Platon eingeschlagenen Gedankengang und die von ihm selbst beabsichtigte und kenntlich gemachte Gliederung, kurz durch genaues Einhalten der Gesetze der Hermeneutik, welche für das Ganze von Schriftwerken nicht minder maßgebend sind als für deren einzelne Sätze und Abschnitte, zu ermitteln seien. Sie lehren uns klare, zielbewußte Methode. Sie legen uns nahe, daß die einzelnen Platonischen Dialoge, deren jeder als solcher ein abgeschlossenes Ganzes darstellt, erst für sich in ihrem vollen Umfange begriffen, für sich nach ihrem Plane und ihrer Absicht erfaßt werden müssen, bevor ihnen ihre Stelle in dem Zusammenhange der Platonischen Philosophie eingeräumt werden kann. Das Motto der „Platonischen Studien" lautet, daß über dem hohen Ziele, aus dem gesammten, von unechten Zusätzen befreiten, nach der Zeitfolge geordneten literarischen Wirken Platon's das Bild seiner geistigen Eigenart in ihrem Entwickelungsgange herzustellen, die einfache, eng begrenzte, elementare Aufgabe der Durchforschung der einzelnen Dialoge nicht außer Acht gelassen werden dürfe. Ob sich auch die Forderung von selbst versteht, daß ein Bau vor der Beschaffung der Bausteine nicht in Angriff zu nehmen sei, so wurde Bonitz gleichwol durch die Misachtung derselben in Steinhart's „Einleitungen zu Müller's Uebersetzung der Platonischen Dialoge" und Susemihl's „Genetische Entwickelung der Platonischen Philosophie" zur Abfassung seiner „Platonischen Studien" geführt: „Denn so groß und unbestritten das Verdienst dieser Werke für die Platonischen Forschungen ist, so schienen mir dieselben doch durch die unmittelbare Verbindung der engern

Digitized by Google

Aufgabe der Erklärung des einzelnen Dialogs mit seiner Einreihung in das Gesammtbild Platon's, durch willkürliche Einmischung der eigenen Reflexionen in die Darstellung des Gedankenganges des Schriftstellers, durch sinnreiche oder sinnreich scheinende Deutungen von kleinen Einzelheiten der Dialoge und ähnliches mehr der sichern Auffassung der einzelnen Dialoge nicht weniger Gefährdung als Förderung zu bringen."

Des Volkes Stimme gefällt sich darin, sich über die Philologen lustig zu machen, über sie Hohn und Spott auszugießen, sie als weltunkundige und unpraktische Männer hinzustellen. Der entschlummerte Philologe hat dieses Vorurtheil durchbrochen. Bonitz war ein Mann der Wissenschaft und zugleich der That. Idealismus und Realismus verschmolzen in ihm zu einem schönen, wohllautenden Accorde. Er hat nicht umsonst den Geist Platon's und des Aristoteles in sich aufgenommen.

Denkwürdiges.

Todtenschau.

Beseler (Karl Georg Christoph), Professor des deutschen Rechts an der berliner Universität, berühmter Germanist, 1848/49 Mitglied der Deutschen Nationalversammlung, später Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, eine Zeit lang auch des Deutschen Reichstages und seit 1875 des preußischen Herrenhauses, dessen zweiter Vicepräsident er in den letzten Jahren war (geb. 1809), starb 28. Aug. d. J. in Harzburg.

Cotta (Karl Freiherr von), Haupt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart (geb. 1835), starb 18. Sept. d. J. auf Schloß Serach bei Eßlingen.

Gosse (Philipp Henry), englischer Zoolog (geb. 1810), starb im August d. J.

Heine (Ernst Karl Erdmann), Großindustrieller und Großgrundbesitzer, der Erbauer ausgedehnter Straßen- und Eisenbahnanlagen in der Westvorstadt von Leipzig und in Plagwitz, sowie des noch nicht vollendeten Elster-Saalekanals, eine Zeit lang Mitglied des Deutschen Reichstages, auch Mitglied der sächsischen Abgeordnetenkammer (geb. 1819), starb in der Nacht zum 25. Aug. d. J. in Neuschleußig bei Leipzig.

Pape (Heinrich Eduard), Wirklicher Geheimrath, Vorsitzender der Commission zur Ausarbeitung eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches, Mitglied des preußischen Staatsrathes (geb. 1816), starb 11. Sept. d. J. in Berlin.

Prantl (Karl von), Professor der Philosophie an der münchener Universität, Mitglied der berliner Akademie (geb. 1820), starb 14. Sept. in Oberstdorf.

Schwarzenberg (Johann Adolf, Fürst), der größte österreichische Grundbesitzer (geb. 1799), starb 15. Sept. zu Frauenberg im Böhmerwalde.

Sommer (Anton Bernhard Karl), thüringischer Dialektdichter (geb. 1816), starb 1. Juni d. J. in Rudolstadt.

Teichmüller (Gustav), Professor der Philosophie an der Universität Dorpat (geb. 1832), starb daselbst 23. Mai d. J.

Trefort (August), seit 1872 ungarischer Cultusminister, seit 1885 auch Präsident der Ungarischen Akademie (geb. 1817), starb 22. Aug. d. J. in Pest.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Aufzeichnungen aus Rumäniens Vorgeschichte.

Von **Wilhelm Rudow.**

Wie alle christlichen Länder der Balkanhalbinsel hat auch Rumänien im Laufe unsers Jahrhunderts so gewaltige Veränderungen erfahren, daß es äußerst schwer fällt, bei der Betrachtung seiner heutigen Zustände sich die Lage zu vergegenwärtigen, aus welcher es sich zu würdigern Verhältnissen emporringen mußte. Um so willkommener sind uns die in jenen Landstrichen nur spärlichen Erzählungen der Männer, welche die ganze Entwickelung durchgemacht haben und in deren Erinnerung das Bewußtsein des Gegensatzes von Einst und Jetzt in voller Stärke lebendig ist. Ein solcher Mann, der zwei Zeiten angehört und seinen Mund geöffnet hat, ist Jon Ghica.

Jon Ghica wurde 1817 in Bucureścht als Sohn Tache Ghica's, Neffen des 1822 zum walachischen Fürsten ernannten Grigorie Ghica, geboren, zehn Jahre vor Elena Ghica, die sich als Dora d'Istria in ganz Europa bekannt gemacht und deren Geist und Kenntnisse selbst ein Humboldt bewunderte. Er besuchte zunächst mit Golescu die Schule von St.-Sava und dann drei Jahre lang die Hauptschule für Kunst und Gewerbe zu Paris. Von dort mit seinem Freunde Golescu zurückkehrend, wurde er Verwaltungsbeamter unter seinem Großoheim, dem Fürsten Alexander Ghica. Doch stand er in erster Reihe der nationalen Opposition, die Campinean leitete. Im Jahre 1843 ging er nach Jassy und wurde an der dortigen Hochschule zum Lehrer der Mathematik und Volkswirthschaftslehre ernannt. Dann begründete er mit Alecsandri und Cogalnicean den „Fortschritt", eine literarische und wissenschaftliche Rundschau, die jedoch bald unterdrückt wurde. Von dort nach Bucureścht zurückgekehrt, wurde er einer der thätigsten und einflußreichsten Führer der Nationalpartei und trat in den Revolutionsausschuß von 1848.

Nach der Abdankung des Fürsten Bibescu sandte ihn die Zwischenregierung nach Stambul, wo er mehrere Jahre blieb, von der Pforte zum Beg (Fürsten) von Samos ernannt. Später wieder in Bucureścht, war er als Politiker thätig, dreimal Ministerpräsident, einmal auch in Jassy. Gegenwärtig lebt er in Bucureścht als Mitglied der Opposition.

Außer mehrern Schriften über Politik, Volkswirthschaftslehre, Handelswissenschaft und Mathematik gab er 1879 in rumänischer Sprache die „Briefe an Alecsandri" heraus, die 1887 in zweiter Auflage erschienen sind. Dieselben verdienen in weitern Kreisen bekannt zu werden; denn es sind sorgfältig ausgearbeitete Aufsätze über politische, cultur-

Digitized by Google

geschichtliche und volkswirthschaftliche Gegenstände und Persönlichkeiten, von denen man außerhalb Rumäniens wenig oder nichts weiß. Im Folgenden soll die Mittheilung der von Jon Ghica geschriebenen Einleitung auf sie aufmerksam machen, wobei dem Verfasser völlig das Wort gelassen ist.

Als ich anfing zu verstehen, was ich sah und hörte, begann ein neues Jahrhundert, das 19., groß und glänzend wie kein zweites, bestimmt, die Welt vom Westen bis zum äußersten Osten umzugestalten; ein Jahrhundert, das eine ganz neue Weltanschauung heraufführte, die von den Frühern nicht geahnt, kaum geträumt war, das durch die großartigsten Entdeckungen den Menschen aus dem Knechte zum Herrn der Natur erhob und durch tiefgreifende Staatsumwälzungen aus Knechtschaft und Unterdrückung zu Freiheit und Gleichheit emporführte, so in Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien, nicht zu reden von den hervorragenden Geistern, die es auf allen andern Gebieten in so reicher Fülle thätig gesehen hat und noch sieht.

Im Jahre 1821 endlich hörte der Geschützdonner auf, der seit einem Vierteljahrhunderte kaum geschwiegen; er hatte seine Aufgabe vollendet: die Völker eines nach dem andern aus der Erstarrung erweckt, in die sie versunken waren. Auch Rumänien entwand sich den Klauen der Fanarioten, die es fast ein Jahrhundert beherrscht und ausgesogen hatten. Grigorie Ghica, der Enkel eines Bruders des moldauischen Fürsten gleichen Namens, der ermordet war (October 1777), weil er sich der Abtretung der Bukowina widersetzt hatte, und Jonitza Sturdza, welche die Pforte zu Herrschern der Fürstenthümer ernannte, waren beide mit Leib und Seele Rumänen: die Bojaren begannen sich rumänisch zu nennen und sogar rumänisch zu sprechen; denn das griechisch-französisch-russisch-türkische Gemengsel, dessen sie sich bis dahin bedient hatten, war des Namens „rumänisch" nicht würdig.

In St.-Sava, einem Kloster in Bucurescht, und in Trisfetitele wurden höhere Schulen errichtet, und nicht wenige junge Männer wurden auf die Hochschulen Frankreichs, Deutschlands und Italiens geschickt, um nach ihrer Heimkehr Philosophie, Rechtswissenschaft, Mathematik und Naturwissenschaften rumänisch zu lehren.

Einige Türken waren nach dem Aufstande im Lande geblieben: ein Beschli-Aga (eine Art Landrath) mit etlichen Untergebenen in jedem Bezirk, und je ein Basch-Beschli-Aga (Basch = Ober) in Bucurescht und in Jassy.

Fast das ganze linke Ufer der Donau, mehrere Kilometer vom Flusse, war Schutzgebiet der Festungen Braila, Giurgiu, Turnu, Kalafat u. s. w. Noch jetzt haben sich als Namen von Uferdörfern Vizir, Mola-Braim, Mola-Scortzaru, Muftiu, Nazir (türkisch-arabische Titel und Namen) und andere erhalten. Diese Orte standen unter dem unmittelbaren Schutze angesehener Türken, und weder die Grundbesitzer noch die fürstliche Obrigkeit wagten es, diese ausgedehnten Gebiete zu betreten, die jetzt Hunderttausende von Francs jährlich Pacht einbringen und damals von den Besitzern entweder gänzlich oder doch für einen sehr geringen Preis aufgegeben waren. Nur die Türken zogen hieraus und aus den weiten Uferwaldungen Vortheil.

Silistra-Valesi, der Beglerbeg (Fürst) Rumeliens, galt in den Fürstenthümern mehr als die Herrscher. Es bedurfte nur eines Wortes von Gavanozoglu an

Digitized by Google

den Basch-Beschli-Aga von Jassy, um den moldauischen Edelmann und Hofbeamten Hasanache am hellen Tage, sehr gegen den Willen des Fürsten, vom Hofe holen und köpfen zu lassen.

Der Fürst Grigorie Ghica mußte auf Verlangen des Kehaia-Beg den Bojaren Alecache Vilara verhaften lassen, seinen Neffen, den der Pascha von Giurgiu nach Eski-Zagra verbannte, wo er zu Zindan jahrelang festgehalten wurde.

Bis 1826 streiften die Carjalii (Türken Pasvantoglu's, noch jetzt sehr gebräuchliches Schimpfwort) sengend und brennend durch das Land, bis vor die Schlagbäume von Bucureschi.

Die Fürstenthümer waren dem Namen wie der Sache nach die Kornkammer des Sultans. Kein Bodenerzeugniß durfte das Land verlassen, ehe nicht alle Vorrathshäuser der Festungen mit Korn, Fett, Honig, Bier, Schafen u. s. w. wohl versehen waren. Dies alles mußten die Bauern zu Preisen hergeben, die der Großcapan (etwa Proviantmeister) zu Stambul alljährlich bestimmte: den Scheffel Gerste zu 6 Lei (4,80 Mark) u. s. w.

Zu Statthaltern der Donauprovinzen, besonders zu Paschas von Silistria, Rustschuk, Widin, wurden stets die tüchtigsten Türken bestimmt, solche, vor denen selbst das kaiserliche Serai zitterte, wie Pasvantoglu, Caraosmanoglu, Mustafa-Bairactar, Hussein-Pascha, Said-Mirza, Tahir-Bosnali, Gavanozoglu. Sie behandelten die Fürsten wie Unterbeamte, schickten ihnen mündliche oder schriftliche Befehle, und wehe ihnen, wenn sie nicht Folge leisteten! Um den Kopf eines Fürsten fliegen zu lassen, brauchte nur ein Gesandter mit einem Scharfrichter nach Bucureschi oder Jassy zu kommen und den Befehl des Sultans vorzulegen, so wanderte der Kopf des Fürsten im Ranzen nach Stambul, wie der Grigorie's von der Moldau und der Hangerliu's von der Walachei.

Auf einer Gebirgsreise, die ich mit dem Dichter Alecsandrescu unternahm, fand ich zu Closchani (im mehedintzer Bezirk) einen Mann, Ban-Niculae genannt, einen Bauer in landesüblicher Tracht, aber mit langem Bart und geschorenem Kopfe, was ihm das Aussehen eines Bojaren gab. Er erzählte uns mit großem Vergnügen, wie er auf einmal Großban geworden.

Gevatter Niculae, aus dem Dorfe Bailescht (Dolj), stand in Diensten eines Türken, Namens Mustafa zu Widin, in dessen Auftrage er die Lebensmittel zu den vom Großcapan festgesetzten Preisen aus der Umgegend holte. Eines Tages verschwand Mustafa, und nachdem ihn der arme Niculae drei Jahre lang mit seinen hinterlassenen Rechnungen gesucht, erfuhr er endlich, daß jener sich in Stambul befände. Der Türke hatte sich in dem Aufstande der Janitscharen gegen Selim III. emporgeschwungen und war der Wesier Mustafa-Bairactar geworden, der Schrecken der Janitscharen.

Gevatter Niculae besann sich nicht lange, sondern reiste nach Stambul und ließ sich weder durch die Kawassen (Schutzleute, Feldjäger) noch durch sonst jemand aufhalten, bis er vor Mustafa stand.

Dieser umarmte ihn erfreut und rief: „Bruder Niculae, willkommen! Es ist Zeit, daß du mir nachkommst. Bleibe hier, ich werde dir schon vorwärts helfen!"

„Wie, Mustafa?" versetzte jener, „ich soll meine Heimat verlassen, wo ich geboren bin und zu sterben gedenke?"

„Wenn dem so ist, dann sage mir, was das Höchste bei euch ist, das sollst du werden."

„Ah, der Höchste von allen ist bei uns der Fürst", antwortete Niculae.

Der Türke sagte nach einigem Ueber-

Digitized by Google

legen: „Siehst du, das ist etwas schwierig, weil sich in die Ernennung des Bogdan-Beg und des Iflak-Beg (Fürsten) immer die verteufelten Gesandten einmischen, jeder einen Schützling an der Hand, mit dem sie die ganze Stadt ablaufen und uns wie dem Sultan die Ohren vollschreien. Aber sage, wer kommt nach dem Fürsten?"

„Wer dann kommt? Der Metropolit", erwiderte Niculae.

„Gut, so sollst du Metropolit werden", sagte Mustafa und setzte sich, um zu schreiben.

Niculae, erschreckt bei diesem Gedanken, rief: „Halt ein, das geht nicht an! Ich bin leider verheirathet, bei uns muß aber der Metropolit Mönch und Oberpriester sein. Soll ich mein Weib verlassen und Mönch werden? Nein!"

„Wer kommt denn nach dem Metropoliten?" fragte Mustafa wieder.

„Nach dem Metropoliten kommt der Großban, der oberste Bojar."

„Gut, so sollst du Großban werden!" sagte Mustafa, ließ seinem Freunde einen Kaftan (Feierkleid) bringen und entließ ihn mit einem Schreiben an den Fürsten der Walachei.

Niculae nahm das Schreiben und reiste damit stracks nach Bucurescht, wo er sich dem Fürsten vorstellte. Dieser las den Brief und überlegte lange, denn er wußte, daß Mustafa keinen Spaß verstand. Machte er Niculae nicht zum Ban, lud er sich die Feindschaft des Wesiers auf; that er es, so entzweite er sich mit seinen sämmtlichen Bojaren. Er beschloß also einen Mittelweg einzuschlagen und Niculae mit einer Anstellung als Landjäger, Schultheiß oder höchstens Bürgermeister abzuspeisen; aber Gevatter Niculae antwortete auf alle Vorschläge des Fürsten nur: „Wie Mustafa gesagt hat!"

Nach langem Unterhandeln und Ueberlegen kam der Fürst zu dem Entschluß, Gevatter Niculae in einen Postwagen zu stecken und ihn unter Obhut eines zuverlässigen Mannes nach Closchani zu schicken, wo der Schultheiß dafür verantwortlich gemacht wurde, daß niemand mit Ban Niculae verkehre.

So hatte der arme Pechvogel an 30 Jahre gelebt, von den Seinigen getrennt und längst vergessen, aber von seinen Nachbarn geachtet und stets ehrfurchtsvoll als „Ban Niculae" gegrüßt.

Der Fürst hatte Glück; denn Mustafa-Bairactar, von den Janitscharen Mahmud's II. belagert, zog es vor, sich mit seinem ganzen Palast in die Luft zu sprengen, ehe er sich den Janitscharen ergab. So hat er nichts von dem Streiche erfahren, den man seinem Freunde gespielt; vielmehr glaubte er ihn bis an seinen Tod wohlversorgt als Großban der Moldau.

Abgesehen also von diesem türkischen Einflusse, waren die Fürsten unumschränkte Herren ihres Landes; sie köpften und henkten, jedoch sehr selten, meist begnügten sie sich, ihren lieben Unterthanen bei Gelegenheit die Fußsohlen gehörig zu klopfen — selbstverständlich nicht ohne ein rothes Tuch unterzulegen, wenn sie einen Bojaren bedachten.

Pferdediebe und Mörder wurden in die Bergwerke geschickt oder in einen verlassenen Schacht gestürzt, Betrüger durch die Straßen gepeitscht, Fleischer und Bäcker, die zu leichtes Gewicht führten, mit dem Ohrläppchen an einen Pfahl mitten auf dem Markte genagelt; Ehebrecherinnen mit geschorenem Kopfe an einen Pfahl gebunden.

Wenn die jungen Edelleute gar zu übermüthig wurden, ließ sie der Fürst bei einem Hofbeamten zum Kaffee bitten, wo ihnen einige Haselruthen auf

Digitized by Google

den Sohlen zerschlagen wurden, und dann hieß es: „Marsch ins Kloster!"

Wenn irgendein Bojar mehr redete, als nöthig schien, oder im Verdachte stand, an den Sultan zu schreiben, erhielt er unversehens nächtlichen Besuch eines Polizisten, der ihn entweder mit in ein Kloster nahm, oder mindestens untersagte, sein Haus zu verlassen und mit andern zu verkehren. In schwerern Fällen siegelte ihn der Beamte ein, sodaß er nicht ausgehen konnte.

Als Fürst Gregorie Ghica sich nach Stambul begab, um das Fürstenthum vom Sultan in Empfang zu nehmen, hatte er einen Bojaren Namens Filip, Sohn eines Ausgewanderten, Marselie's, der mit Ypsilanti gekommen war. Dieser Filip hatte dort die Bekanntschaft eines türkischen Beamten gemacht und schrieb demselben nach seiner Heimkehr über die Ereignisse in der Moldau, besonders bei Hofe. Als der Fürst dies erfuhr, ließ er Filip einsiegeln und verbannen.

Obgleich die Fürsten je einen Postelnik (Staatssecretär) für die Unterhandlungen mit den Consuln hatten, beschränkte sich die Thätigkeit der letztern doch wesentlich darauf, ihre Reichsangehörigen zu schützen und zu vertreten; die wichtigern Fragen des Staatslebens wurden fast immer in Stambul von den Reis-Effendis (Geschäftsträgern) der Pforte mit den Gesandten der betheiligten Mächte verhandelt, und zwar mehr oder weniger nach folgendem Muster.

Michael Fürst Sturdza hatte 1842, als er auf Reisen ging, die Regierung seinem Vetter und bevorzugten Minister, Logofet Constantin Sturdza, überlassen. Zu gleicher Zeit war auch der griechische Consul verreist und hatte die Kanzleigeschäfte einem Landsmann Caminarache überlassen. Der Grieche, der sich als Vertreter einer europäischen Macht fühlte, warf sich in Wichs, setzte den Federhut auf und stolzirte zum Stellvertreter des Fürsten, um diesem seinen Besuch abzustatten. Als der gern zum Spaß aufgelegte Constantin Sturdza ihn in diesem Aufzuge erblickte, frug er laut lachend: „Was willst du, Hanswurst?"

Das Griechlein, unzufrieden über solchen Empfang, kehrte stracks um, eilte nach dem Consulat, ließ die hellenische Flagge nieder und brach die Beziehungen mit der moldauischen Regierung ab, indem es erklärte, König Otto sei in seinem Stellvertreter beleidigt.

Die Sache kam nach Stambul, wo der griechische Botschafter sich die Sohlen ablief, um von der Pforte Genugthuung zu erlangen. Nachdem drei Monate vergangen waren und mehrere befreundete Mächte zu vermitteln gesucht, wurde beschlossen, daß der Großpostelnik der Moldau sich mit allen Abzeichen seiner Würde zum griechischen Consulat von Jassy begeben und dort sein Bedauern über das vorgefallene Misverständniß ausdrücken solle. Dann sollte er der Aufhissung der griechischen Flagge unter Musik und militärischen Ehrenbezeigungen beiwohnen.

Hierauf stattete der Grieche in dem bewußten Staatsanzuge dem Stellvertreter des Fürsten wieder seinen Besuch ab. Der Großlogofet streckte ihm diesmal, in einen Sessel gelehnt, die Hand entgegen mit den Worten: „Komm, Maske, küss' die Hand!" Der Grieche that es, und damit war das gute Einvernehmen wiederhergestellt. Caminarache holte sich vor Freuden einen tüchtigen Affen, denn ein Vierteljahr lang hatte er den feinen Tisch und die erlesenen Weine Constantin Sturdza's entbehren müssen.

Vor etwa 50 Jahren bestand die Bevölkerung des Landes fast nur aus Rumänen, abgesehen von einigen hun-

Digitized by Google

dert griechischen Familien, die nicht mit den Fanarioten gekommen waren, einigen armenischen Ausgewanderten, sehr wenigen Deutschen, von Israeliten kaum eine Spur. Selten, sehr selten hörte man einen Hausirer, sein Bündel auf dem Rücken, seine Schätze ausrufen. Die jüdische Einwanderung hat erst etwa 1830 begonnen, als Rußland und Oesterreich die Juden zum Heeresdienste mit heranzogen. Vorher also zerfielen die Rumänen in folgende Klassen:

1) Die Landbevölkerung, der Grundstock des Gebäudes, die alle Staatslasten allein trug.

Die Clacaschi (Fröhner oder Tagelöhner), die auf den großen Gütern der Adeligen, der Klöster oder des Fürsten saßen und für ihre Arbeit Wohnung und Unterhalt bekamen.

Die Rezaschi (Grundbesitzer) hatten ein eigenes Haus und ein Stückchen eigenen Landes.

2) Einige tausend Zigeuner, Leibeigene des Adels, der Klöster oder des Fürsten.

Netotz, die weder Haus noch Zelt besaßen, die in Lumpen gehüllt das Land durchstreiften, stahlen, was sie konnten, und aßen, was sie fanden: Hunde, Katzen, Aas, ob auch halbfaul, u. s. w., der Schrecken der Landleute. Der Armasch M. Florescu suchte sie ansässig zu machen, indem er sie den Grundbesitzern zutheilte, die sie als Leibeigene aufnehmen wollten; er selbst nahm mehrere Familien auf seine Besitzung. Viele sind an Heimatlosigkeitsweh gestorben; die übrigen bebauen das Land.

Die Bandenzigeuner, ebenfalls heimatlos, hatten wenigstens Zelte und Gefährt. Sie zerfielen in Kesselflicker, Bärenführer, Ziegelstreicher, Schmiede, Vergolder und Handlanger (Steineträger u. dgl.). Früher suchten einige auch Gold, worin sie ihre Kopfsteuer entrichteten.

Der Großarmasch hatte über die Leibeigenen des Staates unbedingt zu verfügen; er konnte sie besteuern oder billig zu seinem Vortheil arbeiten lassen, wie er wollte.

Die Herdzigeuner, meist Leibeigene der Bojaren oder der Klöster, waren Handwerker oder Diener in den Häusern ihrer Herren, wo sie Tag und Nacht arbeiteten, mit oder ohne Kleidung, mit oder ohne Speise, aber immer barfuß und immer geprügelt. Sie waren unbedingtes Eigenthum ihrer Herren und konnten daher einzeln oder in Familien verkauft werden.

3) Der niedere oder Landadel, unter dem sich viele Angehörige der berühmtesten, im Laufe der Zeit aber verarmten Häuser befanden; sie waren steuerfrei, hatten aber keine andern Vorrechte.

4) Die Stadtbevölkerung zerfiel in Handwerker und Kaufleute, nach Geschäft und Betrieb in Zünfte getheilt, deren jede unter einem Starosten (Aeltesten) stand.

5) Einige hundert Kleinbojaren ohne Bart, die den zweiten und dritten Grad des Adels bildeten, in vielen Stufen aufsteigend, aber streng geschieden von

6) den Bojaren des höchsten Grades, die einen Bart trugen, vom Aga (Polizeidirector) aufwärts in 13 oder 14 Stufen bis zum Logofeten des Glaubens (bei uns etwa Präsident des Oberkirchenrathes). Sie bekleideten die höchsten Stellen der Verwaltung und der Gerichte.

Von hier an bildeten die Logofeten und Worniks bis zum Großban, im ganzen 10 bis höchstens 12 Köpfe, die sogenannte Protipenda (griechisch: die Höchstgestellten).

Die Großbojaren trugen den Contosch (pelzbesetztes Untergewand) und den Gugiuman (Art Pelzmütze). Die im Amt befindlichen (halea, arabisch, gegen-

Digitized by Google

wärtig) trugen vor dem Fürsten bei feierlichen Gelegenheiten lange Stäbe aus Ebenholz mit Elfenbeingriff. Wurde jemand mit dem Kaftan (Hof- oder Staatsgewand) des Großbojaren bekleidet — was nicht häufig war, wegen des herrschenden Dünkels — so wurde er auf fürstlichem Rosse eingeholt, im Schlosse von dem Oberhofbarbier vorschriftsmäßig rasiert, und dieser bezeichnete ihm auch die Stellen, wo er sich nun den Bart wachsen lassen durfte. Während der ganzen Feierlichkeit vollführte die Hofkapelle soviel Lärm wie möglich.

Auf dem Gipfel dieses ganzen Baues stand der Fürst, im Mantel, auf dem Haupte die Cuca, mit Säbel, Keule und Roßschweif.

Die Groß- und Kleinbojaren waren nicht nur steuerfrei, sondern hatten auch das Recht, sich je nach ihrem Range 3—80 Clienten oder Steuerpflichtige zu halten, die dafür von Staatssteuern befreit wurden. Die Verfassung hat 1831 dieses Vorrecht in eine vom Staat übernommene Rente umgewandelt, und auch diese ist mit der Zeit in Wegfall gekommen.

Die Staatssteuern wurden vom Großvistier (Finanzminister) ausgeschrieben, der die Bedürfnisse des Staates auf die einzelnen Orte vertheilte. Am Sonntage, nachdem diese Liste im Dorfe angekommen war, vereinigte sich die Gemeinde an der Kirchthür, und jedes Mitglied erfuhr, welcher Antheil von ihm zu entrichten wäre.

Die übrigen Staatseinkünfte, z. B. für Wein, aus den Bergwerken u. s. w., wurden vom Finanzminister an den Meistbietenden verpachtet. Diese Steuerpächter waren gewöhnlich Armenier oder Griechen, die mit den Fanarioten aus der Türkei gekommen waren. Sie verstanden ihr Geschäft und wurden in zwei bis drei Jahren reiche Leute. Viele von unsern heutigen Adeligen, welche die Nase so hoch tragen, sind auf diese Weise zu Ansehen und Besitz gekommen.

Es gab auch Aemter ohne Gehalt, deren glücklichen Inhabern es überlassen blieb, sie durch eigene Erfindsamkeit so einträglich wie möglich zu machen.

Der Logofet Fanika, der bei der Hetmannschaft (Polizeiverwaltung) angestellt war, zählte zu diesen betriebsamen Geistern. Nachdem er sich eines Morgens Schädel und Gesicht gewaschen und hatte scheren lassen, ging er zu Gericht, wo ihm zwei Angeklagte vorgeführt wurden. Der eine beklagte sich, daß er eines Morgens im Gasthause, wo er übernachtet, seine Schuhe vermißt hätte, die der andere, sein Stubengenosse, gestohlen haben müsse.

„Hast du gehört", fragte Fanika den Angeklagten; „wie kommst du dazu, die Schuhe zu stehlen? Gib sie heraus, oder dich soll der Teufel holen." Als der Angeklagte leugnete, wandte sich Fanika wieder an den Kläger: „Höre, woher soll er sie dir geben, wenn er sie nicht hat?" Nachdem beide drei- oder viermal ihre Behauptung wiederholt hatten, verlor Fanika die Geduld, rief den Büttel und sagte: „Hier, nimm die beiden und schließe sie ein, jeder hat 5 Lei (Francs) zu bezahlen. Wenn sie kein Geld haben, nimm ihnen ihren Ranzen!"

Im Nu war der Streit geschlichtet, aber noch heute weiß man nicht, wer die Schuhe des Reisenden gestohlen hat.

Damals und lange nachher gab es im Lande weder gebahnte Straßen noch Brücken, sodaß der Verkehr nach jedem heftigern Regengusse stockte und die Fuhrwerke an den Furten öfter tage-, ja wochenlang warten mußten, bis sich das Wasser verlaufen. Im Sommer, wenn es trocken war, oder im Winter, wenn

Digitized by Google

es gefroren hatte und Schlittenbahn gab, flogen die Postpferde, klein und mager wie Katzen, mit einer Schnelligkeit von 20—25 Kilometer die Stunde dahin. Im Frühlinge und Herbste vermochten sie auf den bodenlosen Wegen kaum im Laufe eines Tages von einer Station zur andern zu kommen. Wer weiß heute noch etwas von dem ellentiefen Schmuze beim Gehölz Orbului oder in dem berüchtigten Hertzawalde, in dem die Pferde öfter buchstäblich stecken blieben!

Viele Bewohner Jassys haben vielleicht noch nicht die Zeit vor der Vereinigung der Fürstenthümer vergessen, wo man, um im Herbst zur Kammer nach Bucureścht zu reisen, lieber den Weg über Cernautzi, Lemberg, Wien und Pest, von da zu Wasser nach Giurgiu nahm, als den geraden Weg über Fokschani und Buzeu. Von nächtlichen Reisen war keine Rede. Man mußte oft schon lange vor Sonnenuntergang einkehren, wenn man nicht die Bekanntschaft eines Grozea, Petrar oder Tuns* machen wollte.

Vor einem halben Jahrhundert hatte die Moldau in der Bukowina ihren besten Theil verloren, und es dauerte nicht lange, so nahmen die Russen auch Bessarabien, die Donaumündungen, eins nach dem andern, sodaß sich um 1840 sogar das rechte Ufer des St.-Georgkanals mehrere Kilometer weit unter der Herrschaft des Zaren befand.

Ich habe es mit angesehen, wie der Basch-Beschli-Aga die Kaserne des Beilic verließ und zum Thore Scherban-Vodas hinauszog, während der General Roth mit der russischen Vorhut zum Thore Moschilor in Bucureścht eindrang.

Ich habe das Land unter Pahlen, Zaltuchin und Kisselew gesehen.

Ich habe nachts bei Ghergani, das Ohr auf die Erde gedrückt, die Schüsse gezählt, die gegen Silistrias Wälle abgefeuert wurden.

Ich habe die Herrschaft des Fürsten Grigörie Ghica und seines Bruders Alexander gesehen und die des Fürsten Bibescu mit dem Hauptmann C. Kehaja, als die slawischen Wörter durch die Verwaltung und das Heer ebenso stromweise eindrangen wie einst durch die Kirche.

Ich habe der Gründung der Literarischen Gesellschaft, der Gesellschaft Brüderlichkeit und dem Aufstande von 1848 beigewohnt.

Ich habe die doppelte Wahl des Fürsten Cusa (in der Moldau und der Walachei) gesehen, die Einigung der Fürstenthümer und den Staatsstreich.

Ich habe in der Nacht des 11. Febr. 1866 an der Absetzung Cusa's, am 8. April an der Volksabstimmung über den Fürsten Karl von Hohenzollern theilgenommen, dann an der Erklärung der Unabhängigkeit Rumäniens und an der Krönung Karl's I.

In der Uebergangszeit, die uns aus der Knechtschaft zu einem menschenwürdigen Dasein hinüberführte, habe ich viele und schmerzliche Enttäuschungen erlebt, viele und sehr verschiedenartige Menschen kennen gelernt: einige schwach und im Augenblick der Gefahr unzuverlässig; andere, die sehnsüchtig in die Vergangenheit zurückblickten, die ihnen besser zusagte und mehr nützte; andere, welche die reißend schnelle Entwickelung der Dinge besorgt zu hemmen suchten; viele, die aufgeblasen sich allein die erzielten Erfolge zuschrieben, ohne dem Antheile gerecht zu werden, den der Gang der Dinge und die Einwirkungen von außen daran hatten. Ich habe auch genug Ehrgeizige und Neidische gesehen, die weder Ränke noch Verleumdungen scheuten, um zur Macht zu gelangen und sich darin zu erhalten.

* Berühmte Räuber.

Digitized by Google

Aber alle diese verlieren sich unter der großen Menge, die auch das Ihrige zu der Entwickelung der Dinge beigetragen, indem sie sich zur Stunde der Gefahr wie ein Mann erhoben, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen.

„Glücklich seid ihr jungen Rumänen; in euerm Lande ist noch alles zu thun; jeder von euch kann sich durch Thaten für das Vaterland auszeichnen und selbst berühmt machen!"

Als der französische Schriftsteller Michelet diese Worte an uns richtete, war der Name Rumäniens noch nicht über die Karpaten und die Donau hinausgedrungen; viele von unsern Jünglingen, die in Wien, München oder Paris studirten, schämten sich einem Volke anzugehören, das in Europa unbekannt war. Sie schämten sich selbst ihrer Familien- und Vornamen: die Söhne eines Jon, Gheorghe, Ilie nannten sich Ioanidi, Gheorghiadi oder Iliadi. Heute nennen sie sich Jonescu, Gheorgescu, Iliescu; ja sogar die Söhne Jacob's und Moise's nennen sich Jacovescu und Moisescu, wie jener Zigeuner, der glaubte, der Rumäne kennte die Pfeife nicht, wenn sie Röhre genannt würde. Sogar die Franzosen, unter denen Hunderte von jungen Rumänen gewohnt haben, nannten uns lange Walachen und Moldauer, oder Walauer und Moldachen, oder auch Moldowalachen.

Heute ist der Name Rumänien in allen Erdtheilen bekannt, und jeder Sohn des Vaterlandes ist stolz auf diesen Namen.

Von Natur ist der Rumäne bescheiden, ja oft allzu bescheiden; er ist mehr, als er scheint. So oft ich bei uns einen Prahler und Alleswisser gesehen, habe ich mich stets überzeugt, daß es ein Fremdling war.

Als der Cassations-(höchste Gerichts-) Hof gegründet werden sollte, fragten tüchtige Staatsmänner, woher wir die 20 erfahrenen Rechtsgelehrten nehmen sollten, die wir dazu brauchten. Wir mußten diese Behörde trotz aller Bedenken einrichten, und sie steht jetzt denen der gebildetsten Länder nicht mehr nach. Dasselbe gilt von unserm Post- und Bahnwesen, die jetzt ebenso gute Dienste leisten wie früher, als jenes durch die russischen und österreichischen Consuln, dieses durch Strousberg und Bleichröder geleitet wurde.

Freilich ist noch lange nicht alles vollkommen; aber immerhin sind die Fortschritte, die wir in diesem Vierteljahrhundert gemacht, bedeutender als alle, die irgendein anderer Staat im gleichen Zeitraume aufzuweisen hat*, sodaß wir für die Zukunft das Beste hoffen können.

Dazu ist jedoch vor allem, ja fast einzig und allein erforderlich, daß man dem Fortschritte zu Freiheit, Bildung und Wohlstand freie Bahn läßt. Behüte uns Gott vor einem Büchermenschen, der alles nach seinem Kopfe regeln will und darüber die Grundthatsachen des Staatslebens aus dem Auge verliert und vergißt, daß man zur sittlichen Bildung nur durch Freiheit kommt, zu Wohlstand nur dadurch, daß man gute und billige Waare liefert, was durch alle Vorschriften von oben herab nicht erleichtert, sondern nur erschwert wird.

In der Jugend lebt der Mensch von Hoffnungen, im Alter von Erinnerungen.

Schön waren unsere Jugendträume von der Befreiung und Erhebung Rumäniens, die wir jetzt größtentheils erfüllt sehen. Unsere jetzige Jugend sieht vor sich noch schönere und höhere Hoffnungen und Ziele; sie hat den Druck

* In Dakota, überhaupt im „Großen Westen" (der Vereinigten Staaten) geht es doch noch bedeutend schneller vorwärts. W. R.

Digitized by Google

nicht empfunden, den das Fanariotenthum auf Rumänien ausübte und noch auf unsere Stammesgenossen in Thessalien, Epirus, Macedonien und Albanien ausübt.

Wie gern erinnere ich mich in einsamen Stunden an die Genossen früherer Kämpfe, die Männer, die ich muthig und mit entsagungsvoller Ausdauer für die Rechte und die Freiheit des Landes habe streiten sehen! Mit unaussprechlicher Freude gedenke ich ihrer Thaten und Worte und segne ihr Andenken.

So saß ich an einem stürmischen Winterabende mit meinem Freunde V. Alecsandri am knisternden Feuer und frischte mit ihm alte Erinnerungen auf. Es ging schon gegen Morgen, als wir uns trennten; und uns beiden zugleich kam der Gedanke: warum schreiben wir uns nicht in Form von Briefen auf, was wir diesen Abend geplaudert? Vielleicht interessirt es diesen oder jenen, der es nicht mit erlebt hat.

So haben wir diesen Briefwechsel begonnen, der freilich oft durch andere Geschäfte unterbrochen, aber immer wieder angeknüpft wurde. Wir haben darin jede Beleidigung vermieden, aber uns nie gescheut, die Wahrheit zu sagen.

Zur Reform der Ethik.

Von Th. Achelis.

Der mächtige Einfluß, welchen in der Geschichte des menschlichen Denkens überhaupt und in unserm Jahrhunderte ganz besonders die Naturwissenschaft auf die philosophische Erfassung und Verarbeitung der Wirklichkeit ausgeübt, hat sich wol nirgends verhängnißvoller und tiefgreifender gezeigt als in der Ethik. Materialismus und Spiritismus stehen sich als die beiden charakteristischen Symptome dieses Processes gegenüber, auf der einen Seite ein naiver Realismus, der die Welt ohne weiteres für das nimmt, als was sie sich den unkritischen Blicken zeigt; auf der andern eine wüste Speculation und Phantasterei ohne jegliche Rücksicht auf die Aussagen der Erfahrung. Oder aber, wer nicht den Muth besitzt, die bloße Theorie auch in die Praxis zu übersetzen, bleibt, dem gewöhnlichen Haufen folgend, bei der traurigen Ausflucht stehen, die Lotze mit Recht scharf rügt, in der Wissenschaft nämlich den Grundsätzen des Erkennens bis in die äußersten Ergebnisse zu folgen und im Leben sich von den hergebrachten Gewöhnungen des Glaubens nach ganz andern Richtungen hin treiben zu lassen. („Mikrokosmus", I, Vorrede, S. 9.) Gerade die Philosophie ist berufen, wenn irgendeine Wissenschaft, diesen scheinbar unlösbaren Streit zwischen den Forderungen unsers Herzens und den unerbittlichen Folgerungen und unbestechlichen Urtheilen unsers Verstandes zu schlichten und die Vordringlichkeit und Unbotmäßigkeit jenes sowol wie die Unzulänglichkeit und Anmaßung dieses zurückzuweisen. Versuchen wir durch eine unbefangene Prüfung der beiderseitigen Ansprüche das richtige Maß zu bestimmen, das, wie so häufig, nicht in den Extremen, sondern in der Mitte liegt, indem wir auch hier, unter thun-

Digitized by Google

lichster Enthaltung persönlicher Stellungnahme, in der Hauptsache die Darstellung des Kriticismus, wie sie von Wundt und Riehl den betreffenden Streitfragen zutheil geworden ist, zu Grunde legen.

Der Grundsatz der idealistischen Ethik hat in der bekannten Formulirung Kant's: „Handle so, daß deine Maxime jederzeit Princip einer allgemeinen Gesetzgebung werden kann", seinen bündigsten Ausdruck gefunden. Leider zeigte eine genauere psychologische Zergliederung die Hinfälligkeit dieses anscheinend so allgemeingültigen Schemas; denn abgesehen von dem höchst bedenklichen Umstande, daß jene Erkenntniß von einer allgemeinen Verwendbarkeit des Handelns offenbar nicht an und für sich feststand, etwa durch ein unfehlbares Organ, wie das Gewissen jederzeit untrüglich angekündigt wurde, sondern erst sich als ein höchst verwickeltes Ergebniß vielfacher, auch mit Irrthümern und Misgriffen verknüpfter praktischer Versuche herausstellen konnte, so entsprang aus jener abstracten Ableitung auch meistens eine mit der nüchternen Erfahrung unvereinbare Forderung. Die Pflicht wurde nämlich von vornherein nicht mehr als die blos formale Beziehung irgendeines Individuums zu einem Ideal gefaßt, sondern eben in dies Moment schon ein bestimmter, qualitativer Zusatz mit aufgenommen, der deshalb die ganze Untersuchung und Beweisführung verdarb. So kam man zu einem angeblich allgemeingültigen Kanon von Ideen, der überall in der Welt sich bewähren sollte, von dem leider aber die unbefangene ethnologische Uebersicht nichts zu erzählen wußte. Diese Unzulänglichkeit des Princips weist aber auf den folgenschweren Fehler zurück, an dem überhaupt die speculative Werthanschauung krankt, auf den Fehler der Methode, der in unserm Falle darin besteht, daß sie die sittliche Entwickelung unsers Bewußtseins, wie es sich culturhistorisch gebildet hat, mit dem Ursprung ethischer Normen überhaupt verwechselt und den nur unter einer bestimmten geschichtlichen Auffassung anwendbaren Maßstab ohne weiteres für einen allgemeingültigen ansieht. Wo die Voraussetzung falsch ist, muß natürlich auch die Schlußfolgerung falsch sein. Es war deshalb ganz natürlich, daß gerade an diesem Punkte die neuere Theorie, welche unter dem Banne naturwissenschaftlicher Anschauungen stand, ihren Hebel ansetzte. Schon der alte Spinoza hatte eindringlich auf die enge Verwandtschaft hingewiesen, durch welche namentlich für die Anfangsstufen der ethischen Beurtheilung das Sittliche an das Nützliche geknüpft ist. Seine Erklärung dieser Erscheinung fordert zu einer merkwürdigen Vergleichung mit den Ansichten moderner Utilitarier heraus: „Was das Gute und das Schlechte anlangt, so bezeichnen sie nichts Positives in den Dingen, wenn sie an sich betrachtet werden. Sie sind nur Arten des Denkens und Begriffe, die man aus der Vergleichung der Dinge bildet. Denn ein und dieselbe Sache kann zu gleicher Zeit gut, schlecht und auch gleichgültig sein. . . . Unter Gut verstehe ich das, von dem wir gewiß wissen, daß es uns nützlich ist; unter Schlecht verstehe ich das, von dem wir gewiß wissen, daß es uns verhindert, ein Gut zu erreichen." („Ethik", 4. Thl.) Dieser Bestimmbarkeit unsers Handelns durch ein, vielleicht sehr feinsinnig gedachtes, utilistisches Princip entspricht, wie gesagt, genau die grundlegende Wichtigkeit, welche H. Spencer in seinem bekannten Werke „Die Thatsachen der Ethik" (deutsch von B. Vetter, Stuttgart 1874) für die Lösung aller Widersprüche der vollkommenen Anpassung an Zwecke zur Selbsterhaltung und Förderung der Gat-

Digitized by Google

tung ohne Schädigung der gleichlaufenden Interessen anderer Individuen zuschreibt; nur ist hier gegenüber dem allgemeinen Schema des pantheistischen Philosophen wenigstens der Versuch gemacht, den Streit zwischen den Ansprüchen des Egoismus und Altruismus durch eine möglichst objective Untersuchung zu heben. Dennoch enthält auch diese erfahrungsgemäße Ableitung der Moralgesetze eine solche Fülle von Schwierigkeiten, und namentlich krankt sie, wie wir uns später überzeugen werden, an dem wesentlichen Gebrechen, gegenüber der Bedeutung des Individuums die ethische Macht der großen socialen Thatsachen, der Familie, des Staates u. s. w. vollständig verkannt zu haben, daß wir wieder vor das schon früher erwähnte Bedenken gegen die Zulänglichkeit der Methode geführt werden, die dabei angewandt wird. So sehr demnach ein schematisirendes, gegen die Erfahrung taubes Princip von vornherein von der Untersuchung ausgeschlossen werden muß, so sehr es verfehlt ist, nach Art der antiken Philosophie aus einem (natürlich willkürlich angenommenen) Ideal des Menschen heraus die ganze Welt unsers sittlichen Bewußtseins zu gewinnen, so verfehlt dürfte es sein, umgekehrt jede speculative Bearbeitung des thatsächlichen Materials als unwissenschaftlich abzulehnen. Denn, um es kurz zu sagen, die wahre Wissenschaft ist nicht gleich der Summe nur zufällig zusammengesuchter Thatsachen, sondern diese erlangen vielmehr erst ihren echten kritischen Charakter, wenn sie in eine bestimmte logische Ordnung gebracht sind. In diesem Sinne formulirt Wundt seinen Standpunkt mit folgenden Worten: „Wenn demnach eine einzelne, in den eigenen Bereich der empirischen Methode fallende Untersuchung an und für sich nicht im Stande ist, die Principien zu liefern, von denen aus wir die Thatsachen der sittlichen Welt unserm Verständnisse näher bringen können, so bleibt nur übrig, daß wir diese Thatsachen selbst in ihrem ganzen Umfange als Grundlagen der Untersuchung benutzen. Voraussichtlich wird dann aber hier, ähnlich wie im Gebiete der objectiven Naturerkenntniß, die empirische Beobachtung zu Postulaten führen, die selbst nicht unmittelbare Thatsachen der Erfahrung sind, sondern den letztern hinzugefügt werden müssen, um sie in ihrem Zusammenhange begreiflich zu machen. Principien, die den Charakter solcher Postulate besitzen, können aber überall durch die empirische Methode nur vorbereitet, nicht wirklich entdeckt werden. Ihre Auffindung ist vielmehr Aufgabe der Speculation, die übrigens nur dann einen bleibenden Erfolg ihrer Bemühungen erwarten darf, wenn sie sich den vollen Erwerb der kritisch geprüften wissenschaftlichen Erfahrung gesichert hat. In diesem Sinne tritt die speculative Methode neben der empirischen in ihre Rechte ein. Nicht daß sie, sondern wie sie angewandt wurde, bildet den begründeten Einwand gegen die herrschenden Richtungen der speculativen Ethik. Die Ethik ist weder eine rein speculative, noch eine rein empirische Disciplin, sondern sie ist, wie jede allgemeine Wissenschaft, empirisch und speculativ zugleich. Aber nach dem naturgemäßen Gang unserer denkenden Betrachtung der Dinge muß auch in ihr, der Speculation, das empirische Verfahren vorausgehen; es muß ihr die Bausteine in die Hand geben, mit denen sie ihr Gebäude errichtet." („Ethik", S. 12.) Diese Frage über die Berechtigung hypothetischer, speculativer Elemente, welche schlechterdings allein nicht aus der bloßen Beobachtung gewonnen werden können, ist von so entscheidender Wichtigkeit, daß um ihretwillen die Exi-

Digitized by Google

stenz der Ethik als Wissenschaft bejaht, bezw. verneint werden kann. Wer der Wissenschaft überhaupt nur die Befähigung zugesteht, die Summe aller Erscheinungen darauf hin zu prüfen, ob sie wirklich sind oder nicht, wer somit ihr nicht die weitere Möglichkeit gestattet, über den Inhalt dieses Schauspieles ein bestimmtes Urtheil einer Billigung oder Misbilligung zu fällen, sondern diese Werthschätzung an sich schon als einen verwerflichen, unkritischen Zusatz unserer Empfindung ansieht, für den kann strenggenommen auch keine Moral als wissenschaftliches System bestehen. Einen solchen absprechenden Standpunkt vertritt Riehl: „Gewiß ist die Ethik nach einer Seite Wissenschaft. Geschichte und vergleichende Psychologie liefern ihr Stoff und Methode. Mit ihrer andern Seite aber, mit der sie sich auf die Zukunft richtet und nicht von Thatsachen, sondern von Tendenzen handelt, nicht von dem, was ist und geschieht, sondern von dem, was sein und geschehen soll, ragt sie ohne Zweifel über den Rahmen einer Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes hinaus. Schon daß sie Normen aufstellt, ist ein hinlänglicher Beweis dafür. Denn die Wissenschaft als solche kennt den Begriff der Norm und des Sollens nicht. Ihr ist das, was wir aus praktischen Gesichtspunkten des Nutzens, der Lebensfähigkeit, der Schönheit abnorm nennen, ebenso wichtig, öfters noch wichtiger, als das was der Norm entspricht. Ihre Lehrsätze können richtig verstanden niemals Gegenstand unsers moralischen und ästhetischen Beifalls oder Tadels sein. Sie sind weder sittlich noch unsittlich, sondern einfach entweder wahr oder falsch. Normen dagegen oder praktische Idealbegriffe erheben nicht so sehr auf Wahrheit als auf Zweckmäßigkeit und Verbindlichkeit Anspruch. Sie sind nicht wahr, sie werden wahr gemacht dadurch, daß wir an sie glauben und nach ihnen handeln." („Zur Wissenschaftstheorie", S. 18.) In dieser Beweisführung ist eben der Ausschlag gebende Umstand übersehen, daß wir bei bestimmten sittlichen Erscheinungen, einerlei zunächst nach welchem Maßstabe, ganz unweigerlich ein entscheidendes Urtheil fällen, das für diese Sphäre eine ganz allgemeine, objective Gültigkeit beanspruchen darf. Die Welt der ethischen Beurtheilung unterliegt ebenso strengen, über die Sphäre individuellen Meinens hinausgehenden Gesetzen, wie die des Naturgeschehens, nur hat sich freilich im Laufe culturgeschichtlicher Entwickelung häufig und vielleicht mehr als auf dem Gebiete der äußern Naturerklärung eine unberechtigte, subjectivistische Neigung geltend gemacht. Aber trotz dieser bedauerlichen Verirrung bleibt unbestritten, daß die Aufstellung bestimmter Verpflichtungen für unser Thun und die Zurückführung derselben trotz aller ethnographischen Unterschiede auf gewisse allgemeingültige Grundsätze oder Forderungen einen ganz berechtigten Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung bildet.

Betrachten wir nun nach Wundt's Bezeichnung die Ethik als ursprüngliche Normwissenschaft (ähnlich wie die Logik „die normative Basis der theoretischen Wissenschaften" ist), so würde unsere nächste Aufgabe die sein, ihr Object genauer zu bestimmen. Was ist der eigentliche Gegenstand der ethischen Beurtheilung: der einzelne Mensch, wie er unserer Beobachtung vorliegt, oder ein ideales Schema, in dem er erst seine wirkliche Vollendung findet oder die ganze Fülle der sittlichen Erscheinungen, welche sich im Völkerleben abspielen? Diese Frage ist offenbar keine müßige, akademische Spielerei, sondern entscheidet von vornherein die ganze

Digitized by Google

Richtung der Untersuchung. Sahen wir doch schon am Beginn unserer Darstellung, wie wenig die einseitig idealistische Fassung, wie sie Kant versuchte, für eine wirkliche Erklärung des sittlichen Bewußtseins ausreichte. Aber auch die andere, scheinbar der Erfahrung näher stehende Betrachtung des individuellen sittlichen Bewußtseins zeigt bedenkliche Schwächen. Trotzdem wir in vielen wesentlichen Punkten über den dürftigen Rationalismus der sogenannten Aufklärungsphilosophie hinaus sind, so ist er doch andererseits in manchen grundlegenden Voraussetzungen noch nicht völlig überwunden. Die Ideen eines contrat social, politisch und erkenntnißtheoretisch von hervorragender Wichtigkeit, sind zu bekannt, um hier näher erörtert zu werden; allein es bedarf geringen Nachdenkens, um einzusehen, daß die ganze Theorie der Urzustände (einerlei in welcher Beleuchtung sie erschienen, ob optimistisch oder pessimistisch gefärbt), und die damit verknüpfte Ansicht von der Entwickelung des Urmenschen aus einem wüsten Anarchismus zu immer höherer Intelligenz und Sittlichkeit an demselben schematischen Doctrinarismus krankt, der überhaupt für die Auffassung des vorigen Jahrhunderts maßgebend ist. Er setzt voraus, was nie dagewesen ist und deshalb nur das Ergebniß eines speculativen Tiefsinnes war, der sich so die frühere Welt zurechtlegte, weil sie dann besser zu den von vornherein schon feststehenden Schablonen dieser Entwickelung paßte. Diese individualistische Hypothese geht nämlich von einer ganz nichtigen Voraussetzung aus, die sie ohne weiteres für eine unbezweifelte Thatsache annimmt, von der Gestalt eines einzelnen Urmenschen, der ohne alle socialen Beziehungen und Verpflichtungen seinen Lebenslauf begonnen und unter fortwährender Vervollkommnung seiner ursprünglichen Ideale sich selbst auf die Höhe der spätern Menschheit hinaufgearbeitet habe. Dieser Urmensch ist aber bei Lichte besehen ein vollständig erfundenes Schemen unserer beliebig in den entlegenen Fernen der Völkergeschichte frei schaffenden Phantasie, den auch Wundt mit voller Entschiedenheit zurückweist: „Alle jene Fictionen müssen vor der einfachen Thatsache verschwinden, daß der isolirte individuelle Mensch, den sie voraussetzen, in keiner Erfahrung existirt hat. Wir kennen den Menschen nur als socialeS Wesen, gleichzeitig beherrscht von einem Einzelwillen und einem Gesammtwillen, und nichts spricht dafür, daß dieser erst aus jenem entstanden sei. Vielmehr ist die relative Verselbständigung des Einzelwillens immer nur ein Ergebniß später Entwickelung. Wie das Kind seines individuellen Willens allmählich erst inne wird und langsam nur aus einer Umgebung heraus, von der es sich selbst kaum unterscheidet, zur individuellen Persönlichkeit sich entwickelt, so ist auch im Naturzustande das gemeinsame Empfinden, Wollen und Denken das vorherrschende. Der Mensch individualisirt sich aus einem Zustande socialer Indifferenz heraus; aber er individualisirt sich nicht, um sich bleibend von der Gemeinschaft zu lösen, aus der er hervorging, sondern um sich ihr mit reicher entwickelten Kräften zurückzugeben." (A. a. O., S. 389.) Dieselbe Ueberschätzung des Individuums herrscht in dem modernen Utilitarismus, wie er von Bentham begründet und von Mill, Spencer u. a. weiter ausgeführt ist. Einige wenige Striche werden genügen, diese gerade gegenwärtig ungemein beliebte Anschauung zu skizziren. Die pessimistische Ansicht von Hobbes, begründet auf einen ursprünglichen Krieg Aller gegen Alle, wurde unter willkürlicher Trennung der ausschließlich wirk-

Digitized by Google

samen Neigungen von jeder Vorstellungsthätigkeit durch Bentham zu einem System eines universellen Egoismus und Eudämonismus umgeschaffen mit der Formel: „Das möglichst größte Glück für die möglichst große Anzahl.“ Danach hat ein jeder gleichen Anspruch auf Glück, das zu erstreben ein den Menschen eingeborener Trieb dränge, und der Weg dazu ist die Verleugnung des persönlichen Vortheils zu Gunsten des fremden. Ganz abgesehen nun davon, daß dies Princip eines wohlverstandenen Eigennutzes in einem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen sich schwerlich zu der erwünschten idealen Reinheit entwickelt, und abgesehen von der gänzlichen Unvereinbarkeit der verschiedenen individuellen Auffassungen des Glückes und der weitern Unmöglichkeit einer zwangsweise erfolgenden Vertheilung desselben, verhindert die einseitige individualistische Begründung eine fruchtbare Verwendung des anderweitigen geschichtlichen Materials. Denn der Utilitarier führt den Weltlauf und die ethische Werthschätzung auf die persönliche Empfindung des Behagens und Misbehagens zurück, ohne diesen ganzen Proceß in seiner socialen Entstehung zu erfassen. „Dem Utilitarier besteht die Menschheit aus den einzelnen Menschen, die Gesellschaft aus ihren einzelnen Mitgliedern. Wie das Ganze nur um der Individuen willen da ist, so verfolgen diese, wenn sie Pflichtleistungen für das Ganze vollbringen, schließlich doch nur individuelle Zwecke. Das Individuum ist ja das einzig Wirkliche in diesem System, und jedes Individuum ist wieder in Bezug auf seine Fähigkeit, Glück und Schmerz zu empfinden, eine Wiederholung des andern. . . . Ist die individuelle Glückseligkeit das Maß, an welchem die sittlichen Werthe zu messen sind, dann liegt dieses Maß für jedes Individuum in dem Maximum seines eigenen Wohlbefindens, und es ist weder einzusehen, wie der Einzelne zu Gunsten seines Nächsten auf mehr Glück verzichten soll, noch ist ihm dies zuzumuthen, es sei denn von der egoistischen Erwägung aus, daß übertriebener Eigennutz dem Besitzer selber zum Nachtheil ausschlägt. Das ist in der That der Standpunkt des egoistischen Utilitarismus, für welchen das Princip der Maximation der Glückseligkeit keinen Sinn hat. Denn der weiseste Egoist, wenn er wohlbegütert ist, wird sich wohl hüten, etwa eine allgemeine Vertheilung der Güter vorzuschlagen, nur damit er sich ein Einkommen sichere, das ihm niemand streitig macht. In der That geräth der sociale Utilitarismus mit sich selber in Widerstreit, weil schon seine principiellen Voraussetzungen einander widerstreiten. Er verlegt den Zweck des Sittlichen in das Ganze der menschlichen Gesellschaft, aber dieses Ganze zerlegt er zugleich in zusammenhangslose Atome. Einer atomistisch gedachten Gesellschaft entspricht nothwendig eine egoistische Ethik. Dem Utilitarier widerstrebt die letztere, doch ihre Voraussetzungen vermag er nicht zu beseitigen. So geräth er in eine unhaltbare Position zwischen unvereinbaren Gegensätzen. Den Egoismus, auf dem seine individualistische Gesellschaftstheorie hinausführt, will sein richtig geleiteter ethischer Instinct nicht gelten lassen. So wird denn nothwendig für ihn das sittliche Motiv zu einem unerklärlichen Impulse und der sittliche Zweck zu einem leeren Phantom, das doch gern für ein Ideal sich ausgeben möchte.“ (A. a. O., S. 367.) Allen diesen, sei es idealistischen, sei es utilistischen, einseitigen Abstractionen gegenüber muß man immer und immer wieder auf den wahren Sachverhalt hinweisen, wie ihn uns die alltägliche Umgebung und die exacte Wissen-

Digitized by Google

schaft aufzeigt; denn nicht nur jetzt erscheint der Mensch in seiner vollen geistigen Wirksamkeit als ein unverletzlicher Bestandtheil einer ihn umschließenden, man könnte fast sagen ihn erzeugenden socialen Organisation, in die er ohne sein Zuthun hineingeboren wird und die ihn ebenso unausweichlich umgibt, wie die physische Atmosphäre seinen Körper, sondern so ist es gewesen vom Anfange der Dinge an, soweit die beglaubigte Kunde vom Menschengeschlecht reicht. Ja es ist bezeichnend, wie die meisten mythologischen Schilderungen sofort nach der Schöpfung des Individuums bemüht sind, den Menschen in diese Kette des gesellschaftlichen Lebens einzufügen, gewöhnlich in dem idyllischen Lichte der patriarchalischen Verfassung. Religion, Recht, Sitte (um von der Sprache zu schweigen) sind die großen culturhistorischen Factoren, welche den sittlichen Entwickelungsgang jedes Menschen, des niedrigsten und dürftigsten und des erleuchtetsten Genies, zwar in unendlich verschiedener Abstufung beherrschen, und deshalb wird man auch nicht eher zu einer erschöpfenden Erklärung und Auffassung gerade seiner ethischen Bestimmung gelangen, ehe man sich nicht gewöhnt, auch für diese Wissenschaft den bedeutsamen anthropologischen Grundsatz des griechischen Weisen zu verwirklichen: „Der Mensch ist von Natur ein geselliges Wesen.“ Wie die vergleichende Sprachforschung es unternommen und zum Theil schon vollendet hat, das wüste Chaos der sprachlichen Bildungen topographisch und ethnographisch nach bestimmten Gruppen zu sondern und es ihr in der That gelungen ist, nicht nur weitreichende Gesetze über die Entwickelung unsers Denkens aufzustellen, sondern auch für die der schriftlichen Ueberlieferung vollständig verschlossenen Zeiträume der Völkergeschichte ungeahnte Aufschlüsse über religiöse und rechtliche Anschauungen zu gewinnen, so ist es auch die Aufgabe einer echt wissenschaftlichen, vergleichenden Ethik, durch dieselbe anthropologische Untersuchung die Entstehung oder wenigstens die weitere Entfaltung unserer sittlichen Ideale zu erforschen. Ein jeder weiß, wie dies Ziel schon durch die moderne Völkerpsychologie, welche eine äußerst fruchtbare Verbindung der Psychologie mit historischen und naturwissenschaftlichen Elementen darstellt, in Angriff genommen ist. Noch umfassender, weil bei ihr der trennende chronologische und topographische Rahmen, wenigstens für die Anfänge der socialen Entwickelung, wegfällt, sucht die Ethnologie dies Problem zu erfassen und zu lösen, indem sie die Aufstellung ganz allgemeiner socialer Gesetze anstrebt, wie sie für die Bildung aller Organisationsstufen, von den einfachsten und kümmerlichsten Formen bis zu den verwickeltsten Erscheinungen der Cultur, wirksam geworden sind. Freilich bedarf es keiner ausführlichen Begründung, weshalb diese Morphologie des gesellschaftlichen Lebens noch nicht über einige, ganz allgemeine Grundzüge hinausgekommen ist (denn Material und Theorie sind gleich schwer zu bewältigen), und weshalb nicht selten eine phantastische Voraussetzung den fehlenden Bestand an Thatsachen unbefugterweise ersetzt hat; allein es ist doch schon viel gewonnen, wenn nur der richtige Ausgangspunkt für eine sachgemäße, streng wissenschaftliche Behandlung festgestellt ist.

Welches Bild entrollt sich nun vor unsern Blicken, wenn wir unter dieser ethnologischen Anschauung die Entwickelung unsers Geschlechts auf dem Erdballe verfolgen, und welche Schlüsse drängen sich uns auf über die sittliche Natur des Menschen? So viel ist klar,

Digitized by Google

das Märchen eines traumhaften, paradiesischen Naturzustandes voll kindlicher Einfalt und Sittenreinheit, wie es noch die schwärmerische Gefühlsseligkeit des vorigen Jahrhunderts erneuerte, hat seine Rolle ausgespielt, die unbestechliche, Gemüthsregungen unzugängliche Wissenschaft unserer Tage hat es gründlich zerstört. Aber es droht noch eine verhängnißvollere Einbuße; nicht nur zeigen die sogenannten Anfänge der socialen Ordnung eine unerhörte Roheit, Brutalität und Genußsucht, sondern die verschiedenen Ideale der Völker sind überhaupt einander derartig widersprechend, daß eine einheitliche Zusammenfassung derselben, eine genetische Ableitung derselben aus einer gemeinsamen Quelle völlig unmöglich ist. Was dem einen lobenswerth vorkommt, wird für den andern ein Gegenstand lebhaften Abscheus oder läßt ihn wenigstens ganz gleichgültig; es scheint fast, als ob in der sittlichen Welt dieselbe Regellosigkeit, dieselbe Unbeugsamkeit des Geschmackes herrscht wie in der Sphäre des Schönen. Jedenfalls wird niemand, der die Acten der vergleichenden Anthropologie unbefangen studirt, die Behauptung Wundt's bestreiten können: „Es gibt keine Zeit und keine Cultur, die wir als ein allgemeingültiges Vorbild für alle Zeit hinstellen können." (A. a. O., S. 226.) Und deshalb liegt in der That die Vermuthung nahe, die dieser Forscher weiter ausführt: „Gegenüber dieser so schwankenden Natur der sittlichen Vorstellungen im allgemeinen Bewußtsein erhebt sich dringend die Frage, ob es überhaupt allgemeingültige Elemente des Sittlichen gebe, oder ob nicht vielleicht das Einzige, was als ein gemeinsames Merkmal anzuerkennen sei, sich darauf beschränke, daß überall gewisse Handlungen gebilligt und andere misbilligt werden, wobei aber der Inhalt dieser, einem verschiedenen Werthurtheil unterworfenen Thatsachen der allerverschiedenste sein könne. Diese Frage ist um so wichtiger, als offenbar die allgemeinen Elemente der sittlichen Vorstellungen, sofern dieselben überhaupt existiren, diejenigen sein müssen, von denen die wissenschaftliche Untersuchung der sittlichen Normen auszugehen hat." Ist der angegebene anthropologische Gesichtspunkt überhaupt maßgebend und trügt das zur Beobachtung verwendete Material nicht, so muß von einer bestimmten inhaltlichen Idee als dem Urprincip der sittlichen Beurtheilung Abstand genommen werden; denn eben dieser Inhalt der sei es verbotenen, sei es verlangten Handlungen, ist so unvergleichbar, daß von einer einheitlichen Ableitung, wie schon bemerkt, nicht die Rede sein kann. Was bleibt dann aber übrig? Soll man zu der gänzlich widersprechenden Vorstellung Locke's zurückkehren, die in den Theorien der heutigen Utilitarier ihre moderne Wiedergeburt feiert, daß die Seele als tabula rasa ohne jegliche spontane Kraft ihre Eindrücke aus der Außenwelt willenlos empfange und ihr auch das moralische Gefühl ganz von selbst sich durch diese Einwirkung mittheile? Oder daß, wie Herbert Spencer will, sich die sittlichen Anlagen mit dem Inventar unserer physischen Organisation vererben, oder besser gesagt, aus den Zuständen unsers Nervensystems sich entwickeln? Alle diese Voraussetzungen widerstreiten der psychologischen und logischen Erfahrung, die von einer solchen Vererbung werthvoller ethischer Elemente nichts weiß. Entweder wird man, um dieser Verlegenheit zu entgehen, mit den meisten Vertretern der Ethnologie nur das ganz allgemeine Gefühl der Verpflichtung ganz ohne Rücksicht auf den Inhalt der Leistung, eine gewisse, vor der Erfahrung gegebene

Digitized by Google

Fähigkeit, in jedem gegebenem Falle Recht von Unrecht, je nach den maßgebenden socialen Bedingungen unterscheiden zu können, als ein unverlierbares Besitzthum des menschlichen Geistes ansehen, das ihm ebenso wenig von außen zuwachsen kann, wie seine logische Anlage, oder man kann mit Wundt einen, freilich schwer bestimmbaren, gleichartigen Bestand sittlicher Anlagen über alle ethnographischen Unterschiede des Völkerlebens hinweg sich wirksam denken, der sich z. B. in den großen weltgeschichtlichen Schöpfungen der Religion und des Rechtes bethätige. „Was bleibt uns dann als specifischer Inhalt des Sittlichen anderes übrig als gewisse psychologische Elemente, die keine speciellen äußern Bedingungen, sondern nur die überall gleiche Natur des Menschen voraussetzen? In der That sind uns nun solche Elemente in gewissen sittlichen Trieben entgegengetreten, die zwar in sehr verschiedener Weise entwickelt sein können und darum auch sehr vielgestaltig in der concreten Erfahrung sich äußern, die aber doch an sich immer und überall die nämlichen bleiben. Sie sind es, die jene beiden großen Erscheinungsgebiete hervorbringen, welche wir als die hauptsächlichsten und zugleich als die niemals fehlenden Aeußerungsformen des sittlichen Lebens kennen lernten: die religiösen Anschauungen und das gesellschaftliche Leben. . . . Diesen zwei großen Gruppen allgemeiner Thatsachen entsprechen nun zwei psychologische Grundmotive, deren allgemeingültige Natur auf der Constanz beruht, mit der sie im menschlichen Bewußtsein wirksam sind, die Ehrfurchts- und die Neigungsgefühle. Beide beziehen sich ursprünglich auf gänzlich verschiedene Objecte, die Ehrfurchtsgefühle auf übermenschliche Wesen und Kräfte, die Neigungsgefühle auf Mitmenschen. Auf den erstern beruht zunächst das religiöse, auf den letztern das sociale Leben des Menschen. Beide Grundtriebe treten dann aber in die mannichfaltigsten Verbindungen und gewinnen so einen sich wechselseitig verstärkenden Einfluß auf die von ihnen abhängigen Lebensgestaltungen; insbesondere erwächst jene erweiterte Humanität, welche die höchsten Blüten des gesellschaftlichen Lebens hervorbringt, ursprünglich auf religiösem Boden. Die ganze Entwickelung der Sittlichkeit, so ungeheuer weit die Stufen derselben infolge der angedeuteten Wechselwirkungen und des Einflusses nebenhergehender intellectueller Momente voneinander abliegen, beruht auf der Bethätigung jener beiden Grundtriebe der menschlichen Natur.“ (A. a. O., S. 229.) Aber wie immer man sich auch dies Verhältniß ausdeuten will, jedenfalls darf man, wie das nicht selten noch geschieht, die wunderbare Kraft einer sich langsam vervollkommnenden sittlichen Entwickelung nicht so auffassen, daß sie überhaupt mit einem vollständigen Nihilismus des sittlichen Bewußtseins anhebt, sondern daß sie selbst bedingt ist und getragen von ursprünglichen, wahrscheinlich sehr gleichartigen Keimen, die, wenn auch noch so dürftig und roh, doch die ganze Fülle der spätern Entfaltung schon in sich bergen.

Das hervorragend praktische Interesse, welches die Ethik auch für die Weltanschauung des gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, nicht nur für die Wissenschaft besitzt, offenbart sich, wenn auch nicht immer sehr vortheilhaft, in der überaus lebhaften Erörterung, die manchen ihrer Probleme zutheil zu werden pflegt. Dahin gehört vor allem die vielbesprochene und immer wieder zum Leben erweckte Streitfrage nach der Willensfreiheit. Leider entspricht der Ton, welcher in solchen Untersuchungen häufig

Digitized by Google

herrscht, durchaus nicht den sonst üblichen Regeln einer vorurtheilsfreien, kritischen Prüfung, sondern es stellen sich meist die gehässigsten moralischen Anschuldigungen gegnerischer Ansichten ein. Daß der Leugner des liberum arbitrium indifferentiae den Menschen dadurch einfach mit dem Thiere gleichstelle, oder noch besser mit irgendeinem materiellen Atom, ist eine durchaus nicht seltene Behauptung, wie überhaupt das Schlagwort des blöden Materialismus schon viel Unheil angerichtet hat. Ein solches unstatthaftes Pathos würde sich am wirksamsten wol durch den entsprechenden Hinweis auf die nämlichen Anschauungen eines Augustin, Luther oder Calvin ad absurdum führen lassen, denen man doch schwerlich eine derartige unmoralische Neigung unterzuschieben gewillt ist. Auch könnte man, um aus der unmittelbaren Gegenwart einen unverdächtigen Zeugen zu nennen, den tief religiös gesinnten Psychophysiker G. Th. Fechner diesen unumwundenen Bekennern des Determinismus anreihen. Den eigentlichen Grund für die Behauptung einer eingebildeten Freiheit hat schon Spinoza ganz richtig erfaßt und dahin bestimmt, „daß die Menschen sich nur deshalb für frei halten, weil sie sich zwar ihrer Willensbestrebungen und ihres Verlangens bewußt sind, an die Ursachen aber, durch welche sie zum Verlangen und Wollen bestimmt sind, auch nicht im Traume denken". („Ethik", 1. Thl., Anhang.) Die gewöhnliche Vorstellung fußt demnach nur auf der gänzlich unbeschränkten und daher auch wissenschaftlich unzureichenden Möglichkeit eines absoluten Könnens, das sie allen Handlungen als conditio sine qua non voranſetzt. Darauf antwortet Riehl mit Recht: „Aber nicht die Abhängigkeit unsers Thuns von unserm Wollen, sondern die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit unsers Wollens selbst steht in Frage. Hierüber vermag aber unser Selbstbewußtsein keinen Aufschluß zu ertheilen. Es bleibt bei seiner einförmigen und im Grunde tautologischen Aussage: ich will, was ich will, und kann thun, was ich will, bestehen. Aber nicht dies verlangt man zu wissen, sondern ob wir in einem gegebenen Falle, also unter bestimmten äußern und innern Umständen Entgegengesetztes wollen können." („Zur Metaphysik", S. 221.) Wir kennen somit, wenn wir unter reiflicher Ueberlegung aller Verhältnisse einen Entschluß fassen, wol die Motive desselben, die Beweggründe, um derentwillen wir so oder anders handeln, und in diesem Sinne unterscheidet sich dieser Vorgang von irgendwelchem andern mechanischen Geschehen; aber was unserer Kenntniß und Beurtheilung entgeht und nach Lage der Sache entgehen muß, das sind eben die Ursachen dieser psychologischen Motive, welche in unserm Innern einen Vorsatz zur Reife bringen. Und dieser Sachverhalt ist um so natürlicher, als wir ja in unserer psychologischen Zergliederung unserer eigenen Natur immer nur bis zu einem bestimmten, vom Bewußtsein noch hell erleuchteten Punkte gelangen können, jenseit dessen uns pfadlose Nacht umfängt. „Es bleibt also auch nach der Erklärung der Handlung aus ihren Motiven in jedem Willensacte ein unerklärlicher, von Selbstbewußtsein nicht beleuchteter Rest. Der Leitfaden der Causalität reißt an dieser Stelle für die subjective Erfassung des Willensactes ab. Die Ursache, welche eine Vorstellung in ein Motiv verwandelt, liegt außerhalb des Selbstbewußtseins, welches immer nur das Resultat dieser Verwandlung erfährt. Sie liegt in der unbewußten Tiefe unserer Individualität, in unserer Naturbeschaffenheit, und wollten wir, um sie zu ent-

Digitized by Google

decken und vollständig zu erkennen, dem Leitfaden der objectiven Betrachtung folgen, so würde uns derselbe immer weiter in den universellen Zusammenhang der Dinge zurückführen." (A. a. O., S. 227.) Deshalb ist die Kantische Aufstellung einer intelligibeln Willensfreiheit, die, weil es jenseit der Sphäre unserer immanenten Wirklichkeit liegt, die Reihe der Erscheinungen von selbst anheben könne, ein bloßes metaphysisches Abstractum, das in Wirklichkeit nicht existirt und auch logisch unbegreiflich ist; denn diese causa sui in ihrer transscendenten, d. h. jeglicher inductiven Erforschung unnahbaren Herrlichkeit ist gerade so unmöglich, wie der Zustand einer vollständigen Indifferenz, auf den kein Motiv irgendeiner Art einen Einfluß üben könnte. Es ist übrigens auch bezeichnend, wie anders sich die Frage für die landläufige Beurtheilung ausnimmt, wenn wir nicht unsere eigene kostbare Persönlichkeit aufs Spiel setzen, sondern die Handlungen unserer Mitmenschen zu bestimmen haben. Dann redet kein Mensch von jenem wundersamen Vermögen einer sich selbst setzenden Freiheit, sondern jede einigermaßen zutreffende Berechnung beruht auf dieser genauen psychologischen Kenntniß der den Erfolg mit zweifelloser Sicherheit herbeiführenden Gründe, ein Umstand, der für die Pädagogik und für das politische Leben in gleicher Weise erst die Aufstellung allgemeiner Gesetze ermöglicht. Aber wol mag noch ein Misverständniß für die Schlichtung dieser Widersprüche verhängnißvoll gewesen sein, auf das Wundt hinweist; es ist die Identificirung von Zwang und Causalität überhaupt, die schon von Kant herrührt, während die Causalität je nach ihrer Anwendung auf materielles und geistiges Geschehen auch eine verschiedene Geltung und Bedeutung erhalten muß. Schon der stetige Parallelismus der psychologischen Erscheinungen legt diese Vermuthung einer doppelten, unablösbar aneinandergeketteten Auffassung nahe. „Der logische Charakter des Causalbegriffes bringt es mit sich, daß wir die Forderung einer durchgängigen causalen Bestimmtheit aller geistigen Handlungen und nicht minder die Forderung eines unverbrüchlichen Zusammenhanges aller Naturvorgänge nach mechanischer Causalität erheben. Diese Forderungen sind regulative Ideen. Sie weisen uns an, alles Geschehen innerhalb der ihm eigenthümlichen Causalitätsform soweit wie immer möglich zurückzuverfolgen und nirgends die Annahme eines ursachlosen Ereignisses zuzulassen. Aber da beide Reihen sich ins Unendliche erstrecken, so können selbstverständlich jene Ideen nicht die geringste Aussicht auf eine wirkliche Erfüllung der in ihnen gelegenen Forderungen erwecken." („Ethik", S. 405.) „So bleibt hier die psychologische Determination die einzige, die bei der Beurtheilung der Willenshandlungen in Frage kommt, denn sie ist diejenige, durch die überhaupt erst der Wille zum Willen wird. . . . Wir alle nehmen in unserer Beurtheilung des Willens den deterministischen Gesichtspunkt ein, freilich nicht in dem Sinne jener falschen Uebertragung des naturalistischen Causalbegriffes auf den Willen, wohl aber im Sinne des überall gültigen Charakters geistiger Causalität, wonach wir eingetretene Ereignisse aus ihren Ursachen erklären. Ohne diesen psychologischen Determinismus ist keine Psychologie und keine Geisteswissenschaft überhaupt möglich. Ihn aufgeben, hieße gegen das Vernunftgesetz verstoßen, nach welchem wir überall zu dem Bedingten die Bedingung zu suchen, die gefundene Bedingung aber immer wieder als ein Bedingtes zu betrachten haben." (A. a. O., S. 409.)

Digitized by Google

Aber diese Einwände gegen einen schrankenlosen und wissenschaftlich deshalb unhaltbaren Indeterminismus zugegeben, wie steht es mit ernsten Fragen der sittlichen Zurechnung und Verantwortlichkeit? Fordern nicht diese Grundfesten unserer ethischen Weltordnung die völlig freie und unbedingte Fähigkeit des Entschlusses und Thuns? Nur die scheinbar unaustilgbare Verblendung, die jede Causalität ohne weiteres mit mechanischer Nothwendigkeit vermengt, und die blinde Schwärmerei für eine völlig ungebundene Freiheit läßt es verstehen, wie gerade diese Erwägung für viele der Stein des Anstoßes geworden ist, der sie der unklaren Vorstellung des liberum arbitrium indifferentiae wieder zuführt. Denn sonst leuchtet es doch von selbst ein, wie der Begriff einer sittlichen Verantwortlichkeit sich erst aus dem erfahrungsgemäß gegebenen, unter innern und äußern Motiven mit psychologischer Nothwendigkeit bestimmten Charakter, d. h. eben aus der ganzen sittlich-geistigen Persönlichkeit des Menschen entwickeln kann. Wird diese nicht als concrete Größe angesehen, als individueller Factor, wie man sich auch wol ausgedrückt hat, der aber diese Signatur nur in der rastlosen Wechselwirkung mit seiner Umgebung erlangt hat, so ist es schlechterdings unerfindlich, wem denn die Zurechnung zu gelten hat. „In Wahrheit beseitigt also nicht die innere Determination, wohl aber das sogenannte liberum arbitrium des Willens Freiheit und Verantwortlichkeit. Denn da kein Handeln ohne Motive möglich ist, wie der Indeterminismus selbst anerkennt, so bleibt, wenn die Causalität des Charakters nicht die Entscheidung geben soll, nur der absolute Zufall, d. h. die Herrschaft irgendeines gerade im Bewußtsein anwesenden Motives übrig. Und aus solchen zufälligen Trieben soll sich schließlich die sittliche Weltordnung zusammensetzen, soweit dieselbe innerhalb der Menschheit zur Erscheinung kommt! Nur eine in sittlichen Egoismus und religiösen Indifferentismus versunkene oder durch theoretische Vorurtheile gänzlich misleitete Zeit konnte in den Wahn verfallen, eine solche Anschauung nicht nur für sittlich, sondern sogar für religiös zu halten.“ (Wundt, S. 410.) Daher gibt auch, wie wir schon früher betonten, erst die social-ethische Auffassung die richtige Lösung der Streitfrage an die Hand; denn nur in ihr erscheint die wirkliche Welt, unsere geistige Umgebung, die culturhistorischen Factoren der Familie, des Volkes und Staates als der reale Hintergrund, auf dem sich, erst nach langer individueller psychischer Verarbeitung, der individuelle Charakter und mit ihm die individuelle Verantwortlichkeit abhebt. Diesen fruchtbaren socialen Gesichtspunkt gegenüber allen metaphysischen Spaltungen des blos Thatsächlichen und des Ansichseienden hat Riehl sehr einleuchtend geschildert: „Die Reaction der Gesammtheit gegen die Handlungen des Einzelnen geht der Entwickelung seines selbstbewußten Willens voran. Sie ist sogar selbst eins der hauptsächlichsten Mittel, das Individuum zu einem Wesen heranzubilden, das aus selbstbewußten Motiven handelt, also die Motive seines Willens nicht blos kennt, sondern auch beurtheilt, bejaht und verneint, will und nicht will. Die Verantwortlichkeit ist eine Ursache der moralischen Persönlichkeit des Menschen, nicht eine Folge derselben. Der Mensch wird nicht verantwortlich gemacht, weil er von Geburt an ein moralisches Wesen ist, er wird zu einem moralischen Wesen, weil er verantwortlich gemacht wird. Aus Pflicht und Verantwortlichkeit entsteht erst für den Einzelnen ein sittliches Bewußtsein, und statt mit Kant

Digitized by Google

die Pflicht aus der moralischen Natur des Menschen herzuleiten, hat man vielmehr umgekehrt die moralische Natur des Menschen aus der Verpflichtung seines Willens durch den Gesammtwillen und aus der Verantwortlichkeit für seine Handlungen abzuleiten." (S. 258.)

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch bei ähnlichen Streitfragen, z. B. der Auffassung des Gewissens, denselben socialen Gesichtspunkt hervorheben, der erst im Gegensatz zu allen rein abstracten Formulirungen der Metaphysik uns den unmittelbaren Zusammenhang mit der Erfahrung sichert. Denn nur dann ist es begreiflich, weshalb dies wunderbare Organ, das als Stimme Gottes doch untrüglich sein müßte, so häufig irren, ja geradezu unserm sittlichen Ideal Widersprechendes fordern konnte. Dagegen werden wir nicht umhin können, die Beziehung des ethischen Bewußtseins zum Recht und zur Religion einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, da auch hier eine kurzsichtige, einseitig individualistische Auffassung vielfach noch die herrschende ist.

Zunächst wird man sich erinnern, daß alle Speculationen, die von der Voraussetzung einer singulären, isolirten Existenz des Menschen ausgehen, illusorisch, weil der kritischen Erfahrung widersprechend sind. Das gilt im verstärkten Maße natürlich vom Rechte, das ganz und gar nur entwickelungsgeschichtlich zu erklären ist, und nicht etwa eine Trennung aus einem chimärischen, alles in sich befassenden Urrechte darstellt. Diesen Sachverhalt hat Wundt allem Zweifel entrückt: „Jener Mensch in abstracto, welchen die rechtsphilosophischen Systeme voraussetzen, existirt nie und nirgends in der Wirklichkeit. Wie alle geistigen Schöpfungen und wie insbesondere das sittliche Leben, so ist auch das Recht nichts Unveränderliches, sondern ein Gewordenes und ewig Werdendes. Mögen gleich gewisse Rechtsnormen in diesem Entwickelungsprocesse früh schon als bleibende Errungenschaften der sittlichen Cultur gewonnen worden sein, andere wenigstens einer geläuterten Rechtsanschauung als ein unverlierbarer Besitz erscheinen: nicht nur bleiben die nähern Bedingungen, welche die Geltung solcher relativ beharrender Rechtssätze begleiten, wechselnde, sondern, was wichtiger ist, das Recht selbst würde eines Theiles seiner wichtigsten Grundlagen beraubt, wenn man es auf solche voraussichtlich unveränderliche Elemente einschränken wollte. Ist doch das ganze Verfassungs- und Verwaltungsrecht der Staaten ein auch in ethischer Beziehung eminent wichtiges Rechtsgebiet. Wer aber möchte sich heute noch anheischig machen, einen Staat zu construiren, der, wenn nicht für alle Zeiten und Völker, so doch für irgendeine erreichbare Zukunft ein nicht zu übertreffendes allgemein menschliches Ideal wäre?" (S. 485.) So wenig wie eine mythische Universalsprache existirt, sowenig ein nebelhaftes Urrecht, das allen Menschen von Haus aus zukäme ohne Rücksicht auf Rasse und Geschichte; das Recht ist vielmehr im ganz besondern Sinne ein sociales Product, das Ergebniß des geselligen Zusammenlebens, und daher begreift es sich auch, weshalb schlechterdings jede, auch die ärmlichste der Entwickelungsphasen des menschlichen Geschlechtes Rechtserscheinungen hervorbringt. Nur darf man nicht den Maßstab der staatlich geheiligten Normen an diese ursprünglichen Gebilde legen. Aber gerade weil überhaupt kein sociales Leben denkbar ist ohne ein geregeltes Zusammenleben ihrer Glieder, d. h. ohne Recht, deshalb spiegelt sich auch in ihm ganz unverkennbar der sittliche Typus wider, der diese Organisationsform im Unter-

Digitized by Google

schiede von andern kennzeichnet, und aus diesem unmittelbaren Zusammenhange beider Factoren wird es auch erklärlich, weshalb bei zunehmender individueller Entfaltung, wie sie im Wesen jeder höhern Cultur liegt, sich die ursprüngliche Einheit des sittlichen und rechtlichen Bewußtseins immer mehr voneinander löst, sodaß jetzt die erschütterndsten Conflicte entstehen können, von denen eine harmlosere Vorzeit nichts wußte. Diesen, freilich nichts weniger als ununterbrochenen Stufengang sittlicher Läuterung schildert Wundt so: „Mit Rücksicht auf diesen letzten sittlichen Zweck alles Rechtes können wir demnach das objective Recht als den Inbegriff aller der subjectiven Einzelrechte und Pflichten bezeichnen, welcher der das Recht erzeugende sittliche Gesammtwille sich selbst und den ihm untergeordneten Einzelwillen zum Zweck der Verfolgung sittlicher Lebenszwecke als Recht gewährt und zum Zweck des Schutzes dieser Rechte als Pflichten auferlegt.“ (S. 498.) Welche Verschiedenheit der sittlichen Ideale sich in dem politischen Bewußtsein ausdrücken kann, dazu bedarf es nicht einmal des Vergleiches zwischen der Cultur unserer Zeit und den primitiven Zuständen irgendeines Naturvolkes; selbst eine so hoch entwickelte Civilisation wie die griechische weicht doch in wesentlichen Beziehungen so sehr von den Grundzügen unserer Gesittung ab (man denke nur an die Sklaverei und an die Stellung der Frau!), daß dadurch der Fortschritt der sittlichen Erkenntniß und Vertiefung ganz unbestreitbar wird. Diese unablässige Humanisirung des ursprünglich rohen und harten socialen Gefüges, wie es überall auf den niedern Stufen des Völkerlebens erscheint, diese Veredlung und ideale Umgestaltung wird nur auf der andern Seite sich hüten müssen, mit allzu liebenswürdigen und deshalb dem wirklichen Sachverhalte nicht entsprechenden Voraussetzungen an die menschliche Natur heranzutreten; denn, wie ja leider durch unzählige geschichtliche Thatsachen bewiesen, bricht immer wieder von Zeit zu Zeit über die Dämme der socialen Zucht und Ordnung die unheimliche Flut der alles zerstörenden, bösen und thierischen Triebe, welche den endgültigen Sieg des Guten auf Erden jedesmal wieder in Frage stellen.

Der zweite Punkt, dem wir noch einige Worte schulden, betrifft das oft falsch gedeutete Verhältniß der Ethik oder im weitern Sinne die Wissenschaft überhaupt zur Religion. Faßt man freilich die letztere lediglich mythologisch, als das phantastische Gemenge der abenteuerlichsten, willkürlichsten und deshalb auch unwahrsten Vorstellungen, so wird man sich nur der Meinung derer anschließen können, welche das berühmte Voltaire'sche écrasez l'infame nicht nur auf die Kirche, sondern auf die Religion anwenden wollen. Nicht nur in den Kreisen der tonangebenden, revolutionären Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts galt diese angeblich freigeistige, in der That aber sehr beschränkte Ansicht unbestritten, sondern sie wird auch noch in unserer Zeit gelegentlich lebhaft vertheidigt, obwol wir im ganzen und großen den Standpunkt des einseitigen Individualismus glücklich überwunden haben. „Der Grundirrthum besteht“ (bemerkt Wundt) „in der Meinung, daß die Religion eine primitive, durch die Wissenschaft zu vertilgende Anschauungsform sei, eine Meinung, die allenfalls für die nichtreligiösen Bestandtheile des Mythus, für die Religion aber selbst nicht zutrifft. Daß vielmehr die aus ihren mythischen Umhüllungen zwar langsamer als die Wissenschaft, aber im allgemeinen doch in

Digitized by Google

völlig übereinstimmender Weise sich lösenden religiösen Ideen ein geistiges Gebiet von selbständigem und bleibendem Werthe sind, das zeigt gerade die ethische Selbstbesinnung. Die Ethik, will sie nicht an die einzelnen, äußern Erscheinungsformen des Sittlichen kleben bleiben, sondern den letzten und dauernden Quellen desselben nachgehen, muß als die unvergänglichste, allen individuellen und socialen Strebungen selbst wieder die Richtung gebende Triebkraft des sittlichen Lebens den Trieb nach einem Ideal anerkennen, zu welchem die durch die sittliche Handlung geschaffene Wirklichkeit hinstrebt, ohne es jemals erreichen zu können. Damit wird das Ideal zu einem transscendenten und doch in den sittlichen Trieben selbst überall dem menschlichen Geist immanenten, in der Entwickelung des sittlichen Geistes seiner Entwickelung in unbegrenztem Fortschritt sich annähernden." (S. 527.) Allerdings ist gerade für die wechselvolle Bestimmung eines höchsten und schlechthin maßgebenden Ideals ein Umstand nicht zu vergessen, nämlich die Subjectivität und Bedingtheit menschlicher Erkenntniß und Werthschätzung im allgemeinen. Aber nicht nur warnt uns diese allezeit unübersteigliche Schranke vor dem Hochmuthe, subjective Empfindungen und Ueberzeugungen für objective Thatsachen und beweiskräftige Schlußfolgerungen auszugeben, sondern sie lehrt uns auch überhaupt einen absoluten idealen Gehalt von der zufälligen, dogmatischen Umhüllung zu unterscheiden. Sowenig der Begriff eines die nichtige Persönlichkeit des einzelnen Menschen zu ewiger Bedeutung erweiternden Ideals für die sittliche Entwickelung des Menschen zu entbehren ist, so sehr die individuelle Sittlichkeit gerade erst in dieser, freilich in unmittelbarem Zusammenhange mit dem gesellschaftlichen Leben voll zu erfassenden Bestimmung einer immer vollkommenern Entfaltung ursprünglicher Anlagen ihre volle Vollendung finden kann, so wenig ist dieser religiösen Gestaltung und Verwerthung unserer kritischen Weltanschauung natürlich mit einer blos äußerlichen Aneignung bestimmter Glaubenssätze gedient, die übrigens auch anderweitig der wissenschaftlichen Erfahrung widerstreiten. Schon die unendliche Verschiedenheit des menschlichen Naturells bedingt auch unweigerlich eine abweichende Deutung und Auffassung der Dogmen und der religiösen Welt überhaupt. Auch in dieser Beziehung können wir uns nur völlig der Ausführung Wundt's anschließen: „Was uns bei Kunst und Wissenschaft als selbverständlich gilt, die Anpassung der Auffassung an die Bildungsstufe des einzelnen, das gilt für viele immer noch auf dem Boden der Religion als ausgeschlossen. Sie soll nicht blos in den sittlichen Grundideen, von denen sie getragen ist, sondern auch in der besondern Gestaltung, die diesen Ideen gegeben werden kann, für alle die nämliche, ja sie soll für den heutigen Menschen noch die nämliche sein, die sie vor Jahrhunderten für unsere Vorältern gewesen. Man ist der engherzigen Meinung, die Religion könne verlieren, wenn sich ihre Ideen mit der Erweiterung des geistigen Gesichtskreises ihrerseits erweitern und vertiefen. Und doch zeigen Wissenschaft und Kunst selbst den Weg, der eine Erhaltung der bleibenden Werthe der religiösen Anschauungen gestattet, ohne daß er nöthigt, gleichzeitig das Denken und Fühlen mit Vorstellungen zu belasten, die für die Sache selbst gleichgültig sind. Denn die Wissenschaft lehrt das Dogma als eine veränderliche und unter bestimmten historischen Bedingungen entstandene Vorstellungsform

Digitized by Google

kennen, die als ihren allein werthvollen Kern die sittliche Idee einhüllt, welche zugleich die eigentliche, nur oft lange Zeit miskannte Triebkraft des religiösen Denkens selbst ist. Die Kunst aber führt zu dem Gedanken, daß die religiöse Vorstellung ein theils von ästhetischen, theils von andern für die Religion selbst äußerlichen Motiven abhängiges Symbol ist, welches der religiösen Idee die der jeweiligen Glaubens- und Wissensstufe angemessene Form gibt." (A. a. O., S. 529.) Nur ein unverständiger Fanatismus kann den wahren, sittlich erhabenen Werth der Religion verkennen und predigt so eine unwissenschaftliche Intoleranz, während die echte, vorurtheilsfreie Kritik umgekehrt bestrebt ist, der großen entwickelungsgeschichtlichen Bedeutung der Ideale, sei sie ethischer, ästhetischer oder religiöser Natur, ihre gebührende Stellung in der Wissenschaft wie im Leben zu sichern.

Zur Regelung der städtischen Brotversorgung.

Von **Dr. Johann Matern.**

I.

Die im Deutschen Reichstage in der zweiten Session 1887/88 von dem Abgeordneten Lohren eingebrachte Vorlage auf Abänderung der §§. 73 und 74 der Gewerbeordnung, welche sich auf den Brotverkauf beziehen*, hat dazu geführt, daß die 13. Commission denselben berathen und mit ihrem Berichte vom 8. März 1888 unter wesentlichen Abänderungen dem Reichstage zur Annahme empfohlen hat.

Die Beschlüsse der Commission lauteten:

„1) An Stelle der §§. 73 und 74 der Gewerbeordnung treten folgende Bestimmungen:

§. 73. Die Bäcker und Verkäufer von Brot sind verpflichtet, die Verkaufspreise des Brotes nach Kilogramm während der Verkaufszeit durch einen von außen leicht sichtbaren und deutlich geschriebenen Anschlag am Verkaufslocale zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Beim Marktverkauf und Hausirhandel ist das Preisverzeichniß unaufgefordert den Käufern vorzuzeigen. Die angegebenen Preise dürfen von den Bäckern und Verkäufern von Brot nicht überschritten werden.

§. 73a. Brot darf nur in Gewichtsgrößen von $1/2$, 1, $1\,1/2$ Kilogramm und

* Diese Paragraphen lauten: §. 73. Die Bäcker und die Verkäufer von Brotwaaren können durch die Ortspolizei angehalten werden, die Preise und das Gewicht ihrer verschiedenen Backwaaren für gewisse, von denselben zu bestimmende Zeiträume durch einen von außen sichtbaren Anschlag am Verkaufslocale zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Dieser Anschlag ist kostenfrei mit dem polizeilichen Stempel zu versehen und täglich während der Verkaufszeit auszuhängen. §. 74. Wo der Verkauf von Backwaaren nur nach den von den Bäckern und Verkäufern an ihren Verkaufslocalen angeschlagenen Preisen erlaubt ist, kann die Ortspolizeibehörde die Bäcker und Verkäufer zugleich anhalten, im Verkaufslocale eine Wage mit den erforderlichen geaichten Gewichten aufzustellen und die Benutzung derselben zum Nachwiegen der verkauften Backwaaren zu gestatten.

Digitized by Google

so weiter feilgehalten werden, und muß jedes Brot mit der Angabe dieses Gewichtes versehen sein. Das angegebene Gewicht hat sich auf das Brot in frischgebackenem Zustande zu beziehen.

§. 74. Die in §. 73 genannten Gewerbetreibenden haben im Verkaufslocale, bezw. beim Marktverkauf und Hausirhandel Wage und Gewichte bereit zu halten und dem Käufer auf Erfordern das Brot vorzuwiegen.

§. 74a. Auf Brot in Gewichtsgrößen von weniger als $^1/_2$ Kilogramm sowie auf feinere Backwaaren aller Art finden die Bestimmungen der §§. 73, 73a und 74 keine Anwendung.

2) Zwischen Nr. 8 und 9 des §. 148 der Gewerbeordnung wird folgende Bestimmung eingeschaltet: «8a. Wer den Bestimmungen der §§. 73, 73a und 74 zuwiderhandelt.»"

Der Antrag Lohren war eine hochschätzbare Anregung zur sehr nothwendigen Beseitigung in der städtischen Brotversorgung vorkommender arger Missstände; doch verlangte derselbe zum Theil Ueberflüssiges und Undurchführbares; auch war er nicht auf das Hauptübel in seinem ganzen Umfange gerichtet, und Mittel und Wege zur Behebung desselben waren theils verfehlt, theils unzulänglich, um die beabsichtigte Wirkung mit Sicherheit zu erzielen. Die Commission hat mit ihren Beschlüssen das Undurchführbare aus der Vorlage des Antragstellers beseitigt; jedoch bezüglich der Wege und Mittel zu einer sichern Wirkung keine wesentliche Verbesserung bei demselben angebracht; andererseits aber der Halbheit in der Erfassung der Ziele des Antrages nur eine schärfere Form gegeben.

Auf Grund der in diesen Beschlüssen liegenden Mängel und Fehler wäre mit der Annahme derselben im Reichstage dem Interesse der Consumenten keineswegs besser entsprochen als mit jenen bestehenden Bestimmungen der Gewerbeordnung, denn dieselben wären auch in dem beschränkten Umfange der gesetzgeberischen Absicht wirkungslos geblieben. Deshalb ist zu wünschen, daß die Commissionsbeschlüsse, wie sie durch den Schluß der Session am 9. März begraben sind, es auch bleiben. Da jedoch schon nach den vom Antragsteller beigebrachten Thatsachen an manchen Orten des Reiches arge Uebelstände in der städtischen Brotversorgung bestehen und nach andern hier zur Mittheilung gelangenden Verhältnissen entsprechende Erhebungen noch viel Schlimmeres zu Tage fördern dürften, so erscheint es sehr wünschenswerth und dringlich, daß solchen Uebelständen im weitesten Umfange und möglichst gründlich abgeholfen werde. Dazu können gewisse gesetzliche Bestimmungen nicht nur wirksam beitragen, sondern solche sind durchaus nothwendig, damit die Consumenten erst selbst ihr Interesse hierin vollkommen wahrnehmen können. Im Folgenden soll diese Angelegenheit einer eingehenden Behandlung unterzogen werden, um die unveränderte Annahme der Commissionsbeschlüsse noch abzuwenden, und andererseits einen Entwurf zu einer vollkommen zweckentsprechenden Aenderung und Ergänzung dieses Antrages zu geben, welcher nach Klarstellung der bestehenden Uebelstände vielleicht allen Parteien des Reichstages zur Befriedigung gereichen könnte.

Diese und andere Fragen des Geschäftslebens bieten bei der Gesetzgebung die Schwierigkeit, daß wie die selbstsüchtigen Beweggründe einzelner, so auch das gleichgültige Verhalten der großen Masse des Volkes gegenüber denselben auf die Gestaltung der Zustände in hohem Grade mitwirken und demnach auch entsprechend in Betracht gezogen

Digitized by Google

werden müssen. Wer in der Volkswirthschaft mehr auf theoretischem Fuße steht und in den täglichen Erscheinungen des Geschäftslebens überall „ehrwürdige und ewig wahre Gesetze des ökonomischen Lebens" sucht, der bleibt jenen Ursachen gegenüber blind und kann zu einer klaren Erkenntniß der Zustände nicht gelangen. Ein gründliches Eingehen auf anscheinende Kleinlichkeiten und unlautere Motive aller Art ist da höchst wesentlich und unvermeidlich. Daran hat es in der 13. Commission gefehlt und diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß dieselbe das Hauptübel nicht vollkommen erfaßt und den sichern Weg zur Unterdrückung desselben nicht gefunden hat.

II.

Vor allem war es verfehlt, in eine eingehende Berathung dieser bedeutungsvollen Angelegenheit einzutreten, bevor die Uebel, welche in den Städten des Reiches in der Brotversorgung bestehen, durch entsprechende Erhebungen festgestellt waren. Was der Antragsteller über das Misverhältniß der Brotpreise zu den Kornpreisen, über die Ansprüche der Bäcker in frühern Jahren und jetzt und über den Verdienst der verschiedenen Bäcker in einer Stadt in einzelnen Beispielen mitgetheilt hat, das ist zu dürftig, um den Berathungen des Reichstages hierin zur Grundlage zu dienen. Ebenso wenig ist von den andern Rednern bei der ersten Lesung und in der Commission ein weiterer wesentlicher Beitrag zum Stande der Dinge hierin erbracht worden. Es ist aber durchaus nicht schwierig, noch weniger mit nennenswerthen Kosten verbunden, zu einer hinlänglichen Klarstellung der Sachlage in allen Städten des Reiches Erhebungen auszuführen. Die damit zu erzielende genaue Kenntniß liegt so sehr im volkswirthschaftlichen Interesse aller städtischen Gemeinden, daß man gewiß überall einer derartigen Aufforderung des Reichsamtes des Innern gern entsprochen hätte.

In Ermangelung einer solchen Feststellung der bestehenden Zustände in unsern Städten sollen vor einer kritischen Behandlung der Commissionsanträge die Zustände mitgetheilt und kurz erörtert werden, welche sich bei derartigen Erhebungen in Wien ergeben haben, und welche sich wahrscheinlich auch in zahlreichen Städten des Deutschen Reiches ähnlich vorfinden werden.

Es hat sich bei den in Wien periodisch ausgeführten Erhebungen fortgesetzt eine außerordentlich große Verschiedenheit im Gewicht der Weizenmehlgebäcke von gleicher Beschaffenheit und gleichem Preise bei den verschiedenen Bäckern ergeben; beispielsweise bei den Kaisersemmeln à 2 Kr. (3,2 Pf.) von 40—70 Gramm, bei den Mundsemmeln von demselben Preise von 60—95 Gramm, bei dem ganz groben Gebäck von dem gleichen Preise von 70—160 Gramm; und bei dem Kornbrot — bei welchem die Preise nach der Gewichtseinheit notirt werden — hat man eine noch größere Verschiedenheit der Preise gefunden, beispielsweise für 1 Kilogramm weißes Brot 16—40 Pf., für schwarz-gemischtes 15—33 Pf., und für Schwarzbrot 13—27 Pf.

Wir müssen uns zuerst vergegenwärtigen, was obige Gewichts- und Preisschwankungen zu bedeuten haben. Wenn ein Bäcker die Kaisersemmeln zu 40 Gramm ausbäckt, während ein anderer dieselben mit 70 Gramm liefert, so erzielt der erstere bei einer Ausgiebigkeit von 135 Kilogramm Semmel aus 100 Kilogramm Kaisermehl Brutto 108 Mark, und der zweite nur 61,70 Mark aus 100 Kilogramm verbackenen Mehls. Die Kosten der Erzeugung und des Ver-

Digitized by Google

kaufes für das Gebäck aus 100 Kilogramm Mehl berechnen sich bei einem Mehlpreise von 29 bezw. 27,4 Mark und bei 26 bezw. 20 Mark für alle übrigen Kosten* auf 55 bezw. 47,4 Mark, und danach der Verdienst des 40-Gramm-Bäckers auf 53 Mark, und der des 70-Gramm-Bäckers auf 14,30 Mark, sodaß der erstere an 100 Kilogramm verbackenen Mehls um 38,7 Mark mehr verdient als der letztere. Unter Verdienst wird der dem Bäcker nur für seine persönliche Leistung zufallende reine Ertrag des Geschäfts verstanden. Alle diese Größen sind vollkommen sachgemäß und keineswegs aus der Luft gegriffen**, sodaß bei der schwersten vorgefundenen Ausbackung in der That noch der Verdienst von 14,3 Mark per 100 Kilogramm verbackenen Mehls erzielbar ist. Dieser Minimalverdienst ist offenbar schon ein ganz übermäßiger, denn ein Bäcker, welcher neben allerlei andern Gebäcken, die hier ungerechnet bleiben, nur 100 Kilogramm Mehl zu Kaisersemmeln verbäckt, würde mit diesen allein schon auf einen Jahresverdienst von 5219 Mark kommen. Die Ausbackung müßte demnach soliderweise eine noch wesentlich schwerere sein.

* Es wird schon angenommen, daß bei den leichtesten Semmeln die theuerste, und bei den schwersten die billigste für diese Gebäcksorten noch zur Anwendung kommende Mehlklasse verbacken sei, und daß die Kosten bei den leichtesten durch höhere Localmiethe in einzelnen Stadttheilen und andere Glieder der Kostenrechnung die der schwersten so erheblich übersteigen.

** Bei den Betriebskosten wurde von dem Jahresdurchschnitt einer Genossenschaftsbäckerei in einer süddeutschen Residenzstadt ausgegangen und den wiener Verhältnissen durch einen gewissen Zuschlag hinlänglich Rechnung getragen. Es ist dabei nur der ordinäre handwerksmäßige Betrieb ohne alle Arbeit ersparenden Maschinen und continuirlichen Ofenbetrieb in Rechnung genommen.

Hier muß zunächst eine Frage beantwortet werden, welche der eine und andere Leser einwerfen wird: „Welche Bedeutung fällt denn der Güte der Kaisersemmel bezüglich des in dem Gewicht sich ausdrückenden Preises zu?" Derselben ist oben in den Kosten schon vollkommen Rechnung getragen, indem zu Gunsten der Leichtbäcker angenommen ist, daß dieselben auch in der That eine bessere Waare lieferten und dazu das theuerste Mehl und mehr und bessere Milch in der Mischung verwenden. Ein weiterer, die Beschaffenheit bedingender Unterschied kommt nicht in Betracht. Die Technik der Bäckerei ist eine höchst einfache, und jeder Bäcker muß es verstehen, den Semmeln die bei den Consumenten beliebte Reschheit und Farbe zu geben; darin liegt keine Kunst, die einen besondern Lohn und einen Preisaufschlag rechtfertigen könnte. Dasselbe gilt bei den andern Gebäcksorten erst recht.

Nimmt man den Verdienst von 7 Mark für 100 Kilogramm zu Kaisersemmeln verbackenen Mehls in Uebereinstimmung mit dem wiener Marktdepartement als angemessen an, so könnte die schwerste Ausbackung 79 Gramm betragen. Die größte Zahl der Bäcker bäckt diese Semmel zu 55 Gramm, dem Mittel jener Grenzgewichte, aus; bei diesem Gewichte, und also annähernd bei dem Durchschnitte aller Ausbackungen, stellt sich der Erlös auf 78,5 Mark, die gesammten Kosten auf 51,2 Mark, der Verdienst des Bäckers auf 27,30 Mark, und der Mehrverdienst im Vergleiche mit der als möglich nachgewiesenen Ausbackung von 79 Gramm auf 20,3 Mark. Nun werden in Wien und den Vororten täglich ungefähr 60000 Kilogramm Kaisermehl zu solchen Semmeln verbacken, und daraus ergibt sich, daß diese der Gesammtheit aller Consumenten durch jenen nicht zu rechtfertigenden Mehr-

Digitized by Google

verdienst von 20,3 Mark per 100 Kilogramm verbackenen Mehls im ganzen Jahre 4,445700 Mark mehr kosten als nothwendig.

Bei den Kaisersemmeln ließe sich für die Bäcker anführen, daß dieselben dieses Gebäck, wenn auch ganz ungerechtfertigterweise, als Luxusgebäck betrachten, und daß sie sich darauf hin moralisch berechtigt fühlen, diesen Luxus in solcher Höhe zu besteuern. Aber im Ausbacken der Mundsemmel, des ganz einfachen Weißgebäcks und des Kornbrotes, also bei allem Brot der Armen, wird ebenso dreist verfahren.

Bei den Mundsemmeln stellt sich für die obigen Grenzgewichte von 60 und 95 Gramm, bei einer Ausgiebigkeit von 133 Kilogramm Semmeln aus 100 Kilogramm Mehl, der Erlös aus 100 Kilogramm verbackenen Mehls auf 71 bezw. 44,8 Mark, die Kosten der Erzeugung und des Verkaufs berechnen sich bei dem Mehlpreise von 27,4 bezw. 25 Mark und bei den übrigen Kosten von 18 bezw. 15,5 Mark* auf 45,4 bezw. 40,3 Mark, und der Verdienst auf 25,60 bezw. 4,30 Mark, sodaß auch bei diesem einfachen Gebäck, welches nur aus Mehl und Wasser und ein wenig Salz gemischt ist, der eine Bäcker bei 100 Kilogramm verbackenen Mehls 21,3 Mark mehr verdient als der andere. Das wiener Marktdepartement hat den Verdienst des Bäckers bei diesem Gebäck mit 2,8 Mark pro 100 Kilogramm verbackenen Mehls in Rechnung gebracht. Nun ist die Mundsemmel in Wien schon ein Gebäck der Armen, und wir finden also, daß die Bäcker die armen Consumenten ebenso unbarmherzig ausbeuten, als sie die luxuriösen Kaisersemmelesser dreist besteuern.

* Zu verstehen wie oben bei den Kaisersemmeln.

Bei dem ganz groben Weißgebäck weisen wir nur noch ausdrücklich auf den sehr großen Unterschied der Grenzgewichte 70 und 160 Gramm hin; was eben bei den Mundsemmeln festgestellt worden ist, das zeigt sich hier in noch höherm Grade. In ähnlicher Art wie bei den Kaisersemmeln berechnet sich die jährliche Ausbeutung der Armen in Wien und den Vororten an diesen Gebäcken ungefähr auf 800000 Mark.

Auch bei Kornbrot sind die Preisunterschiede, und zwar bei jeder der drei Sorten, weit größer als die Gewichtsunterschiede bei den Semmeln. Bei dem weißen Kornbrot zum Preise von 40 Pf. ergibt sich bei einer Ausgiebigkeit von 146 Kilogramm Brot aus 100 Kilogramm Mehl ein Erlös von 58,4 Mark; die Gesammtkosten betragen bei einem Mehlpreise von 24,8 Mark und 4,2 Mark übrige Kosten 29 Mark, sodaß ein Verdienst des Bäckers von 29,4 Mark bleibt.

Bei dem entsprechenden Kornpreise von 12,8 Mark per 100 Kilogramm ergibt sich mit folgender Berechnung, daß für den niedrigsten der erhobenen Preise, nämlich 16 Pf. per Kilogramm, bei soliden Ansprüchen des Müllers und des Bäckers in der That ein sehr gutes Kornbrot geliefert werden kann. Es geben 100 Kilogramm Korn 87,5 Kilogramm geschälte Körner, und diese geben im Verfahren der alten gewöhnlichen Müllerei pulverisirt und durch den Schlagbeutel abgesiebt 82 Kilogramm schönes Mehl in einer Sorte. Aus diesen 82 Kilogramm Mehl werden 120 Kilogramm schönes Brot erzielt. Bei dem Preise von 16 Pf. per Kilogramm stellt sich also der Erlös aus 100 Kilogramm Korn auf 19,2 Mark für das Brot, wozu noch 0,64 für die Kleien kommen, im ganzen auf 19,84 Mark. Dabei kommt also für das Mahlen und

Digitized by Google

Backen 7 Mark heraus, was bei sachgemäßem und haushälterischem Betriebe der Brotfabrikation nach unserm Gewährsmann genügen soll.* Von letzterm Betrage fallen 1,8 Mark auf den Verdienst des Bäckers, wieder in naher Uebereinstimmung mit der Rechnung des wiener Marktcommissariats.

Danach läßt sich nicht behaupten, wie die Bäcker in solchem Falle sagen, daß bei dem billigen Brote das Mehl nicht bezahlt sei; es ist vielmehr damit die Möglichkeit so billiger Brotlieferung in vollkommen reellem Wege und bei solidem Verdienste der Betheiligten nachgewiesen.

Wenn somit die Verdienste der Bäcker bei den zwei Endpreisen für weißes Kornbrot 29,4 und 1,8 Mark betragen, so ist also der erstere 16 mal so groß als der letztere. Aehnliche, wenn auch nicht so große Unterschiede, ergeben sich auch bei den beiden andern Brotsorten.

Die Ausbeutung der Consumenten durch die Bäcker ist daher in Wien eine sehr allgemeine, und bei den kleinsten Gewichten bezw. höchsten Preisen eine ganz unerhörte.

Es wird nun noch eine kleine Rechnung bezüglich der Tragweite dieser Ausbeutung bei dem Kornbrot gemacht. Die größte Zahl der Bäcker hält bei allen drei Brotsorten die mittlern Preise, und diese sind im ganzen Durchschnitte 8 Pf. höher als die niedrigsten.

Nehmen wir die letztern als die solider Weise stellbaren an, so ergibt sich bei Annahme eines durchschnittlichen Brotverbrauchs von 0,2 Kilogramm per Kopf und Tag für 1,250000 Einwohner ein Jahresbetrag für die Ausbeutung derselben im Kornbrot von 7,300000 Mark.

Für alles Brot aus Weizen und Korn berechnet sich somit für Wien und die Vororte durch die Unsolidität der Brotversorgung ein jährlicher Verlust der Consumenten von 4,454700 + 800000 + 7,300000 = 12,545700 Mark.

Zum Schlusse dieser Mittheilungen und Berechnungen über die Brotversorgung von Wien wird nun auch noch der Verdienst berechnet, welchen ein dortiger Bäcker erzielen kann, wenn derselbe das durchschnittlich auf jeden Bäcker kommende Mehlquantum von 350 Kilogramm täglich verbäckt, und zwar 150 Kilogramm auf Kaisersemmel, 50 Kilogramm auf Mundsemmel und 150 Kilogramm auf Kornbrot, und wenn er alle Gebäcke in den größten Gewichten bezw. zu den billigsten Preisen und mit dem entsprechenden geringsten Verdienste liefert. Letzterer wird wie oben für Kaisersemmel mit 7 Mark, für das gemeine Weißgebäck im Durchschnitt mit 2,8 Mark und für alles Kornbrot ebenso mit 1,8 Mark in Rechnung gebracht; dann ergibt sich ein reiner Jahresverdienst für den Bäcker von 5329 Mark. Daraus ist ersichtlich, daß wir durchaus nicht darauf ausgehen, die Bäcker zu Grunde zu richten, wenn wir bestrebt sind, die Leistungen derjenigen unter ihnen, welche die größten Gewichte liefern und die billigsten Brotpreise stellen, zu einer möglichst allgemeinen zu machen.

Merkwürdiger noch als die oben gezeigte Dreistigkeit der Bäcker erscheint die Gleichgültigkeit aller Consumenten, in welcher sich diese das schier Unglaubliche ruhig gefallen lassen. Wie würde man sich doch ereifern, wenn eine Gemeinde- oder Staatssteuer von solcher Höhe auf das Brot gelegt werden sollte! Das ist eine sonderbare, aber nicht ver-

* Diese Angaben sind dem Verfasser von einem sehr namhaften Fachmanne der Müllerei und Bäckerei gemacht worden, unter Uebersendung einer Brotprobe, welche das oben von der Qualität solchen Brotes Gesagte bestätigte.

Digitized by Google

einzelte Erscheinung, über welche sich viel sagen ließe. Wir kommen im Abschnitt IV. darauf zurück.

In allen jenen von Wien mitgetheilten und erörterten Thatsachen spricht sich im allgemeinen die erstaunliche Willkür aus, mit welcher die Bäcker der ebenso eigenthümlichen Gleichgültigkeit der Consumenten gegenüber jene Besteuerung und Ausbeutung derselben fortgesetzt ungestört betreiben konnten. Dabei liegt auf der Hand, daß der wesentlichste Grund dieser Möglichkeit der Umstand gewesen ist, daß im Verkaufe des Gebäcks kein eigentliches Maß zur Anwendung kommt, denn die bloße Zahl der Gebäcke kann als ein solches nicht gelten. Diese Geschäftsart ist aber nicht nur eine ganz unbegründete, sondern auch im allgemeinen Marktverkehr ganz ungewöhnliche. Der Weg zur Abhülfe liegt somit sehr nahe: es ist die geeignete Einführung des Gewichts in den Gebäcksverkauf. Damit würde den Bäckern kein ungewöhnlicher Zwang angethan, sondern vielmehr eine bisher bestandene ganz abnorme Geschäftsart zum allgemeinen Besten beseitigt. Für die Dringlichkeit dieser Beseitigung werden die Resultate der auszuführenden Erhebungen wahrscheinlich in ähnlicher Art sprechen wie jene Gebäcksgewichte und Brotpreise in Wien.

Solchen Thatsachen gegenüber wird auch der Hinweis des Abgeordneten Brömel, der dem Antrage Lohren entgegentrat, auf die Motive zu den §§. 73 und 74 von 1869, nach welchen dieselben lediglich „zu gelegentlicher vorübergehender praktischer Anwendung in Theuerungszeiten" bestimmt worden wären, bedeutungslos. Man wird zugeben, daß, wenn sich ähnliche Zustände der Brotversorgung auch in den Städten des Reiches vorfinden, die Bäcker gewissermaßen eine fortgesetzte Theuerung über uns verhängen, sodaß wir uns beständig in dem Falle befinden, welcher jenen Bestimmungen der Gewerbeordnung zu Grunde gelegen hat.

III.

Falls die Annahme sich bestätigt, daß ähnliche Zustände der Brotversorgung wie jene in Wien auch in zahlreichen Städten des Reiches sich vorfinden, wird man leicht erkennen, daß es ein großer Fehler ist, welcher schon in dem ersten Antrage verborgen lag, in dem Commissionsantrage aber ausdrücklich ausgesprochen ist, die vorgeschlagenen Bestimmungen auf Kornbrot von $^1/_2$ Kilogramm und darüber zu beschränken, sodaß dieselben also auf alle kleinern Gebäcke aus Kornmehl und auf alle Gebäcke aus Weizenmehl keine Anwendung finden sollen.

Nachdem unter II. die maßlose Besteuerung oder Ausbeutung gezeigt worden ist, welche von den wiener Bäckern bei dem Weißgebäck ausgeübt wird und im ganzen auf 5,245700 Mark jährlich zu veranschlagen ist, wird es bei dem Obwalten ähnlicher Zustände in den Städten des Reiches kaum einem Zweifel unterliegen, was da zu thun sei.

Man ist von jener Beschränkung im Commissionsantrage gewissermaßen befremdet und fragt nach Gründen, welche den Antragsteller und die Commission dabei geleitet haben. Nun hat ersterer in der Begründung seines Antrages bei der ersten Berathung im Reichstage diesen Punkt gar nicht erörtert; er hat sich auf die Erwähnung beschränkt, daß der Centralverband der deutschen Bäckerinnungen, „Germania", vorgeschlagen habe, alle Gebäcke von weniger als $^1/_2$ Kilogramm Gewicht von der Controle auszuschließen; und diesen Vorschlag hat er kurzweg für „discutabel"

Digitized by Google

erklärt. Factisch hat aber eine Discussion darüber nicht stattgefunden; es ist von keiner andern Seite für oder gegen diesen Vorschlag der „Germania" auch nur ein Wort gesprochen worden. Ebenso wenig ist in der Commission der beantragte Ausschluß aller Kornbrote von weniger als $^1/_2$ Kilogramm Gewicht und aller feinern Backwaaren — worunter man jedes Gebäck aus Weizenmehl verstanden hat — zu einer eingehenden Erörterung oder Begründung gelangt. Der Umstand, daß der Centralverband der Bäckerinnungen diesen Vorschlag machte, läßt ohne weiteres erkennen, daß derselbe im Interesse der Bäcker liege; und dem gegenüber hätte man schon vorsichtig sein sollen.

Wir haben außer der Hinweisung auf jene überraschenden Größen bei der Semmelbäckerei in Wien noch einiges beizubringen, um die Anwendung der zu erlassenden Bestimmungen auf alle Erzeugnisse der Bäckerei noch ausdrücklich zu begründen.

Worin besteht denn das Hauptübel einer solchen Brotversorgung wie die wiener? Handelt es sich hauptsächlich darum, die Arbeiter und alle Armen, welche durch solche Uebervortheilung Noth leiden, vor dieser zu schützen? Alle nicht Noth Leidenden sollten nach wie vor jener grenzenlosen Ausbeutung preisgegeben bleiben? Der gebildete und gewissenhafte Mann, welcher sich über das große darin liegende Uebel vollkommen klar ist, aber ohne die nothwendigen gesetzlichen Bestimmungen keinen Schritt mit Aussicht auf Erfolg dagegen thun kann, soll mit jeder Semmel den Aerger über solche jeder wahren Cultur Hohn sprechende Zustände hinunterschlucken? Solche Uebervortheilung ist nicht allein im Interesse der dadurch Noth Leidenden, sondern mehr im Interesse der allgemeinen Moral zu unterdrücken. Bei Diebstahl und Betrug kommt es nicht darauf an, ob dieselben an einem Armen oder Reichen ausgeübt sind, ob das Object groß oder klein ist; die ganze Gesellschaft soll davor geschützt und Vergehen und Verbrechen dieser Art sollen als solche unter allen Umständen gestraft und damit unterdrückt werden. Während der Diebstahl aus Noth Princips halber gestraft wird und bei dem Aermsten zur Noth noch der Ehrverlust kommt, steht aber der 40-Gramm-Bäcker als ausgezeichneter Ehrenmann da, um so mehr, je weiter er es auf diesem unsaubern Wege schon gebracht hat. Das sollte im Sinne einer strengen Moral anders sein, und deshalb ist solchem Unwesen, ob es in dem argen Maße wie in Wien oder in geringerm vorkommt, grundsätzlich aus diesem culturellen Gesichtspunkte entgegenzuwirken und dazu durch die Gesetzgebung der Weg zu ebnen. Dieser Zweck steht höher als die Bewahrung aller Armen vor der daraus hervorgehenden Noth, er ist ein allgemeiner und muß der Hauptzweck sein.

Es wird dazu keiner Erweiterung des Betrugsparagraphen des Strafgesetzbuches bedürfen — obwol eine solche in richtiger Bemessung sehr heilsam sein könnte — sondern nur einiger Bestimmungen rein wirthschaftlicher Natur, welche nothwendig sind, um dem von den Bäckern im Gegensatze zu andern Gewerbtreibenden geflissentlich erhaltenen Dunkel über die Gebäcksgewichte mit sicherm Erfolge ein Ende zu machen. Mit dem wirthschaftlichen Erfolge wird dann zugleich der moralische erzielt, wie umgekehrt das große moralische Uebel hierin aus dem bisherigen Mangel einer zweckentsprechenden Regelung des Brothandels hervorgegangen ist.

Weil die sittliche Wirkung durch jene Beschränkung ganz verloren gehen würde, so ist dieselbe unbedingt aufzugeben.

Digitized by Google

Uebrigens steht hierin dem sittlichen Zwecke die Gleichberechtigung aller Brotesser an den zu erlassenden gesetzlichen Bestimmungen als beachtenswerther Gesichtspunkt zur Seite, und nur wenn dieser berücksichtigt wird, ist von der zu treffenden Maßregel ein vollkommener Erfolg zu erwarten.

Letztere erscheint aber auch noch in anderer Hinsicht geboten, und zwar in der auf die Armen. Bei den Aermsten, deren es sehr viele gibt, langt es oft nicht zu ½ Kilogramm Brot, und diese sollten der freien Ausbeutung preisgegeben bleiben? Auch ist man sehr im Irrthume, wenn man meint, die Aermsten äßen kein Weizenbrot. Es gibt nämlich, zumal in den Großstädten, eine sehr große Anzahl von Armen, welchen man die Armuth kaum ansieht; dieselben gehen anständig gekleidet, und nur mit geübtem Blicke erkennt man den aus dem Gesichte sprechenden chronischen Hunger. Solche Leute sind in den Großstädten meistens von Kindheit auf an Weizenbrot gewöhnt und würden durch Entsagung hierin vielleicht noch krank und arbeitsunfähig werden. Wenn in Wien, wie schon erwähnt, täglich ungefähr 60000 Kilogramm Mehl zu Kaisersemmeln verbacken werden, so gibt das zum mittlern Gewicht von 55 Gramm gerechnet 1,472727 Kaisersemmeln; daraus ist ersichtlich, daß die Kaisersemmeln zum größten Theile von Menschen verspeist werden, welche nicht zu den Reichen gehören, sondern zu der sehr großen Klasse, welche im weitern Sinne des Wortes Arbeiter sind, und von diesen sind in Wien viele recht schlecht gestellt. Allen diesen wäre es zu ihrem allgemeinen Wohlbefinden höchst förderlich, jener mit den Kaisersemmeln ausgeübten Besteuerung durch die Bäcker überhoben zu werden. Die Luxustheorie der wiener Bäcker bezüglich der Kaisersemmel — welche darauf gebaut ist, daß die Teigbereitung aus Mehl und Salz nicht mit reinem Wasser, sondern mit halb Wasser, halb Magermilch ausgeführt wird — ist mit obiger Zahl durchaus hinfällig. Wenn aber die Commission des Reichstages alle Gebäcke aus Weizenmehl als feinere Backwaare bezeichnet und gewissermaßen als Verbrauchsgegenstände des Luxus behandelt, so ist das noch viel weiter gefehlt. Dann könnte man ja auch — und mit mehr Grund — die Einbrennsuppe der Armen eine Luxusspeise nennen; da kommt doch zu dem Mehl, Salz und Wasser noch etwas Fett dazu.

Wer in Wien nicht Kaisersemmel ißt, sondern Mundsemmel oder gar Schusterlabl, der gehört ausnahmslos schon zu den Armen. Aehnlich wird es ja in Berlin und in andern Großstädten des Reiches auch sein; und nun fragen wir: lassen sich unter solchen Umständen das Kornbrot unter ½ Kilogramm Gewicht und alles Weizenmehlgebäck von den zu erlassenden Bestimmungen ausschließen, selbst wenn man bei der Beseitigung eines Nothstandes als Hauptgrund bleiben wollte? Nimmermehr! Die Absicht der Gesetzgebung darf nicht derart auf der Oberfläche bleiben, um solche Misstände nur so weit beseitigen zu wollen, als daraus schon ein Nothstand entsprungen ist; sondern dieselbe muß, wenn schon ein Einschreiten nothwendig geworden, das Uebel zum allgemeinen wirthschaftlichen Wohl im ganzen Umfange zu beseitigen suchen.

Wollte man sich trotz alledem auf die Behebung einer schon vorhandenen Nothlage beschränken, wo wäre dann die richtige Grenze? Das Brotgewicht von ½ Kilogramm und der Unterschied von Weizenmehl — dessen geringere Sorten ja billiger sind als bestes Kornmehl — sind die richtigen Grenzen keinesfalls.

Digitized by Google

Nach dem Gesagten ist jene Beschränkung unter 74a des Commissionsantrages vollkommen unbegründet und unbedingt zu verwerfen, und die zweckdienlichen Bestimmungen sind für Brot jeder Art zu erlassen. Man wird selbst bezüglich der feinsten Erzeugnisse der Bäckerei, Kaffee- und Theegebäck mit Inhalt von Butter, Eier und Zucker, keinen stichhaltigen Grund finden können, dieselben auszuschließen; es handelt sich ja nicht um eine Taxe, sondern nur um die Beseitigung des bisherigen Verkaufes ohne jedes Maß.

Hiermit ist nun auch klar, daß der Centralverband der Bäckergenossenschaften, indem derselbe bei dem Kornbrot für die vorgeschriebenen Gewichte sich aussprach und bezüglich Anschreibung der Preise derselben sich willfährig zeigte, hauptsächlich darauf bedacht gewesen ist, den werthvollsten Theil jenes Privilegiums der Bäcker, ihres Handels ohne Gewicht, jener gewinnreichen Fischerei im Trüben, wie wir solche bei den wiener Kaisersemmeln gezeigt haben, noch zu retten. Das wäre gelungen, wenn der Commissionsantrag mit Aufrechterhaltung jener Beschränkung zur Annahme gelangte. Einer solchen wäre in der That der ungeänderte einstweilige Fortbestand der §§. 73 und 74 der Gewerbeordnung vorzuziehen.

IV.

In den großen Unterschieden der Gewichte, beziehungsweise Preise bei jenen sechs Gebäcken der wiener Bäcker gibt sich auffällig eine große Gewichtsconcurrenz unter den dortigen Bäckern kund. Während man aber gewohnt ist, von einer thatsächlichen Concurrenz eine Ausgleichung der Preise als Folge zu sehen, ist das hier nicht der Fall; diese Concurrenz bleibt in der Ausgleichung der Preise und in der Zurückführung auf den vollkommen soliden Mindestpreis gänzlich wirkungslos. Hierin liegt des Pudels Kern der eigenthümlichen Erscheinung, daß bisher auch alle Schritte zu einer wirksamen Einflußnahme auf eine reelle Ausbackung des Brotes ohne Erfolg geblieben sind.

Damit eine Concurrenz Geschäftstreibender letztere Wirkung ausübe, ist es unbedingt nothwendig, daß die andere Partei, die Consumenten, dieselbe auch beachte und ihrem Interesse entsprechend handle. Das haben aber bisher die Brotconsumenten nirgends gethan, und es ist zunächst festzustellen, warum dieses nicht geschehen ist. Die Gründe liegen, wie immer in solchen wirthschaftlichen Angelegenheiten, sehr nahe.

Die Kenntnißnahme von den Gebäcksgewichten bezw. Preisen bei den verschiedenen Bäckern ist bisher mit gewissen Schwierigkeiten verbunden gewesen, sodaß die große Masse der Consumenten nicht bequem genug dazu gelangen konnte. Dergleichen muß im alltäglichen Leben, wenn es überhaupt geschehen soll, ohne jede verspürbare Mühe geschehen. Zugleich hat es bisher überall an dem Verständnisse der Bedeutung jener Gewichtsunterschiede gefehlt, und darin liegt ohne Zweifel der Hauptgrund der schwer begreiflichen Gleichgültigkeit der Consumenten.

Es fehlt im allgemeinen in der großen Masse des Volkes an den Grundkenntnissen, welche immer zum Urtheil in solchen Dingen gehören. So ist es möglich geworden, daß aus der anscheinend geringfügigen Haushaltungsfrage: „Wie viel Brot erzielt man aus 1 Kilogramm Mehl?“, eine volkswirthschaftliche Frage von größter Bedeutung für alle Städte herausgewachsen ist; und so ist es möglich, daß ein studirter Mann, der etwa als Magistratsrath

Digitized by Google

einer Großstadt oder als Abgeordneter des Reichstages einen besondern Anlaß hat, über jene Frage der Ausgiebigkeit der Mehle im Brotbacken sich zu unterrichten, den Weg dazu nicht kennt.* Ein sehr sprechendes Beispiel dafür ist folgende Thatsache: Im Jahre 1876 wurde in Wien vor einem sehr ansehnlichen Comité von der Bäckergenossenschaft ein Probebacken ausgeführt, durch welches die Ausgiebigkeit der Mehle festgestellt werden sollte. Dabei ließ sich nun das ganze Comité von den Bäckern in der Art hintergehen, daß 100 Kilogramm Kaisermehl nur 112 Kilogramm Semmeln ergaben, statt der im praktischen Betrieb immer erzielten 135 Kilogramm. In ältern Auskünften des Genossenschaftsvorstehers an das Marktdepartement war die Ausgiebigkeit von 100 Kilogramm Mehl sogar nur zu 102 Kilogramm Semmeln angegeben. Auf Grund dieser Täuschungen hat der wiener Magistrat bis zu der im Jahre 1885 erfolgten Enthüllung die Leistungen der Bäcker mit einem so unrichtigen Maßstabe gemessen. Ein solches Probebacken war ganz überflüssig; was dadurch ermittelt werden sollte, war schon lange in exacter Weise festgestellt und bekannt gegeben. Trotzdem wagten die Bäcker es und setzten es in der That durch, die wahre Ergiebigkeit der Mehle in Brot als ein Geschäftsgeheimniß zu behaupten.

Die Kenntniß solcher Dinge sollte in erster Reihe zu dem Inbegriff alles dessen gehören, was man allgemeine Bildung nennt. Sie verleiht eine werthvolle Sicherheit bei jeder Art von Geschäft und in jeder Gesellschaft. Es gibt ferner kein wirksameres Mittel, die Reellität im Geschäft zu fördern, als die Verbreitung von Kenntniß und Urtheil in den Waaren und den Erzeugungskosten oder den reellen Preisen derselben. Das Engrosgeschäft liefert den Beweis dafür; da sind beide Theile Kenner der Waare und des Preises; da weiß der Käufer sein Interesse vollkommen wahrzunehmen; da ist das Geschäft im allgemeinen ein reelles. Dagegen fehlt im Waarenverschleiße dem Käufer meist die entsprechende Kenntniß; dazu kommt das geringere Interesse bei dem meist nur kleinen Gegenstande des Einkaufes und endlich noch die Blasirtheit vieler, die das Theuere auch fein finden. Die Wirkung des letztern Umstandes hat in Wien dahin geführt, daß der Bäcker, welcher viel Kundschaft in vornehmen Häusern und Gasthöfen hat, der Meinung ist, die Kaisersemmeln recht leicht ausbacken zu müssen, weil dieselben sonst nicht für fein angesehen werden.

Nachdem hiermit die tiefern Ursachen der Gleichgültigkeit der Consumenten bezeichnet oder angedeutet sind, kommen wir darauf, was sich unter den gegenwärtigen Umständen thun läßt.

Es ist ein großer Fehler unserer Alltagseinrichtungen, daß bei der bestehenden Art des Brotverkaufs den Käufern nie das Verhältniß von Preis und Gewicht vor Augen tritt. Weil bei einem Gebäck von bestimmtem Einheitspreise das Gewicht allein den Kaufpreis bedingt, würde man jede Art von Brot ebenso wie jede Art von Mehl nach Gewicht kaufen, wenn nicht das Brot in bestimmte, annähernd gleiche Laibe geformt wäre; so hat der Verkauf nach Stück und Zahl seine Berechtigung, und diese Gewohnheit läßt sich auch nicht abschaffen. Durch dieselbe ist aber die Frage der Consumenten nach dem Gewichte ausgeschlossen; es wird nicht nach Gewicht verkauft, der Bäcker hat keinen

* Monographien über Bäckerei: Birnbaum, „Das Brotbacken"; Uhland, „Die Brotbäckerei"; Cnyrim (Fachmann), „Das Bäckergewerbe der Neuzeit".

Digitized by Google

Grund, und ist auch nicht verpflichtet, das Gebäck vorzuwiegen, und der Käufer denkt unter den eben erörterten Umständen gar nicht daran. Wir haben also hier einen Verkauf ohne jedes Maß; das Gewicht der einzelnen Gebäcke ist ganz in das Belieben des Bäckers gestellt, und es ist unter II. gezeigt worden, in welcher Art die wiener Bäcker von dieser Freiheit Gebrauch machen. Deshalb halten die Bäcker auch an jener alten so vortheilhaften Gewohnheit mit großer Zähigkeit fest. Der einzelne Consument kann dagegen gar nichts ausrichten; auch eine Vereinigung der Interessenten vermöchte nicht, darin eine Aenderung herbeizuführen. Auch auf dem Wege der Oeffentlichkeit ist den Bäckern schwer beizukommen; sie schweigen und bleiben bei ihrer goldenen Gewohnheit. In dieser liegt aber genau betrachtet eine ganz besondere Abnormität. So wird im Geschäftsleben bei Gegenständen verfahren, bei welchen es auf das Gewicht wenig ankommt, sondern mehr auf die Beschaffenheit des Materials und auf den Werth der Arbeit, wie z. B. bei einem Möbelstück; aber bei den Erzeugnissen des Bäckers ist diese Verkaufsart durchaus ungegründet.

V.

Es ist nun die Frage, gibt es eine Abhülfe gegen jenen so gemeinschädlichen Verkauf ohne jedes Maß, und zwar ohne Verletzung der bisher bestandenen Gewohnheit, Gebäcke jeder Art nur stückweise zu kaufen? Eine solche gibt es in der That, und zwar eine äußerst einfache. Während der Bäcker in der Ausbackung aller seiner Gebäcke unbeschränkt bleibt wie bisher, soll derselbe in Zukunft das Gewicht, welches er von jeder Gebäcksorte für die Preisgröße von 10 Pf. liefert, an seinem Geschäftslocale von außen deutlich sichtbar bekannt geben, und danach die Gewichte seiner Gebäcke mit dem Stückpreise derselben in Uebereinstimmung bringen. So viel können doch die Consumenten billigerweise verlangen; und damit wäre in der That der Ursprung jener großen Uebel in der Volksernährung beseitigt.

Weil nun dieses berechtigte Verlangen der Consumenten auf keine andere Art als durch eine entsprechende Verordnung bei den Bäckern zur Ausführung gebracht werden kann, so erscheint es als eine dringende Pflicht der gesetzgebenden Factoren des Reiches, die Beseitigung jener ganz abnormen Geschäftsart bei den Bäckern auf diesem Wege zu ermöglichen.

Ganz im Widerspruche zu diesem Sachverhalte ist in der Commission von den Gegnern des Antrages bezüglich der Preisanschreibung behauptet worden: es ließe sich nicht rechtfertigen, die Bäcker hierin anders als die übrigen Gewerbtreibenden zu behandeln. Vielmehr ist es nicht zu rechtfertigen, daß es den Bäckern bisher gestattet war, ihren Verkauf ohne jedes Maß zu betreiben, während alle andern Verkäufer von Lebensmitteln zur Anwendung von Maß und Gewicht verpflichtet sind. Die Anschreibung soll bei dem Brotverkaufe zum Ersatze dessen dienen, was mit jedem Verkaufe nach Gewicht schon verbunden ist, nämlich zur Verständigung des Käufers über das Quantum, welches er für sein Geld erhält und welches bisher immer und überall ein unbekanntes gewesen ist.

Uebrigens ist in Wien — vielleicht auch in Städten des Deutschen Reiches — die äußere deutliche Anschreibung des Preises nicht nur bei allen Gegenständen des Marktverkaufes vorgeschrieben und streng ausgeführt, sondern auch bei den Fleischhauern in ihren Verkaufslocalen.

Digitized by Google

Sonderbarerweise waren aber die Bäcker, bei welchen der eben erörterte ganz besondere Grund für die Anschreibung vorlag, bisher frei davon, trotz der lange bekannten schreienden Folgen dieses Ausnahmezustandes.

VI.

Es haben sich aber die auf Grund des bestehenden §. 73 der Gewerbeordnung in einzelnen Städten für den Brotverkauf erlassenen Verordnungen als wirkungslos gezeigt, ohne daß bisher dargelegt worden ist, worauf diese Erscheinung beruht, und deshalb ist die Commission im Zweifel gewesen, was da zu thun sei. Die Sicherheit der Wirkung ist natürlich für den Erlaß gesetzlicher Bestimmungen von der allergrößten Bedeutung. Dieser Umstand macht es nothwendig, die Sache noch etwas weiter zu verfolgen.

Die Hausfrauen wissen genau, was der Zucker in den verschiedenen gangbaren Sorten kostet, und merken es sofort, wenn sich der Preis um 1 Pf. per Kilogramm ändert; es wäre unmöglich, daß ein Kaufmann den Zucker erheblich höher im Preise halten könnte als seine nächsten Concurrenten; auch folgt der Preis im Kleinhandel immer den Schwankungen des Engrospreises. Das ist ja, was wir auch bei dem Brot haben wollen. Nun ist der Zucker schon mit einem gewissen Rechte als Luxusartikel anzusehen; wenn man aber in den Haushaltungen, in welchen derselbe ein wesentlicher Artikel des Verbrauchs ist, bei dem Einkaufe so wirthschaftlich verfährt, so ist wol zu erwarten, daß man unter sonst entsprechenden Umständen bei dem Brot ebenso verfahren würde; zumal alle diejenigen, bei welchen von Luxus gar keine Rede ist. Der Kaufmann stellt die Zuckerhüte und andere Zuckerformen aus eigenem Antriebe und Interesse mit einer in die Augen springenden Preisnotirung ans Schaufenster, und diese prägt sich den achtsamen Hausfrauen im Vorübergehen unwillkürlich ein. Wenn man aber weiß, was der Preis einer Waare in dem einen Geschäft ist, so zahlt man in dem andern grundsätzlich nicht mehr; und damit verbietet sich's, daß ein Kaufmann den Zuckerpreis höher hält als der andere. Danach ist zu urtheilen, daß wir dasselbe auch bei Brot jeder Art haben würden, wenn das für alle Größen einer Gebäcksart geltende Verhältniß von Preis und Gewicht bei jedem Bäcker und bei jedem Brothändler fortgesetzt deutlich angeschrieben wäre, nämlich Uebereinstimmung der Preise bei gleicher Beschaffenheit und ein entsprechendes Verhältniß der Gebäckspreise zu den Preisen von Weizen und Korn. Wie ein Kaufmann sich direct nach dem nächsten richtet, müßte auch der Bäcker mit seinem nächsten Concurrenten gleiche Verhältnisse von Preis und Gewicht halten; und das müßte so hin- und zurückwirken durch die ganze Stadt, sodaß bei den verschiedenen Bäckern nur kleine Unterschiede bleiben könnten, welche entweder durch die Güte der Waaren oder durch begründete Unterschiede in den Kosten bedingt werden. Das wäre also unter sonst gleichen Umständen ohne Zweifel zu erwarten.

Wenn nun die in den süddeutschen Städten erlassenen Verordnungen ohne diesen Erfolg geblieben sind, so muß das seinen besondern Grund haben; und dieser liegt wieder sehr nahe. Die Bäcker schreiben dort höhere Preise bezw. geringere Gewichte an, als sie wirklich liefern, und die Anschreibungen sind bei allen Bäckern gleich oder wenig unterschieden. Daraus ist zu ersehen, daß der Inhalt jener Verordnungen ein wesentlich anderer ist als der unsers obi-

Digitized by Google

gen Entwurfes für diese Bestimmung; dort ist nämlich jede Abweichung der thatsächlichen Gewichte bezw. Preise von der Anschreibung in der einen Richtung gestattet, während hier Uebereinstimmung verlangt wird. Die Bedeutung dieses Unterschiedes ist, wie bald gezeigt werden wird, eine sehr wesentliche.

Jenes auffallende Verhältniß der factischen Gewichte bezw. Preise zu den Anschreibungen kann keinen andern Grund haben, als daß die Bäcker dahin übereingekommen sind und wahrscheinlich förmliche Vereinbarungen geschlossen haben. Dieses scheint aber mit der factischen Gewichts- bezw. Preisconcurrenz, welche in jenen Städten wahrscheinlich ebenso wie in Wien besteht, in Widerspruch zu stehen; man sollte meinen, daß die Bäcker, welche thatsächlich schwer backen bezw. zu billigern Preisen verkaufen, auch ein Interesse daran haben müßten, dieses in ihren Anschreibungen zum offenen Ausdrucke zu bringen; genau angesehen ist es aber anders. Die Commission ist über jenen scheinbaren Widerspruch nicht ins Klare gekommen; die Klarheit hierin ist aber sehr nothwendig. Unter II. ist mitgetheilt, daß bei den wiener Bäckern die Gebäcksgewichte bezw. Brotpreise zwischen sehr weiten Grenzen schwanken und daß die größte Zahl der Bäcker sich auf der Mitte zwischen den beiden Extremen hält; daß aber bei der obersten Gewichts- bezw. untersten Preisgrenze der Verdienst des Bäckers noch ein mehr als hinlänglicher ist. Daraus geht hervor, daß sämmtliche Bäcker verlieren müssen, wenn es gelingt, die Concurrenz in der Art wirksam zu machen, daß alle genöthigt werden, auf die höchsten Gewichte bezw. niedrigsten Preise zu gehen. Nun fühlen die Bäcker instinctiv und zweifeln nicht daran, daß die ihnen drohende Anschreibung unfehlbar dahin führen müsse, wenn dieselbe nicht durch einmüthigen Widerstand unwirksam gemacht werden kann. Man hat erkannt, daß mit der Anschreibung kein Bäcker einen dauernden Vortheil gegen seine Concurrenten erzielen kann, und so ist es ganz folgerichtig, wenn alle zusammenstehen, um die ihrem unlautern Interesse gefährliche Neuerung nicht zur Wirkung kommen zu lassen. Dazu ist denselben in jenen Verordnungen der süddeutschen Städte durch die gestattete Abweichung in der einen Richtung das geeignete Mittel gegeben worden; die Anschreibung wurde damit zu einer rein bedeutungslosen gemacht. In Ermangelung der Erkenntniß dieses Sachverhalts hat man aber in der Commission denselben Fehler begangen; und wenn der Commissionsantrag ohne entsprechende Aenderung angenommen würde, so würde derselbe ganz gewiß ebenso unwirksam bleiben wie die Verordnungen in jenen Städten.

Bei jener Sachlage erscheint das, was oben gewissermaßen als eine dreiste Behauptung hingestellt worden ist, daß die Bäcker Vereinbarungen gegen die reelle und wirksame Anschreibung geschlossen haben, als unzweifelhaft. Man wird es, von dem moralischen Standpunkte der Bäcker betrachtet, ganz richtig finden, wenn dieselben bei jenem Umstand darin einig waren und blieben und auf die Parole des Genossenschaftsvorstandes die wirkungslose Anschreibung übereinstimmend ausführten. Ganz anders wird es aber sein, wenn jene einseitige Abweichung von der Anschreibung nicht gestattet ist, und die letztere nicht mehr zu einer rein bedeutungslosen gemacht werden kann. In diesem Falle müßte nämlich eine Vereinbarung schon auf gleiche Ausbackung gerichtet sein; eine solche wäre aber unter einer großen Zahl von Bäckern schon schwer zu Stande zu bringen und noch schwerer aufrecht zu erhalten.

Digitized by Google

Wegen der gezeigten Wichtigkeit der Uebereinstimmung zwischen Anschreibung und Ausbackung werden die Bäcker vielleicht Widerspruch dagegen erheben auf Grund angeblicher Unmöglichkeit der Ausführung. Um dem vorweg zu begegnen, mag die Bestimmung getroffen werden, daß bei der auszuführenden Controle etwa zehn Stück jeder Gebäcksart zusammen der Gewichtsprobe zu unterwerfen sind, und daß dabei noch eine Abweichung des Gewichtes von 2 bis 4 Proc. nach oben gestattet sei.

VII.

Die nächste Frage ist, wie der einmüthige Widerstand der Bäcker zu brechen sei. Hierin ist nach dem Vorhergehenden schon von der Vorschrift, welche die Uebereinstimmung der Ausbackungen mit der Anschreibung fordert, mit einer gewissen Sicherheit auf Erfolg zu rechnen. In der Bäckerei ist die Concurrenz meist eine sehr große, und dabei bleibt es nicht aus, daß von einzelnen in der Jagd auf mehr Kundschaft die Vereinbarung gebrochen wird; somit wird dieselbe bald im ganzen unhaltbar.

Es gibt aber noch ein Mittel, um diese Wirkung mit größerer Sicherheit herbeizuführen: das ist eine periodische amtliche Erhebung der factischen Gewichte bezw. Preise aller Gebäcksarten bei allen Bäckern und eine durch die Tagespresse vermittelte tabellarische Veröffentlichung derselben unter Aufführung der Namen und Geschäftslocale der Bäcker, kurz gesagt: die namentliche Veröffentlichung der Gebäcksgewichte. In einer solchen liegt, abgesehen von einer Vereinbarung, ein besonderer Antrieb für jeden einzelnen Bäcker, nicht hinter seinen nächsten Concurrenten zurückzubleiben.

Um damit zugleich der Bildung und dem Fortbestande einer Vereinbarung entgegenzuwirken, wäre fortgesetzt zum Ausdrucke der berechtigten Ansprüche der Consumenten mit der Veröffentlichung eine Zusammenstellung der amtlich berechneten Verhältnisse von Preis und Gewicht aller Gebäcksorten zu verbinden. Diese Rechnung muß natürlich eine streng sachgemäße sein; doch das hat bei der Einfachheit aller Verhältnisse in der Bäckerei keine Schwierigkeit; es kommt hauptsächlich nur auf die einmalige Aufstellung einer vollkommen entsprechenden Rechnungsnorm an. Der Bestand einer Vereinbarung würde sich dann durch einen größern Abstand der thatsächlichen Gewichte von den berechneten Normalgewichten zu erkennen geben und also durch die Veröffentlichung den Consumenten fortgesetzt vor Augen geführt werden. Das müßte auch auf die Bäcker direct einen wirksamen Druck ausüben, mit ihren Ausbackungen den berechtigten Ansprüchen der Consumenten näher zu kommen; andernfalls hätten dieselben beständig zu befürchten, daß durch den fortdauernden Abstand die Fabrikindustrie gegen den handwerksmäßigen Betrieb wachgerufen werden könnte. Diese würde durch Maschinenbetrieb, Oefen mit Dauerheizung und andere Vortheile des Großbetriebes in der Bäckerei einen ergiebigen Boden finden, wenn dieselbe zugleich über die Schwierigkeit des Vertriebes der Waare glücklich hinauskommen könnte; das ist ja auch bei den Bäckern die wichtigste Seite des Geschäfts. Einen so gefährlichen Wettbewerb heraufzubeschwören würden sich die Bäcker wol scheuen; danach ist zu erwarten, daß das Veröffentlichungsverfahren die Cartellbildung vollends unmöglich machen und die freie Concurrenz zur vollen Wirkung bringen würde.

In einem solchen publicistischen Einschreiten würden natürlich die Bäcker

Digitized by Google

eine himmelschreiende Vergewaltigung sehen, zumal ein solches Verfahren bisher noch in keinem andern Gewerbe in Gebrauch gekommen ist; und — darauf muß man gefaßt sein — hierin würden dieselben einstweilen die Zustimmung der meisten Geschäftstreibenden für sich haben. Eine solche Veröffentlichung ist unverkennbar von scharfer Wirkung — das fühlt jeder Geschäftsmann sogleich — und es ist etwas so Ungewöhnliches, daß man ohne tieferes Eingehen eine Benachtheiligung des betreffenden Geschäftszweiges darin zu erkennen meint, welche man misbilligt. Diese Anschauung ist aber entschieden unrichtig, und man wird später darüber anders denken. Wenn das öffentliche Interesse schon die Anschreibung der Preise rechtfertigt und nothwendig macht, so sind diese Preise keine private Angelegenheit des Bäckers mehr, und man muß den Gemeindebehörden, welche zugleich die Uebereinstimmung der thatsächlichen Brotgewichte mit den Anschreibungen zu vergleichen haben, auch das Recht zuerkennen, die Anschreibungen der Bäcker zur Veröffentlichung zu bringen, sofern dieses im öffentlichen Interesse für angemessen erachtet wird.

Uebrigens liegen den Bäckern die regelmäßigen Mehlnotirungen der großen Mühlen, welche in gewissen Zeitungen unter Nennung der Firmen und unter dem Einverständnisse derselben erfolgen, sehr nahe, um daraus Trost und Belehrung zu schöpfen. Auch werden voraussichtlich die Bäcker nicht die einzige Klasse von Gewerbtreibenden bleiben, bei welchen ein solches Verfahren zur Anwendung kommen wird; leider ist es nur bei keinem andern Gewerbe so leicht ausführbar; doch die Zukunft wird uns gewiß noch manchen Fortschritt zu einer bessern geschäftlichen Reellität in dieser Richtung bringen. So lange aber sollten die Bäcker vielmehr einen gewissen Stolz darein setzen, auf diesem Wege allen andern Gewerben voranzugehen, und in solider Geschäftsgebarung zum Muster zu werden.

Bei der namentlichen Veröffentlichung kann ganz davon Abstand genommen werden, den für den Brotverkauf zu erlassenden Bestimmungen ein ausdrückliches Verbot der Cartellbildung hinzuzufügen. Vielleicht gibt es auch bereits eine allgemeine gesetzliche Vorschrift, wodurch Cartellbildungen zu dem offenbaren Zweck, gesetzliche Verordnungen unwirksam zu machen, verboten sind.

Hier sei noch ein Einwand erwähnt und kurz erörtert, welcher von verschiedenen Seiten, insbesondere auch in der 13. Commission des Reichstages, zur Begründung eines Zweifels an der Wirkung der Gewichtsanschreibung und der namentlichen Veröffentlichung erhoben worden ist. Man hat gesagt: was hilft's denn dem, der etwa in der innern Stadt wohnt, wenn er weiß, daß weit entfernt in einer Vorstadt ein Bäcker schwerer bäckt als der nächste; er kann doch ebenso wenig seinen Bedarf von dort holen lassen, wie jener Bäcker es ihm schicken wird. Dieser Einwand ist ein sehr oberflächlicher, denn er entspricht weder dem gegenwärtigen Sachverhalte, noch dem angestrebten Zustande. Gegenwärtig wird man in jedem Stadttheil zwischen Leichtbäckern auch Schwerbäcker finden, und man wird immer nur nöthig haben, einige hundert Schritt weiter zu schicken, um sein Interesse möglichst wahrzunehmen. In der Zukunft werden aber, wenn die beabsichtigte Wirkung erzielt wird, die großen Unterschiede nicht mehr bestehen.

Nach alledem können die äußern Anschreibungen der thatsächlichen Verhältnisse von Preis und Gewicht und

Digitized by Google

die namentliche Veröffentlichung kaum verfehlen, das angestrebte Ziel annähernd gleicher und solider Gebäcksgewichte zu erreichen. Es wird damit den Consumenten nicht nur ermöglicht, sich von den Gebäcksgewichten der verschiedenen Bäcker in bequemster Weise zu unterrichten, sondern es werden sich denselben diese Verhältnisse im Vorübergehen an den Bäckerläden unwillkürlich einprägen, ebenso wie die Zuckerpreise bei den Kaufleuten. Zugleich wird die namentliche Veröffentlichung in den Zeitungen die Consumenten fortgesetzt auf die Wahrnehmung ihres Interesses hinweisen. Beides wird auch auf die Bäcker direct in dem Sinne wirken, daß keiner hinter dem andern zurückbleiben will; und voraussichtlich wird sich die Ausgleichung auf solide Preise und Gewichte mehr durch die Beachtung vollziehen, welche die concurrirenden Bäcker untereinander ihren Anschreibungen zuwenden werden, als durch die Mitwirkung der Consumenten, wobei jedoch letztere immer sehr wesentlich bleibt und sehr zu wünschen ist.

VIII.

Nachdem so die Ursachen der Misserfolge in der bisherigen Anwendung der Preisanschreibung klar gestellt sind und der Weg gezeigt worden ist, auf welchem der beabsichtigte Erfolg mit Sicherheit erzielt werden kann, handelt es sich weiter um die Form der Bekanntgabe der Verhältnisse von Gewicht und Preis. Dieselbe ist, wie sich gleich zeigen wird, von sehr wesentlicher Bedeutung. Der etwas unklare Wortlaut des Commissionsantrages im §. 73: „Die Bäcker . . . sind verpflichtet, die Verkaufspreise des Brotes nach Kilogramm . . . durch einen von außen leicht sichtbaren und deutlich geschriebenen Anschlag am Verkaufslocal zur Kenntniß des Publikums zu bringen", kann nur so verstanden werden, daß die Anschreibung etwa lautet wie folgt:

Preis des weißen	Kornbrotes per Kilogramm	24	Pf.
„ „ schwarz-gemischten	„ „ „	18	„
„ „ schwarzen	„ „ „	16	„

Es wird damit die Anschreibung in der folgenden Form verglichen, welche in den ersten drei Posten mit der obigen gleichbedeutend ist; es wird nachgewiesen werden, daß dieselbe dem Zwecke wesentlich besser entspricht:

Gewicht des weißen	Kornbrotes	für 10 Pf.	406	Gramm.
„ „ schwarz-gemischten	„	„ „ „	555	„
„ „ schwarzen	„	„ „ „	625	„
„ der Kaisersemmeln		„ „ „	275	„
„ „ Mundsemmeln		„ „ „	387	„
„ des groben Weißgebäcks		„ „ „	575	„

Diese Anschreibung steht jener nur so weit nach, daß mit einer dreizifferigen Zahl auch die kleinste Rechnung nie so einfach ist als mit einer zweizifferigen; doch würde die Nachrechnung aller Brotpreise oder Gewichte nach den angeschriebenen Verhältnissen auch bei der letztern immer noch höchst einfach sein. Wenn sich auch bei der letztern Art der Anschreibung der im Kopfrechnen Ungeübte eines Bleistiftes bedienen müßte, so hat das doch wenig zu bedeuten, denn die Consumenten werden nach dem Inkrafttreten vollkommen zweckentsprechender Gesetzbestimmungen kaum nöthig haben nachzurechnen, weil sich jeder Bäcker wol hüten wird, in der Ausbackung von seinen angeschriebenen

Digitized by Google

Grundverhältnissen abzuweichen; er würde sonst strafbar werden, indem jede wesentliche Abweichung dieser Art die Merkmale des Betruges an sich hätte. Für einzelne Controlversuche der Consumenten und Behörden kommt es aber auf die allergrößte Bequemlichkeit der Rechnung gar nicht an; dieselbe muß vielmehr gegenüber einem sogleich zu behandelnden andern Gesichtspunkte als ganz bedeutungslos gelten. Für den Vergleich der Anschreibungen der verschiedenen Bäcker ist die letztere Art nicht weniger bequem als die erstere; dabei hat man ja gar nicht zu rechnen. Dazu wird dieser Vergleich durch die in den Zeitungen zu findende Tabelle der namentlichen Veröffentlichung sehr erleichtert sein.

Nun kommen wir auf das Moment, in welchem sich die letztere Anschreibungsweise, die der Gewichte für einen festen Preissatz, von jener der Preise für die Gewichtseinheit zum größten Vortheile der Consumenten unterscheidet. Nehmen wir den Fall an, der Kornpreis falle von einer Höhe, welcher nach einer bestimmten soliden Rechnungsart der Preis von 16 Pf. für 1 Kilogramm Schwarzbrot genau entspricht, derart, daß der Brotpreis auf 15 Pfg. herabzusetzen ist, so entspricht diesem Preise bei der andern Anschreibung eine Gewichtserhöhung des 10-Pfennig-Brotes von 625 Gramm auf 666 Gramm, also um 41,66 Gramm. Diese Abstufung beträgt in beiden Fällen 6,66 Proc. des Brotpreises bezw. des Brotgewichtes, und das ist nach der äußerst soliden Berechnung für Kornbrot unter II. gleichbedeutend mit 10 Proc. des in dem Brote enthaltenen Kornwerthes. Bei der Anschreibung des Preises für 1 Kilogramm Brot kann diese also nur in Stufen von dieser Größe sich auf- und abbewegen, während bei der Anschreibung des Brotgewichtes für den Preissatz von 10 Pf. schon eine 1-procentige Aenderung des Kornpreises in einer Aenderung des Brotgewichtes von ungefähr 4 Gramm Ausdruck finden kann. In jener großen Abstufung der Preisbewegung liegt offenbar ein sehr starker Nachtheil für die Consumenten, welcher sich in allen Städten des Reiches zusammen auf mehrere Millionen Mark belaufen könnte, während dieser nur durch jene Form der Anschreibung bedingte Verlust bei der andern Art ganz vermieden werden kann. Aus diesem Grunde erscheint es entschieden geboten, die Anschreibung des Preises für die Gewichtseinheit fallen zu lassen und die Anschreibung der dem Preissatze von 10 Pf. entsprechenden Gewichte zu bestimmen.

Doch die Anschreibung des Preises für die Gewichtseinheit steht in ursächlichem Zusammenhange mit einer andern Bestimmung in jenen Anträgen, nämlich der, daß alles Brot nur in Gewichten von $^1/_2$, 1, $1^1/_2$, 2 u. s. w. Kilogramm ausgebacken werden dürfe. Weil sich andererseits der ganze Antrag der Commission nur auf solches Brot bezieht, so hat man die Art der Anschreibung übereinstimmend mit der Ausbackungsart festgesetzt, ohne auf jenen daraus entspringenden Uebelstand zu achten. Die Vorschrift fester Brotgewichte würde aber nicht nur überflüssig, sondern sogar nachtheilig für die Consumenten sein. Wenn dieses als richtig vorausgesetzt und erwogen wird, daß nach der Begründung unter III. die zu erlassenden Bestimmungen unbedingt auch auf Kornbrot unter $^1/_2$ Kilogramm und alle Gebäcke aus Weizenmehl Anwendung erhalten müssen, und man endlich in Betracht zieht, daß bei allen diesen die bisherige Ausbackung zu festen Preisen durchaus nicht aufgegeben werden kann, so folgt, daß unter diesen

Digitized by Google

Umständen eine Uebereinstimmung der Art der Anschreibung mit der Art der Ausbackung nur in der von uns vorgeschlagenen Art möglich ist. Deshalb empfiehlt sich auch aus diesem Gesichtspunkte die Anschreibung der dem einheitlichen Preissatze von 10 Pf. entsprechenden Gewichte.

IX.

Gehen wir endlich auf die vorgeschriebenen Brotgewichte und die Begründung des oben schon darüber ausgesprochenen Urtheils ein, daß die betreffende Bestimmung überflüssig und sogar nachtheilig für die Consumenten sein würde. In dem Commissionsbericht ist zur Begründung dieses Antrages behauptet: „gerade darin läge das Unzulängliche der bisherigen Vorschriften, daß es den Bäckern freigelassen sei, ob sie den Preis der Backwaaren nach Gewicht, oder das Gewicht nach dem Preise bestimmen wollen; nur durch obligatorische Einführung des Verkaufes nach Gewicht werde es dem Consumenten ermöglicht, sich leicht darüber zu unterrichten, wo er am vortheilhaftesten sein Brot kaufen kann; denn wenn er sicher sei, daß bei allen Bäckern das Brot in den gleichen Gewichtsgrößen ausgebacken werde, so brauche er nur die Preise zu vergleichen, um zu erfahren, wo er am billigsten ankomme". Darin liegt aber ein entschiedener Irrthum; wie schon oben gezeigt, kann sich der Käufer ebenso gut unterrichten, wo er am billigsten kauft, wenn für jede Gebäcksorte das Gewicht angeschrieben wird, welches dem Preissatze von 10 Pf. entspricht; derselbe braucht sich die Anschreibung gar nicht auf die verschiedenen Preise der thatsächlich gelieferten Brote umzurechnen. Aus der Erfolglosigkeit der Verordnungen in einigen süddeutschen Städten folgt keineswegs, daß die Verschiedenheit der Ausbackung von der Art der Anschreibung die Ursache davon gewesen ist. Diese Ursachen sind unter VI. und VII. klar gezeigt und auch die unfehlbaren Mittel dagegen bezeichnet und begründet worden; die vorgeschriebenen Brotgewichte sind dabei ganz bedeutungslos, und es liegt in dieser Richtung kein Grund, dieselben einzuführen.

Der Nachtheil der Einführung der vorgeschriebenen Brotgewichte ergibt sich aus folgender Rechnung: wenn sich für 1 Kilogramm Brot der solide Preis genau zu 15 Pf. berechnet, so ist der entsprechende Preis von $7\frac{1}{2}$ Pf. für $\frac{1}{2}$ Kilogramm nicht zahlbar, und muß also abgerundet werden, und zwar selbstverständlich auf 8 Pf. Der Nachtheil, welchen der Käufer eines solchen Brotes damit erleidet, beträgt 6,66 Proc. des Brotwerthes, entsprechend 10 Proc. des in dem Brot enthaltenen Kornwerthes. Eine solche Vertheuerung ist grundsätzlich und thatsächlich zu vermeiden. Durch die nothwendige Vorschrift der Uebereinstimmung der Ausbackung mit der Anschreibung in beiden Richtungen wäre es auch ausgeschlossen, daß der solide Bäcker das $\frac{1}{2}$-Kilogramm-Brot dafür entsprechend schwerer ausbacken könnte; der Verlust für die Consumenten wäre mithin unvermeidlich. Bei einer kleinsten Ausbackung des Kornbrotes von 250 Gramm würde, wenn die Preisnotirung per 1 Kilogramm 15 Pf. wäre, der genaue Preis 4,25 Pf. betragen, welcher aber auf 5 Pf. abgerundet werden müßte; das würde aber einem Verluste von 17,6 Proc. des Brotwerthes oder 26,4 Proc. des entsprechenden Kornwerthes für den Käufer bedeuten.

Je kleiner das Gebäck, desto größer wird bei dem vorgeschriebenen Gewichte dieser Verlust für die Consumenten sein,

Digitized by Google

weshalb dasselbe auch bei den üblichen Gebäcken aus Weizenmehl gar nicht anwendbar ist.

Hiernach erscheint es geboten, die verbindlichen Gewichte unbedingt fallen zu lassen. Bei der Anordnung einer Ausbackung zu bestimmten Preisen fielen solche Nachtheile fort; und doch empfiehlt es sich nicht, eine solche zu erlassen, weil dieselbe überflüssig wäre. Deshalb ist von jeder beschränkenden Bestimmung hierin Abstand zu nehmen und den Bäckern volle Freiheit zu lassen.

X.

Nach alledem wird, um in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu einer vollkommen zweckentsprechenden Aenderung der bestehenden Gesetzbestimmungen zu gelangen, dem Reichstage das folgende Vorgehen empfohlen.

Bei einer Wiederaufnahme des Antrages Lohren in der bevorstehenden Session 1888/89 wäre der Antrag zu stellen:

„In Anerkennung der großen Wichtigkeit des hier in Frage stehenden Interesses aller Brotconsumenten ist das Reichsamt des Innern zu ersuchen, in allen Städten des Reiches die Communalbehörden zu Erhebungen betreffend die bestehenden Verhältnisse von Gewicht und Preis aller Gebäcksorten bei allen Bäckern zu veranlassen. Die Ergebnisse dieser Erhebungen sind einer Commission zu unterbreiten, deren Anträge unter Berücksichtigung jener Ergebnisse und unter eingehender Erwägung anderer inzwischen hervorgetretener Gesichtspunkte erwartet werden."

Als solche Punkte werden hier nochmals zusammengefaßt:

Die Ausdehnung der zu erlassenden Bestimmungen auf alle Gebäcksorten der Bäcker,

die Vorschrift der Uebereinstimmung der Ausbackung mit der Anschreibung in beiden Richtungen,

die ausdrückliche Freistellung der namentlichen Veröffentlichung der Anschreibungen,

die Art der Anschreibung aller Gebäcksgewichte für den einheitlichen Preissatz von 10 Pf., und

das Aufgeben der verbindlichen Brotgewichte.

Der Commission wird unter der Voraussetzung, daß sich in vielen Städten des Reiches ähnliche Misstände wie jene in Wien herausstellen werden, die folgende, allen vorhergegangenen Erörterungen entsprechende Fassung ihrer Beschlüsse empfohlen:

§. 73.

Die Bäcker und Verkäufer von Brot sind verpflichtet, während der Verkaufszeit durch einen von außen leicht sichtbaren und vollkommen deutlichen Anschlag am Verkaufslocale für jede Gebäcksorte das Gebäcksgewicht bekannt zu geben, welches dem Preise von 10 Pf. entspricht. Dieses Verhältniß hat zu gelten für alle Größen derselben Gebäcksorte und soll sich auf den ersten Tag der Feilbietung beziehen.

Auch im Marktverkauf und im Hausirhandel ist diese Bestimmung in zweckentsprechender Art zur Ausführung zu bringen.

§. 73a.

Wer die Gebäcke nicht mit seiner Anschreibung übereinstimmend liefert, wird straffällig.

§. 74.

Die im §. 73 genannten Gewerbtreibenden haben im Verkaufslocale bezw. im Marktverkaufe und beim Hausirhandel Wage und Gewichte bereit zu halten, um dem Käufer auf sein Verlangen das Gebäck vorzuwiegen.

Digitized by Google

§. 74a.

Ob und welche Gebäcksorten mit einem Preisstempel zu versehen sind, ferner über die zweckentsprechende Art der Anschreibung bei Verkäufern jeder Art sowie auch über das Verfahren und den Gewichtsspielraum bei der Controle stehen die nähern Bestimmungen den Gemeindebehörden zu. Denselben liegt eine entsprechende Controle über die Ausführung dieser Bestimmungen ob, und es wird denselben freigestellt, periodisch die Anschreibungen aller Bäcker zu erheben und mit Namen und Geschäftslocalen in einer Tabelle zusammenzustellen und diese den Preßorganen zur Veröffentlichung zu überlassen.

Die Solidität der Brotversorgung ist ein Theil der allgemeinen Frage der Theuerung des Lebens in den Großstädten, welche bisher eine eingehende und umfassende wissenschaftliche Behandlung noch nicht gefunden hat. Auch in allen andern Richtungen wäre eine Klärung der Zustände, wie dieselben sind und wie sie sein sollten, sehr zu wünschen; und es wäre von großer volkswirthschaftlicher und cultureller Bedeutung, wenn auch die wirksamen Mittel gefunden würden, um in allen dahin gehörenden Zuständen, welche mit der allgemeinen Urtheilsfähigkeit des Volkes und mit einer strengern Auffassung von Pflicht und Ehre bei allen Geschäftstreibenden im Widerspruche stehen, Besserung herbeizuführen. Darin soll mit einer Regelung der Brotversorgung in der entwickelten Art ein wirkungsvoller Anfang gemacht werden.

Der Bildungsgang der Mediciner.

Von **Dr. J. H. Baas.**

Wann immer wichtige Umwälzungen unser Vaterland betroffen haben, folgte wie aus innerer Nothwendigkeit eine Umgestaltung der Schulen, und in der That eine Steigerung der Ansprüche an dieselben. So im 16. Jahrhundert, so nach den Stürmen des 17. Jahrhunderts, denen die Einführung der Realfächer in die Mittelschulen folgte, so nach den Befreiungskriegen, welche die allgemeine Volksschule zeitigten, nach 1848, das die Realschulen zur Geltung brachte, und zuletzt ganz besonders nach 1866 und 1870. Schrieb man doch, wie bekannt, was der Komik nicht ganz entbehrte, die beiden letzten kriegerischen Erfolge alles Ernstes nicht etwa dem militärischen, sondern geradezu dem Volksschulmeister zu! Dadurch war es ja natürlich, daß nunmehr auch, um die neuen großen Errungenschaften festzuhalten und künftige, vielleicht schwerer zu erringende vorzubereiten, wieder an die Schulen erhöhte Anforderungen gestellt wurden; naturgemäß mußten sich diese jetzt besonders an die Mittel- und die Hochschulen richten.

Nachdem der Sturm der Begeisterung über die ungeahnten Erfolge sich einigermaßen gelegt hatte, wurden deshalb von Zeit zu Zeit, dann immer häufiger und regelmäßiger Stimmen

Digitized by Google

laut, welche die Gymnasien reformirt und die Realschulen erster Ordnung diesen gleichgestellt haben wollten, und gleichzeitig solche, die eine Verbesserung der medicinischen und dann der juristischen Studienordnung verlangten, während auffallender- oder vielleicht auch bezeichnenderweise Theologie und Philosophie unberücksichtigt und unberührt blieben. Uns interessirt hier zunächst der Studiengang der Mediciner.

Infolge der nach 1870 in erster Linie naturgemäß aus Hochschulkreisen, doch auch aus den Kreisen der praktischen Aerzte laut gewordenen Stimmen ward im Jahre 1883 zwar eine neue Prüfungsordnung für die deutschen Mediciner, die erste für das ganze Reich gültige, festgesetzt. Trotzdem aber wollen die Klagen über so manchen Mangel im Bildungsgange der letztern, wie der Studirenden der Naturwissenschaften überhaupt, nicht verstummen, sondern sie verstärken sich im Gegentheile, wie es scheint, von Jahr zu Jahr, sodaß sogar gelegentlich der vorletzten Naturforscherversammlung im Herbst 1887 zu Wiesbaden in einer der allgemeinen Sitzungen ein langer Vortrag über „Naturforschung und Schule", d. h. gegen den Unterricht in den heutigen Gymnasien, gehalten wurde, dem durch Abdruck in einer süddeutschen Monatsschrift und sogar durch eine Sonderausgabe Eingang in die Kreise des Volkes verschafft wurde; ob zu Gunsten einer ruhigen Auffassung der ganzen Sache, darüber läßt sich streiten: enthält er doch gar manche Forderung und Klage, deren Berechtigung nicht ohne weiteres zugegeben werden kann, ja selbst einzelne Sätze, denen die Angehörigen anderer höherer Berufsarten leicht eine gewisse banausische Denkart zum Vorwurf machen dürften. Er bezog sich ausschließlich auf die mangelhafte Vorbildung in den Gymnasien*, hätte jedoch unserer Ansicht nach auch die Ausbildung auf den Hochschulen nicht ganz übergehen sollen; das Ergebniß des Hochschulstudiums kann ja nicht völlig befriedigend sein, wenn die Vorbildung auf dem Gymnasium eine so ganz ungenügende oder gar verkehrte ist, wie sie dargestellt wird.

Wir wollen versuchen, die beiden Abschnitte im Bildungsgange des Mediciners einer sachlichen Betrachtung zu unterziehen, freilich vom Standpunkte des praktischen Arztes ausgehend, der ja von dem eines Lehrers der Medicin in manchem verschieden ist und sein muß, weil dieser im allgemeinen ein ausreichendes Urtheil nur über die Studirenden sich bilden kann, dagegen von den praktischen Aerzten der spätern Jahre in der Regel ein irriges, nicht selten sogar durch die specialistische Brille verzerrtes und durch zu kurze Berührung bei etwaigen Consultationen verschwommenes Bild erhält. Das eine wollen wir aber von vornherein und ganz ausdrücklich betonen, daß wir der durch Vergleich gewonnenen festen Ueberzeu-

* Eine officiöse Antwort auf diesen Vortrag scheint die Nachricht der berliner „Politischen Correspondenz" zu sein, welche besagt, daß man in Frankreich mit dem Resultate bei 18 jungen Franzosen, die auf Regierungskosten die obern Klassen deutscher Gymnasien durchmachten, sehr zufrieden sei und den höhern Unterricht daselbst nach deutschem Muster reformiren wolle; die Franzosen lobten unser Schulwesen, das zugleich gute Schüler bilde und treffliche Soldaten vorbereite. (Münchener „Allgemeine Zeitung", 8. Nov. 1887.) Danach ist eine Reform der preußischen Gymnasien schwerlich in nahe Aussicht genommen. Merkwürdig! Die Kriegswaffen werden in Preußen fortwährend verbessert, eine Verbesserung des Mittelschulunterrichts oder, was dasselbe sagt, der geistigen Waffenrüstung, bleibt aus; daran wagt sich niemand in Preußen, wie es scheint.

Digitized by Google

gung sind, daß trotz aller Ausstellungen, die von deutschen Aerzten in Bezug auf ihren eigenen Bildungsgang gemacht worden sind und werden, dieser in keiner Richtung hinter dem der Aerzte anderer Länder zurücksteht, daß er im Gegentheile dem der letztern im allgemeinen überlegen ist. Wir betonen das besonders deshalb, weil vor einigen Jahren ein belgischer Arzt, gestützt auf ganz oberflächliche, zum großen Theile nicht einmal auf Deutschland, sondern auf Oesterreich bezügliche Beobachtungen und Lesen von Büchern (besonders des Billroth'schen „Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften", dem es an herben Kritiken nicht fehlte und fehlen konnte), die deutschen Hochschulen und Aerzte zu verkleinern unternahm, was nach löblicher deutscher Art ohne ausreichende Abwehr blieb.*

Die Commission, welche die oben erwähnte neue Prüfungsordnung aufstellte, erklärte bereits, daß dieselbe nothwendig eine demnächstige ausreichendere Rücksichtsnahme auf die Bedürfnisse der Medicin Studirenden während des Gymnasialunterrichts zur Voraussetzung habe. Die preußische Regierung sagte auch eine solche zu, erfolgt ist aber bisjetzt nichts Wesentliches.

Ohne eine Umänderung des Lehrplanes unserer Gymnasien, der in seinem innersten Kerne noch auf den Bildungsmitteln und den Bildungsformen ihrer Entstehungszeit beruht, bleibt der Uebergang zum Studium der Medicin und der Naturwissenschaften ein zu unvermittelter und schroffer — trotz der Auf- und Anflickung allerhand Unterrichtsfachwerkes aus dem letztern und der Mathematik auf das ehrwürdige philologisch-scholastische Gebäude, die schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen hat. Nur ein durchgreifender Umbau kann hier helfen.

Schaffen aber auch die Gymnasien in ihrer jetzigen Verfassung nur den Theologen und Philologen eine ausreichende Vorbildung, so sind wir doch der Ansicht, die seinerzeit auch durch die Abstimmung der deutschen Aerzte zum Ausdruck kam, daß sie vorerst immer noch den Realschulen erster Ordnung vorzuziehen sind; denn diese nehmen in demselben Maße zu wenig Rücksicht auf classische Bildung, wie jene zu viel, und haben daneben den praktischen Nachtheil, daß sie in der öffentlichen Meinung für einseitige Vorbildungsschulen gelten, sozusagen nur als technische Fachvorschulen anerkannt sind. Auch der Mediciner bedarf aber einer guten humanistischen Vorbildung und muß als einer solchen theilhaftig überall anerkannt werden; er muß deshalb die classischen Sprachen kennen, weil er ebenso, wie die Angehörigen der theologischen und juristischen Facultät, befähigt sein muß, sein Fach historisch zu erfassen und zu durchforschen (dazu aber gibt nur das Gymnasium heute die nothwendige Vorbildung), und muß als im Besitze der höchsten möglichen allgemeinen Bildung überall gelten, weil er sonst als curirender Techniker aufgefaßt und als den beiden genannten Klassen Studirter untergeordnet betrachtet würde. Wenn nun aber selbst das Maß allgemeiner Bildung, das die heutigen Gymnasien den Abiturienten mitgeben, viele nicht befriedigt, wenn man oft das Urtheil

* Auch die beklagenswerthe Behandlung des zweiten Deutschen Kaisers seitens eines englischen Arztes ist gegen die deutschen Aerzte ausgespielt worden. Gerade die innere Kehlkopfchirurgie ist aber eine Schöpfung des verstorbenen deutschen Chirurgen Bruns, und der englische Arzt ist ein Schüler deutscher, vielmehr österreichischer Kehlkopfsspecialisten, ja die ganze moderne Laryngologie ist eine Schöpfung österreichischer und deutscher Aerzte.

Digitized by Google

hört, daß sie in dieser Beziehung nicht mehr das leisten, was noch vor 20 und 30 Jahren der Fall war, so hat das zum Theile seinen Grund in der Ueberfüllung derselben mit Schülern, denen alles näher liegt als die Absicht, um ihrer selbst willen eine Gymnasialbildung sich zu erwerben: viele wollen ursprünglich nichts als das Einjährig-Freiwilligenzeugniß, sich aber nebenbei noch die Wege offen halten, „auch" studiren zu können, wenn es ihren Aeltern aus irgendeinem äußern Grunde zweckmäßig erscheint. Die Lehrer müssen nun dieses „Material" auch auf die vorgeschriebene Durchschnittshöhe bringen, und zwar vor allem in formalistischer Richtung, weil ja nur diese einen sogenannten objectiven Maßstab für die Beurtheilung der Leistungen gibt. An diese rudis indigestaque moles werden nun aber leider die höher Angelegten neun Jahre lang, die besten Lernjahre ihres Lebens, gefesselt. Dazu kommt noch die übergroße Zahl der Lehrgegenstände, die mit dieser Masse absolvirt werden sollen. Es wird von vielem etwas und von keinem etwas recht gründlich gelernt, wie das vor der Ueberfüllung mit Schülern und Nebenfächern wenigstens bezüglich der alten Sprachen und Literatur der Fall war. Weder im Französischen noch in Mathematik, Zoologie, Botanik, Chemie, Physik, Geographie, Geschichte, Literatur u. s. w., die alle gelehrt werden, kann etwas Gründliches gelehrt, sondern von alledem im besten Falle nur eine ganz oberflächliche Kenntniß erlangt werden. Gerade diese oberflächliche Alleswisserei steht aber einer wahren Geistes- und zugleich Herzensbildung entgegen. Speciell dem Mediciner ist auch die letztere von nöthen und gerade ihm ist mit dem bisher oberflächlichen naturwissenschaftlichen Unterrichte durchaus nicht genützt. Nun verlangt man neuerdings gar noch die Einschiebung von etwas Anatomie, Gesundheitslehre und sogar Physiologie in den Gymnasiallehrplan — es überkommt einen förmlich ein Schrecken vor einer solchen Masse von „Bildung", welche die Gymnasien beibringen sollen!

Unserer Ansicht nach müßte die Reform unserer Gymnasien nicht so sehr die Vermehrung der schon überaus zahlreichen Lehrgegenstände im Auge haben, als andere Vertheilung dieser und die Erzielung größerer Gründlichkeit des Wissens und Denkens; dadurch würde auch die sittliche Bildung im weitern Sinne gefördert und vertieft, über deren Mängel neuerdings auch, und unserer Ansicht nach mit Recht, von Lehrern wie Aeltern geklagt wird. Zum Theil ist ohne Frage an den letztgenannten Mängeln der Zudrang von unfähigen oder nur äußerliche Ziele verfolgenden Elementen schuld, die man oft, aus Erbarmen, selbst durch das Maturitätsexamen durchkommen läßt, denen von Haus aus eine gemeine Denkweise und Lebensgebarung anhaftet. Ueberhaupt muß man das Haus für manches verantwortlich machen, was dem Gymnasium heutzutage aufgebürdet wird, z. B. auch die Ueberhandnahme der Kurzsichtigkeit*, welche fast niemals in der Schule ihre Ursache hat, sondern in der schlechten Ueberwachung bei den häuslichen Arbeiten, die zu unrechter Zeit,

* Die Zunahme ist jedoch bei weitem nicht so bedeutend, als es deshalb den Anschein hat, weil die heutigen Zahlen unvermittelt dastehen, da ja aus früherer Zeit Statistiken nicht existiren; auch werden aus Knabeneitelkeit mehr Brillen getragen, als unbedingt nothwendig wäre: ohne ärztliches Zeugniß über die Nothwendigkeit sollte die Anschaffung den Schülern nicht gestattet sein.

Digitized by Google

d. h. bei abnehmender oder künstlicher, oft schlechter Beleuchtung, und zu langsam gethan werden.

Wie die Reform im einzelnen sich gestalten kann und soll, ist nicht so leicht anzugeben, als es gewissen Vorschlägen zufolge scheinen möchte; wir wollen im Folgenden nur andeuten, wie wir uns eine solche denken, ohne etwas weiteres für unsere Darlegung zu beanspruchen als das Recht, zu sagen, was Nachdenken und Erfahrung uns als richtig und durchführbar erscheinen lassen.

Zwei Arten von Vorbereitungsschulen zum Universitätsstudium, somit Gleichstellung der Gymnasien und Realschulen erster Ordnung, halten wir außer den oben schon angegebenen Gründen auch deshalb für unzweckmäßig, weil sie der in der Natur der Deutschen liegenden Parteiliebhaberei und Lust, sich social in höhere und niedere Klassen und Kasten abzutheilen, neue Nahrung geben würden, während doch alle Verhältnisse, politische wie sociale, dazu drängen, das Einheits- und Einigkeitsstreben zu kräftigen. Schon jetzt, bei der beschränkten Zulassung der Realschulabiturienten zu gewissen Studien und Aemtern, zeigt sich das von ferne. Das wäre freilich nur ein äußerer Nachtheil, der möglicherweise im Laufe der Jahre sich verlieren würde. Aber es würde den Studirenden auch ein innerer Schaden erwachsen. Man mag über die Alten denken wie man will, vorerst sind ihre Sprachen einestheils als formales Bildungsmittel am besten durchgearbeitet, andererseits aber sind sie besser als die neuern Schriftsteller geeignet, dem alleinigen Streben nach Wahrheit und Erkenntniß, nach Einfachheit und Schönheit Vorschub zu leisten, mit einem Worte, ideales Streben zu wecken als Gegengewicht gegen die materielle und utilitarische Zeitrichtung.* Gerade in dieser Beziehung scheinen sie uns bisjetzt unersetzlich, und gerade für die Mediciner und Naturwissenschaftler scheint das am meisten der Fall, weil sie Wissenschaften pflegen, die dem Nutzen dienen, die aber als solche nicht des Nutzens wegen betrieben werden dürfen und sollen. Der Ausspruch des Celsus: „Sowol Hippokrates als Erasistratus und die andern alle waren nicht zufrieden, Fieber und Geschwüre zu vertreiben, sondern forschten auch nach der Natur der Dinge, und waren zwar nicht deshalb Aerzte, aber infolge dessen sehr große Aerzte", muß auch dem heutigen Mediciner als Richtschnur dienen.

Wenn wir im Folgenden unsere Ansichten über die nöthigen Reformen des Gymnasiallehrplanes darlegen, so geschieht dies mit all der Zurückhaltung, die ein Nichtschulmann sich zur Richtschnur nehmen muß; vielleicht findet sich unter denselben immerhin aber ein Samenkorn, das ein Fachmann gebrauchen kann.

Ausdrücklich bemerken will ich aber, daß ich dem in letzter Zeit so laut erhobenen Schrei über „Ueberbürdung in

* Professor Preyer ist sicher anderer Ansicht. Er erklärt einfach Cicero für einen Phrasenhelden und Xenophon für einen Pedanten. Ein solches Urtheil spricht ohne Zweifel viel mehr gegen den gepriesenen „Sonnenaufgang neuer Ideale" und gegen die verlangte neue Vorbildung, als alle Worte es vermöchten. Der „Schattenwelt", die demnächst untergeht, gehörten bekanntlich Hippokrates, Plato, Aristoteles, Sophokles, selbst der „Pedant" Xenophon und der „Phrasenheld" Cicero neben vielen andern „Geistessonnen" an, die wol niemals untergehen trotz des Sonnenaufgangs neuer Ideale. Urtheile dieser Art über Geistesgrößen, welche die Jahrtausende überdauerten und bisher als die Lehrer der Menschheit galten, sind sicher nicht geeignet, das Streben nach einer Schulbildung zu unterstützen, die solche Auffassung begünstigen würde.

Digitized by Google

den Gymnasien" im allgemeinen nicht Vorschub leisten möchte; in dieser Beziehung stimme ich mit Dr. Biedert überein, daß er „nur von Leuten in guter Vermögenslage oder Lebensstellung hervorgerufen ist, die ihre nicht oder mittelmäßig begabten Söhne zu jeder höhern Laufbahn durch das Gymnasium durchschieben möchten: für diese wäre die Mittelschule eines Realgymnasiums, aus der sie zu freien technischen Erwerbszweigen (einschließlich Einjährig-Freiwilligendienst) übergehen mögen, worin sie öfter Treffliches leisten, das Gymnasium aber sollte sie nicht unter Ueberanstrengung und Gesundheitsschädigung durchschleifen, sondern wirklich erbarmungslos und möglichst rasch aussieben. Das würde zweckentsprechend den Ueberfluß an Studenten mindern, indem die mangelhaft Begabten fortblieben, die auf den Hochschulen dann noch später die Veranlassung zu den Vorschlägen über Verlängerung der Studienzeit abgeben".

Unserer Ueberzeugung nach müßten die Umänderungen besonders oder fast ausschließlich die obern Klassen der Gymnasien treffen, in den untern dagegen kann im großen und ganzen der seitherige Lehrplan selbst in Bezug auf Naturwissenschaften bestehen bleiben. In dieser erhalten alle die nöthige formale und sprachliche Vorbildung durch die alten Sprachen wie seither. Die letzten drei Gymnasialjahre müßten dagegen, im Gegensatze zu der von den betreffenden Lehrern selbst beklagten heutigen Sachlage, vorzugsweise einem gründlichen Unterterricht in den neuern Sprachen, der Mathematik und den Naturwissenschaften gewidmet werden. Zwar soll auch der Unterricht in den alten Sprachen dann, d. h. von Obersecunda ab, noch fortdauern, aber von da an dürfte er wöchentlich auf je zwei Stunden zu beschränken sein, die nach der vorausgegangenen gründlichen Vorbildung in der Grammatik nur auf Lektüre und Erklärung des Inhalts der alten Schriftsteller zu verwenden wären und dazu sicher genügen würden. Englisch und Französisch müßten wenigstens je drei Stunden die Woche erhalten, und der Unterricht darin nur Lehrern zugetheilt werden, welche die Sprache in den betreffenden Ländern selbst durchaus beherrschen gelernt hätten, oder noch besser den betreffenden Nationen angehörten; der Unterricht könnte dann sicher so weit getrieben werden, daß fließendes Lesen und Verstehen der Schriftsteller und selbst das Sprechen der beiden Sprachen, die bei den heutigen Welt- und Verkehrsverhältnissen gar nicht zu entbehren sind, erreicht würden. Es würde dies den geistig so viel reifern Schülern der Oberklassen unserer Ansicht nach leicht fallen. Auch auf die Mathematik müßten drei Stunden wöchentlich, auf die Naturwissenschaften dagegen vier Stunden in der Woche verwendet werden. Als die eigentlichen Gymnasialwissenschaften unter diesen sind aber nur die beschreibenden, der Reihenfolge der Jahre nach Zoologie, Botanik und zuletzt Mineralogie bezw. Krystallographie, zu betrachten, nicht aber die experimentellen der Chemie und Physik, für deren Unterricht die nöthigen praktischen Uebungsräume und Unterrichtsmittel den Gymnasien ja gar nicht zu Gebote stehen können. Diese beiden, welche jetzt im allgemeinen nur in oberflächlicher Weise — Ausnahmen gibt es ja auch darin — in den Gymnasien gelehrt werden, wodurch viel mehr verdorben als genützt wird, müssen ohne Frage dem Hochschulunterrichte zufallen und von dem Mittelschulplan ausgeschlossen bleiben. In den drei andern genannten Fächern könnte dann (vielmehr von jetzt an nochmals) um so gründ-

Digitized by Google

licherer Unterricht ertheilt werden, die Mineralogie würde als höchste Stufe den naturwissenschaftlichen Gymnasialunterricht beschließen und könnte die Krystallographie zugleich eine Einführung in die exacten Methoden der Chemie und Physik bilden.* Der Unterricht in der Religion, vielmehr in Katechismus, biblischer Geschichte u. s. w. sollte für die obern Klassen facultativ für zukünftige Theologen sein; denn die tägliche Erfahrung lehrt, daß derselbe, wenn er, wie seither, bis zuletzt verbindlich ist, die Schüler geradezu abstumpft: müssen sie doch drei bis vier Jahre in der Volks- oder Vorschule und dann noch neun Jahre hindurch in dem Gymnasium mit wenig Abwechselung immer dieselben Sätze und Lehren lernen und hören; das ist, man sehe sich doch ohne Vorurtheil das Leben an, das beste Mittel, die wahre Religiosität zu untergraben und schließlich völlige Gleichgültigkeit großzuziehen. An Stelle des seitherigen Religionsunterrichts sollten den Schülern der obern Klassen dagegen eine Stunde wöchentlich die einleitenden Disciplinen der Philosophie und Geschichte dieser vorgetragen werden. Der deutschen Sprache im weitesten Sinne sollten wöchentlich zwei Stunden zugetheilt sein und zwei bis drei Stunden der Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte; dann könnte ohne Zweifel ein viel besseres Ergebniß in Bezug auf Ausdrucks- und Darstellungsweise in der Muttersprache erreicht werden, als es jetzt der Fall ist, und die Klagen über das berüchtigte schlechte Deutsch der Studenten* und vieler Professoren, besonders medicinischer, würden verstummen. Da der Unterrichtsplan der Gymnasien jetzt wöchentlich 32 Unterrichtsstunden — in Sexta z. B. entfallen davon 9 aufs Latein! — im Durchschnitt umfaßt, blieben dann immer noch je 2 Stunden für Geschichte, für Geographie bezw. physikalische Geographie und Völkerkunde ebenfalls 2, desgleichen 2 für Zeichnen und 2 für Turnen. Betonen wollen wir nochmals: mehr Unterrichtsgegenstände in den Gymnasialunterricht, beispielsweise auch Gesundheitspflege, etwas Rechtskunde u. dgl. aufzunehmen, wie zum Theil verlangt wird, scheint uns nicht räthlich; eher begründet ist die Ansicht derer, die behaupten, er enthalte jetzt schon zu vielerlei und leiste der Vielwisserei Vorschub.

* Man wird entgegnen, daß die Grundlehren der Physik und Chemie zu den Bestandtheilen allgemeinen Wissens gehören, die kein Gebildeter heutzutage, also auch kein Gymnasiast, entbehren könne. Dem gegenüber bemerken wir, daß in der allgemeinen Geographie die Hauptgesetze von der Schwere, vom Falle, vom Lichte, ja von der Elektricität u. s. w., in der Botanik die der Diffusion, Endosmose u. s. w., in der Mineralogie die Lehre von den chemischen Elementen cursorisch erörtert werden können, wenigstens in dem Maße, daß das absolut Nothwendige den Schülern bekannt wird und Wißbegierige zum Privatstudium Anhaltspunkte und Anregung bekommen.

* Richtig ist, was Preyer sagt, daß „sie ein durch Latinismen und Gräcismen verunstaltetes Deutsch schreiben", man leidet ja zuweilen selbst noch daran (daß sie nicht dialektfrei sprechen, halten wir dagegen für wenig schädlich; von jeher ist das bei allen Völkern gleicherweise der Fall gewesen und noch der Fall). So traurig liegen die Dinge jedoch nicht, daß „nur wenige jüngere Studenten im Stande sind, eine untadelhafte deutsche Abhandlung zu schreiben, ausdrucksvoll und correct vorzulesen, einen logisch zusammenhängenden Vortrag zu halten, welcher nicht auswendig gelernt wäre, und längere Briefe zu verfassen, welche von Anfang bis zu Ende ein Ganzes bilden, ohne einen einzigen Verstoß gegen die Satzlehre, einen Sprech- oder Schreibfehler zu enthalten" u. s. w. Das ist sehr übertrieben! Was soll ein Ausländer denken, der das liest?

Digitized by Google

Würde der Unterricht im Gymnasium in der angegebenen Weise oder doch ohne wesentliche Aenderungen an dieser reformirt, so könnte sowol der Naturwissenschaftler wie der Mediciner darauf fortbauen, ohne daß der Theolog und Philosoph in dieselbe Lage käme, unvorbereitet für sein Fach auf die Hochschule zu gehen, wie heute die zuerst genannten Studirenden.* Für den Mediciner erwüchse noch der Vortheil, daß er medicinische Botanik und Zoologie (auch Mineralogie) nur noch als Theile der Pharmakognosie und speciellen Pathologie zu studiren hätte, was dem Bedürfnisse desselben völlig genügte. Die genannten Fächer könnten dann als untergeordnete im Vorexamen ganz ausfallen — mit der Mineralogie ist das zwar officiell schon geschehen; doch soll officiös „bei der Prüfung in der Chemie zugleich ermittelt werden, ob der Candidat die auf dem Gebiete der Mineralogie erforderlichen Kenntnisse hat"! — wodurch die Beschäftigung mit Chemie, Physik und Anatomie (bezw. vergleichender Anatomie) um so gründlicher ausfallen und trotzdem die Ablegung des sogenannten Physikums an das Ende des dritten oder den Anfang des vierten Semesters gestattet werden könnte. Die Kenntnisse, welche sich der Studirende der Medicin heutzutage in Botanik und Zoologie für das Vorexamen aneignen muß, sind so oberflächliche, gehen so wenig in Fleisch und Blut über, daß sie alsbald wieder vergessen werden und bereits während der Studienzeit nur noch als verschwommene Bilder existiren, sodaß, was davon allenfalls noch für das Schlußexamen nöthig ist, ebenso wieder „eingepaukt" werden muß, wie der studentische Kunstausdruck für Aneignung der wissenschaftlichen Examentoilette lautet, wie schon einmal für das Vorexamen. Das wissen die Lehrer der Medicin, wie die Schüler, und dennoch wird solches, den Ernst des Studiums herabsetzendes, oberflächliches Wissen auch nach der neuen Examenordnung von 1883 gefordert. Darin liegt nicht allein eine Vergeudung von kostbarer Zeit und Arbeitskraft, sondern auch ein ethischer Nachtheil; der Student wird schon in den ersten Semestern zum Arbeiten für Scheinwissen gezwungen. Die Stunden und Tage, welche er auf das letztere verwenden muß, werden zudem den so wichtigen Wissenschaften der Anatomie, der Chemie und Physik entzogen. Fallen die genannten Examenfächer aber aus, vielmehr, sind sie im Gymnasium gründlicher, als es jetzt selbst auf der Hochschule beim Mediciner der Fall ist und sein kann, erlernt worden, so können die andern theoretisch sowol wie praktisch in dem Secirsaal, dem chemischen Laboratorium und im physikalischen Cabinet mit dem eines Studirenden allein würdigen Ernste und sonach auch mit bleibendem Gewinn und Erfolge betrieben werden. Wie die Dinge heute liegen, wird auch in Chemie und Physik, trotzdem sie „eingehend" geprüft werden sollen, kein gründliches Wissen erreicht, und für Physiologie, worin im Vorexamen ebenfalls, gleichwie in der

* Nach mündlicher Mittheilung besteht in Zürich die provisorische Einrichtung, daß die Oberklassen des Gymnasiums in getrennte Abtheilungen zerfallen, deren eine für zukünftige Philologen und Theologen berechnet ist, während die andere für Naturwissenschaftler und Mediciner bestimmt ist. Diese Trennung soll sich nicht bewährt haben. Wir haben dagegen vor allem das große Bedenken, daß dabei in zu frühem Alter eine Entscheidung für den Lebensberuf geschehen muß, die ohne große Weiterung nicht geändert werden kann; auch bleibt dabei die Einheitsschule nur scheinbar bestehen: die Einheitsmittelschule für die Studirenden aller Facultäten muß unter allen Umständen aus äußern und innern Gründen aber gewahrt werden.

Digitized by Google

Anatomie, „eingehend" geprüft werden soll, fehlt, auch das lehrt die Erfahrung, den Candidaten des Vorexamens das völlige Verständniß: ist sie doch die schwierigste aller medicinischen Grundwissenschaften. Sie gehört ganz gewiß nicht ins Vorexamen, sondern nur ins Schlußexamen (in dem sie freilich nochmals wiederkehrt), weil ein Student erst dann, wenn er der Pathologie, pathologischen Anatomie, Pharmakodynamik und Therapie u. s. w. mächtig geworden ist, die genügende Grundlage des Verständnisses erworben hat. Doppelte Prüfungen in ein und demselben Fach, wie jetzt in Anatomie und Physiologie der Fall ist, da sie im Vor- und Schlußexamen vorkommen, sind geradezu ein Armuthszeugniß für die Lehrmethode oder den Fleiß der Studenten, da sie von der Voraussetzung ausgehen, daß fürs Schlußexamen schon vergessen sei, was in dem Vorexamen geprüft worden war. Freilich, bei einer Ueberhäufung des letztern mit Haupt- und Nebenfächern, wie sie jetzt besteht, dürfte diese Voraussetzung oft genug zutreffen; denn nur äußerst Wenige, ganz besonders Fleißige und zugleich Begabte können im Stande sein, in zwei Jahren gründliche, festhaftende Kenntnisse in sieben oder auch nur sechs verschiedenen und dazu sehr umfangreichen Specialwissenschaften, für die gerade, ihres Umfanges und ihrer Schwierigkeit wegen heute je eine Specialprofessur besteht, sich anzueignen. Die große Mehrzahl bringt es nur zu Scheinwissen, das ebenso rasch aus dem Gedächtnisse verschwindet, wie es „hineingepaukt" worden war. Wenn für irgendetwas, gilt da der Satz: „Weniger wäre mehr!" Hier kann also nur Ausstoßung einzelner Nebenfächer oder Verlängerung des Studiums helfen. Zu letzterer zu greifen, ist aber weniger räthlich und zulässig, als Botanik und Zoologie (auch Mineralogie) aus dem Vorexamen zu streichen, vielmehr deren Studium, soweit dies erforderlich ist, auf das Gymnasium zurückzuverlegen.

Eng mit dem Erfolge des medicinischen Vorstudiums, ja mit dem des ganzen Studiums hängt auch ferner noch die Frage nach der Länge der Universitätsferien zusammen.

Allgemein wird zugestanden, daß sie zu lange dauern: umfassen sie doch in der That ein Drittheil des Jahres, ja in der Regel noch mehr; denn zu 8 Wochen Herbst-, 2 Wochen Weihnachts-, 4 Wochen Ostern- und 2 Wochen Pfingstferien (zusammen 16 Wochen*) sind auch noch 2 sogenannte Immatriculationswochen hinzuzuzählen, abgesehen von dem Zeitverluste, der durch vorzeitigen Schluß und verspäteten Anfang der Collegien entsteht. Das Sommerhalbjahr ist in Wirklichkeit fast nur ein Sommervierteljahr. Die überlangen Universitätsferien stammen aus Zeiten, in denen die Anforderungen viel geringer waren und auch noch das Reisen langwieriger und kostspieliger war, sodaß zahlreiche Studenten nur während großer Ferien nach Hause reisen konnten. Heute sind sie ein Anachronismus und eine unbegreifliche Zeitvergeudung, unter der besonders der Mediciner leidet, da er zu Hause keine Gelegenheit hat, praktisch sich fortzubilden, somit zurückgeht, weil er keine Gelegenheit hat, Kranke zu sehen und zu untersuchen u. dgl.; bloßes Bücherstudium fördert ihn aber nur wenig, weshalb auch dieses meist als unfruchtbar liegen bleibt. Die Lehrer andererseits betreiben heutzutage nur einen, meist recht kleinen Theil der Medicin, sind Specialisten, lesen auch meist nur ein Colleg

* Man kann, ohne fehlzugehen, noch mehr annehmen, da die Osterferien meist 5 und die Herbstferien oft 13 Wochen dauern.

Digitized by Google

während des Semesters, sodaß ihnen freie Zeit genug während dieses selbst zur Weiterbildung und Forschung bleibt — viele können ja bekanntlich sogar noch eine, oft selbst mit häufigen Reisen verknüpfte, regelmäßige, ausgedehnte Privatpraxis betreiben, die sie nur während der Ferien unterbrechen —; auch für sie sind die langen Ferien heute nicht mehr nothwendig, wie sie es für die zwei bis drei frühern medicinischen Professoren, die bekanntlich mehrere, oft sehr ausgedehnte und verschiedenartige Wissenschaftsfächer vortragen mußten, waren. Die Professoren würden demnach durch Abkürzung der Ferien nicht benachtheiligt, sodaß die Forderung nach solcher doppelt gerechtfertigt erscheint. Die Hälfte der jetzigen Ferienzeit kann und sollte ausfallen; dadurch würden die Studenten der Medicin so viel Zeit und Gelegenheit, um sich praktisch und wissenschaftlich viel gründlicher durchzubilden, als jetzt möglich, auf die einfachste Weise gewinnen, sodaß dies einem weitern ganzen Studienjahre während der verbindlichen Studiendauer gleichkäme. Der Ruf nach Verlängerung des Studiums, der von Zeit zu Zeit immer wieder aus Universitätskreisen erhoben wird, würde ganz überflüssig.

Der bedeutende Zeitgewinn, welcher durch Abkürzung der Ferien erlangt werden kann, würde das einfachste Mittel sein, die praktische Ausbildung in den Kliniken u. s. w., deren Mängel, nach unserer Ansicht mit Recht, am häufigsten hervorgehoben werden*, besser und gründlicher zu gestalten. Daß dieselbe nur unvollkommen sein kann, dürfte aus den folgenden Angaben sich ohne weiteres ergeben.

Bei der heutigen Ueberfüllung der Universitäten mit Medicinstudirenden kommt jeder Candidat der Medicin während der zwei Semester, in denen er der Prüfungsordnung nach an den Kliniken für Chirurgie, Medicin und Geburtshülfe, und des einen, in dem er an der Augenklinik „prakticiren", d. h. bei ihm zugetheilten Kranken die Diagnose und den Behandlungsplan feststellen muß, in der Regel nur zwei-, höchstens dreimal im Semester an die Reihe, sodaß er während seiner ganzen Studienzeit nur je sechs innere, chirurgische und geburtshülfliche Fälle hatte, in der Augenheilkunde aber, in der nur ein Semester Praxis verlangt wird, nur drei Kranke halb und halb selbständig, sei es klinisch oder poliklinisch, „behandeln" darf und kann. Die angegebenen Zahlen beruhen auf genauen Erkundigungen, die ich eingezogen habe; nehmen wir aber selbst die doppelte Anzahl von Fällen, um jeden Widerspruch sicher abzuschneiden, so hat der junge Arzt, wenn er in die Praxis geht, unter Aufsicht des Lehrers 42 Kranke — eine Zahl, die sicher nur selten, man darf ruhig sagen, nie erreicht wird — alles in allem einmal „genauer untersucht und dann ganz oder fast ganz wieder aus den Augen verloren: wirkliches Verfolgen

* Im „Aerztlichen Centralanzeiger", in dem öfters erfahrene praktische Aerzte über die Praxis schreiben, heißt es beispielsweise (Nr. 37, Jahrg. 1888): „Was wir in der kurzen Universitätszeit lernen, ist im ganzen wenig im Verhältniß zu dem, was uns das spätere praktische Leben lehrt (besser wäre: was das spätere praktische Leben verlangt). Man verstehe mich recht; ich will nicht den Umfang der theoretischen Kenntnisse unterschätzen, die wir uns auf der Universität aneignen, aber praktisch vorgebildet werden wir zu wenig." Das wissen und fühlen auch die intelligentern unter den eben erst approbirten Aerzten heutzutage; denn viel mehr als früher suchen sie Assistentenstellen, ehe sie in die Praxis gehen. Und glücklich sind die wenigen, welche solche erlangen!

Digitized by Google

der Krankheitsfälle oder gar selbständiges Behandeln derselben durch die Praktikanten ist an den meisten Kliniken nicht möglich". (Dr. Biedert.) Das gibt gewiß keine Gewähr für ausreichende Vorbildung für die Praxis! Freilich sehen die Candidaten daneben auch Kranke ihrer Commilitonen beim Besuche der verschiedenen Kliniken, und können zuweilen noch in Vorlesungen mit Demonstrationen einzelnes mit untersuchen; die Gelegenheit bietet sich aber nur selten, weil die Zahl der Theilnehmer an den klinischen und Lehrstunden meist zu groß ist. Je größer die Hochschule, desto seltener erhalten die Candidaten Kranke und Gelegenheit zum Mituntersuchen. Das ist schlimm für die Jünger eines Berufes, bei dem Beobachtung und Erfahrung alles, das reine theoretische Wissen nur eine Stütze und eine Krücke ist, die jeden Augenblick versagt oder gar zerbricht, wo jene fehlen.

Die Unzulänglichkeit der praktischen Ausbildung, die einem Mediciner als „Praktikant" während seiner Studienzeit zutheil wird, erhellt noch mehr, wenn man bedenkt, was er an dem Kranken fürs spätere verantwortungsreiche Thun eines praktischen Arztes lernen, vielmehr nicht lernen kann. Er „prakticirt" nämlich nur das, was ohne einen operativen, selbstthätigen Eingriff geschehen kann und obwol er im Examen „seine Fertigkeit in der Ausführung kleiner chirurgischer Operationen nachzuweisen" hat, verlassen sicherlich die allermeisten die Hochschule, ohne an Lebenden irgendeine solche, mit Ausnahme vielleicht einer Abscesseröffnung, einer Wundnaht, einer Katheterein führung u. dgl. selbst ausgeführt zu haben. Für die geburtshülfliche Praxis gilt Aehnliches: in der Regel lernt der Mediciner nur am Phantom die operativen Eingriffe, höchstens hat er Gelegenheit, einmal eine Zange an der Lebenden anzulegen. Die Ausführung von Operationen an der Leiche oder am geburtshülflichen Phantom ist aber begreiflicherweise himmelweit verschieden von der am Lebenden, auf die er doch von der ersten Stunde seines Uebertritts in die eigene Praxis gefaßt sein muß, ohne daß ihm die nöthige Assistenz, die nöthigen Hülfsmittel zur Verfügung stehen. Wer nur eine Spur von Gewissen hat, wird nicht ohne Bangen in diese Anfangszeit eintreten und die ungeheuere Verantwortung, die er, ungeübt und unerfahren wie er ist, sofort auf sich nehmen muß, wie einen Alpdruck empfinden. Durch vermehrten Fleiß kann der Mediciner zwar sein theoretisches Wissen auf der Hochschule zu einem genügenden gestalten — an Fleiß fehlt es den Medicinern überhaupt nicht, und an Interesse für ihr Fach auch nicht; denn, wo zwei zusammensitzen, sprechen sie bekanntlich über dieses, so lautet ein Studentensprichwort —, aber seine Uebung und Erfahrung durch solchen nicht steigern, da ihm die nöthigen Kranken nicht zur Verfügung stehen.

Es wäre thöricht, zu verlangen, daß einem Studenten auf der Klinik Gelegenheit gegeben werde, schwierige und große Operationen auszuführen; wohl aber könnten ihm und müßten ihm in den letzten Semestern, nach gründlicher Vorbereitung und Einübung der betreffenden Schnitte an der Leiche, einige ernstere Operationen unter Aufsicht und Assistenz des Lehrers gestattet werden. Von einer nennenswerthen Vermehrung der Gefahr für den Kranken könnte unter solchen Verhältnissen keine Rede sein, und er wäre dann doch nicht gezwungen, erst in der Praxis unter viel ungünstigern Bedingungen am Lebenden operiren lernen zu müssen, wenn ihm dies überhaupt möglich ist, was nicht oft der Fall. Ausschneidung oberflächlicher Geschwülste, Entfernung nekrotischer Knochen,

Digitized by Google

Amputationen leichter Art u. dgl., in der Geburtshülfe Zangenoperationen, Wendungen, Extractionen u. s. w. könnten die Candidaten späterer Semester ausüben. Durch eine solche Operation an Lebenden würde er mehr an Reife für die Praxis gewinnen als durch noch so zahlreiche an Leichen und Phantomen, bei welch letztern das Gefühl der Verantwortung ausfällt und die Geistesgegenwart nicht geweckt wird. Einzelne Lehrer verfuhren und verfahren noch heute in der That so, Beweis, daß wir nichts Unzulässiges oder gar Unmögliches verlangen. An einzelnen Hochschulen, beispielsweise in Wien, bestehen besondere Operationsschulen zur Ausbildung der Candidaten und jungen Aerzte im Operiren. Sie sollten an allen Hochschulen vorhanden sein, damit die Chirurgie und Geburtshülfe, die in der Privatpraxis am meisten gegen früher verloren haben, wieder auf eine höhere Stufe gebracht werden.

Aber an der geringen praktischen Durchbildung der Aerzte auf der Hochschule ist auch der Umstand schuld, daß der Student heute selbst auf viele Specialzweige seine Zeit verwenden muß. Heute soll er nicht allein in der innern Medicin, der Chirurgie und Geburtshülfe ausgebildet werden, sondern auch noch in der Augenheilkunde, Ohrenheilkunde, Kehlkopfheilkunde, in Hautkrankheiten u. s. w., die zu sehr umfangreichen Wissenschaften herangewachsen sind und deshalb Specialprofessoren übertragen werden mußten, bewandert und der meist schwierigen diagnostischen Verfahren Herr sein, außerdem das Mikroskop u. s. w. handhaben können, Instrumentenlehre und Verbandkunst beherrschen. Das hat eine solche Ueberbürdung zur Folge, daß nicht wenige Studenten der Medicin geradezu an ihrer Gesundheit geschädigt werden und es doch nur zur Stümperei in allem diesen bringen können. Man läßt so viel über die Ueberbürdung der Gymnasiasten drucken, aber von der viel größern der Mediciner liest man nichts. Oder ist es keine Ueberbürdung, wenn der Student in den letzten fünf Semestern folgenden Studienplan absolviren muß? Es handelt sich dabei, was wir betonen zu müssen glauben, nicht blos um Besuch von Vorlesungen, sondern es verlangen die meisten auch noch praktische Einübung und häusliches Nacharbeiten ernster Art. Der von der medicinischen Facultät zu Gießen aufgestellte Studienplan ist folgender: 5. Semester (Sommer): Specielle pathologische Anatomie (5 Stunden wöchentlich); medicinisch-chemische Uebungen (4); Athmungs- und Kreislaufskrankheiten (2); Knochenbrüche und Verrenkungen (3); klinische Propädeutik (Auscultation, Percussion 2); Frauenkrankheiten (2); Vorlesung über Augenheilkunde (2); Kehlkopfspiegelcurs (2), zusammen 22 Stunden. 6. Semester (Winter): Medicinische Klinik (6); chirurgische Klinik (9); Arzneimittellehre (5); pathologisch-anatomischer Demonstrations- und Sectionscurs (4); Krankheiten des Nervensystems (2); theoretische Chirurgie 1. Theil (3); Augenspiegelcurs (2); Brechfehler des Auges (1); theoretische Geburtshülfe (2); geburtshülflicher Operationscurs (2), zusammen 36 Stunden. 7. Semester (Sommer): geburtshülfliche Klinik (5); medicinische Klinik (6); chirurgische Klinik (9); Augenklinik (5); pathologisch-mikroskopischer Curs (6); ansteckende Krankheiten (2); chirurgische Operationslehre (theoretische, 3); Vorlesung über Augenkrankheiten (2); chirurgische Operationen (an Leichen, 6), zusammen 44 Stunden. 8. Semester (Winter): Geburtshülfliche Klinik (5); medicinische Klinik (6); chirurgische Klinik (9); Augenklinik (5); pathologisch-anatomischer Demonstrationscurs (4); specielle Pathologie (2);

Digitized by Google

theoretische Chirurgie 2. Theil (3); Augenspiegelcurs (2); gerichtliche Medicin (5), zusammen 41 Stunden. 9. Semester (Sommer): Geburtshülfliche Klinik (5); medicinische Klinik (6); chirurgische Klinik (9); Augenklinik (5); medicinische Polizei (3); elektrotherapeutischer Curs (2); Augenoperationscurs (2); chirurgischer Operationscurs (6), zusammen 38 Stunden. Dieser Plan umfaßt aber nicht alle Gebiete, wie sie an größern Hochschulen verlangt werden. Als Beispiel eines solchen schließen wir daher den für Freiburg an. Er lautet: 5. Semester: allgemeine Pathologie; allgemeine Chirurgie; physiologische Chemie; specielle Pathologie; Geburtshülfe; topographische Anatomie; pathologisch-mikroskopischer Curs; Sectionscurs; chirurgischer Verbandcurs. 6. Semester: specielle Pathologie; Arzneimittellehre; specielle pathologische Anatomie; Gynäkologie; specielle Chirurgie; chirurgischer Operationscurs; medicinische Klinik; chirurgische Klinik; gynäkologische Klinik. 7. Semester: Arzneiverordnungslehre; Kinderheilkunde; Geisteskrankheiten; physikalische Diagnostik; Augenheilkunde; pathologisch-anatomischer Demonstrationscurs; geburtshülflicher Untersuchungscurs; Augenspiegelcurs; Elektrotherapie; Frauenklinik; medicinische Klinik; chirurgische Klinik. 8. Semester: Hautkrankheiten; Kinderkrankheiten; chirurgischer Operationscurs (repetiren); Augenoperationscurs; Cursus über die Functionsstörungen des Auges; medicinische Klinik; chirurgische Klinik; Frauenklinik; Augenklinik; Poliklinik; Geschichte der Medicin.* 9. Semester: Gerichtliche Medicin; Hygieine; Ohrenheilkunde; gynäkologischer Operationscurs (repetiren); Frauenklinik; medicinische Klinik; chirurgische Klinik; Augenklinik; Poliklinik. Es wird dem Studirenden empfohlen, im 8. oder 9. Semester eine Vorlesung über Physiologie (repetiren) zu hören.

Andere Studienpläne (der durchführbarste ist der berliner) unterscheiden sich nur sehr wenig von den angegebenen und können deshalb wegbleiben.

Ueberblickt man einen solchen Plan, so überfällt einen dasselbe Erstaunen wie jenen Pfarrvicar, dem die Familie alle Schüsseln vorschob: „Das soll ich alles essen?“ Und doch war der Magen von Natur aus sein leistungsfähigstes Organ. Und ans Verdauen dachte derselbe dabei noch gar nicht! Der Mediciner soll aber alles im Plane Angegebene nicht allein hören, sondern auch verstehen und vieles dazu noch praktisch einüben! Wenn das keine ungeheuerliche Ueberbürdung ist, so gibt es keine! Wo steckt da die Physiologie, die doch im Plane eine so große Rolle spielt? Muß denn da nicht der Gedanke kommen, daß man auf diese Weise die Nerven und geistigen Kräfte für alle Folgezeit durch Ueberanstrengung schädigen muß, oder noch eher der, daß durch die große Zahl der Fächer ein gründliches Studium während der Universitätszeit unmöglich ist. Dem kann nur abgeholfen werden durch Aenderung des Gymnasiallehrplans, durch Abkürzung der Ferien und durch gleichzeitige Einschränkung der von Jahr zu Jahr in letzter Zeit gestiegenen Anforderungen in Bezug auf die Specialfächer auf das Unumgängliche zu Gunsten einer gleichmäßigen und gründlichern Ausbildung in den Hauptfächern. Geschieht dies nicht oder kann es nicht geschehen, so wird der natürliche Verlauf der Entwickelung dazu führen, daß die praktische Medicin

* Das ist eine Ausnahme, und zwar eine rühmliche, wenn diese Vorlesung überhaupt gehalten wird! Allgemeine Therapie fehlt in beiden Studienplänen, auffallenderweise auch in der officiellen Prüfungsordnung, obwol der zukünftige praktische Arzt doch gerade sie besonders kennen muß.

Digitized by Google

immer mehr in Specialisterei zerfällt, wozu schon die Anfänge vorhanden sind — zum Schaden der ärztlichen Stellung und des Publikums —, oder man muß zur Zweitheilung der Aerzte, wie sie früher existirte, in solche mit vorzugsweise chirurgischer und solche mit vorzugsweise medicinischer Durchbildung, zurückkehren.

Es ist eine eigenthümliche Sache: die Professoren werden mehr und mehr zu reinen Specialisten, die Praktiker aber werden von Jahr zu Jahr mehr zu einem Universalismus gedrängt, der unnatürlich und ganz ungesund ist. Einzelne besonders Begabte leisten freilich in der Gesammtwissenschaft und -Praxis noch Hervorragendes; das aber sind seltene Ausnahmen, und es müssen zuletzt auch diese verschwinden, wenn die Ueberhäufung mit Specialforderungen noch weiter gedeihen sollte, was dem seitherigen Entwickelungsgange nach nicht unwahrscheinlich ist. Jeder ruhig Denkende und Beobachtende muß sich dann sagen: es überschreitet die Leistungsfähigkeit des einzelnen immer mehr und mehr, die fortwährend an Umfang gewinnende Gesammtmedicin wissenschaftlich und praktisch in einigermaßen gründlicher Weise sich anzueignen und auszuüben.

* * *

Nachwort der Redaction. Die Veröffentlichung vorstehenden Aufsatzes, welcher nach Mittheilung des Herrn Verfassers auf Anschauungen beruht, die er schon seit Jahren gelegentlich in medicinischen Zeitschriften vertreten, hat leider eine nicht beabsichtigte lange Verzögerung erlitten, während welcher an der Preyer'schen Schrift mehrfach gründliche und gerechte Kritik bereits geübt worden, so im Frühjahre durch „Auch ein Wort zur Naturforschung und Schule. Von ***" (Jena, Mauke), so im Septemberhefte der „Preußischen Jahrbücher" durch den Aufsatz des Realgymnasialdirectors Matthias: „Naturforschung und Schule." Andererseits hat der Preyer'sche Vortrag unstreitig mit Macht auf die Belebung der Agitation eingewirkt, welche zur Zeit in die Eingabe des Vereins für Schulreform an das preußische Cultusministerium ausgelaufen ist. Der wiederum trat die Heidelberger Erklärung zu Gunsten des Bestandes der humanistischen Grundlage unserer Gymnasialbildung unter dem Zugeständnisse der Nothwendigkeit von Reformen im einzelnen gegenüber. Zu dieser Erklärung bekennt sich auch der Herausgeber dieser Zeitschrift. Auf die Erfahrung einer zwanzigjährigen gymnasialpädagogischen Wirksamkeit gestützt, erlaubt er sich an den ersten Abschnitt des vorstehenden Aufsatzes kurze Bemerkungen zu knüpfen.

Die thatsächliche Ueberbürdung vieler Gymnasialschüler und die ebenso thatsächlichen Miserfolge derselben in ihren Gymnasialstudien beruhen einerseits, und zwar zum weitaus größten Theile, auf der durch die geltenden Bestimmungen über die Erlangung des Rechtes der Einjährig-Freiwilligen hervorgerufenen Ueberflutung der Gymnasien mit Zöglingen, denen die Befähigung, den Gymnasialcursus sich anzueignen, mangelt. Diese erfüllen nicht nur die Ansprüche nicht, welche an sie als Gymnasiasten gestellt werden müssen, sondern drücken durch ihre Masse und durch die Rücksicht, welche vorschriftsmäßig auf den Durchschnitt der Klassen genommen werden muß, den Reifestand letzterer nach und nach herab. Als das sicherste Mittel, allen aus diesen Verhältnissen entspringenden Unzuträglichkeiten und Klagen abzuhelfen, muß eine Reform der Bestimmungen über die Erlangung des Rechtes der Einjährig-Freiwilligen an-

Digitized by Google

gesehen werden, sei es daß dasselbe, wie die „Kreuz-Zeitung" vor kurzem im militärischen Interesse vorschlug, ganz aufgehoben und nur als Belohnung für ausgezeichnetes Verhalten während des ersten Jahres bei der Fahne ertheilt würde, sei es, daß, wie Th. Duimchen in „Mensacultus"* will, die Berechtigung einzig an die Abgangs- und Reifeprüfung geknüpft wird. Die Gymnasien würden nach solcher Aenderung des bezüglichen Gesetzes im wesentlichen eine Auslese der Jugend umfassen, mit welcher die höchsten Bildungs- und Erziehungsziele nach einigen zweckmäßigen Reformen des Lehrplanes und Lehrsystemes anzustreben wären und sich erreichen lassen könnten.

Ueberbürdung und Miserfolge so vieler Gymnasialschüler der Gegenwart beruhen andererseits aber auch auf der von den Vertheidigern des humanistischen Gymnasiums viel zu wenig zugestandenen Unzulänglichkeit der vorhandenen Lehrkräfte. Den Beschwerden gegen die humanistische Bildung wird Lehrplan und Lehrsystem als Palladium entgegengehalten, aber nicht darauf geachtet, wie so sehr oft gegen den Willen der Schulobrigkeiten und Schulleiter der Unterricht thatsächlich in geistloser Weise betrieben wird, und keineswegs von den schlechten Lehrern. Es gibt so und so viele Philologen, die in solcher Weise „große Erfolge" erzielen, ihre Regeln und Ausnahmen sicher einpauken, den Knaben auch das freudige Gefühl, „ihre Sache" zu können, erwecken, und doch ist diese Sache ein ganz elendes Ding, das die Schüler nicht befähigt, die Kunstausdrücke in den römischen Alterthümern etymologisch sich zu erklären, weil sie nicht denken gelernt haben. Nehmen wir, wenn das Glück gut ist, an jedem Gymnasium zwei Lehrer der alten Sprachen an, die ihre Schüler wirklich in den Geist des Alterthums einführen, so sind in der Regel sicher auch zwei andere an derselben Anstalt, die von Geist nichts besitzen und im besten Falle tüchtige Regelreiter sind. Das ist bei den heutigen Zuständen nicht zu ändern. Bei dem Andrange zu den Gymnasien sind deren viele erforderlich, diese zahlreichen Lehrstellen sind eben zu besetzen und der Ausweis über die abgelegten Prüfnngen öffnet dem Bewerber das Amt.

Jene Grundmaßregel, die oben befürwortet wurde, hülfe auch diesem Uebelstande ab. Sind die Gymnasien erst wieder die Bildungsstätten einzig und allein der künftigen geistigen Aristokratie des Volkes geworden, so wird ihre Zahl und ihr Besuch ja sehr zusammenschmelzen, und in gleichem Verhältnisse die Zahl der an ihnen Unterrichtenden sich mindern. Mit um so größerer Sorgfalt wird dann die Auswahl dieser sich treffen lassen und eine genauere Prüfung der Lehreigenschaften in einer Probezeit die Gewähr bieten, daß neben den erforderlichen Kenntnissen die wirkliche pädagogische Befähigung, die Geistesfreiheit und ein gewisser Grad von Geistesreichthum den Bildnern der Jugendblüte Deutschlands eigen sei.

In diesen angehängten Bemerkungen — und wir haben diese Form gewählt, weil wir nicht wissen, wann wir wieder darauf zurückkommen können — ist nicht Raum, auf die erforderlichen Reformen auf dem Boden des gymnasialen Lehrplanes näher einzugehen.

Wir sprechen uns nur entschieden gegen die zu starke Beschränkung der griechischen und lateinischen Lehrstunden in den obern Klassen auf je zwei in der Woche aus; ebenso wie gegen die Er-

* „Pädagogische Ketzereien eines Unberufenen" (Hamburg, Richter, 1888).

Digitized by Google

setzung des Religionsunterrichts in der Prima durch Unterweisung in der Philosophie und ihrer Geschichte. Der tüchtige Religionslehrer wird sicher nicht seine Schüler durch ewige Wiederholungen abstumpfen; die Thatsache dieses Vorkommnisses leugnen wir gewiß nicht, die Schuld trifft aber nicht das Fach, sondern den Unterweiser in demselben. Katechismuslehre, die zur christlichen Ethik wie zur Symbolik hinüberführt, Bibelkunde, Kirchengeschichte bieten den anziehendsten und ergreifendsten Stoff gerade für die jungen Geister und Gemüther, welchen in den letzten Schuljahren die ersten großen ernsten Fragen des Lebens und Gewissens, mehr oder weniger sie ergreifend, gegenüberzutreten pflegen.

Dagegen stimmen wir freudigst dem Vorschlage des Herrn Verfassers zu, den naturgeschichtlichen Unterricht, und, fügen wir hinzu, den in der Geographie, zumal der physikalischen, zu vertiefen und auszudehnen, dagegen die Physik und Chemie aus dem Gymnasium zu entfernen. Sowenig wir für eine Vermehrung der Lehrfächer sind, müssen wir aber doch zur Unterstützung jener Bestrebungen uns bekennen, die im vorstehenden Aufsatze als Plan, „Rechtskunde" ins Gymnasium zu bringen, bezeichnet sind, nur daß wir diesen Ausdruck nicht gelten lassen, sondern ihn einstweilen durch „höhere Heimatkunde" ersetzen wollen. Ueber diesen Gegenstand gedenken wir übrigens in einem der folgenden Hefte eingehender zu sprechen.

Politik und Verwaltung in Oesterreich.

Von *—*.

Wenn man die alte österreichische Verfassungspartei nach ihren Wünschen und Hoffnungen fragt, so hat kaum Einer den Muth, zu verlangen, daß sie selbst wieder zur Regierung berufen werde. Das Um und Auf aller Erwartungen concentrirt sich in dem Begehren nach einem „Beamtenministerium" als Ersatz für die Taaffe'sche Regierung. Dieser Ausweg ist entweder ein Symptom politischer Kurzsichtigkeit, oder soll den eigentlichen Hintergedanken verhüllen, welcher von dem Beamtenministerium spricht und an ein Beamten-Parteiministerium denkt. Weil es nicht unmöglich ist, daß die übertriebenen nationalen Bestrebungen der Jungczechen einerseits und die selbst von der maßgebendsten Stelle gemisbilligten klerikalen Liebhabereien, die in dem Kampfe gegen die Schulgesetze gipfeln, andererseits die Möglichkeit einer Veränderung in eine absehbare Zeit rücken, so mag eine sachliche Erörterung der bestehenden Verhältnisse, ohne Parteileidenschaft geführt, schon jetzt an ihrem Platze sein.

Die Administration in England ist von anderer Art wie in den beiden Musterländern des Constitutionalismus, in dem entfernten England und in dem näher gelegenen Ungarn. Auf den britischen Inseln gibt es keine eigentliche königliche Verwaltung, fast unvermittelt folgt auf die höchste amtliche Centralstelle die autonome Grafschaftsadministration, die völlig unabhängig von dem

Digitized by Google

jeweiligen herrschenden Systeme und aus kaum zu beeinflussenden Wahlen hervorgehend, sich wenig darum kümmert, ob auf den Ministerbänken in Westminster Whigs oder Tories ruhen. Gegen den Organismus, welcher das tägliche Leben im altenglischen Reiche unterhält, ist die Regierung ohnmächtig, und deshalb sind die Parlamentswahlen vollkommen frei und unabhängig, so frei als sie nur angesichts der kolossalen Reichthümer der englischen Aristokratie, die sich nach wie vor am meisten dafür interessirt, sein können. Das Ministerium hat keinen andern Einfluß als den, welcher sich aus dem Privatvermögen seiner Mitglieder und seiner Freunde ergibt. Fällt ein Cabinet, so fallen auch noch die Unterstaatssecretäre mit; von da abwärts empfindet der Staatskörper von dem Geschehenen so gut wie gar nichts. Der englische Beamte, aus der Bevölkerung hervorgegangen und nur auf die Gunst der Nachbarschaft angewiesen, fragt um den Minister in London durchaus nicht, und wenn er Gelegenheit findet, seiner politischen Meinung der Regierung zum Trotze einen stacheligen Ausdruck zu geben, so macht ihm das ein weidliches Vergnügen. Politik und Verwaltung sind in England so grundverschiedene Dinge, daß ein nachfolgendes Ministerium ruhig Uebelstände fortwuchern läßt, die schon unter dem vorhergegangenen bestanden haben. Der Versuch, sie zu verbessern, hat schon manchem Cabinet das Dasein gekostet.

In Ungarn war es auch lange so wie in England. Der Vicegespan und der Stuhlrichter waren Souveräne im Comitate. Was sie Gutes oder Uebles thaten, war vollbracht, niemand konnte es ihnen wehren, niemand durfte sie controliren, niemand nach ihrem geheiligten, aber oft sehr struppigen Haupte greifen. Sie wurden frei vom Volke gewählt, und einmal in die Macht erhoben, behielten sie sie in der Regel auf Lebenszeit, obwol sich nicht wenige unter ihnen die himmelschreiendsten Misbräuche zu Schulden kommen ließen. Aber sie waren die Träger des nationalen magyarischen Gedankens, die Säulen der tausendjährigen Verfassung. Als solche mußten sie natürlich dem Freiherrn Alexander von Bach, der von dieser ungarischen Verfassung so wenig wissen wollte wie von der ungarischen Nation, höchst unangenehm sein, und er ersetzte sie durch seine „Huszaren", die aber keine flinken Magyaren, sondern meistens geborene Czechen waren, welche sich mit Leib und Seele dem Germanisations- und Centralisationsplane des allmächtigen wiener Reactionsministers verschrieben hatten. Einer der leidenschaftlichsten Bach-Huszaren war jener Graf Heinrich Clam-Martinitz, der später das Haupt der Partei des Octoberdiploms, also des österreichischen Föderalismus, und am Ende seines Lebens der eigentliche Führer der Czechen geworden ist. Der Wahrheit gemäß mag indessen erwähnt werden, daß es auch Magyaren gab, die sich dem Baron Bach zur Verfügung stellten, darunter solche, die später mit dem System Schmerling Freundschaft schlossen und noch später die höchsten Aemter im wieder selbständig gewordenen ungarischen Verfassungsstaate antraten. Die Namen Vay, Majláth, Szécsen mögen genügen.

Mit der Herstellung der ungarischen Verfassung durch den Ausgleich von 1867 trat natürlich auch sofort die alte Comitatswirthschaft wieder in das Leben. Daß sie für den modernen Staat nicht taugte, daß der gemächliche Vicegespan, dem die grundlose Straße viel gleichgültiger war als seine Tabackspfeife, in das Zeitalter der Eisenbahnen, und der prügelnde, gewaltthätige Stuhlrichter in

Digitized by Google

die aufgeklärte, allein das Recht suchende Justiz unserer Tage nicht passen konnten, übersah man in der Freude ob der Wiedererkämpfung der altehrwürdigen Constitution ganz und gar. Allein alsbald stellte sich heraus, daß diese Autonomie gar verderblich wirke. Die Politik in den Wirthsstuben feierte wieder Orgien, und das Land verzehrte in rascher Aufeinanderfolge seine größten Talente und besten Menschen auf der Ministerbank, immer mächtiger wuchs die Opposition heran, vom „Löwen von Debreczin", dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten Koloman von Tisza geführt und geschürt, bis die alte Deák-Partei ebenso in die Ohnmacht verfiel wie später die Verfassungspartei in Oesterreich. Im Lande selbst wurde es aber trotz der wieder geltenden Verfassung nicht besser, eine Anleihe folgte der andern, jede spätere unter drückendern Bedingungen, glänzende Ernten verfaulten, weil es keine Straßen und keine Eisenbahnen gab, die Justiz war käuflich und wohlfeil wie die Brombeeren auf dem Markte, unter dem Glanze der Verfassung jammerte das Elend des Volkes hervor. Herr von Tisza sah das ganz genau und merkte es sich. Als er zur Herrschaft gelangte, stand sein Entschluß fest, mit der Autonomie aufzuräumen und dem Lande eine moderne Bureaukratie zu geben. Der Kampf gegen die Alten währte lange, aber endlich siegte der kluge Mann, seine Parlamentsmehrheit bewilligte alles. Offenbar hat er ihr versprochen, diese Bureaukratie durchaus in ihrem Sinne zu gestalten, sie zum demüthigen Werkzeuge der liberalen Partei zu machen. Er hat getreulich Wort gehalten. Die ganze ungarische Administration, die jetzt in den Händen der Regierung ruht, ist ein willenloses Instrument der herrschenden Richtung, über Gesetz und Recht stehen der Wille des Ministers und das Interesse der Partei. Es soll damit bei Leibe nicht gesagt werden, daß dies gegen die Bedürfnisse des Landes oder der Gesammtmonarchie verstoße, sondern es will nur hervorgehoben werden, daß in Ungarn Politik und Verwaltung völlig eins sind, weil die letztere im Verhältnisse der vollsten Unterwürfigkeit zu ersterm steht und daß daher die Herrschaft der liberalen Partei mit ihren Grundsätzen für unabsehbare Zeiten gesichert ist. Nur dadurch wird es auch derselben möglich, Zugeständnisse zu machen, die unter den frühern Verhältnissen niemals hätten gewährt werden dürfen. Minister und Mehrheit waschen sich gegenseitig und gründlich die Hände.

Es wäre nahe liegend, den Vergleich auch mit Deutschland und Frankreich durchzuführen, deren Administrationen glänzende Beispiele vom Verständnisse der Interessen des Volkes fortwährend ablegen, namentlich — man darf diesen Umstand auch in einem deutschen Blatte hervorheben — die französische, die trotz der so lange währenden völligen Unsicherheit der politischen Verhältnisse und der in die Augen springenden Unfähigkeit seiner sogenannten Staatsmänner noch immer die eigentliche Verwaltung des Landes in musterhafter Ordnung hält, den wirthschaftlichen Bedürfnissen ein feines Verständniß entgegenbringt und die so gedankenlos in Anspruch genommenen Finanzen zu stärken weiß, obwol, wie der Fall Wilson erschreckend genug bewies, die kurzsichtigen Politiker der Kammer sich alle erdenkliche Mühe geben, sie durch ihr Beispiel zu verderben. Es wäre hervorzuheben, wie zielbewußt die Staatsmaschine seit den Tagen des Freiherrn von Stein in die Grenzlinien der preußischen Politik eingestellt wurde und mit welchen ungeheuern Erfolgen sie arbeitet. Allein der Vergleich würde doch

Digitized by Google

in der Hauptsache nicht stimmen, weil der Constitutionalismus in Oesterreich trotz seiner kurzen Dauer viel weiter vorgeschritten ist als in Frankreich und in Deutschland. Die französischen Verhältnisse, die mit jedem Tage ein anderes, nur in seiner Traurigkeit dem frühern verwandtes Bild darbieten, eignen sich überhaupt nicht zum Vergleiche, und in Deutschland hat sich ein eigentliches constitutionelles Leben trotz Reichstag und Landtag noch nicht recht herausgebildet; man könnte fast sagen, ein solches entspreche nicht dem Wesen des Deutschen, der gar nicht geneigt ist, sich für seine politische Meinung in einer Wählerversammlung halb todtprügeln zu lassen, und dem ein eigentliches Schimpfwort auf seinen Minister nicht von den Lippen will. Der deutsche Constitutionalismus ist viel mehr dem Ernste einer wissenschaftlichen Unterredung als der Leidenschaftlichkeit einer politischen Schlägerei verwandt. Erst die Socialdemokraten gehen andere Wege, aber diese liegen nicht gerade auf vaterländischem Boden.

In Oesterreich ist der Constitutionalismus trotz seiner Jugend gründlich ausgewachsen. Das charakteristische Merkmal, der von einer Versammlung zur andern wandernde Phrasenheld, überwuchert im deutschen wie im czechischen und slowenischen Gebiete in reichem Maße. Aber auch die ernsten Politiker kommen aus der gewohnheitsmäßigen, constitutionellen Leidenschaftlichkeit nicht heraus. Nicht etwa blos deshalb, weil die nationale Frage die Gemüther heftig bewegt, oder weil ein aufregender Kampf um die Schule die Geister erfüllt, sondern weil das Temperament ein lebendigeres ist. Hat doch die „scharfe Tonart" auch zu den Zeiten eines Schmerling und eines Auersperg gewaltet, als es sich um die schleswig-holsteinische, um die bosnische oder gar um recht prosaische Finanzfragen handelte. Auch das untrügliche Zeichen des echten Constitutionalismus, eine bereitwillige Regierungsmehrheit, ist hier zu finden, während es in Deutschland noch immer als eine misliche Sache betrachtet wird, derselben Meinung wie ein Minister zu sein oder auch nur zu scheinen. Als Graf Taaffe seine nun schon mehr als neun Jahre währende Herrschaft antrat, da erfüllte ihn so etwas wie der Wunsch, über den Parteien zu stehen, das heißt in constitutionellen Formen ohne das constitutionelle Princip zu regieren; man hielt dies in der damaligen Verworrenheit der Zustände für einen passenden Ausweg, wie man jetzt das Beamtenministerium als den richtigen bezeichnet. Aber die Unmöglichkeit der Durchführung stellte sich alsbald heraus, und als die Deutschen ihn von sich wiesen, obwol er sehr geneigt war, sie vorsichtig in das verlorene Paradies der Gewalt wieder zurückzuführen, wandte er sich den Slawen und Conservativen zu, die nun eine geschlossene Wehr um ihn bilden. Wie sollte es auch möglich sein, die zahllosen großen Fragen unserer Zeit gesetzgeberisch zu lösen, wenn das Ministerium nicht Fisch und nicht Fleisch ist, wenn es seine Saatkörner in den unfruchtbaren Boden der allgemeinen Gleichgültigkeit streuen, wenn es sagen wollte, daß es zu Keinem gehöre, aber von Allen Opfer fordere?

Die constitutionelle Gesinnung der österreichischen Bevölkerung, welche jedes Ministerium zu sich herabzieht, übt auch ihren mächtigen Einfluß auf die Bureaukratie. Es ist nicht zu leugnen, daß dieselbe derzeit hauptsächlich mit dem Deutschthum oder doch mit dem zum Deutschthum bekehrten Ehrgeize der andern Nationalitäten verwachsen und identisch ist. Insbesondere die Männer in den hervorragendern Stellungen, deren

Digitized by Google

Aufnahme in den Staatsdienst zum Theil noch in die Bach'sche, zum größern Reste aber in die Schmerling'sche Aera fällt, sind deutsch gesinnt. Im Interesse des Staates kann das nur gutgeheißen werden, denn seine Verwaltung lag seit hundert Jahren in deutschen Händen, und er hat sich dabei nicht schlecht befunden. Aber an vielen dieser Herren ist die Constitutionalisirung des Reiches spurlos vorübergegangen. Es war nicht nur nicht zu vermeiden, sondern geradezu beabsichtigt, mit der Verleihung der Verfassung das Volk zu Worte kommen zu lassen, und „das Volk" heißt in Oesterreich „die Völker", die Stämme mit ihren nationalen Wünschen. Es wäre nur die Fortsetzung des alten Absolutismus gewesen, der Oesterreich nach Solferino geführt hat, wenn man blos die constitutionellen Formen beabsichtigt, aber das Lebendigwerden der Völker hätte verhindern wollen. Mit der neuen Gestaltung der Dinge ergab sich auch eine Veränderung in der Stellung der Beamtenschaft. Sie mußte sich darüber klar werden, daß das Volk reden werde und daß man ihm nicht mehr den Mund zuhalten dürfe. Freilich hat Herr von Schmerling geglaubt oder doch gewünscht, es werde ausschließlich nach seinem Wunsche sprechen, etwa wie die Ruthenen in Galizien, oder die Rumänen in Siebenbürgen, oder wie die Kroaten nahe daran waren zu thun. Es wäre dieser Erfolg vielleicht auch wirklich zu erzielen gewesen, wenn jener nun so gefeierte Staatsmann damals dem Liberalismus nicht möglichst viele Ketten angehängt, und wenn er es verstanden hätte, die große österreichische, d. h. die ungarische Frage zu lösen und damit die kleinen auszutreten. In der beliebten Saumseligkeit sind diese großgewachsen, heute ist nur noch die czechische übriggeblieben, die allerdings nicht so zum Ziele laufen kann, wie sich das Greger denkt, sondern mit einer vollständigen Sicherung der Stellung der Deutschen in Böhmen enden muß. Allein die Bureaukratie geht gründlich fehl, wenn sie sich im alten Germanisationsgedanken des Barons Bach noch weiter gefällt, sie dient damit nicht dem deutschen Volke, und sie reizt zwecklos die andern Volksstämme. Hat man denn schon vergessen, wie wenig deutsch und wie ganz und gar nicht volksthümlich die Centralisation Bach's gewesen ist? Daß sie Oesterreich unter das römische Concordat beugte, und daß sie in deutschen Mittelschulen (z. B. in Brünn) den czechischen Unterricht einführte, um die Deutschen zu demüthigen?

Wenn die Bureaukratie ihre frühere Stellung festhält, entfernt sie sich von ihrer neuern gesetzlichen Grundlage, welche in der Verfassung gegeben ist; sie wird eine Partei, was sie im Interesse des Staates nie sein soll; sie beschwört auf sich das Uebelwollen einer jeden Regierung herauf, weil keine wünschen kann, auch noch mit der Beamtenschaft als einem politischen Factor rechnen zu müssen. Die ausgezeichnete Bureaukratie, wie sie in der Schule der Kaiserin Maria Theresia heranwuchs, ist eine allem nationalen Anstürmen siegreich trotzende Säule, wenn sie selbst sich zu keiner Nation schlägt, sondern nur zum Staate hält. Jedes politische System wird darauf bedacht sein müssen, eine solche Bureaukratie möglichst unversehrt zu erhalten, weil es allenfalls über seine eigene Richtigkeit, niemals aber über den Werth einer derartigen Administration in Zweifel gerathen kann. Diesem Beamtenthum würde ein Minister selbst in dem Sinne Rechnung tragen müssen, daß er die politische, aber nicht in das Amt getragene Anschauung vollauf anerkennt. Graf Taaffe hat den Baron Pretis zum

Digitized by Google

Statthalter in Triest gemacht, und erhält ihn in diesem Amte, obwol derselbe dem Ministerium einer ganz andern Richtung angehörte. Baron Pretis ist eben als Statthalter nur Statthalter. Baron Weber wurde aus Prag entfernt, als er einmal Schwäche zeigte; in Linz hat er sich ermannt, er ist nichts als der Statthalter des Landes und gilt als ein Juwel in der österreichischen Bureaukratie. Baron Kübeck war Statthalter unter dem Ministerium Lasser und ist es auch unter dem Ministerium Taaffe. So wären der Beispiele noch viele, insbesondere auf den hohen Posten in den Ministerien, anzuführen; man muß sich die Verwaltung als einen Staat im Staate denken, der aber seine politische Meinung nicht in seine Gebarung übertragen darf.

Leider hat es Unvorsichtige gegeben, die sich in der Rolle von Märtyrern gefielen und mit einer gewissen Auffälligkeit sich auf das Gebiet des politischen Kampfes begaben. Nicht einmal in der Art, daß sie öffentlich ihre Ansicht aussprachen, oder sich um Mandate bewarben und dergleichen; nein, sie begingen den unverzeihlichen Fehler, ihr Herz in die Actenstücke auszuschütten, dem Minister als Beamte Widerstand entgegenzusetzen und sich in den Dienst einer Partei zu stellen. Die Folgen blieben für sie nicht aus, sie wurden „gegangen". Doch das war nicht das Schlimmste. Viel mehr Unheil stifteten sie dadurch, daß sie Platz für Einschübe machten und daß diese öfter zu Gunsten slawischer Candidaten ausfielen. Wer wird sich darüber wundern, daß die verschiedenen Fractionen der Regierungspartei nach jedem solchen leer werdenden Platze ausspähten und daß das Ministerium in einzelnen Fällen dem Drängen seiner parlamentarischen Freunde Folge leistete? Wer der Wahrheit die Ehre gibt, wird das Zaudern des Grafen Taaffe gerade in diesem Punkte nicht unbemerkt lassen dürfen und zugeben, daß die altösterreichische Tradition in ihm, der selbst in der Beamtenlaufbahn aufgewachsen ist, mächtig genug war, um ihn von weitgehenden Eingriffen abzuhalten. Viel mehr darf man jene nicht seltenen Ernennungen beklagen, welche weit weniger ein politisches Gepräge an sich tragen, als sie das Bestreben verrathen, dem ärmern Adel helfend unter die Arme zu greifen, wobei in manchen Fällen die Begabung in die zweite Linie rücken mußte. Aber im allgemeinen ist es unbestreitbar, daß der Charakter der österreichischen Bureaukratie auch in diesen neun Jahren den nationalen Kämpfen nicht preisgegeben worden ist. Daraus folgt, daß die Regierung auf sie nur insoweit zählen kann, als es sich um die Staatsadministration handelt, daß sich also Verwaltung und politisches System in Oesterreich weder so völlig fremd gegenüberstehen wie in England, noch daß die Administration ein so willenloses Werkzeug in den Händen der Regierung auch in politischen Dingen ist wie in Ungarn. Die Basis der Bureaukratie in Oesterreich ist das Gesetz, zu der sie als Richtschnur noch die Gerechtigkeit und das Wohlwollen nehmen soll; der Wille eines Ministers, die Dictatur einer politischen Partei existiren für ihre Gesinnung nicht.

Die Schlußfolgerung aus diesen Thatsachen ergibt sich für die Hauptfrage, ob ein Beamtenministerium im Interesse der deutsch-österreichischen Partei wünschenswerth sei, von selbst. Wenn es auch gelänge, acht Statthalter, Sectionschefs oder Hofräthe zu finden, welche den Geist, der sie als Beamte erfüllte, unversehrt auf die Ministerbank mitnehmen und also auf jede politische

Digitized by Google

Gesinnung verzichten, so würde, vielleicht mit Ausnahme eines Theiles der deutschen Großgrundbesitzer, jede andere Fraction sich sagen: „Was ist mir Hekuba?" Es läßt sich aber nicht leicht eine traurigere Erscheinung denken als eine Regierung, welche zu dem Parlamente spricht: „Im Reiche gilt eine Verfassung, nach welcher ein Budget zu votiren ist. Wir legen ein solches und noch andere Gesetze vor, beschließt sie, fraget aber ja nicht, wer wir sind, wir werden euch das niemals sagen." Das erinnert zu sehr an die Zeit der Zaubermärchen, um in unsern Tagen auch nur eine Stunde lang möglich zu sein. Es wäre daher nur ein solches Beamtenministerium denkbar, von dem die eine oder die andere Partei weiß, daß es im Grunde des Herzens zu ihr gehöre. Wenn gesagt wurde, die eine oder die andere Partei, so ist das ein Irrthum, denn es ist ganz unzweifelhaft, daß aus der gesammten höhern österreichischen Bureaukratie kein vollständiges slawisches Ministerium gebildet werden könnte, ein Beleg für die frühere Behauptung, daß die Czechen und Slowenen auf dem Gebiete der Administration in den letzten neun Jahren keine großen Erfolge aufzuweisen haben. Das Beamten-Parteiministerium könnte nur zu den Deutschen gehören. Und das sollten die Slawen nicht alsbald merken und alle Anstrengungen machen, sich einer solchen Regierung zu entledigen? Wozu das Versteckenspielen? Ist es nicht klüger, mit festem Auge in die Zukunft zu schauen und daran zu denken, wann und wie die deutsche Partei wieder zur Regierung gelangen kann? Sie ist nicht so schwach, wie sie in ihrem verzagten Herzen glaubt, sie braucht sich nicht an die Rockschöße der Bureaukratie zu halten und dadurch diese in das Schwanken zu bringen. Die guten Oesterreicher brauchen nur den Muth zu gewinnen, die schlechten von sich zu weisen, und der erste Schritt wäre gethan. Freilich bedarf es zum Gelingen noch eines zweiten, der Klugheit, denn die Leidenschaft stiftet Excesse. Vor 25 Jahren wollte man die ungarische Frage nicht lösen, da wuchs sofort die polnische in die Höhe. Als erstere bei Sadowa geschlichtet wurde, mußte man die polnische mit einer Ministerialverordnung aus der Welt schaffen, über deren Tragweite die Deutschen sich niemals klar werden wollen, so groß ist dieselbe. Trotzdem wurde neben der polnischen die czechische brennend. Heute hat man noch diese vor sich. Wird sie nicht beendigt, so kann es geschehen, daß die slowenische und die serbo-kroatische eine wirkliche Bedeutung erlangen, abgesehen davon, daß die Klerikalen im Schatten der Slawen angenehm lagern. Wozu all das Ungemach? Und weshalb will man noch das letzte, was in den langen Kämpfen nahezu unversehrt blieb, die Administration, auf den verwildernden Schauplatz politischer Kämpfe ziehen?

Digitized by Google

Livländische Zustände.

Als in den Jahren 1864 bis 1871 der deutsche Nationalgedanke unter den heftigsten Erschütterungen des europäischen Gleichgewichts Fleisch geworden und ein neues gewaltiges Gemeinwesen greifbarster Art an die Stelle des „geographischen Begriffes" getreten war, den Deutschland seit dem Westfälischen Frieden in Wahrheit dargestellt — da ging ein Zug bebender Erwartung durch die Nachbarländer. Nach sich selber urtheilend, machte sich ein jeder darauf gefaßt, eine deutsche Eroberungs- und Angliederungsära anbrechen zu sehen; zum mindesten aber glaubte man auf ein bis zum äußersten getriebenes anspruchsvolles und rücksichtsloses Auftreten der neuen europäischen Vormacht rechnen zu müssen.

Nichts dergleichen stellte sich ein; aber es hat lange gedauert, bis man begreifen lernte, daß der Wechsel der Formen keine Umwandlung des Wesens bedeutet, und daß aus seiner Haut niemand heraus kann, selbst wenn er möchte. Weit entfernt, die Vortheile zu misbrauchen, die Glück und Geschick uns in den Schoß geworfen, beschlossen wir sogar, selbst auf den Gebrauch derselben in vielen Fällen zu verzichten. Worauf es uns ankam, war, nicht die Welt einzuschüchtern, sondern sie zu versöhnen, unsere Machtstellung in den Dienst des Friedens zu stellen und durch die That zu beweisen, daß die Wiederherstellung Deutschlands mit der Ruhe Europas gleichbedeutend sei.

Die Größe dieses Gedankens kann niemand bestreiten; ebenso wenig läßt sich verkennen, daß seine praktische Ausführung während 18 langer Jahre der Theorie recht gegeben hat: der europäische Friede als solcher ist in der That erhalten geblieben, wenn auch neben ihm der Russisch-Türkische Krieg von 1877 und 1878 einhergelaufen ist. Es erscheint deshalb müßig, sich in Erörterungen darüber zu ergehen, ob eine andere Politik etwa befriedigendere Ergebnisse hätte erzielen können. Für Deutschland kam es jedenfalls darauf an, Zeit für seine innere Entwickelung zu gewinnen, nachdem es sich seine Stellung nach außen errungen hatte, und dieser Zweck ist erreicht worden; daß dies im nationalen Interesse als die Hauptsache erscheinen muß, versteht sich von selbst. Damit aber haben wir den Standpunkt gewonnen, von dem aus auch die Schattenseiten der so geschaffenen Lage in unbefangener Weise geschildert werden können.

Diese Schattenseiten sind vornehmlich darin zu erkennen, daß das Ausland, nachdem es sich von der grundsätzlich friedlichen Richtung der deutschen Politik überzeugt, des Restes von Rücksichten sich überhoben hielt, die es unter andern Umständen genommen haben würde, und deshalb nicht zauderte, mit der Durchführung längst gehegter nationaler Aufsaugungspläne den unter seinem Scepter befindlichen Deutschen gegenüber nunmehr mit einer „Schneidigkeit" vorzugehen, die man so lange für unnöthig erachtet hatte, als Deutschland politisch keine Besorgnisse einflößen konnte.

Jedermann weiß, daß dabei vorzugsweise zwei große Nachbarn des neuen Reiches in Betracht kamen: Rußland wegen der Ostseeprovinzen, Ungarn wegen der deutschen Bestandtheile seiner Bevölkerung, insbesondere in Siebenbürgen.

Digitized by Google

An dieser Stelle haben wir es nur mit den Ostseeprovinzen zu thun, deren Behandlung seit 1867, noch mehr aber seit 1885 in der That ein unübertreffliches Muster dafür bietet, was man sich alles im Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit der deutschen Friedenspolitik gestatten zu dürfen meint.

Die drei Provinzen Livland, Estland und Kurland bilden seit 700 Jahren ein Culturgebiet, welches sich Deutschland im Mittelalter geschaffen und im geistigen Sinne bisjetzt behauptet hat. Die politische Verbindung ist seit dem Jahre 1561, bezw. 1570, seit dem Zusammenbruche des Ordensstaates gelöst. Von da an haben sich Polen, Schweden und Russen in hundertfunfzigjährigen Kämpfen von fast beispielloser Furchtbarkeit um das Land gestritten, bis es 1710 zum weitaus größten Theile Peter dem Großen zufiel. Kurland, das unter polnischer Hoheit stand, ist erst 1795 russisch geworden.

Peter der Große war ein genialer Herrscher. Ohne äußere Nöthigung ließ er sich herbei, dem Lande, welches ihm wehrlos — nur ein Zehntel der Einwohner hatte den Nordischen Krieg überlebt — zu Füßen lag, seine deutschen Einrichtungen, seine Sprache und die ungeschmälerte Ausübung seines evangelischen Glaubens zu lassen und dies in den feierlichen Capitulationen zu gewährleisten, welche sowol mit den liv- und estländischen Ritterschaften als mit den Städten Riga, Reval und der Garnison zu Pernau für das ganze Land und auf immerwährende Zeit abgeschlossen wurden. Er wollte eben deutsche Unterthanen haben, und die Macht, sie sich zu erzwingen, half ihm noch nicht zum Rechte, sie zu besitzen. Das Recht des Eroberers galt da nicht, da er zur Herausgabe des Eroberten an Polen verpflichtet war. Nur das Land selbst konnte durch freiwillige Unterwerfung ihn zum rechtmäßigen Herrn über sich machen. Der Preis, den Peter zahlte, um vorwurfslos in die sittlich-politische Gemeinschaft der Staaten treten zu können, waren die Capitulationen, und sie waren die Bedingung des selbständigen Eintritts der Provinzen in den Verband des Russischen Reiches.

Diese Capitulationen sind zwar weder von Peter dem Großen selbst, noch von seinen Nachfolgern, die sie bis auf Alexander III. sämmtlich bestätigt haben, gewissenhaft beobachtet worden. Katharina II. hat sogar keinen Anstand genommen, die alten Einrichtungen Liv- und Estlands durch die sogenannte Statthalterschaftsverfassung zu ersetzen (1783), die ihr Sohn und Nachfolger Paul I. aber wieder aufhob (1796). Bei alledem ist der Kern und das Wesen jener Einrichtungen 175 Jahre lang gewahrt geblieben und Rußland hat den handgreiflichen Nutzen davon gehabt, der in der andauernden Steigerung seiner Machtstellung seit 1710 zum Ausdrucke gelangt. Bis Alexander II. ist dieser Nutzen von allen russischen Herrschern auch mehr oder minder begriffen und gewürdigt worden. Sie haben gewußt, daß der Besitz der Ostseeküste allein nicht so gar hoch zählt, wenn er seinen Werth nicht durch das von den deutschen Balten vertretene Culturelement erhalten kann und auch erhalten hätte. Erst Alexander III. sind diese Verhältnisse in einem andern Lichte erschienen; deshalb hat er die Bestätigung der baltischen Privilegien hingezogen, bis die Lossagung von denselben erst mit dem Jahre 1885 zur Thatsache geworden ist.

Die grundsätzlichen Angriffe gegen die selbständige Stellung der drei Provinzen schreiben sich freilich schon vom Jahre 1867 her, wo die vollständige Einführung der russischen Sprache in den Verwal-

Digitized by Google

tungsdienst der Staatsbehörden, die übrigens bereits unter Nikolaus I. beschlossene Sache war, ihren Anfang nahm, während die Organe der Selbstverwaltung, auch da, wo sie im Namen des Kaisers thätig waren, ihren althergebrachten Charakter beibehalten durften, wie auch die deutsche Unterrichtssprache in den Staats- und in den Privatlehranstalten noch nicht angetastet wurde. Die immer feindseliger werdende Stimmung in den maßgebenden petersburger Kreisen machte sich damals eben noch im allgemeinen mehr in demonstrativer als in thatsächlicher Weise Luft, d. h. man begnügte sich damit, die von den deutschen Ständen der drei Lande ausgehenden Reformbestrebungen zu vereiteln, indem fast allen in dieser Richtung gemachten Vorschlägen die Bestätigung unerbittlich versagt blieb. Nebenbei aber suchte man die „nationalen" Leidenschaften der eingeborenen lettischen und estnischen Bevölkerung gegen die „deutschen Bedrücker" aufzuregen. Die seit dem Jahre 1849 sich vollziehende Umgestaltung der „agrarischen" Zustände, die in dem Uebergange des „Bauernlandes" in das freie Eigenthum der Pächter ihren vorbildlichen Ausdruck fand, war das Werk privater Freiwilligkeit und steht als solche ohne Beispiel da. Die nächste unmittelbare Wirkung war allerdings nicht die erwünschte. Weit entfernt, dem deutschen Großgrundbesitzerthume Dank dafür zu wissen, daß es die Ablösung des bäuerlichen Besitzes ermöglicht hatte, gab sich der lettische und estnische Bauernstand zunächst dem Einflusse einer künstlich geschürten „nationalen" Bewegung, einer leidenschaftlichen Abneigung gegen alles Deutsche hin, die in dem Versuche, Lehranstalten mit eigener Unterrichtssprache zu begründen, in positiver Weise zur Erscheinung kam, Bestrebungen, die im engern Anschlusse an die russische Agitation eine nunmehr als unzuverlässig erkannte Stütze suchten.

Alles in allem hat dieses Treiben, das durch eine Presse von unglaublicher Verbissenheit und cynischer Verlogenheit kräftig gefördert ward, etwa 25 Jahre gedauert, d. h. vom Beginne der „Reformära" Alexander's II. zu Anfang der sechziger Jahre bis zum entscheidenden Umschwunge in der innern Politik Alexander's III., die sich von 1885 herschreibt. Auf ihren Höhepunkt aber mochte die Bewegung um die Zeit der Manasseïn'schen „Senatorenrevision" in Liv- und Kurland stehen, d. h. 1882—83. Die Enttäuschung, welche diesem pomphaft eingeleiteten Feldzuge gegen die deutschen Einrichtungen der Provinzen da schon folgte, als die von dem damaligen Senator und gegenwärtigen Justizminister erregten agrarischen Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, hat den nationalen Illusionen des Letten- und Estenthums, deren innerster Kern von jeher stark materieller Natur gewesen war, großen Abbruch gethan.

Immerhin waren jene Hoffnungen noch nicht ganz geschwunden, als im Frühjahre 1885 der erwähnte Umschwung in der Politik des Reiches auch hinsichtlich der Ostseeprovinzen eintrat, d. h. als man das in Polen und Litauen wie in Kleinrußland seit zwei Jahrzehnten angewandte Recept der rücksichtslosen Centralisation im specifisch moskowitischen Sinne auf das Sonderleben der Ostseeländer auszudehnen begann.

Die erste durchgreifende Maßregel von grundsätzlichem Charakter war die Ankündigung der Polizeireform, welche aber erst am 13./1. Sept. 1888 thatsächlich eingeführt worden ist. Danach sollte die bisher von den Ritterschaften verwaltete ländliche Polizei durch eine von der Krone bestellte Reichspolizei ersetzt werden, die ihre Geschäfte in

Digitized by Google

russischer Sprache zu führen hätte, während bisher das Deutsche und neben diesem das Estnische und Lettische üblich gewesen waren.

Worin das Gehässige dieser Maßregel lag, läßt sich einem an deutsche Verhältnisse gewöhnten Publikum nur schwer klar machen. Bei uns würde man die Vorstellung, daß die gesammte ländliche Polizei von einem einzelnen Stande, statt vom Staate, gehandhabt wird, kaum zu fassen vermögen; nicht minder erscheint es der deutschen Vorstellung selbstverständlich, daß die Amtssprache die des Staates ist und nicht die eines einzelnen Landestheiles.

Zur Rechtfertigung des baltischen Sonderstandpunktes ist indessen zweierlei zu bemerken. Einmal steht fest und wird auch von russischer Seite nicht geleugnet, daß die in Livland etwa seit 1643 unter schwedischer Herrschaft geschaffene, in Estland unter Walter von Plettenberg 1509 organisirte ritterschaftliche Landespolizei, obwol ihr keine Gensdarmen zur Verfügung standen, Ordnung und Ruhe musterhaft aufrecht erhalten und sich überdies durch eine Unbestechlichkeit ausgezeichnet hat, die im Innern des Reiches unbekannt ist. Sodann bringt es die Natur der Sache mit sich, daß die Sprachenfrage in Bezug auf die ländliche Polizeiverwaltung der Ostseeprovinzen nur theoretische Bedeutung haben kann, da das Russische bisjetzt thatsächlich nur von einem sehr geringen Bruchtheile der Bevölkerung verstanden wird, während das Deutsche als historische Amtssprache den Behörden wie den maßgebenden Persönlichkeiten durchweg geläufig ist, die eigentlichen mündlichen Verhandlungen aber in den ebenfalls von jedermann verstandenen Landesidiomen geführt werden. An diesem Stande der Dinge läßt sich so wenig vorbeigehen, daß auch die neue Reichspolizei, wie sie am 13. Sept. in Kraft getreten ist, ihre Geschäfte lettisch und estnisch führen muß, und das Russische nur da gebrauchen kann, wo bisher das Deutsche galt. Aus diesem Grunde hat sich der Gouverneur von Kurland auch genöthigt gesehen, die neugeschaffenen Stellen mit den bisherigen Inhabern der Polizeigewalt zu besetzen. In Livland und Estland ist ein gemischtes System eingehalten worden und sind zum Theil Nationalrussen angestellt, obwol sie nicht zu gebrauchen sind, weil sie die Landessprachen nicht verstehen und die eigenthümlichen Verhältnisse der Provinzen nicht kennen.

Die baltischen Stände hatten also, auch abgesehen von allen Gründen idealer Natur, vom äußerlich praktischen Standpunkte volles Recht, der Einführung einer Reichspolizei den größtmöglichen Widerstand entgegenzusetzen. Freilich aber gaben sie sich von vornherein nicht der Täuschung hin, als ob das Erfolg haben könnte. Während die Regierung sonst nie unterlassen hatte, die Stände von ihren gesetzgeberischen oder verwaltungsmäßigen Absichten in Kenntniß zu setzen und dieselben wenigstens begutachten zu lassen, war die Einführung der Polizeireform über die Köpfe der Nächstbetheiligten weg beschlossen worden. Das mußte als böses Vorzeichen für die Behandlung anderer Fragen gelten, und in der That bürgerte sich in Petersburg die Praxis ein, über baltische Dinge zu entscheiden, ohne die Balten selbst zu hören. Auf den Ukas über die Polizeireform folgte während des Sommers und Herbstes 1885 eine Reihe der einschneidendsten Maßregeln, welche sich sämmtlich die formale Gleichstellung der Provinzen mit dem Reiche zum Ziele setzten. Die wichtigsten davon waren die Aufhebung des geheimen Ukases, in welchem Alexan-

Digitized by Google

der II. 1865 in den drei Provinzen die Entscheidung über die Confession der Kinder aus gemischten Ehen den Aeltern zugestanden hatte; der Befehl, der den Bau oder auch nur die Erneuerung einer lutherischen Kirche von der Erlaubniß des griechischen Bischofs abhängig machte, und der Sprachenukas vom 28./14. Sept., welcher das Deutsche mit Einem Schlage aus seiner Jahrhunderte alten Stellung als herrschende Sprache verdrängte und in die untergeordnete Rolle einer kaum geduldeten Mundart verwies. Dies geschah überdies mit solcher Ueberstürzung, daß weder Behörden noch Privaten Zeit gelassen wurde, sich auf den neuen Stand der Dinge einzurichten, weshalb denn auch eine längere Periode unglaublicher Verwirrung folgte, durch welche der Geschäftsgang erschüttert und unzählige Interessen auf das schärfste verletzt wurden.

Dabei aber sollte es noch nicht sein Bewenden haben. Während nämlich der Ukas, aller Rücksichtslosigkeit ungeachtet, den thatsächlichen Verhältnissen, d. h. der althergebrachten Herrschaft des Deutschen, noch einigermaßen Rechnung trug, d. h. eine Reihe von Fällen bezeichnete, in welchen unsere Sprache auch im öffentlichen Verkehre noch zulässig sein sollte, setzten sich die Gouverneure über diese Bestimmungen, so klar sie waren, einfach hinweg und verlangten den Gebrauch des Russischen, wie und wo es ihnen paßte; sehr häufig nur, um die deutschen Stände ihre unumschränkte Willkür fühlen zu lassen. Die Stände ließen sich diese Eingriffe nicht gefallen, sondern wandten sich klagend an den Senat. Regelmäßig aber entschied der höchste Gerichtshof, dem Sinne und Wortlaute des Sprachenukases zuwider, im Sinne der Gouverneure, wodurch sich diese natürlich zu neuen Gewaltthätigkeiten aufgefordert sahen.

Mit besonderer Erbitterung wandten sie sich dabei gegen die evangelisch-lutherische Kirche des Landes, die ihnen mit Recht als Haupthinderniß der Verschmelzung mit dem Reiche erschien. Die Pastorenverfolgung wurde zur stehenden Rubrik in den Blättern. Ein Vorgang, wie der Fall Brandt, der in der westeuropäischen Presse das größte Aufsehen erregte, zeigte, worauf es bei den Angriffen gegen die Kirche abgesehen ist. Die kirchliche Organisation des Lutherthums soll nach und nach zerstört und dem evangelischen Bewußtsein der Bevölkerung auf diese Weise der Boden entzogen werden. Wenn es mit der Ausführung dieses Planes, welcher der eigensten Initiative des Geheimraths Pobjedonosszew seinen Ursprung verdankt, nicht so rasch gegangen ist, als der griechisch-orthodoxen Propaganda lieb wäre, so ist das lediglich der Festigkeit der noch nicht „reformirten" baltischen Gerichte zu verdanken, welche sich in keinem einzigen Falle zum Werkzeuge der Pobjedonosszew'schen Absichten hergegeben, sondern die angeklagten Pastoren pflichtgemäß freigesprochen haben, sodaß sich die Procuratur (Staatsanwaltschaft) stets genöthigt sieht, Berufung beim Senat einzulegen. Von diesem ist natürlich keine Bestätigung des freisprechenden Urtheils zu erwarten — nach dem eigenen Zugeständnisse von Mitgliedern dieses Tribunals ist der höchste Senat des Reiches längst nichts mehr als ein Spielball in der Hand der Gewalthaber, deren leisesten Wünschen er gehorsam entgegenkommt —, allein ein Aufschub wird dadurch doch erreicht, der bei dem langsamen Gange der Rechtsprechung in Rußland immerhin von einer gewissen Bedeutung ist.

Mit der Einführung der Justizreform, die spätestens im Jahre 1890 stattfinden dürfte, wird das natürlich

Digitized by Google

anders werden; um so gewisser, als schon jetzt verlautet, daß in allen Fällen, wo die griechisch-orthodoxe Kirche irgendwie betheiligt ist, ausschließlich diesem Bekenntnisse angehörige Richter in Thätigkeit treten sollen. Da die Anklagen gegen die evangelischen Geistlichen aber durchweg Fälle dieser Art betreffen, so werden dieselben in Zukunft von ihren erbittertsten Gegnern abgeurtheilt werden. Das Ergebniß kann man sich denken.

Auch heute schon sind sie der Willkür ihrer Gegner vollständig überliefert, da dem Minister des Innern das Recht zugestanden ist, in jedem einzelnen Falle, wo die Untersuchung gegen einen Geistlichen eingeleitet worden, die Enthebung desselben vom Amte zu verfügen. Dem Pastor Brandt ist der Pastor Christoph in die Verbannung gefolgt, und ganz neuerdings wurden die Pastoren Harff und Pohrt durch den Befehl überrascht, binnen zehn Tagen auf zwei Jahre in das Gouvernement Smolensk sich zu begeben.

Wie groß die Zahl der augenblicklich angeklagten Pastoren ist, läßt sich nicht genau feststellen; die Gensdarmerie oder politische Polizei scheint den Auftrag zu haben, möglichst geräuschlos vorzugehen, die baltische Presse aber ist vollständig geknebelt und darf über Vorgänge auf dem kirchlichen Gebiete am wenigsten berichten. So viel ist jedoch ausgemacht, daß es in den Gegenden mit gemischter confessioneller Bevölkerung nur wenige Geistliche geben wird, die nicht unter Anklage ständen.

Ein ebenso gefährliches Moment wie die persönliche Verfolgung der Pastoren bildet der Ansturm gegen die wirthschaftlichen Grundlagen des evangelischen Kirchenwesens. Nach liv-, est- und kurländischem Privatrechte ist die Unterhaltung der provinziellen Landeskirchen, abgesehen von den persönlichen Leistungen der Gemeindeglieder, eine auf den ländlichen Grundstücken ruhende Reallast, die zu tragen jeder Erwerber eines so belasteten Grundstückes schon durch den Erwerb selbst übernimmt. Als im Jahre 1863 ein griechisch-orthodoxer Grundbesitzer in Kurland unter dem Hinweise darauf, daß die zahlungspflichtigen Bauern sämmtlich nicht Protestanten seien, die Leistungen für die evangelisch-lutherische Kirche verweigerte, entschied der Senat gegen ihn, weil für die Leistungen dieser Art an die Kirche nur das Landstück verantworte, für das Landstück aber der Besitzer. Auf die Klage eines griechisch gewordenen Bauern in Estland über die gerichtliche Beitreibung der von ihm verweigerten Leistungen zum Besten der lutherischen Kirche im Frühjahre 1885 sprach sich der Senat in völlig entgegengesetztem Sinne aus, und bald erfolgte das Verbot, von nicht-lutherischen Grundbesitzern die kirchlichen Steuern zwangsweise einzufordern. Inzwischen ist an die Grundbesitzer griechischer Confession das Verbot der Leistung ihrer bezüglichen vertragsmäßigen Verpflichtungen ergangen, und damit nicht nur eine Prämie auf den Glaubenswechsel gesetzt, sondern ein Kirchenraub in unberechenbarem Umfange eingeleitet worden. So auf dem flachen Lande. In den Städten gab es, wie in Reval, für alle lutherischen Kirchen ein gemeinsames wohl fundirtes Vermögen, den Gotteskasten, oder, wie in Riga, für einzelne Kirchen ein besonderes, während für die übrigen aus den städtischen Mitteln gesorgt wurde. Die seit 1878 eingeführte russische Städteordnung verbietet der Stadtverwaltung Ausgaben zu kirchlichen Zwecken. Aber theils waren die Kirchen durch ihre eigenen Mittel gedeckt, theils wurde für sie durch die Beiträge der alten historischen Stände,

Digitized by Google

der Gilden, gesorgt. Da ließ der estländische Gouverneur dem revalschen Rathe, als dem obersten der drei städtischen Stände und als noch thätigem städtischen Obergerichte dem Verwalter des Gotteskastens, denselben mit bewaffneter Macht fortnehmen. Der Senat hat das Vermögen der Stadtverwaltung übergeben, mit dem Verbote, es zu kirchlichen Zwecken zu verwenden. — Die Stadt Riga ist die größte Grundbesitzerin des Landes; sie hat fünf ländliche Kirchspiele zu versorgen. Indem der neuen Stadtverwaltung gegenüber den alten Ständen der Besitz der Landgüter und das Patronatsrecht auf ihnen zugesprochen wurde, übernahm sie die Verpflichtung, für die kirchlichen Bedürfnisse der Eingesessenen Sorge zu tragen. Der Gouverneur streicht im städtischen Voranschlage sämmtliche für diese Bedürfnisse eingestellten Ausgaben — und seit 1883 hat noch kein Senatsentscheid einem Gouverneur Liv-, Est- oder Kurlands unrecht gegeben. „Gesetzlich" ist die „griechisch-orthodoxe" Kirche in den Ostseeprovinzen zudem berechtigt worden, alle Gebäude oder Grundstücke, deren sie zu ihren Zwecken bedarf oder zu bedürfen meint, auf dem Wege des Enteignungsverfahrens an sich zu bringen.

Lutherische Kirchen hat man auf diesem Wege ihrer Bestimmung noch nicht entzogen, vermuthlich weil die Bauart derselben dem orthodoxen Geschmacke nicht zusagt; wohl aber hat man sich in den Besitz von passend erscheinenden Grundstücken gesetzt, die zu Spottpreisen erworben worden sind, und eine neugebaute lutherische Kapelle in Estland, die von Illuk, hat nicht eröffnet werden dürfen, weil sie einem dort begründeten wunderthätigen Heiligthume zu nahe gelegen ist.

Die mit diesen Maßnahmen Hand in Hand gehenden „Bekehrungsversuche" haben neuerdings nur noch vereinzelte Erfolge aufzuweisen, und das, obwol die bekehrenden Popen für je hundert zur „Orthodoxie" übergeführte Seelen in Gestalt von Ordensauszeichnungen eine förmliche Belohnung erhalten. In Livland, wo die Erinnerung an die Vorgänge der Jahre 1841—47 noch nicht erloschen ist, haben seine Bemühungen ohnehin keine nennenswerthen Früchte getragen. Die Zahl der Uebertritte zur griechisch-orthodoxen Kirche ist dort niemals wesentlich über den Durchschnitt gestiegen, der vom Standpunkte der Staatskirche nicht sehr befriedigend erscheint, d. h. die lutherische Kirche verliert jährlich von 10000 Gliedern 4 an die griechische. In Liv- und Kurland dagegen nehmen die Dinge seit 1883 einen andern Verlauf. Dort sind seit der Krönung des Kaisers mehrere tausend Personen vom Lutherthum abgefallen. Mit dem Massenübertritte der vierziger Jahre läßt sich diese Bewegung aber nicht im entferntesten vergleichen, und überdies ist sie, wie gesagt, neuerdings zum Stillstande gekommen. Von Anfang an waren es fast ausschließlich die sittlich verkommensten oder ärmsten Theile der Bevölkerung gewesen, welche den Verlockungen der Popen zum Opfer fielen; auch diese aber zeigen gegenwärtig wenig Neigung zum Uebertritte, weil die ihnen gemachten Versprechungen nicht gehalten worden sind. Der Bischof von Riga, Arsenii, hat in dieser Hinsicht bei seiner jüngsten Rundreise in Estland (Frühjahr 1888) nichts weniger als erbauliche Eindrücke empfangen. Ueberall ist er von den übergetretenen Bauern mit der Bitte um Gestattung des Rücktrittes zum Lutherthume bestürmt worden, eine Bitte, die er nach Lage der russischen Gesetzgebung freilich auch dann nicht würde haben erfüllen können, wenn er es gewollt hätte.

Digitized by Google

Viel größere Anziehungskraft als die russische Kirche muß naturgemäß an sich die russische Schule ausüben, weil es sich hierbei für alle Theile der Bevölkerung, nicht blos für die estnische und lettische, um das unentbehrlichste Mittel zum äußern Fortkommen handelt. Solange die Amtssprache in den Ostseeprovinzen die deutsche war, konnte dieser Druck nur in mäßigem Grade empfunden werden; fühlbarer ist er eigentlich erst mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1874 geworden, für die eingeborene Bevölkerung wenigstens, während die Deutschen durch staatliche Maßnahmen schon weit früher zur Erlernung des Russischen auf ihren höhern Lehranstalten genöthigt worden waren, obwol dasselbe nur für diejenigen einen praktischen Werth hatte, welche sich dem Staatsdienste widmeten.

Jetzt, wo die Reichssprache mit nachsichtsloser Strenge als die allein berechtigte behandelt wird, ist die Beherrschung derselben, wie gesagt, zum allgemeinsten Bedürfnisse geworden, und darin liegt die stärkste Waffe, über welche die Russificirungspolitik der Gegenwart verfügt. Die deutsche Schule hat fortan nur noch einen idealen Werth, die russische ist die unerläßliche Rüstung für den „Kampf ums Dasein", der in den Ostseeprovinzen einen besonders grausamen Charakter anzunehmen beginnt, seit die Regierung mit vollem Nachdrucke bestrebt ist, alle einigermaßen einflußreichen Stellungen in die Hände von Nationalrussen zu bringen, sodaß den Balten, wenn sie kein Vermögen besitzen, nichts übrigbleibt, als sich im Innern des Reiches ihr Brot zu suchen, wo man sie nicht für politisch gefährlich ansieht und ihnen deshalb mitunter ein Unterkommen gewährt.

Der Druck, der hierdurch auf die Gesammtheit wie auf die Einzelnen geübt wird, ist um so furchtbarer, als die deutsche Bildung nicht nur um ihren praktischen Werth gebracht, sondern auch äußerlich unmöglich gemacht werden soll. Vom August 1888 ab ist die Unterrichtssprache in den sämmtlichen öffentlichen Lehranstalten der Ostseeprovinzen die russische, in den städtischen Elementarschulen ganz und gar; in den Mittelschulen, ob staatlich oder ständisch, soll in drei Jahren dasselbe Ziel erreicht sein; auf dem Lande ist das umgekehrte Verfahren eingeschlagen: die Volksschulen haben eine zweijährige Frist erhalten, die Kirchspielsschulen (Fortbildungsschulen) müssen sofort russisch sein. Der Religionsunterricht ist facultativ und wird in der Sprache der Kinder ertheilt. Die Gründung deutscher Privatschulen ist beanstandet, weil in derselben sich ein nicht zu duldender Geist des Widerspruchs gegen die Maßnahmen der Regierung zeige und dem Curator das Personal zur Ueberwachung dieser Schulen nicht zu Gebote stehe. Was aus den gegenwärtig bestehenden Anstalten dieser Art werden wird, ist angesichts der auf völlige Vernichtung des deutschen Unterrichtswesens gerichteten Absichten der leitenden Kreise vorauszusehen: diejenigen Männer, welche hin und her im Lande deutsche Schulen ins Leben gerufen, haben es auf die Gefahr hin gethan, daß eines Tages die Zumuthung an sie herantritt, ihre Arbeit ebenfalls in den Dienst des Russenthums zu stellen, oder auf dieselbe zu verzichten und damit auch die eigene Zukunft zu gefährden.

Denkt man sich diese Schulen nun ebenfalls geschlossen, was bleibt den Aeltern übrig, welche ihren Kindern eine für das Leben ausreichende Erziehung geben wollen? Zunächst sind die russificirten Staatsgymnasien da; in diesen aber würde nur ein Bruchtheil derjenigen Knaben Unterkommen finden,

Digitized by Google

die des Unterrichtes bedürfen. Schon jetzt, wo das später unausbleibliche Zuströmen noch nicht begonnen hat, sind sie meist überfüllt. Im Gymnasium zu Reval kommt es vor, daß eine einzelne Klasse bis 70 Schüler zählt. Angesichts der unzureichenden Räumlichkeiten und knappen Mittel werden sich weitere Aufnahmen also wenigstens in großem Maßstabe von selbst verbieten.

Es bleiben die deutschen Schulen in Petersburg, denen man bisjetzt praktisch noch nicht zu nahe getreten ist, wenn es auch an Zumuthungen im Sinne der Russificirung nicht gefehlt hat. Allein auch hier ergeben sich Schwierigkeiten, die vielfach nicht werden überwunden werden können. Ob die genannten Schulen nun viele neue Schüler werden aufnehmen können, ist ebenso ungewiß, als ob sie dazu geneigt sein werden, weil sie sich sagen müssen, daß die wenn auch nur mittelbare Unterstützung, welche sie dem baltischen Widerstande auf diese Weise leisten, ihnen von der Regierung selbst eine Verfolgung zuziehen kann, die sie zu vermeiden allen Grund haben, da auch ihnen, wie gesagt, der Haß der Russificatoren auf den Fersen ist.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß in den deutsch-baltischen Kreisen selbst, wenn auch die Mehrheit für die Schließung der zu russificirenden Anstalten ist, ziemlich weitgehende Meinungsverschiedenheiten über die Haltung bestehen, welche nach Lage der Dinge in der Schulfrage geboten scheint. Grundsätzlich weicht man darin natürlich nicht voneinander ab, daß man die deutsche Bildung zu retten sucht; wohl aber gehen die Ansichten über das zu diesem Zwecke praktisch Erforderliche auseinander. In Estland z. B. gibt es eine nicht unbedeutende Gruppe, welche dem gemeinsamen Ziele dadurch näher zu kommen glaubt, daß man auf die Vorschläge der Regierung eingeht, d. h. die russische Unterrichtssprache in die ständischen Anstalten einführt, um sich auf diese Weise den bisherigen Einfluß auf die Leitung derselben zu bewahren, und namentlich um die deutsch-baltische Jugend zusammenzuhalten, sie vor Zerstreuung in alle Welt zu retten, von der man mit Recht das Schlimmste fürchtet. Daß diese Bedenken begründet sind, läßt sich nicht bestreiten. Andererseits steht aber freilich fest, daß die Vortheile, die man sich von der Nachgiebigkeit verspricht, auf bloßer Annahme beruhen, der nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit zu Hülfe kommt. Nach den bisherigen Erfahrungen läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß der eine Finger, den man Herrn Kapustin gibt, sehr bald dazu benutzt werden würde, die ganze Hand zu nehmen, d. h. den Einfluß der deutschen Stände auf die Leitung der freiwillig russificirten Anstalten zu vernichten und ihnen nur die eine Aufgabe zuzuweisen, die Kosten zu tragen für die Entfremdung und Verderbung der eigenen Kinder. Die Reue aber käme zu spät, denn der einmal gethane Schritt ließe sich nie wieder zurückthun.

Wenn es also Fälle geben kann, wo das grundsätzlich Richtige praktisch ungeeignet ist, so gehört dieser nicht dazu. Hier ist die unwandelbare Treue gegen die eigene Vergangenheit zugleich die einzige Gewähr dafür, daß die Zukunft nicht den schlimmsten Besorgnissen recht geben wird.

Das freilich ist gewiß, daß bei längerer Fortdauer der Lage nicht wenige dem Drucke erliegen werden, der in jedem Sinne auf dem kleinen Häuflein der baltischen Deutschen lastet. Allein wenn das deutsche Wesen sich nicht selbst aufgibt, kann sich ein Kern erhalten, wie er sich in den entsetzlichen Drangsalen

Digitized by Google

früherer Jahrhunderte erhalten hat. Man darf sich indessen nicht darüber täuschen, daß der Widerstand diesmal Schwierigkeiten bietet, welche frühern Jahrhunderten in dieser Weise fremd gewesen sind. An Brutalität haben es freilich weder die Polen im 16. Jahrhundert fehlen lassen, als sie die Jesuiten nach Livland zogen, um das protestantische Volk mit allen Mitteln der Gewalt und List zu „bekehren", noch die Schweden hundert Jahre darauf, da sie unter Vorwänden der durchsichtigsten und frivolsten Art sechs Siebentel der adeligen Güter einzogen und das baltische Deutschthum dadurch in seinen Grundfesten wanken machten. Weder die einen noch die andern verfügten jedoch über die zahllosen formell gesetzlichen Handhaben, mit welchen der moderne Staat die Widerstrebenden mürbe und unschädlich zu machen versteht, und mit denen die russischen Staatsmänner dem Lutherthume neben den „verwaltungsmäßigen" Gewaltmitteln beizukommen suchen.

Nur der Klinke der allgemeinen Reichsgesetzgebung bedarf es in der That, um das Fortkommen des Einzelnen in dem bisher eine Ausnahmsstellung genießenden Lande bis zum Unerträglichen und Unmöglichen zu erschweren und dadurch das Ganze in einen Zustand chronischen Siechthums zu versetzen, das nach und nach auch politisch lähmend wirken muß und wird.

Wie wird es z. B. werden, wenn die längst angekündigte Bestimmung in Kraft tritt, daß in Rußland alle höhern Beamtenstellungen nur Personen „griechisch-orthodoxen" Bekenntnisses zugänglich sein sollen, oder daß nur Rechtsanwalt werden kann, wer dem Justizminister politisch geeignet erscheint, u. s. w.? Das eine wie das andere ist nichts als eine Prämie auf nationale und religiöse Abtrünnigkeit und Ueberläuferei, und es wird viel Charakter dazu gehören, um der Versuchung zu widerstehen; denn die baltischen Deutschen sind im allgemeinen keine sonderlich wohlhabenden Leute, die große Mehrzahl ist darauf angewiesen, sich ihr Brot in mehr oder weniger abhängigen Stellungen zu verdienen. Bis vor kurzem galt zwar nicht der Grundsatz, wohl aber das Herkommen, daß die Beamtenstellen in den Ostseeprovinzen den Landeskindern gehörten; Russen kamen nur ausnahmsweise in diese Stellungen, und sie sehnten sich auch nicht nach denselben, da ihnen das baltische Wesen nie sympathisch war. Seit drei Jahren bahnt sich in dieser Hinsicht ein Umschwung an, der nach und nach zur völligen Verdrängung der Balten führen wird, ohne daß diesen das Innere des Reiches offen bliebe. Formell werden ihnen bisjetzt zwar noch keine Hindernisse in den Weg gelegt; thatsächlich aber müssen sie die Erfahrung machen, daß man jeden „Orthodoxen" vorzieht, gleichviel wie seine Leistungen sind. Nicht einmal in dem auswärtigen Dienst will man die Balten mehr, in welchem der baltische Adel seit anderthalb Jahrhunderten eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Es sind uns mehrere Fälle bekannt, wo man junge Leute der ersten Familien bei der Aufnahmeprüfung, so leicht diese an sich auch ist, hat durchfallen lassen, weil man eben nur noch „Stockrussen" zu verwenden wünscht.

Die Versuchung zum Abfall, das müssen wir wiederholen, ist unter diesen Verhältnissen, zu denen sich eine ungeheuere Erschwerung des wirthschaftlichen Daseins gesellt, um so größer, als schlechterdings kein Hoffnungsstrahl in das Dunkel der baltischen Gegenwart und Zukunft leuchtet. Nicht einmal moralische Unterstützung findet das baltische Deutschthum in seinem Kampfe gegen

Digitized by Google

einen Gegner, dessen Ueberlegenheit so ungeheuer ist, daß der Widerstand schon deshalb vorsichtige Formen annehmen muß, um nicht lächerlich zu werden. „Auch der Wurm", pflegt man halb verächtlich zu sagen, „krümmt sich, wenn er getreten wird." In dieser Lage befinden sich die 200000 Deutschen am Strande der Ostsee dem Hundert-Millionenreiche gegenüber, dessen Herrscher Krieg und Frieden, wie die Dinge heute liegen, in seinen Händen hat, und das aus diesem Grunde schon auch da der größten Rücksicht sicher ist, wo man innerlich vielleicht vermißt, daß es seinerseits nicht die mindeste Rücksicht auf seine deutschen Unterthanen nimmt, sie vielmehr mit einer Schonungslosigkeit behandelt, die nur durch grundsätzliche Voreingenommenheit erklärlich wird, so angesehen aber allerdings verletzend scheint.

Wir bezweifeln nicht, daß diese Empfindung in denjenigen deutschen Kreisen, welche den wahren Zusammenhang der Dinge kennen, getheilt wird. Allein einmal steht einer Bethätigung derselben die höhere Macht überwiegender Interessen entgegen, das andere mal ist die Zahl der Wissenden zu klein. Das große Publikum hat auch heute noch kaum eine Ahnung davon, daß es ein altes Culturgebiet der Nation gibt, wo alles Deutsche, weil es deutsch ist, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden soll, und kümmert sich deshalb um die Lage in den Baltischen Provinzen nicht.

Alle Versuche, mehr Licht über diese Lage zu verbreiten, sind bisjetzt fehlgeschlagen, weil es an der Grundlage fehlt, welche allein die Schule geben kann. In der Schule und selbst auf der Universität aber erfährt der junge Deutsche fast nichts davon, daß an die Eroberungen des Deutschen Ordens in Preußen sich eine sehr erhebliche colonisatorische Thätigkeit desselben in Livland geschlossen hat, deren Niederschlag eben das heutige Deutschthum der Ostseeprovinzen darstellt.

Im vorigen Jahrhundert noch war das anders, weil die baltische Jugend bei dem Mangel an eigenen Hochschulen damals auf deutschen Universitäten zu studiren pflegte. Seit der Wiederherstellung Dorpats (1802) hörte das zum guten Theil auf, und so geriethen die drei Lande, dank auch der Absperrungspolitik des Kaisers Nikolaus I., nach und nach in eine Vergessenheit, die sich bis zu diesem Augenblick nicht hat überwinden lassen. Und doch zählt die Literatur zur baltischen Heimatkunde gegen 9000 Werke. Professor Winkelmann in Heidelberg hat eine vortreffliche Uebersicht über das Vorhandene geliefert, die unsers Wissens stets vervollständigt wird. Allein es fehlt an dem Interesse, welches die Benutzung nach sich ziehen würde. Die Balten wissen das alles sehr genau, verstehen es als objectiv denkende Deutsche zu würdigen und rechnen auf nichts.

Allerdings sind sie auf der andern Seite mit ihrer eigenen Geschichte vertraut genug, um sich zu erinnern, daß zweimal, in der ersten Hälfte des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, unter ähnlich trostlosen Verhältnissen ihnen die Hülfe gekommen ist, wo die Noth am höchsten war.

Ueber die Polen, als sie das Privilegium Sigismundi Augusti, die Magna charta des livländischen Landesrechtes, gebrochen hatten, kam Gustav Adolf als Rächer und nahm ihnen das Land. Seinem Nachfolger Karl XII. aber ward die Mishandlung Livlands zu Ende des 17. Jahrhunderts (Güterreduction) durch Peter I. im Nordischen Kriege blutig heimgezahlt, der das Grab der schwedischen Größe heißt. Allein ihre noch immer unerschütterte Loyalität würde es

Digitized by Google

den Balten auch dann verbieten, den Vergleich weiter auszuspinnen, wenn sie nicht wüßten, daß das Deutsche Reich im 19. Jahrhundert nicht, wie Schweden und Rußland im 17. und 18. gethan, das Schwert zum Angriffe schwingt, sondern entschlossen ist, es nur zur Vertheidigung zu brauchen. Rußland hat also nur nöthig, seinerseits jede unmittelbare Herausforderung zu vermeiden, und es wird seinem Aufsaugungstriebe ungehindert und ungestraft nachgehen können. Ja wir sehen wol nicht zu schwarz, wenn wir glauben, daß es in Deutschland manche Leute gibt, die diesem Thun den raschesten und vollständigsten Erfolg wünschen, damit die vollendete Thatsache alle Unbequemlichkeiten ein für allemal aus der Welt schaffe, die sich aus der — jetzt noch gar nicht vorhandenen — „baltischen Frage" sonst vielleicht einmal ergeben könnten.

Frankreich unter der Präsidentschaft Sadi Carnot's.

Von **Karl Seefeld.**

Als die überaus schwere Krisis, welche die französische Republik im Jahre 1887 infolge der Wilson-Skandale durchmachte, durch die am 3. Dec. 1887 mit der ungeheuern Mehrheit von 616 Stimmen erfolgte Wahl Sadi Carnot's zum Präsidenten der Republik ihren befriedigenden Abschluß fand, konnten oberflächliche Beurtheiler der französischen Verhältnisse sich der Hoffnung hingeben, daß dieses schwer geprüfte Land nunmehr einer Periode ruhiger Entwickelung und fruchtbarer Arbeit entgegengehe. Die also urtheilten, mochten es sicherlich mit dem Lande gut meinen, aber sie legten eine nur allzu mangelhafte Kenntniß der in Betracht zu ziehenden Momente und insbesondere des Charakters der Nation an den Tag und setzten offenbar ihre Wünsche an die Stelle der Thatsachen. Sie haben nicht in Betracht gezogen, mit welcher Rücksichtslosigkeit und wilden Leidenschaftlichkeit sich in Frankreich nicht blos die Parteigänger der verschiedenen Staatsformen, sondern auch — was für die Republik noch weit bedenklicher und gefährlicher erscheint — die Anhänger der bestehenden Regierung untereinander bis aufs Messer bekriegen. Sie kennen auch nicht die ungemeine Sucht der Franzosen nach Aemtern und einträglichen Stellen, und wissen nicht, daß trotz des unausgesetzten, für den Haufen berechneten hochpatriotischen Phrasenschwalls der Staat für die Mitglieder der einzelnen Parteien, mit wenigen Ausnahmen, nichts anderes darstellt als die vielbeneidete und vielumworbene „fette Kuh", welche keiner dem andern gönnen will und die einer dem andern zu entreißen sucht. Sie haben endlich auch noch nicht die theatralische Art und Weise beobachtet, mit welcher in diesem Lande die Staatsgeschäfte besorgt werden, wobei in endlosen Programmen und Declarationen unaufhörlich Reformen und befreiende Thaten in Aussicht gestellt werden, die niemals zur Verwirklichung gelangen, während das Parlament vor lauter Intriguen und hochpolitischen Debatten kaum jemals zu ruhiger — übrigens auch von der stets aufregungsbedürftigen und stets nach

Digitized by Google

Neuem lüsternen pariser Bevölkerung und Presse gründlich verabscheuter und als langweilig gebrandmarkter — rein sachlicher Berathung Zeit findet. Wer jedoch den Dingen näher getreten ist, dem wird sich wol die Ueberzeugung aufdrängen müssen, daß von ruhiger Entwickelung in diesem Lande, zumal unter republikanischer Herrschaft, wol überhaupt nicht die Rede sein kann, und daß kein Volk zum Gebrauche der Freiheit, welche es beständig im Munde führt, deren nothwendige Voraussetzungen: Uneigennützigkeit und weise Selbstbeschränkung, ihm aber gänzlich fehlen, weniger geeignet erscheint als das französische.

Zwar hat sich die Wahl Carnot's zum Staatsoberhaupte, wiewol sie nicht in vorausbestimmter Absicht, sondern unter dem Zwange der Umstände erfolgte, in jeder Hinsicht als glücklich erwiesen. Ja es dürfte gar manchen unparteiischen Beobachter geben, der zu dem Schlusse gelangt, daß dieser Präsident zu gut sei für diese Republik und daß in ihm eine ausgezeichnete Kraft an eine undankbare, hoffnungslose Aufgabe verschwendet werde. In der That kann man kaum mit tieferm, durchaus nicht französischem Ernste und mit größerer Gewissenhaftigkeit die Pflichten des ihm obliegenden hohen Amtes erfassen und erfüllen, als dies von seiten des gegenwärtigen Präsidenten geschieht, welcher — ein unerhörter Fall — die stets schußbereite pariser Spottsucht und Nergelei bisher zu keinen schärfern Leistungen anzuregen vermochte als zu einigen armseligen Witzeleien über seine angeblich steife nnd nicht genug französische Körperhaltung und über — den Schnitt seiner Kleidung („la coupe de son paletot"). Dagegen hat er sich die Achtung selbst der Gegner der gegenwärtigen Staatseinrichtungen zu erwerben gewußt durch die ruhige Würde und den wirklich staatsmännischen Geist, mit welchen er seines Amtes waltet und die in einem Lande, wo die Leidenschaft auch in politischen Dingen das große Wort zu führen pflegt, Eigenschaften von ganz besonders hoher Bedeutung sind. Republikaner von Ueberzeugung und erprobter Treue, von einer Lauterkeit und Unantastbarkeit des Charakters, welche auch die erbittertsten Feinde der Republik nicht in Frage zu ziehen wagen, allen Vorgängen im Lande die ungetheilte Aufmerksamkeit widmend, die tiefen Spaltungen der herrschenden Partei unausgesetzt durch Mahnungen zur Mäßigung und Einigung zu überbrücken trachtend, hat Sadi Carnot von allem Anbeginn an sein Amt durchaus nicht als Ruheposten aufgefaßt, sondern besonders durch die für ihn nicht wenig anstrengenden Reisen, welche er in verschiedene Theile Frankreichs unternahm, durch sein taktvolles Benehmen bei allen öffentlichen Anlässen, und endlich durch den Glanz, mit dem er, von seiner würdigen Gemahlin, einer vollendeten Weltdame, unterstützt, den eigenen Haushalt zu umgeben und — im schärfsten Gegensatze zu seinem darob von den Parisern nicht wenig aufgezogenen und angegriffenen knauserigen Amtsvorgänger — den Repräsentationspflichten seiner Stellung gerecht zu werden versteht, so viel an ihm gelegen, für das Ansehen der Republik und deren Oberhaupt und für die Befestigung und Verbreitung der republikanischen Ideen trotz der noch kurzen Dauer seiner Amtsführung mehr gethan als irgendeiner der frühern Inhaber dieses Amtes.

Ihn trifft daher sicherlich nicht Verantwortung und Schuld dafür, wenn es trotz alledem mit der französischen Republik allem Anscheine nach immer mehr bergab geht, und wenn sich daselbst nachgerade Zustände ausbilden, die von voller Anarchie nur schwer zu unter-

Digitized by Google

scheiden sind. Man möchte wirklich, auch ohne sonst Fatalist zu sein, in diesem Falle eine Art von Verhängniß annehmen, das über den Geschicken dieses Landes waltet, wenn man sieht, wie ein Mann, der seinem Ursprung und Wesen nach gewiß durchaus gemäßigt ist, dennoch durch die Umstände immer mehr nach links getrieben und genöthigt wird, die Leitung der Geschäfte Händen zu überlassen, über deren unheilvollen Einfluß auf die Stetigkeit der Verhältnisse er sich persönlich wol kaum einer Täuschung hingeben dürfte. Thatsächlich aber ist es das wüste Treiben der Parteien, welches das Land in die gegenwärtige, sehr bedenkliche Lage gebracht hat und den Bestrebungen eines verwegenen Agitators Vorschub leistet, die, wenn es den Parteien wirklich, wie sie vorgeben, um das Interesse des Staates, und nicht nur um das eigene zu thun wäre, niemals bis zu ihrer derzeitigen Stärke und Gefährlichkeit hätten heranwachsen können.

Ein kurzer Rückblick auf den Gang der Ereignisse seit Carnot's Regierungsantritt wird dies klar machen.

Das Ministerium Tirard, durch dessen nach ziemlichen Schwierigkeiten erfolgte Berufung der Präsident einerseits seiner gemäßigten Gesinnung und andererseits seinem Bestreben, die stets verkündigte, aber niemals verwirklichte „Concentration" der Republikaner zur Durchführung zu bringen, Ausdruck gegeben hatte, war kaum ins Amt getreten und hatte noch nicht einmal Zeit gehabt, seine Declaration vom 15. Dec. 1887, die ein reines Arbeitsprogramm enthielt und füglich von den Republikanern aller Schattirungen unterschrieben werden konnte, zur Verlesung zu bringen, als der linke Flügel dieser Partei auch schon das Todesurtheil über dasselbe verkündete und die feste Absicht aussprach, dieses Ministerium bei der nächsten besten Gelegenheit zu Falle zu bringen. Mit Mühe hatte es sich nicht viel mehr als drei Monate — diese Galgenfrist mußte ihm nothwendigerweise zur endlichen Durchbringung des schon ungebührlich lange in der Schwebe belassenen Budgets für 1888 gegönnt werden — über Bord gehalten. Während dieses Zeitraums hatte, und zwar am 5. Jan. 1888, die theilweise Erneuerung des Senats durch Erwählung von 82 neuen Senatoren stattgefunden, von der man, wenn ihr auch keine ausschlaggebende Wichtigkeit beizumessen ist, doch nicht behaupten kann, daß sie eine Erstarkung des republikanischen Einflusses bekundete. Auch war der schon seit lange drohende Zusammenstoß mit dem bisher nur heimlich agitirenden General Boulanger zum offenen Ausbruche gelangt und hatte mit der disciplinaren Versetzung desselben in den Ruhestand zwar seinen officiellen Abschluß erhalten, zugleich aber dadurch dem „brav' général" die Möglichkeit geboten, nunmehr die Fahne des Frondeurs und Agitators erst recht zu entfalten und seine Volksbeliebtheit zu Gunsten seiner ehrgeizigen Pläne ungehindert auszubeuten. Nun schlug die schon längst im voraus festgestellte Todesstunde des Ministeriums, welches nach der Bewilligung des Budgets in der Sitzung vom 30. März einer Verbindung der Radicalen mit der monarchistischen Rechten anläßlich der von den erstern aufs Tapet gebrachten Frage der Revision der Verfassung zum Opfer fiel.

Ueber die Person desjenigen, dem die Erbschaft des Ministeriums Tirard zufallen sollte, konnte kaum ein Zweifel bestehen. Ohnehin war die Anzahl der von der ministermörderischen Republik noch verschont gebliebenen Männer von Bedeutung auf ein Geringes herab-

Digitized by Google

gesunken. Unter diesen aber war es ohne Widerrede der bisherige Kammerpräsident Floquet, welcher sich bei den Republikanern infolge des Taktes, der Energie und Geschicklichkeit, womit er seines Amtes waltete, sowie dank einer feurigen, in geistreichen Bemerkungen und bombastischen, schillernden Phrasen sich gefallenden Rednergabe, und überhaupt zufolge seines äußerlich jovialen, hitzig zufahrenden, echt französischen Wesens einer unstreitig größern Autorität erfreute und schon längst von vielen Seiten als der prädestinirte Ministerpräsident — wennschon nicht Präsident der Republik — bezeichnet wurde. Ruhig denkende, weiter blickende Leute mochten allerdings finden, daß die Lenkung eines Staatswesens doch andere und schwierigere Aufgaben stelle als die Lenkung einer Kammer — und sei sie auch so stürmisch und schwer lenkbar wie die französische —, und daß die etwas allzu radical angehauchten und dem äußersten linken Flügel der Partei nahe stehenden Anschauungen, welche Floquet bisher an den Tag gelegt hatte, nicht gerade diejenigen seien, die der Republik in ihrer gegenwärtigen schwierigen Lage nothtäten und welche eine Beruhigung und Verschmelzung der innerhalb der Partei bestehenden Gegensätze voraussehen ließen. Wie es scheint, waren es auch Bedenken dieser Art, welche den Präsidenten der Republik davon abgehalten hatten, Floquet schon gleich nach seinem Regierungsantritte, wie man erwartet hatte, die Leitung der Geschäfte zu überlassen. Jetzt aber, nach dem Sturze des Ministeriums Tirard, blieb wol nichts anderes mehr übrig. Auch war ja, angesichts der aufsteigenden Gefahr Boulanger, ein stärkerer Arm, wie man ihn wol Floquet zutrauen konnte, dringend nöthig, und es ließ sich überdies hoffen, daß eben mit Rücksicht auf diese den Bestand der Republik bedrohende Gefahr die einzelnen Fractionen sich selber einige Mäßigung auferlegen und wenigstens auf eine Zeit lang ihre Kämpfe einstellen würden.

Aber schon das Regierungsprogramm, welches der neue Ministerpräsident in der Kammersitzung vom 3. April verlesen, und die Aufnahme, die dasselbe bei den Opportunisten gefunden hatte, ließen nur allzu deutlich erkennen, auf wie schwankender Grundlage diese Hoffnung beruhte und wie wenig für die Parteien andere Rücksichten als das Verlangen nach dem Besitze der Macht in die Wagschale fallen. Floquet hatte zwar nicht alle Punkte des Programms der unter Führung Clémenceau's stehenden und ihm eng verbundenen Radicalen in das seinige aufgenommen, er hatte aber doch nicht unterlassen können, die Verfassungsrevision — allerdings unter Vorbehalt des ihm hierzu passend scheinenden Zeitpunktes — sowie einen Gesetzentwurf „zur endgültigen Regelung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat" in Aussicht zu stellen. Diese Ankündigung genügte, um einen Sturm der Entrüstung gegen das neue Cabinet seitens der Opportunisten zu entfesseln, welche in ihren Organen demselben mit kaum geringerer Feindseligkeit begegneten als die monarchistischen Parteien. Da auch die Haltung des Senats, aus naheliegenden Gründen, von Anbeginn an eine dem Cabinet durchaus nicht freundliche war, und da das vom Finanzminister Peytral eingebrachte Budget für 1889 eine fast allgemeine üble Aufnahme fand, die in der Zusammensetzung der Budgetcommission zum unverkennbaren Ausdrucke gelangte, so stand zu befürchten, daß das Ministerium Floquet-Goblet-Freycinet, welches seine Freunde als eine neue Auflage des „großen Ministeriums" Gambetta gefeiert hatten, nicht

Digitized by Google

einmal die kurze Lebensdauer dieses letztern erreichen würde, wäre nicht Floquet von derselben Seite wieder Unterstützung zutheil geworden, welche auch schon vorher in unbeabsichtigter Weise zu seiner Beförderung zur Machtstellung beigetragen hatte. Der Kampf mit dem Boulangismus ist es, der Floquet aus allen parlamentarischen Ränken und Fährlichkeiten bisher unversehrt hervorgehen ließ, der sogar bei mehrern Gelegenheiten, freilich nur für den einzelnen Fall, zu der so oft vergeblich angerufenen Vereinigung der Republikaner führte, und der überhaupt der ganzen bisherigen Regierungsperiode nicht minder Floquet's, wie des Präsidenten Carnot die Signatur verleiht.

Es ist schwierig, in kurzen Worten diesen eigentlich undefinirbaren Streber zu kennzeichnen, welcher für seine zweifellos große Volksthümlichkeit in Frankreich kaum einen andern Rechtstitel aufzuweisen hat als den, ein schöner Mann und guter Reiter zu sein — und dessen letzte Absichten trotz der endlosen Proclamationen, Reden, Briefe u. s. f., mit denen er das Land überschwemmt, trotz der ungeheuern Red- und Schreibseligkeit, die ihn und seine Anhänger auszeichnen, noch immer in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind —, der das Wort „Republik" beständig im Munde führt, während er alles thut, um das Ansehen dieser Staatsform und deren Vertreter zu erschüttern, und zu diesem Zwecke ohne Scheu Arm in Arm mit der imperialistischen und theilweise auch der royalistischen Partei einherschreitet. Dieser neueste Retter der Gesellschaft, dessen ganzes bisher entwickeltes Programm nur in der Verneinung, in der unaufhörlichen Wiederholung der das Um und Auf seiner eingestehbaren Pläne bildenden Worte: Kammerauflösung und Verfassungsrevision! besteht, und der in seinem Anhange unter dem Namen der „Nationalpartei" alles zu vereinigen sucht, was das Land an unzufriedenen Elementen in sich schließt; dieser Dictator im Embryo, welcher dem Lande keine Ruhepause gönnt, in seinen Kundgebungen eine selbst in Frankreich selten gehörte Sprache des Aufruhrs führt, das Land von einem Ende zum andern durchzieht und überall das Plebiscit zu seinen Gunsten hervorzurufen sucht; heute mit den strikenden Arbeitern Händedrücke austauscht, morgen mit Vertretern des Klerus verheißungsvolle, süße Blicke wechselt, und der, die Deroulède und Köchlin unter seine Fittiche nehmend, auch niemals der Menge in dem stets der Wirkung sichern Gloriensche des Deutschenhasses und der Revanchelust sich zu zeigen unterlassen hat — dieser Held des Tages und der Zukunft bildet — darüber kann es kaum eine Meinungsverschiedenheit geben — sicherlich die ernsteste und dringendste Gefahr, welche der dritten französischen Republik seit ihrem Bestande erwachsen ist. Es ändert nichts an diesem Sachverhalte, wenn man sich sagt, daß es die Republikaner selber sind, welche durch ihre Miswirthschaft und Uneinigkeit den Boulangismus gezeitigt und zu solcher Bedeutung gebracht haben. Ebenso wenig vermag es viel daran zu ändern, daß sich in der Kammer, deren Unpopularität im Lande groß ist, angesichts der Umtriebe des brav' général endlich eine rein republikanische Mehrheit fand, welche besonders in der bewegten Sitzung vom 5. Juni 1888 den nach einer großen, den Parlamentarismus bekämpfenden Programmrede gestellten Antrag desselben auf Revision der Verfassung zu Falle brachte. Daß aber die boulangistische Bewegung im Lande bereits tiefe Wurzel geschlagen und nicht nur nicht — wie von vielen Seiten deshalb, weil man in Paris,

Digitized by Google

von dem monatelangen, ungeheuern Reclamegeschrei ermüdet, eine Zeit lang weniger von Boulanger sprechen hörte, sowie infolge seiner in der Ardèche erlittenen Schlappe voreilig angenommen wurde — im Niedergange begriffen ist, sondern im Gegentheil an Ausdehnung immer mehr zu gewinnen scheint, dürfte nach dem Ausfalle der am 19. Aug. in drei Departements (Somme, Charente-Inférieure und Nord) stattgehabten Deputirtenwahlen, aus welchen Boulanger mit ungeheuern Mehrheiten hervorging, kaum noch für irgendjemand zweifelhaft sein. Umsonst weist man darauf hin, daß diese Mehrheiten zum größten Theile aus antirepublikanischen Wählern zusammengesetzt sind, und daß Boulanger in dem Maße an republikanischen Anhängern verliert, als er sich unbedenklicher mit den monarchischen Parteien, und besonders mit dem bonapartistischen Theile derselben verbindet, die sich seiner als wirksamen Mauerbrechers gegen die Republik bedienen. Wenn man bedenkt, daß fast alle seit 1885 stattgehabten partiellen Wahlen (Senats-, Deputirten-, Generalraths- und Mnnicipalwahlen), wo nicht eine deutliche Abnahme, so doch einen nicht minder bedenkenerregenden Stillstand des republikanischen Einflusses erkennen ließen, wenn man die im Vergleiche zur herrschenden Partei feste Organisation und das geschlossene Vorgehen der Rechten, und wenn man überhaupt in Betracht zieht, welche Summe von Misbehagen und Unzufriedenheit mit der bestehenden Verwaltung sich innerhalb 18 Jahren — eines Zeitraums, welcher schon an sich der äußersten Grenze der einer französischen Regierungsform eingeräumten durchschnittlichen Lebensdauer nahe kommt — im Lande angesammelt hat — und es hat an guten Gründen dazu wahrlich nicht gefehlt — so erscheint jene Coalition in einem für die Republik durchaus nicht weniger gefahrdrohenden Lichte.

Dazu kommt, daß die Einigkeit zwischen den Republikanern gerade nur so lange vorgehalten hat, als die Gefahr ihnen sozusagen körperlich gegenüberstand. Denn kaum war das Parlament in die Ferien gegangen nach einer Session, deren thatsächliches Ergebniß gleich Null war (das Arbeiter-Unfallversicherungsgesetz und das Militärgesetz, welche viel angefochtenen Entwürfe, jener in der Kammer, dieser im Senat, die beiden fast ausschließlichen und jedenfalls die bei weitem wichtigsten Berathungsgegenstände bildeten, sind ja noch lange nicht in beiden Vertretungskörpern endgültig beschlossen), so hat das widerliche Gezänke zwischen den einzelnen republikanischen Fractionen von neuem, und zwar mit vermehrter Heftigkeit begonnen. In der That ist die Kluft, welche die Anhänger Jules Ferry's von denen Clémenceau's in ihren Anschauungen trennt, von den weitern Parteiungen in und außer dem Rahmen dieser beiden großen Gruppen ganz zu schweigen, so unausfüllbar, die Eifersüchtelei, Gehässigkeit und Sucht nach Ministersitzen bei den Führern so groß, daß an ein dauerndes Zusammengehen derselben, wenigstens beim Bestande der gegenwärtigen Kammer, ernstlich nicht gedacht werden kann. Dies zeigt sich vor allem in den Anschauungen der Parteien rücksichtlich der Mittel und Wege, deren man sich zu bedienen hat, um den stark verfahrenen Staatskarren wieder flott zu machen und in Sicherheit zu bringen. Während die Linke dem Führer der Nationalpartei einfach sein Programm entnehmen will, dessen Heilmittel: Auflösung, Revision, gleichfalls auf ihre Fahne schreibt, und in ihrem äußersten Ausläufer vor allem die Aufhebung des Senats und die Abschaffung der Präsidentschaft der Republik

Digitized by Google

verlangt, will die Rechte der Republikaner von keinerlei Verfassungsänderung, nicht einmal von der seitens der Mehrzahl der Generalräthe geforderten Abschaffung des Listenscrutiniums und Rückkehr zur Wahl nach Arrondissements etwas wissen. Floquet, der einem Votum zu Gunsten der Verfassungsrevision sein Portefeuille dankt und, von seinen Freunden gedrängt, die Einlösung des von ihm gegebenen Wortes nicht länger aufschieben zu können meint, legte dem am 15. Oct. wieder zusammengetretenen Parlament einen Gesetzentwurf vor, der die Dringlichkeit der Revision ausspricht und die Ueberweisung der Vorlage an die mit der Prüfung ähnlicher Entwürfe bereits betraute Commission verlangt. Nach seinem Plane handelt es sich, wie die Opportunisten richtig sagen, um die „Entmannung des Senats" durch die beabsichtigte Entziehung seiner Mitwirkung bei der Finanzgesetzgebung und bei der Auflösung der Kammer, wie durch die Verkürzung der Amtszeit seiner Mitglieder und des Vetorechts. Auch dem Präsidenten der Republik soll das Recht zur Auflösung der Kammer genommen werden, sodaß letztere der Souverän Frankreichs würde. Dem gegenüber wollen die Vorschläge zur Aenderung der Zusammensetzung und Aufgaben des Staatsraths und zur Erzielung einer größern Stetigkeit der Regierung wenig besagen.

Erhielt nun auch das Ministerium durch Annahme seines Antrags mit 307 gegen 181 Stimmen ein Vertrauensvotum, so hat es doch die Radicalen keineswegs befriedigt, dagegen die Opportunisten, welche die Verfassung von 1875 als ein noli me tangere betrachten, auf das äußerste erbittert und zur Ankündigung ihres energischen Widerstandes veranlaßt. Da in dieser Session außerdem auch das von der republikanischen Rechten bekämpfte Budget, sowie mehrere im Schoße der Kammer vorbereitete Anträge bezüglich der obenerwähnten Rückkehr zum frühern Wahlmodus, sowie wegen Einführung des Systems der theilweisen, an Stelle der bisher stattfindenden ganzen Erneuerung des Abgeordnetenhauses zur Berathung gelangen werden, über welche Fragen im Schoße der Republikaner die größten Meinungsverschiedenheiten herrschen, und da endlich auch Cäsar-Boulanger zur Feier seines siegreichen Wiedereinzuges in das von ihm so arg mishandelte Parlament im Vereine mit seinen monarchischen Freunden für Abwechselung und Ueberraschung Sorge tragen wird, so lassen sich sehr stürmische, für den Fortbestand des derzeitigen Ministeriums entscheidende Tage unschwer voraussehen. Was jedoch geschehen wird, wenn Floquet trotz seiner großen parlamentarischen Geschicklichkeit dem vereinigten Angriffe der Monarchisten und Opportunisten unterliegen sollte, dafür lassen sich derzeit kaum Vermuthungen aufstellen. Leicht könnte der Fall eintreten, daß die Unmöglichkeit, bei der Zerfahrenheit der republikanischen Parteien noch eine neue, halbwegs lebensfähige Regierung zu bilden, zur vorzeitigen Auflösung der Kammer und damit zur Erfüllung der ersten von Boulanger gestellten Forderungen führt. Sollte es aber auch dem so allgemein unbeliebten Parlamente vergönnt sein, noch durch einige Monate sein Scheindasein fortzufristen, so schlägt doch jedenfalls im folgenden Jahre die Stunde, wo es vom Schauplatze seiner unrühmlichen Thätigkeit, oder richtiger gesagt, Unthätigkeit wird abtreten müssen. Schon rüsten sich die Parteien im Lande zu den allgemeinen Wahlen, welche im Jahre der Centenarfeier der Revolution und der Weltausstellung stattfinden sollen und die ohne Zweifel eine über Sein und Nichtsein der jetzigen Staatsform

Digitized by Google

entscheidende Bedeutung haben würden. Es ist immer eine misliche Sache, in politischen Dingen Prophezeiungen anstellen zu wollen, zumal bei einem so unberechenbaren Volke, wie das französische nach jeder Richtung hin ist. Aber so viel scheint sicher und kann schon jetzt behauptet werden, daß, wenn die dritte französische Republik aus der bevorstehenden großen Wahlschlacht mit heiler Haut hervorgehen sollte, sie eine zähere Lebenskraft an den Tag gelegt haben wird, als ihr nach dem heutigen Stande der Dinge und besonders mit Rücksicht auf die heillose Miswirthschaft ihrer Vertreter selbst von ihren nachsichtigsten Beurtheilern füglich zugemuthet werden konnte.

Der Hexenglaube und seine Nachfolger.

Von **Dr. Léon Wespy.**

Schon im Alterthume gab es „Zauberer", die man für gottbegeisterte Sendlinge hielt und deshalb für unverletzlich erklärte. Anders gestaltete sich das Verhältniß im Mittelalter, namentlich im 15., 16. und 17. Jahrhundert. Damals galten die Unglücklichen, welche man für Zauberer hielt, als vom Satan besessen: sei es, daß sie freiwillig oder von ihm verführt mit demselben einen ausdrücklichen Pact schlossen, sich ihm „verschrieben"; sei es, daß der Teufel gewaltsam in sie fuhr, sie „besaß". Im erstern Falle waren die Aermsten unweigerlich dem Tode verfallen, in letzterm suchte man dem Teufel sein Opfer zu verleiden, indem man dasselbe durch den Exorcismus und andere Mittel zu einem unangenehmen Aufenthalte machte. Wie erklären sich nun eigentlich all die Erscheinungen, welche auf Hexen und Zauberer schließen ließen? Meistens wurden Frauen, vielfach auch Kinder, sehr selten Männer, von jenen Erscheinungen befallen, die als Krämpfe und Hallucinationen zu betrachten sind, wie sie, bis aufs Haar übereinstimmend, heutzutage noch bei Wahnsinnigen und Hysterischen sich finden, ansteckend auf Empfängliche wirkend, wie ehemals die Hexerei. Auch die anderweitigen Anzeichen der Hexerei finden sich bei unsern Hysterischen: die Vorliebe für grelle Farben, welche sich aus der Abstumpfung der Sehnerven erklärt, Neigung zur Unsauberkeit; theilweise, ja völlige Unempfindlichkeit des Körpers (Sigillum Diaboli), der bei Verwundungen an den betreffenden Stellen nicht blutet; das Aufblähen von Hals, Brust und Leib u. s. w.

Im 18. Jahrhundert ist man von dem Hexenglauben zurückgekommen, aber immer noch deutete man die Hysterie falsch. Indem man die von jener Krankheit Behafteten vielfach für gottbegeisterte Wunderthäter hielt, die man verehrte, ja anbetete, verkehrte man den Irrthum der frühern Jahrhunderte in sein ebenso thörichtes Gegentheil. Das Symptom der Hysterie, welches sich der Wunderglaube des 18. Jahrhunderts nutzbar macht, besteht in Folgendem. Bei der Kranken hört ganz plötzlich

Digitized by Google

irgendeine Thätigkeit des Körpers auf: sei es, daß irgendein Glied die Bewegung versagt, sei es, daß die Kranke nicht hört, sieht, schmeckt und Aehnliches. Oft verschwindet das Leiden dann ebenso plötzlich, wie es gekommen ist, von selbst, oder es weicht langsam einem Heilverfahren. Am häufigsten tritt ersteres ein, und zwar infolge einer heftigen Gemüthsbewegung. Daß diese bei gläubigen Gemüthern gerade an geweihten Stätten, an den Gräbern von Heiligen u. s. w. sich besonders häufig geltend macht, ist leicht erklärlich, und somit erscheinen uns jene Heilungen von Tauben, Blinden, Lahmen sowie von angeblich Wassersüchtigen, mit Klumpfuß, Maulsperre u. s. w. Behafteten ganz natürlich. Wir haben es in allen diesen Fällen mit Aeußerungen der Hysterie zu thun, welche kein Wunder, sondern die durch den Wunderglauben hervorgerufene Gemüthserregung verschwinden ließ. Andere als hysterische Fälle sind so nie geheilt worden, freilich wurden die Miserfolge stets nach Kräften todtgeschwiegen. Der französische Arzt Paul Regnard hat in einem kürzlich veröffentlichten Werke* alles dies in überaus fesselnder und überzeugender Weise klar gestellt und durch Zeugnisse belegt. Vor den Angriffen der katholischen Geistlichkeit schützt er sich dabei geschickt dadurch, daß er lauter solche „Wunder" anführt, die am Grabe des Diakonen Pâris zu Saint-Médard geschehen sind. Dieser Geistliche war nämlich ein Abtrünniger, vom Papste ausdrücklich Abgefallener, der sich offen als Anhänger Jansen's bekannt hatte. So muß der katholischen Kirche selbst daran liegen, daß Pâris keine Wunder verrichte. Da dies doch geschah, so haben wir in den „Wundern" ausgezeichnete Studienobjecte, die Regnard vortrefflich verwerthet hat. Der Epidemie von Saint-Médard wurde vom Könige 1739 Einhalt gethan, indem der Friedhof geschlossen wurde, auf dem sich das angeblich „Wunder" wirkende Grab des Diakonen Pâris befand. Damals schrieb ein Spaßvogel an die Friedhofsthür:

De par le Roi, défense à Dieu
De faire Miracles en ce lieu!

(Der König untersaget, daß hinfort
Gott Wunder thut an diesem Ort.)

Ein Ende wurde dem Spectakel in Saint-Médard aber erst gemacht, als man 1740 die ärgsten Wunderthäter in die Krankenhäuser steckte. Sind nun auch die Wunderepidemien seltener geworden, so kommen doch dieselben leider immer noch vor, und noch lange Zeit wird vergehen müssen, bis das aufgeklärte Volk nicht mehr an solche Wunder glaubt.

Vorläufig sind wir noch weit von jener Zeit entfernt; das beweist das Verhalten der großen Menge den Erscheinungen gegenüber, die man misbräuchlich mit dem Namen „thierischer Magnetismus" belegt, die man jedoch richtiger „Somnambulismus" nennen müßte. Wie bei den meisten wissenschaftlichen Beobachtungsthatsachen, muß man sich auch hier im wesentlichen auf die Feststellung der Erscheinungen beschränken, für die man eine erschöpfende Erklärung nicht zu geben vermag. Ein nicht unterstützter Körper folgt der Anziehungskraft der Erde; wie erklärt sich aber die von dieser ausgeübte Anziehung? Auch beim Somnambulismus muß man sich vielfach daran genügen lassen festzustellen, und darf nicht

* Vgl. „Les maladies épidémiques de l'esprit: Sorcellerie, Magnétisme, Morphinisme, Délire des grandeurs" (Paris, Plon, Nourrit u. Comp., 1887).

Digitized by Google

wagen zu erklären; vor allen Dingen aber muß man seinen Erörterungen nur ganz unumstößliche Thatsachen zu Grunde legen, denn auf keinem Gebiete ist mehr Schwindel getrieben worden als auf dem des Somnambulismus.

Der Somnambulismus ist eine Nervenkrankheit, die sich hervorrufen, behandeln, heilen läßt und lediglich eine andere Form des Schlafes bedeutet. Dem Einschlafenden erschlaffen zuerst die Muskeln, alsdann schwinden die Sinne: zuerst das Gesicht, zuletzt das Gehör, aber die organischen Thätigkeiten des Körpers vollziehen sich „automatisch" weiter, sind also dem Willen des Gehirns entzogen und werden lediglich durch „Reflexe", d. h. vom Rückenmarke aus geleitet, wie z. B. beim Frosche, der, obgleich ihm der Kopf abgeschnitten ist, noch die ätzende Flüssigkeit, welche man ihm auf die Schwimmhäute getropft hat, zu beseitigen sucht. Der „Somnambule" ist nichts anderes als ein Schlafender, bei dem diese Reflexthätigkeit sehr stark ausgebildet ist. Da es sich nun durch angestellte Versuche nachweisen läßt, daß die Träume zumeist an Wahrnehmungen anknüpfen, welche die noch nicht völlig eingeschläferten Sinne machen, ja daß man die Träume beeinflussen kann, indem man andere Eindrücke wachruft, so sind die Bestandtheile gegeben, auf denen sich die sogenannten Wunder des Somnambulismus aufbauen.

Der Schlaf kann verschiedene krankhafte Stadien annehmen, so das der Schlafsucht, welche während mehr als eines Jahres den Menschen in ihren Fesseln zu halten vermag, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Das zweite bezeichnet man mit dem Namen Somnambulismus, muß aber hier den angeborenen und den künstlich hervorgerufenen unterscheiden. Der erstere ist treffend mit dem Namen „Automatismus" belegt worden, dem z. B. der Soldat unterworfen ist, welcher während des Marsches schläft, die Frau, die im Schlafe weiter strickt. Doch ist dies nur der erste Grad des Automatismus. Der zweite und eigentliche macht den Menschen zu einem willenlosen Geschöpfe, dessen Geistesthätigkeit völlig schläft. Man kann letztere aber wecken, ganz oder theilweise, ja selbst einen einzigen Gedanken, der alsdann der Ausgangspunkt eines wohlgeordneten Traumes zu werden vermag. Da nun bei dem Somnambulen die Bewegungsthätigkeit noch wach ist, so vermögen sich die Träume in Bewegungen Ausdruck zu verschaffen, von denen der Kranke nach dem Erwachen durchaus nichts mehr weiß. Dieser Punkt vermag, wie die Vorgänge in Frankreich jüngster Zeit beweisen, für die Rechtsprechung die größte Bedeutung zu gewinnen; denn es kann vorkommen, daß der Automat freiwillig oder veranlaßt in seiner Geistesabwesenheit Verbrechen der schwersten Art begeht, für welche er die Strenge des Gesetzes fühlen muß, ohne sich irgendeiner Schuld bewußt zu sein.

Eine Eigenthümlichkeit, deren wir schon erwähnten, ist die, daß der Automat nach dem Erwachen nichts mehr von dem weiß, was er während des Anfalls gethan und gesagt hat; dagegen kehrt die Erinnerung bei dem nächsten Anfalle sofort wieder, und der Automat führt die seinem Traume entsprechenden Thätigkeiten genau an der Stelle weiter, wo er dieselben beim letzten Erwachen unterbrochen hat. Die automatischen Thätigkeiten können so lebenswahr werden, daß sie als krankhafter Zustand dem Uneingeweihten nicht mehr erkennbar sind. Das sind solche Fälle, in denen man nicht mit Unrecht von einem

Digitized by Google

Doppelleben gesprochen hat; leider fügte man aber nicht hinzu, daß die automatische Hälfte nicht vom Geiste geleitet ist, also nicht unter die Verantwortlichkeit des betreffenden Menschen fällt.

Im Mittelalter wurden die vom Automatismus Befallenen als Besessene oder Zauberer behandelt, dem Exorcismus unterworfen, meistens sogar verbrannt. Meisterhaft vom medicinischen Standpunkte aus schildert Shakespeare in Lady Macbeth eine vom natürlichen Somnambulismus oder Automatismus heimgesuchte Kranke.

Die zweite Art des Somnambulismus ist der künstlich hervorgerufene, der irrthümlich mit dem Namen Magnetismus belegt wird. Je nach dem Verfahren und je nach der demselben unterworfenen Persönlichkeit kann diese Art des Somnambulismus in verschiedenen Formen auftreten und zwar als 1) hypnotischer Schlaf, 2) Starrsucht, 3) Automatismus.

Der hypnotische Zustand ist schon seit alters her bekannt gewesen und stets durch anhaltendes Anstarren eines Punktes hervorgerufen worden, und zwar um so leichter, je größer die Gemüthserregung war, in die der Betreffende versetzt wurde, und je mehr er dem angeschauten Punkte eine wunderbare Eigenschaft zuschrieb. Als Beispiele seien genannt die indischen Fakire und die Mönche von Athos. Auch Geräusch kann hypnotisirend wirken, wie die Anhänger Hussein's des Märtyrers beweisen, welche durch eintöniges Trommeln in Hypnose verfallen. Diese Hypnotisirten werden vielfach völlig empfindungslos (vgl. das Sigillum Diaboli bei den Hexen), sodaß jene Husseinisten die furchtbarsten Martern erdulden, ohne sich derselben bewußt zu werden. Die Mitglieder einer Sekte in Algier, zu deren Gebräuchen es gehört, sich in diesen Zustand zu versetzen, lecken an glühendem Eisen, kauen stachelige Früchte, verschlucken lebendige Spinnen und Skorpione u. s. w. Die Hypnose wurde nun durch Schwindler weidlich ausgebeutet, welche den eigentlichen Vorgang mit allerlei Humbug umgaben, der ihnen dazu half, sich die Taschen zu füllen. Dem englischen Arzte Braid gebührt das Verdienst, 1841 festgestellt zu haben, daß dies angestrengte Blicken auf einen Gegenstand und die Anspannung des gesammten Denkens das Wesentliche bei der Hervorbringung der Hypnose, die Fabel von einem magnetischen Fluidum aber, das sich von einem Menschen auf den andern übertragen lasse, Humbug sei. Auf Grund seines Lehrsatzes vermochte Braid seine Patienten zu hypnotisiren und die schwierigsten Operationen an ihnen vorzunehmen, ohne daß die Kranken Schmerz empfanden. Leider sind nicht alle Menschen der Hypnose zugänglich, man mußte zu den narkotischen Betäubungsmitteln greifen, und das Hypnotisiren gerieth in Vergessenheit.

Das Hypnotisiren von Thieren wurde nach wie vor in Scherz und Ernst viel geübt. Wer hätte nicht gesehen, wie der störrigste Hahn wie todt auf dem Rücken liegen bleibt, wenn man ihm einen Strohhalm über Leib und Schnabel legt. Dieser Hahn ist alsdann völlig unempfindlich und je öfter man ihn hypnotisirt, desto leichter verfällt er in diesen Zustand, sodaß ein einfaches Anblicken oder Erschrecken genügt, ihn in denselben zu versetzen.

Um einen Menschen zu hypnotisiren genügt es, ihn eine Zeit lang scharf anzublicken oder ihn auf einen glänzenden Stein starren zu lassen. In einer Minute bis einer Viertelstunde wird der oder die Empfängliche in tiefen Schlaf versunken sein. Dieser Hypnotismus unterscheidet sich vom Zustand des natür-

Digitized by Google

lichen Somnambulismus dadurch, daß der Kranke in letzterm Zustande lediglich den Eingebungen seines Gedächtnisses folgte, während der Hypnoptisirte jedem folgt, der ihn zu beeinflussen versteht.

Ein weiteres Verfahren besteht auch darin, daß man mit beiden Händen die Schläfen des Objectes faßt und mit den Daumen einen leichten Druck auf das Auge ausübt. Bei leicht empfänglichen Naturen oder bei solchen, die schon oft dem hypnotischen Verfahren unterworfen wurden, genügt vielfach schon der energische Befehl, um sie zum Schlafen zu bringen.

Alles vollzieht sich dabei innerhalb der der Hypnose zugänglichen Person. Je größer der Glaube der Betreffenden an einen äußern Einfluß ist, desto sicherer wird sie jederzeit hypnotisirt werden können. Die Einbildung ist hier allmächtig und öffnete früher der Spiegelfechterei Thür und Thor. Eine Ueberzeugte schläft ein, wenn sie ein Glas angeblich magnetisirten Wassers trinkt, wenn sie einen angeblich magnetisirten Gegenstand berührt; sie fällt zur bestimmten Zeit in Schlaf, wenn man ihr sagt, zu der und der Zeit werde sie aus der Ferne hypnotisirt werden, ja ihre Sinne schwinden, wenn man ihr sagt, sie werde jetzt von der und der abwesenden Person magnetisirt. Hieraus erklärt sich ein großer Theil des wunderbar erscheinenden Humbugs.

Alle Hypnotisirten erscheinen leblos; da aber das Gehirn die Thätigkeit der Muskeln nicht mehr regelt, das Rückenmark also allmächtig ist, so können die Muskeln durch den geringsten Anlaß auf dem Reflexwege zusammengezogen werden. Hierdurch wurde es den Charlatans möglich, durch Berührung einzelner Muskeln oder Muskelgruppen beliebige Bewegungen machen, ja Stellungen einnehmen zu lassen, welche mit den Gesetzen des Gleichgewichts in Widerspruch zu stehen scheinen. Wir erinnern hier an die Experimente jenes Hansen, der seine Opfer mit dem Kopf auf einen Stuhl, mit den Füßen auf den andern Stuhl legte und durch Bestreichen so steif machte, daß sie liegen blieben ohne zusammenzuknicken. Jeder Muskelreiz ruft die durch die betreffende Muskel während des wachen Zustandes geleitete Bewegung durch Reflex hervor, ja man kann die Hypnotisirte zwingen aufzustehen und dem „Magnetiseur" zu folgen.

Aus dem Zustande der Hypnose kann man die Kranke ohne weiteres in den der Starrsucht überführen, indem man ihr plötzlich die Augenlider öffnet. Der Blick ist alsdann starr und der Körper verbleibt unbeweglich in jeder Stellung, welche man ihm gibt.

Die Starrsucht kann bei Hysterischen auch durch flimmerndes Licht oder durch ein eintöniges Geräusch hervorgerufen werden, und dauert dann so lange, wie jener Sinneseindruck währt, worauf sie in hypnotischen Schlaf übergeht. Auch ein plötzlicher, starker Sinneseindruck kann bei Hysterischen die Starrsucht bewirken, daher die Anfälle in Concerten oder lärmenden Circus- und Theatervorstellungen, aber auch beim Blicken in einen Spiegel oder auf einen glänzenden Fingerhut.

Diese plötzlich hervorgerufene Starrsucht kann sehr üble Folgen haben, indem sie mit einem starken Anfalle von Hysterie endet, ja zum zeitweiligen Wahnsinne zu führen vermag.

Der Starrsüchtige ist seiner Umgebung ganz fremd: sieht nicht, fühlt nicht, sagt nichts, verhält sich also grundverschieden von den Somnambulen und den Hypnotisirten. Dagegen ist der Starrsüchtige dem Automatismus durch Eingebung zugänglich, und zwar der

Digitized by Google

physiologischen sowol wie der geistigen, von denen unser Gewährsmann aber nur die erstere Art als völlig erwiesen betrachtet.

Die physiologische Eingebung besteht darin, daß man von dem betreffenden Wesen eine Anzahl physiologischer Thätigkeiten vornehmen lassen kann, an denen der Geist, die Seele keinen oder doch nur sehr geringen Antheil haben; wir haben es da also mit einem ersten Grade von Automatismus zu thun.

Bringt man die Glieder eines Starrsüchtigen in die im wachen Zustande einer bestimmten Gemüthsstimmung entsprechende Stellung, so nimmt das Gesicht durch Reflexwirkungen den zugehörenden Ausdruck an. Die geballte Faust ruft also im Antlitze den Ausdruck des Zornes hervor, der so lange bleibt, bis man die Stellung ändert. Ja noch mehr: beim Anhören eines Musikstückes ändert sich der Gesichtsausdruck im Einklange mit dem Rhythmus der Musik.

Der zweite Grad des Automatismus, den man bei den natürlichen Somnambulen hervorrufen konnte, indem man durch Eingebung eines Gedankens eine Reihe anderer hervorzaubern konnte, ist auch bei Starrsüchtigen zu erreichen. Die Schwierigkeit besteht besonders darin, die Aufmerksamkeit des Starren, dessen Sinne fast völlig schlafen, auf sich zu ziehen. Ist dies gelungen, so braucht man dem so empfänglich Gewordenen nur eine bezeichnende Bewegung vorzumachen, so z. B. zu thun als finge man einen Vogel, und sofort wird der Starrsüchtige die Bewegung nachmachen, ja noch eine ganze Anzahl anderer Handlungen verrichten, welche zu dem Einfangen eines Vogels in Beziehung stehen, sodaß wir es nun mit wirklichem Automatismus zu thun haben. Das in denselben versetzte Wesen wird nun alles thun, was man ihm andeutet.

Die geistige Eingebung, welche von wissenschaftlichen Größen als möglich behauptet wird, hält unser Gewährsmann noch nicht für erwiesen. Würde dieselbe bestehen, so wäre ein unheimlicher Factor vorhanden, mit dem wir im bürgerlichen wie rechtlichen Leben rechnen müßten. Man denke sich nur, daß es möglich wäre, einen Hypnotisirten durch einen Befehl zu veranlassen, daß er sich ertränke, einen andern ermorde, einen Diebstahl begehe oder ähnliches. Wie sollten sich die Gerichte gegen einen solchen Verbrecher wider Willen verhalten, und wie gegen denjenigen, der von dem unseligen Verbrecher als der befehlende Theil bezeichnet wird? Man schaudert beim Ausdenken dieser Möglichkeit, die, wenn sie sich verwirklichte, uns ähnliche Zustände bringen könnte, wie sie zur Zeit der Hexenprocesse herrschten. Man denke sich nur, daß es möglich wäre — und gewichtige Stimmen behaupten dies —, solche Befehle auf weite Entfernungen hin wirksam zu ertheilen! Unser Gewährsmann bezweifelt vorläufig die Möglichkeit und sieht den Automatismus, den natürlichen wie den künstlich hervorgerufenen, als krankhafte Ausartungen des Schlafes und des Traumes an.

Wir haben in diesen Ausführungen ein Kapitel aus dem hochbedeutenden Werke des französischen Arztes Paul Regnard über die epidemischen Geisteskrankheiten entnommen, das wir angelegentlichst zu eingehendem Studium empfehlen können. Hexenglaube, Wunderthätigkeit und Magnetismus werden mit unabweisbarer Ueberzeugungskraft als krankhafte, pathologisch erkennbare Vorgänge nachgewiesen, und zwar ganz nach der Methode, welche sich aus dem vorstehenden auszugsweise gegebenen Abschnitte erkennen läßt. Wesentliche Theile mußten wir bei der Wiedergabe aus-

Digitized by Google

lassen, um nicht zu ausführlich zu werden. Es betrifft dies die geradezu packenden Beispiele, welche Regnard aus seiner reichen Erfahrung anführt und durch zahlreiche Bilder erläutert. Wenn die drei ersten Theile sich besonders gegen den Aberglauben früherer und gegenwärtiger Zeiten wenden, so bekämpft Regnard in den drei letzten die hervorstechenden Laster unsers Jahrhunderts, nämlich die Morphiumsucht, den Aetherismus und die übertriebene Vergnügungssucht auf allen Gebieten. Die Erscheinungen, welche durch diese Verirrungen hervorgerufen werden, reihen sich sachgemäß den frühern an. Es handelte sich für den Verfasser darum, die früher dargelegten Schrecknisse als nothwendige Folgen der näher, aber auf das keuscheste beschriebenen Ausschweifungen zu schildern und so zu bessern, wo dies noch möglich sein sollte. Die letzten Kapitel werden jeden Menschenfreund zum Zittern bringen, denn die meisten Menschen ahnen gar nicht, von wie viel geheimer Sünde und Elend sie umgeben sind. Hat man Regnard's Werk gelesen, dann geht man um vieles reicher gewappnet den Gefahren entgegen, die dem Unerfahrenen drohen. Möchte das Werk, das eine Heldenthat auf dem Schlachtfelde bedeutet, auf welchem Wissenschaft und Aufklärung gegen Aberglauben und Sünde kämpfen, möchte das hochverdienstvolle Werk im Interesse der leidenden Menschheit rechte Verbreitung finden.

Denkwürdiges.

Fortschritte in der Mechanik.

(Mit einer Abbildung.)

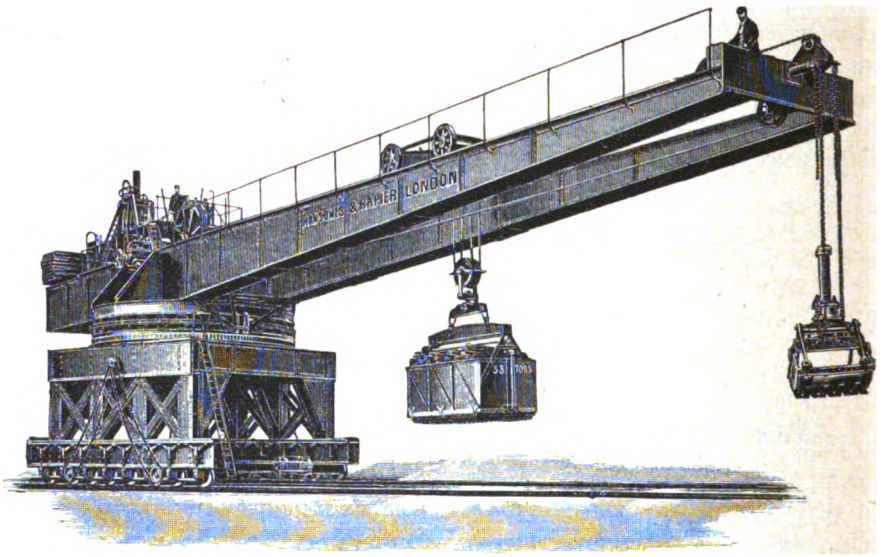
Ein fahrbarer Riesen-Drehkran. Bei den großartigen Bauten, wie sie in der Neuzeit allerorten geschaffen werden, macht sich oft das Bedürfniß geltend, bedeutende Massen, also ungewöhnlich große Lasten, zu transportiren. Hierzu sind begreiflicherweise Bewegungsvorrichtungen und Hebeapparate erforderlich, welche den zu bewältigenden ungeheuern Massen entsprechend gebaut sind, und man findet daher meist bei solchen Bauten Maschinen und sonstige Transportvorrichtungen in den gewaltigsten Maßen und von den sonderbarsten Formen. Hauptsächlich sind es die Kanal- und Hafenarbeiten der Gegenwart, welche außergewöhnliche maschinelle Hülfsmittel erfordern, weil es ganz besonders bei diesen Arbeiten von Wichtigkeit ist, große Erd- und Gesteinsmassen mit möglichster Schnelligkeit von einem Orte zum andern zu befördern.

Ein interessantes Beispiel dafür, daß man es bei Arbeiten der genannten Art mit Maschinen von wahrhaft kolossalen Dimensionen zu thun hat, liefert der in der beifolgenden Abbildung dargestellte fahrbare Riesen-Drehkran, welcher für den Bau des Hafenkais Warnambool in der australischen Colonie Victoria construirt wurde.

Diese riesenhafte Maschine ruht auf einem Waggon mit 16 Rädern, der sich auf einem Schienengleise von 6,4 Meter Spurweite bewegt, und zwar wird das Untergestell des Krans, welches einen durch Streben und Säulen in sich versteiften Gitterwerkskörper bildet, durch zahlreiche, außerordentlich starke Wagenfedern getragen, um eine elastische Verbindung des Ober- und Untertheils her-

Digitized by Google

zustellen und dadurch die Uebertragung etwa auftretender Stöße nach Möglichkeit abzuschwächen. Ueber dem Gitterwerkskörper liegt der sogenannte Ausleger des Krans, d. i. derjenige Theil der Hebemaschine, an welchem die Last angehängt wird und welcher zum Zwecke der Ortsveränderung der letztern im Kreise drehbar angeordnet ist. Bei dieser Drehung stützt sich der Ausleger oder Kranbalken auf einen Kranz von Laufrädern, welcher zwischen zwei ringförmigen Schienen an dem gleichfalls kreisförmigen Fuße des Auslegers und dem ebenso gestalteten Aufsatze des Unter-



gestells läuft und sich nach beiden Richtungen, links und rechts herum, mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit drehen kann. Der Ausleger selbst besteht aus zwei parallel nebeneinander liegenden und durch Querstücke verbundenen eisernen Balken, welche sich am ehesten mit schmiedeeisernen Brückenträgern vergleichen lassen und, wie solche, aus Eisenblechen und Winkeleisen zusammengenietet sind. Entsprechend der Entfernung von ihrem Stützpunkte, verjüngen sich diese Träger nach außen hin, während sie nach der andern Seite hin ein Stück weit in gleicher Höhe wie in der Mitte fortgeführt sind. Auf diesem Stücke, das sich also auf der dem Angriffspunkte der Last entgegengesetzten Seite befindet, ist einerseits die Betriebsmaschine des ganzen Apparats aufgestellt, während dasselbe andererseits Platz bietet zum Auflegen von Eisenbarren u. s. w., mit Hülfe deren der Ausleger ausbalancirt wird, sodaß sein Schwerpunkt stets mit seiner Drehungsachse möglichst übereinstimmt und derselbe keinenfalls, auch nicht bei der stärksten Belastung, außerhalb des Unterstützungsrings fällt.

Die soeben erwähnte Betriebsmaschine ist eine Dampfmaschine, welche sammt ihrem Dampfkessel auf dem Krane steht und eine große Winde direct antreibt. Auf letzterer wird das Drahtseil auf- und abgewickelt, welches die Förderlast trägt. Diese hängt an einem Flaschenzuge, welcher seinerseits an einer sogenannten Laufkatze, einem auf dem Ausleger hin und her fahrbaren Karren, befestigt ist. Die Bewegung der Laufkatze sowie die Drehbewegung des Auslegers und die Fortbewegung des ganzen Krans auf dem Schienengleise werden von dem neben der Dampfmaschine befindlichen Führerstande aus geregelt. So erkennt man in der Abbildung den untern Theil des Seilzuges, welcher die

Digitized by Google

Laufkatze hin- und herbewegt, und an der Vorderseite des Kranuntergestells ist deutlich zu sehen, auf welche Weise der Antrieb der Laufräder mittels je zweier Kettenzüge erfolgt. Noch ist zu erwähnen, daß an dem Ende des Kranbalkens eine gleichfalls von der Maschine aus zu betreibende Baggervorrichtung hängt, welche im vorliegenden Falle dazu dient, die Baustrecke zu ebnen, auf welcher dann etwa der mittels des Krans gehobene und weiter beförderte Mauerblock Platz finden kann.

Um von den ungewöhnlichen Dimensionen des „Titanen-Drehkrans", wie die Riesenmaschine von ihren Erbauern, Ransomes u. Rapier in London, benannt worden ist, einen richtigen Begriff zu erhalten, vergleiche man in der Abbildung die einzelnen Abmessungen mit den Figuren der auf dem Kran befindlichen Personen, oder man berücksichtige, daß der Kranbalken in solcher Höhe angeordnet ist, daß die beim Hafenbau verwendeten, mit großen Massen von Packungsmaterial oder mit umfangreichen Blöcken von Mauerwerk beladenen Güterwagen dicht unter dem Kranbalken hindurchfahren müssen, damit der Kran die Ladung emporheben und genau an Ort und Stelle setzen kann. Berücksichtigt man ferner, daß der Kran bei voller Belastung rundum gedreht und außerdem noch fortbewegt werden kann, so findet man es begreiflich, daß diese Vorrichtung im Stande ist, eine Last in 2 Minuten 70—75 Meter weit zu befördern. Auch ist die Einrichtung derart getroffen, daß alle Bewegungen trotz der wuchtigen Massen, welche stets mitzuschleppen sind, mit großer Präcision ausgeführt werden.

Das Gewicht der ganzen Hebemaschine beträgt 320 Tonnen (1 Tonne = 1000 Kilogramm). Dasselbe würde allerdings geringer werden, wenn nicht der specielle Zweck eine so bedeutende Ausladung des Kranbalkens — über 21 Meter — und infolge dessen das Ausbalanciren des Balkens ein beträchtliches Gegengewicht erforderte. Die große Ausladung erhöht aber andererseits wieder die Leistungsfähigkeit des Krans in vielen Beziehungen. Bei alledem ist es anziehend, zu beobachten, wie ein derartiger Maschinenkoloß, nur von einem oder zwei Maschinisten bedient, alle Arbeiten mit größter Ruhe und Leichtigkeit ausführt und dabei, gleichsam durch den menschlichen Willen beseelt, ganz nach Bedarf auf seinem Gleise hin- und herfährt, um die schweren Lasten von einer Stelle zur andern zu befördern.

W. H. Uhland.

Fortschritte in der Physik.

Ueber atmosphärische Bewegungen liegen vom Großmeister physikalischer Forschung, Hermann von Helmholtz, Untersuchungen vor. Die Rechnung ergibt für eine Luftschicht, welche in der Kalmenregion sich in Ruhe befindet, bei der Verschiebung bis zum 20. Grade, schon eine Geschwindigkeit von 57,63 Meter in der Secunde; erfolgt dieselbe bis zum 30. Grade, so erreicht die Geschwindigkeit 133,65 Meter. Erinnert man sich nun, daß 20 Meter in der Secunde der Geschwindigkeit des Kurierzuges entsprechen, so zeigt sich aus den angeführten Zahlen unmittelbar, daß solche Stürme, wie sie die Rechnung fordert, thatsächlich nicht bestehen! Der Grund der Verzögerung wurde bisher in der Reibung an der Erdoberfläche gesucht. Hermann von Helmholtz gibt nun folgende neue Erklärung, die wir mit seinen Worten hier mittheilen: „Ich ziehe aus den dargelegten Erwägungen das Ergebniß, daß die hauptsächlichste Hemmung der Circulation unserer Atmosphäre, welche verhindert, daß dieselbe nicht außerordentlich viel heftigere Winde erregt, als es thatsächlich der Fall ist, nicht sowol in der Reibung an der Erdoberfläche, als in der Vermischung verschieden bewegter Luftschichten durch Wirbel gegeben ist, die durch Aufrollen von Discontinuitätsflächen entstehen. Im Innern solcher Wirbel werden die ursprünglich getrennten Luftschichten in immer zahlreichern und deshalb immer dünner werdenden

Digitized by Google

Lagen spiralig umeinandergewickelt, und ist daher hier durch die ungeheuer ausgedehnte Berührungsfläche ein schneller Austausch der Temperatur und Ausgleichung ihrer Bewegung durch Reibung möglich."

Die Verwandlung der Fluorescenz in eine Phosphorescenz gelang kürzlich E. Wiedemann. Man wird sich erinnern, daß flüssige Körper zuweilen Fluorescenz, dahingegen feste Körper nur Phosphorescenz zeigen. Wiedemann versetzte eine Lösung von Chininsulfat, welche durch auffallendes Licht zum Fluoresciren gebracht wurde, mit Gelatine. Die eingetrocknete Lösung leuchtete nun noch längere Zeit nach der Belichtung; sie phosphorescirt also! Es folgt somit aus genannten Versuchen, daß ein fluorescirender Körper dadurch in einen phosphorescirenden verwandelt werden kann, daß man die freie Beweglichkeit seiner kleinsten Theile vermindert.

Das Fluorescenzvermögen einer Flüssigkeit wird, wie B. Walter gezeigt, durch Verdünnung verändert. Er stellte eine Reihe von Versuchen mit Fluoresceïn, Magdalaroth und Eosin an. Wir wollen an einigen Zahlen die Art seiner Untersuchungen darlegen, aus denen sich ergab, „daß das Fluorescenzvermögen einer fluorescirenden Flüssigkeit mit zunehmender Verdünnung unaufhörlich wächst".

Verdünnung.	Fluoresceïn.
1/2	0,0118
1/8	0,0207
1/32	0,0271
1/128	0,0649

Eine neue Elektricitätsquelle ist kürzlich von Ferdinand Braun entdeckt worden, welcher fand, daß durch mechanische Gestaltsänderungen an Metalldrähten elektrische Ströme erzeugt werden können. Am stärksten zeigten sich diese Erscheinungen an Nickeldrähten! Braun wickelte eine Spirale von Nickeldraht auf und verband die Enden mit einem Multiplicator. Beim Ausdehnen, beziehentlich beim Zusammenziehen der Spirale wurden dann im Meßinstrumente entgegengesetzte Ausschläge der Nadel beobachtet. Bei weitern Untersuchungen stellte sich sodann heraus, daß die Richtung des Stromes von der Art abhing, wie der Draht das Zieheisen durchlaufen hatte. Wurde z. B. der Draht senkrecht zum magnetischen Meridian in einer bestimmten Richtung hindurchgeführt, dann zur Spule aufgewickelt und in den Multiplicatorkreis eingeschaltet, dann floß beim Ausdehnen der hierdurch erregte Strom gegen die Richtung, in welcher der Draht durch das Zieheisen gegangen war. Wurde nun der Draht durch Ausglühen wieder in seinen ursprünglichen Zustand versetzt und dann von neuem, aber in der entgegengesetzten Richtung wie früher, durch das Zieheisen geführt, dann ging der Strom beim Ausdehnen wiederum gegen die neue Zugrichtung.

Andere Versuche wurden in folgender Weise durchgeführt. Einen Nickeldraht, dessen Zugrichtung bekannt war, theilte Braun in mehrere meterlange Stücke, welche er in rechts- bezw. linksgewundene Spiralen aufdrehte. Nachdem diese eingeschaltet waren, zeigte sich beim Ausdehnen, daß in den rechtsgewundenen Spulen der Strom gegen die Richtung floß, in der der Draht das Zugeisen durchlaufen hatte, in den linksgewundenen aber in der Richtung! Diese Ströme sind vom Entdecker „Deformationsströme" genannt worden. Und zwar theilt er diese wieder in „Dilatationsströme", welche bei der Ausdehnung der Spulen entstehen, und in „Contractionsströme" ein, welche sich bei der Zusammenziehung bilden!

In Stahl und Eisen scheinen diese Ströme auch vorzukommen, wenn auch schwächer; in diamagnetischen Metallen konnten sie jedoch nicht bemerkt werden.

Braun wird durch seine Versuche zu folgendem wichtigen Schlusse geführt: „Da nicht anzunehmen ist, daß derjenige Theil der mechanischen Deformationsarbeit, welcher zur Entstehung elektrischer Energie Veranlassung gibt, vorher die Form der Wärme durchmacht, so ist ein directer und damit vollständiger Umsatz der mechanischen in elektrische Energie

Digitized by Google

anzunehmen. Insofern könnte die Erzeugung der Ströme sogar ökonomisch sein."

Es war endlich von Wichtigkeit zu untersuchen, ob eine entsprechende Gesetzmäßigkeit auch umgekehrt zwischen elektrischem Strom und mechanischer Veränderung bestehe. Die Versuche haben diese Frage bejaht. Wurde nämlich ein Strom von der Stärke eines Bunsen-Elementes durch die geschilderte Spule gesendet, so zog sich dieselbe bei einer gewissen Stromrichtung zusammen, bei der entgegengesetzten dehnte sie sich aus. Endlich erinnert Braun noch daran, daß diese Ströme viel Aehnlichkeit mit denen in elektrisch gereizten Muskeln haben.

Ueber die seltsamen Eigenschaften des Selens liegen neue Untersuchungen vor. Schon Adams und Day fanden (1876), daß krystallinisches Selen, welches man der Belichtung ausgesetzt, eine elektromotorische Kraft entwickelt und seinen elektrischen Widerstand verändert. Die Versuche sind von W. von Uljanin wieder aufgenommen worden. Zunächst stellt er sich eine sicher wirkende Selenzelle her, deren Zusammenstellung folgendermaßen ist. Zwei gleich große Stücke von Platinglas wurden stark erhitzt und mit einem Selenstäbchen wiederholt bestrichen. Sodann legte man die Gläser aufeinander und löthete an die, die Selenschicht überragenden Ränder, Messingstreifen zur Ableitung des Stromes an. Die Ueberführung des Selens in den krystallinischen Zustand geschah nach der Siemens'schen Vorschrift durch Eintauchen in ein Paraffinbad von 195° C. Die Versuche mit der so hergestellten Zelle ergaben Folgendes: 1) Die belichtete Seite der Zelle bildet stets den negativen Pol. 2) Der Strom fließt vom dunkeln Pole zum beleuchteten, wenn beide durch einen Metalldraht verbunden sind, und zwar dauert dieser elektrische Ausgleich in unveränderter Stärke stundenlang. 3) Der Strom tritt im Augenblicke der Belichtung ein und verschwindet sofort beim Verdunkeln ohne Rückstand. 4) Mit der Zeit nimmt der Widerstand und die elektrische Erregbarkeit der Zelle ab. 5) Bei schwacher Beleuchtung wächst der Strom der Lichtstärke entsprechend. 6) Die orangegelben Strahlen erzeugen, wenn sie dem Brechungsspectrum zugehören, die größte Wirkung; im Beugungsspectrum die gelbgrünen.

Franz Bendt.

Todtenschau.

Adlerberg (Alexander, Graf), russischer Generaladjutant und vertrauter Freund des Kaisers Alexander II., 1872—81 Minister des kaiserlichen Hofes (geb. 1818), starb 4. Oct. d. J. in München.

Anethan (Jules Joseph, Baron d'), belgischer Staatsmann constitutionell-klerikaler Richtung, von Juli 1870 bis December 1871 Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen (geb. 1803), starb 8. Oct. d. J. in Brüssel.

Anrep-Elmpt (Reinhold, Graf), bekannter Forschungsreisender (geb. 1834), starb 26. Aug. d. J. in Main-longgyll in den siamesischen Shanstaaten.

Bazaine (François Achille), französischer Marschall, 1863—67 Oberbefehlshaber der französischen Armee in Mexico, wo er dem Kaiser Maximilian gegenüber eine zweideutige Haltung einnahm, 1870 Führer der Rheinarmee, mit der er nach der Schlacht bei Gravelotte (18. Aug.) in Metz eingeschlossen wurde und 27. Oct. capituliren mußte, 1872 wegen der Uebergabe dieser Festung des Verraths angeklagt und im December 1873 zum Tode verurtheilt, aber vom Präsidenten Mac-Mahon zu zwanzigjähriger Festungshaft im Fort der Insel Ste.-Marguerite bei Cannes begnadigt, von wo er im August 1874 entfloh, worauf er erst in Belgien und seit 1875 in Madrid lebte (geb. 1811), starb daselbst 23. Sept. d. J.

Boulanger (Gustave Rodolphe), französischer Genremaler (geb. 1824), starb 22. Sept. d. J. in Paris.

Clausius (Rudolf Julius Emanuel), seit 1869 Professor der Physik in Bonn, verdient durch seine Arbeiten

Digitized by Google

auf dem Gebiete der Wärmelehre (geb. 1822), starb 24. Aug. d. J. in Bonn.

Correnti (Cesare), italienischer Staatsmann, 1867 unter Ricásoli und wiederum 1869—72 unter Lanza Unterrichtsminister (geb. 1815), starb 4. Oct. d. J. in Meina am Lago-Maggiore.

Edlund (Erik), schwedischer Physiker, namentlich durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Elektricitätslehre und Meteorologie bekannt, seit 1871 Vorsitzender in der Direction für die Technische Hochschule in Stockholm (geb. 1819), starb 19. Aug. d. J. in Stockholm.

Friedrich Wilhelm, Landgraf von Hessen, Major à la suite der preußischen Armee (geb. 1854), starb im October d. J. auf der Fahrt von Batavia nach Singapore.

Hahn (Ludwig Ernst), Wirklicher Geh. Oberregierungsrath, langjähriger Vorstand des ministeriellen Literarischen Bureau in Berlin und Herausgeber der „Provinzial-Correspondenz", Verfasser einer Reihe von Werken über die vaterländische Geschichte (geb. 1820), starb 30. Sept. d. J. in Berlin.

Hamilton (Herzogin von), geborene Prinzessin Marie von Baden, Tochter des 1818 verstorbenen Großherzogs Karl, Witwe des 1863 verstorbenen elften Herzogs von Hamilton (geb. 1817), starb 18. Oct. d. J. in Baden-Baden.

Jähns (Friedrich Wilhelm), namhafter Musikdirector und Gesanglehrer in Berlin, auch bekannt als Biograph Karl Maria von Weber's (geb. 1809), starb 8. Aug. d. J. in Berlin.

Jessen (Christian), Professor, schleswig-holsteinischer Patriot; 1851 wegen seines Deutschthums von der dänischen Regierung des Amtes entsetzt, wurde er nach der Befreiung der Herzogthümer Conrector am Gymnasium zu Hadersleben, lebte in den letzten Jahren wissenschaftlicher Muße in Kiel (geb. 1812), starb daselbst 8. Oct. d. J.

Lasch (Johann Karl), Porträt- und Genremaler, seit 1860 in Düsseldorf lebend (geb. 1822), starb 28. Aug. d. J. in Moskau.

Meixner (Karl Wilhelm), Schauspieler, seit 1850 Mitglied des wiener Hofburgtheaters, hervorragend als Darsteller komischer Charakterrollen (geb. 1818), starb 5. Sept. d. J. in Wien.

Mohr (Christian), Dombildhauer in Köln (geb. 1823), starb daselbst 14. Sept. d. J.

Pickert (Karl), Vorkämpfer des Deutschthums in Böhmen und österreichischer Parlamentarier seit 1866, besonders thätig für die Kräftigung der deutschen Presse Böhmens (geb. 1835), starb 8. Oct. d. J. zu Prag.

Redern (Heinrich Alexander, Graf), Wirklicher Geheimrath, Obergewandkämmerer Kaiser Wilhelm's I., erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses (geb. 1804), starb 23. Oct. d. J. zu Berlin.

Riefstahl (Ludwig Friedrich Wilhelm), namhafter Genre- und Landschaftsmaler (geb. 1827), starb 11. Oct. d. J. in München.

Robilant (Carlo Felice Nicolis, Graf), italienischer Staatsmann, von 1885 bis 1887 Minister des Aeußern, 1888 Botschafter in London (geb. 1826), starb daselbst 17. Oct. d. J.

Schmidt (Moritz), classischer Philolog, seit 1857 Professor an der Universität Jena (geb. 1823), starb daselbst 8. Oct. d. J.

Vosmaer (Karl), niederländischer belletristischer und kunsthistorischer Schriftsteller (geb. 1826), starb im Juni d. J. in Montreux.

Winkler (Emil), Professor an der Technischen Hochschule in Berlin, eine Autorität auf dem Gebiete der höhern Mechanik und des Eisenbahnbaues (geb. 1835), starb 27. Aug. d. J. in Friedenau bei Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Frauenherzen.

Erzählung von **Karl Müller.**

1. Gertrud.

Ueber den goldenen Aehrenfeldern wogte zitternd die warme Luft; sie selber aber lagen unbeweglich, so weit das Auge des Beschauers reichte, von keinem Lüftchen gekräuselt. Und still war's, kein Laut in der ganzen Landschaft zu vernehmen, keine Menschenstimme, kein Vogelruf. Nur drinnen im Korn da summte und brummte es, da krochen und flatterten Tausende kleiner Wesen, die da zwischen den Halmen anspruchslos und unbeachtet ihren Kampf ums Dasein führen, der für sie nicht minder hart ist als für den Menschen. Sonst aber herrschte Ruhe in der Natur, nicht jene bedrückende, stumpfe Ruhe, die nach wochenlanger Hitze einzutreten pflegt, wo alles verstaubt und erschöpft in Ermattung zu liegen scheint, die verbrannten Pflanzen die Köpfe hängen lassen, und selbst die Schmetterlinge nur mit mattem Flügelschlage von einer welken Blüte zur andern sich bewegen, wo athembeklemmende Schwüle wie ein Leichentuch vom Himmel niederhängt — nein, jene wohlthuende, herzerquickende Ruhe, wie man sie nirgends findet, als an einem schönen Sonntagnachmittage draußen auf den Feldern, jene Ruhe, die das Stadtkind, das sie aufsucht, so wohlthuend umfängt und es erfrischt gleich einem heilkräftigen Bade, ihm Friede schafft und Freude, wenn auch nur für ein paar Stunden.

Durch die Stille klingt plötzlich ein metallischer Ton. Auf dem Feldrain, den Sand der Landstraße vermeidend, kommt sichern Schrittes ein Soldat daher, ein Ulan. Die Knöpfe seiner Uniform blitzen in der Sonne und das rothe Collet leuchtet hell, im Takt zu seinem Gange klappert der Säbel und klingen die Sporen, und unter dem blonden Schnurrbarte schauen ein paar frische Lippen in die Welt, die ein lustiges Reiterlied pfeifen, eins von jenen, die der Schwadron den langweiligen Heimritt von ihren Uebungen verkürzen müssen. Das ist der Fritz, der flotteste Bursche im Dorfe und der beste Tänzer, ohne den eine Kirchweih eigentlich undenkbar gewesen wäre. Und als er gestern Abend noch immer nicht aus der Garnison gekommen war, war's keiner im Orte recht zufrieden. Weshalb nur der Rittmeister ihm den Urlaub abgeschlagen haben mochte? Er war doch gewiß der strammste Soldat im ganzen Regiment und ein Reiter — na, als neunjähriger Bub wußte er schon mit den wildesten Pferden fertig zu werden. Und am Sonntagmorgen war er richtig eingetroffen, lustig und vergnügt, wie man's bei ihm nicht anders gewohnt war.

Digitized by Google

Seine erste Frage hatte der Gertrud gegolten, dem schnippischen, blassen Dinge, das mit seinem Großvater in dem Anwesen am Waldrande, eine gute halbe Stunde vom Dorfe belegen, wirthschaftete. Kameradinnen hatte sie nie gehabt, der hochnasige Fratz, immer war sie für sich allein geblieben, und niemand mochte sie leiden als eben der Fritz. Der aber hatte seinen Narren an ihr gefressen von Anfang an, und als man ihm heute berichtete, daß sie wol nicht zur Kirchweih kommen werde, denn der Großvater sei schwer krank und sie weiche schon seit Tagen nicht vom Bette des Kranken, da war sein lustiges Gesicht finster geworden. Aber dann mit einem male hatte er gelacht und gemeint: sie kommt doch. Und mittags war er wieder durchs Dorf gegangen, aber nirgends eingekehrt, sondern hatte den Weg zum Walde eingeschlagen. Des Schulzen Marie, die ihm vom Fenster aus nachsah, stampfte mit dem Fuße. Was hatte er nur an der Gertrud? Andere Mädchen waren doch wahrhaftig hübscher und bekamen doch auch etwas Ordentliches mit, während der verwahrloste Waldhof — aber so sind die Burschen, sie verkennen ihr Glück.

Der Fritz war rüstig weiter geschritten, bis er das Ziel seiner Wanderung erreichte. Aufathmend stand er still, nahm die Mütze vom Kopf und strich sich mit der Hand über die Stirn und durch das dichte, blonde Kraushaar. Es war ihm warm geworden auf dem weiten Wege im Sonnenschein, und daß er das Mädchen, das es ihm angethan hatte, wiedersehen sollte, trug auch nicht eben dazu bei, sein heißes Blut langsamer fließen zu machen. Und wie er so dastand, umfaßte sein Auge den Hof, der todtenstill dalag, und was er einst, als er täglich hier herauskam, nicht gesehen hatte, das drängte sich ihm jetzt, da er nach monatelanger Abwesenheit zurückkehrte, störend auf und berührte ihn unangenehm. Es war ein heruntergekommenes Gewese, der Hof, auf dem die Gertrud wohnte, das Haus alt und baufällig, verwittert und mulsterig das Strohdach, der Putz abgefallen und die Hausthür schief in den Angeln hängend, von dem morschen Zaune gar nicht zu reden, der den Hof umschloß. Und wie er seinen Blick senkte und die Hundehütte sah mit ihren zerbrochenen Bretern, in deren Thür der alte Spitz träge lag, mit halbgeöffneten Augen den altbekannten Gast anblinzelnd, da mußte er des grüngestrichenen, weißgeränderten Häuschens denken, das den bissigen Köter auf dem Schulzenhofe beherbergte.

Aber dann sah er wieder das Haus an und die blitzblanken Fensterscheiben mit den blühenden Blumenstöcken davor. Da war der Gertrud Hand nicht zu verkennen; was die anfaßte, das war blank und sauber, das andere war Männerarbeit, und der Großvater — lieber Gott, viel Kraft hatte er schon in den letzten Jahren nicht mehr gehabt, und nun lag er ja siech danieder, dafür sah es eigentlich noch gar nicht so schlecht aus, und wenn man nur mit frischer Kraft dranging, dann würde alles bald wieder in den richtigen Stand kommen

Aber wo war die Gertrud? Wie todt lag der Hof da, selbst den Hühnern schien der Sonnenbrand unbehaglich zu sein, und sie saßen regungslos im Schatten, und aus dem Hause, dessen Fenster alle geschlossen waren, drang kein Laut. Sollte sie ausgegangen — er mußte lachen; wohin sollte sie denn gegangen sein? Nein, vermuthlich saß sie beim Bette des Alten und ahnte nicht einmal, wer draußen im Hofe stand. Nun, sie sollte es gleich erfahren. Er spitzte den Mund und hell klang der Wachtelruf, den er täuschend nachzuahmen ver-

Digitized by Google

stand. Mit dem Zeichen hatte er sich angemeldet, wenn er vor seiner Dienstzeit zum Waldhofe herausgegangen kam, und dann war die Gertrud aus der Thür ihm entgegengeeilt — hinein durfte er nicht, der Großvater hatte es verboten — und auf der Bank unterm Nußbaume hatten sie zusammen geplaudert, indeß der Spitz der Gertrud zu Füßen lag.

Doch heute blieb alles still auf den Ruf, die Thür blieb fest geschlossen und der Spitz, der wie erwartungsvoll den Kopf gehoben hatte, ließ ihn enttäuscht wieder sinken. Gewiß hatte das Mädchen das Zeichen überhört. Fritz versuchte es noch einmal und zum dritten male, umsonst, Gertrud ließ nichts von sich sehen noch hören. Er mußte doch einmal ins Fenster sehen, ob er sie nicht erblicken könne. War sie vielleicht eingeschlafen? Unmuthig stampfte er mit dem Fuße auf. Da öffnete sich die Thür und Gertrud stand auf der Schwelle.

Wie er sie da vor sich stehen sah, die schlanke und doch volle Gestalt, wie er die großen dunkeln Augen auf sich ruhen fühlte, da faßte ihn die Leidenschaft mit voller Macht und all sein Blut quoll zum Herzen, das überheftig pochte. Am liebsten wäre er auf sie zugestürzt, hätte sie fest an sich gedrückt und im langen Kusse seinen Mund auf die Lippen gepreßt, die sonst so fröhlich zu plaudern wußten, um die aber jetzt ein ernster, trauriger Zug lag. Aber das war nur ein Augenblick, dann gewann der Groll die Oberhand.

„Die Jungfer ist ja jetzt gewaltig stolz geworden, daß sie sich erst dreimal rufen läßt, ehe sie erscheint", bewillkommnete er die auf ihn Zuschreitende.

Die Hand, die das Mädchen zum Gruß ihm just entgegenstrecken wollte, sank wieder nieder, und tiefer noch wurde der schmerzhafte Zug um die Lippen.

„Ich hätte auch nöthig, stolz zu sein in meinem Unglück", sagte sie wehmüthig.

Aber sein Groll war nicht so leicht zu verscheuchen, und ohne ihr zu antworten, schaute er über sie hinweg in die Luft.

„Der Großvater ist so krank", fuhr sie fort. „Im Dorfe werden sie es dir wol schon erzählt haben. Der Doctor sagt, er würde nie wieder gesund, und dieser Tage ginge es mit ihm zu Ende."

„Das ist freilich schlimm", sagte er, ohne sie anzusehen.

Sie sah ihm eine Zeit lang prüfend ins Gesicht, und dann hub sie von neuem an:

„Und er ist so unwillig in seiner Krankheit, nichts kann man ihm recht machen, immer zankt er. O Fritz" — und Thränen traten ihr in die Augen — „ich muß so viel aushalten!"

Nun war's aber vorbei mit seinem Grollen. Mit einem Satze stand er dicht neben ihr, legte den Arm um ihre Hüften und zog sie dicht an sich. „Gar so schlimm wird's ja nicht sein", suchte er sie zu trösten.

„Doch, Fritz, doch! Wenn du ihn nur sähst, wie elend er daliegt; kaum daß er einmal die Augen aufschlägt, und essen mag er schon gar nichts mehr. Den ganzen Tag schläft er, und des Nachts liegt er wach, und dabei schilt er, wenn ich einmal von seinem Bette fortgehe."

„Aber wer zwingt dich denn, immer bei ihm zu bleiben? Geh doch fort und laß ihn schreien."

„So darfst du nicht sprechen, Fritz; es ist halt doch mein Großvater."

„Großvater hin, Großvater her! Ein alter unverschämter Querkopf ist er, der dich immer geärgert hat und dich jetzt quält bis aufs Blut. Aber heut hat's ein Ende damit, heut sollst du auch einmal lustig sein dürfen."

Digitized by Google

„Lustig, nein, das kann ich nicht, aber froh bin ich, so froh, daß du gekommen bist, und grad heut am Kirchweihtag.“

„Ja, natürlich komme ich heut, ich muß doch meinen Schatz zum Tanz führen.“

„Zum Tanz — mich?“

„Freilich, freilich! Stell' dich doch nicht so an! Schnell hinein und deinen Putz angelegt, und dann geht's zum Tanzboden. Die andern sollen staunen, wenn wir zwei kommen.“

„Aber Fritz, ich kann ja nicht!“

„Du kannst nicht?“ — und unwillkürlich ließ er das Mädchen los und trat einen Schritt zurück, indeß die Ader auf seiner Stirn von neuem zu schwellen begann. „Du kannst nicht?“

„Gewiß nicht, Fritz, ich muß beim Großvater bleiben.“

„Gertrud!“

„Soll ich den alten Mann allein lassen und tanzen, während vielleicht sein letztes Stündlein kommt?“

„Ei, warum soll er gerade jetzt sterben? Er hat schon lang' zum Ueberflusse gelebt!“

„Schäm' dich der gottlosen Rede! Lernt man derlei Dinge in der Stadt?“

„Jedenfalls lernt man das, daß ein Mädchen seinen Schatz über alles halten soll.“

„Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“

„Ein schönes Wohlergehen da im Waldhofe. Bei mir sollst du's besser haben.“

„Daß ich dich nicht darum gern hab', weißt du.“

„Und wie gern du mich hast, zeigst du mir jetzt. Zum letzten male bitt' ich dich, komm mit.“ Er faßte ihre beiden Hände und sah ihr bittend in die Augen. „Gertrud, komm' mit.“

Sie zauderte mit der Antwort; man konnte sehen, daß sie mit sich kämpfte; endlich kam's heraus, langsam, zögernd:

„Ich kann ja nicht.“

Jetzt aber schoß ihm das Blut in den Kopf, und alle Weichheit war aus seinem Gesichte wie weggewischt. „So weiß ich wenigstens, woran ich bin. Brauchst nicht zu fürchten, daß ich dich wieder holen komme. Das hat der Fritz nicht nöthig, einer nachzulaufen, die sich nichts aus ihm macht. Die Schulzen-Marie wird mir den Tanz nicht abschlagen.“

Das Mädchen hatte während der Rede mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen dagestanden, man sah ihr an, daß sie litt. Aber als der Ulan den Namen der Schulzen-Marie nannte, durchzuckte sie es wie ein elektrischer Schlag, und mit beiden Händen seine Rechte ergreifend, sprach sie bittend: „Fritz, das thu' mir nicht an, nur das eine nicht.“

„So komm' du mit mir.“

„Ich kann ja nicht.“

„Du gehst nicht mit?“

Sie schüttelte nur stumm mit dem Kopfe, sprechen hätte sie nicht können, die Kehle war ihr wie zugeschnürt und in ihren Augen standen Thränen.

Er sah sie an, als wolle er ihr Zeit lassen, sich anders zu besinnen. Als aber keine Antwort kam, wendete er sich von ihr und sprach schon im Gehen: „Nun denn, so geh' ich zur Marie.“

Sie rief ihm nichts nach, sie eilte auch nicht hinter ihm her, um ihn zurückzuhalten, denn was er verlangte, das konnte, wollte sie nicht thun. Sie sah nur hinter ihm drein mit den nassen Augen, wie er dahinschritt auf der Landstraße, und horchte wie der Säbel klapperte und die Sporen klangen bei jedem Schritte. Konnte er wirklich so gehen, zu der andern gehen, während sie nur

Digitized by Google

ihre Pflicht that? Er mußte ja umkehren, mußte zu ihr zurückkehren. Aber nichts dergleichen geschah, und immer weiter entschwand er ihren Blicken. Da seufzte sie noch einmal tief auf und trat zurück ins Haus. Und wieder lag tiefe Ruhe über der Landschaft, nur im Korn summte und brummte es und über den Aehrenfeldern lag zitternd die warme Luft.

* * *

Es war schon weit über Mitternacht, als sich die Thür des Hauses wieder öffnete, in dessen Fenstern der matte Lichtschein all die Stunden hindurch nicht erloschen war. Gertrud trat heraus, die heiße Stirn vom Nachthauche kühlen zu lassen. Einen Augenblick stand sie still und sog mit vollen Zügen die würzige Luft ein; dann ließ sie sich auf der Bank nieder, die neben der Thür stand. Starren Auges, wie gedankenlos, schaute sie ins Dunkel, die Hände in den Schoß gelegt.

So saß sie wol eine Viertelstunde lang, stumm und still wie die Natur um sie. Ein welkes Blatt, das von dem Nußbaume herabfiel und ihr Antlitz streifte, schreckte sie auf; sie schauerte zusammen, schlug die Hände vors Gesicht und weinte, weinte lange. Aber nicht jene Thränen, deren jede wie ein glühender Bleitropfen schmerzt und unauslöschliche Spuren im Herzen des gequälten Geschöpfes zurückläßt, das sie vergießt, sondern befreiende, erquickende Zähren, die das Weh zwar nicht enden, aber mildern und lindern.

Sie kannte Fritz zu gut, um nicht zu wissen, daß er seine Drohung wahr gemacht und mit der Marie getanzt hatte. Und was das bedeutete, war ihr auch klar. Sie wußte, daß die beiden jetzt, in dieser Stunde, längst einig waren, daß der Geliebte ihr für immer verloren war. Aber nicht einen Augenblick kam ihr der Gedanke, daß es doch besser gewesen wäre, seinem Wunsche nachzugeben — jetzt am wenigsten, da derjenige, um deswillen sie ihn erzürnt, drinnen kalt und starr lag. Welche Vorwürfe hätte sie sich machen müssen, wenn sie zurückkommend nur noch die Leiche angetroffen hätte. So hatte sie in den letzten schweren Stunden ihn mit Sorge umgeben, seine lechzenden Lippen mit Wasser gekühlt, seiner zagenden Seele durch ihr Gebet Muth eingeflößt, und sanft und ruhig war er eingeschlafen, mit einem Segensworte für sie auf den Lippen. Würde es in Erfüllung gehen, das Segenswort? Konnte es, da ihr das Liebste genommen war, da sie nun ganz allein stand? Und doch bei allem Schmerze war ihr leichter und freier ums Herz; denn wie groß das Opfer gewesen, das sie gebracht hatte, das schlichte Mädchen ahnte es wol kaum; eins aber wußte sie, sie hatte recht gethan. Und um ihr Fortkommen war ihr nicht bange, sie gehörte zu denen, die arbeiten können und wollen, und denen hat es noch nie gefehlt.

Allmählich versiegten ihre Thränen. Wie sie sich nun erhob, um ins Haus zurückzukehren, und sich zur Ruhe zu legen, zur Ruhe, die sie lange entbehrt hatte: da blickte sie noch einmal zum gestirnten Himmel empor, just wie eine Sternschnuppe am dunkeln Firmament ihre flammende Bahn zog. Es geht im Volke der Glaube, daß das, woran man beim Anblicke eines fallenden Sternes im Geiste denkt, noch im selben Jahre in Erfüllung gehen soll. Auch Gertrud kannte den schönen Glauben, und wie sie das leuchtende Meteor sinken sah, da sprach sie bei sich, indem sie seinen Weg mit ihrem Blicke verfolgte: „Der Fritz soll glücklich werden.“ Und damit wandte sie sich und trat ins Haus.

Digitized by Google

2. Lene.

Die Fenster der Mansarde standen offen, obwol die heiße Luft des schwülen Septemberabends kaum viel Kühlung in den kleinen Raum brachte, und obwol sie nicht auf die Straße, sondern auf Hintergebäude und ein dem Beschauer kaum lösliches Dächergewirr sahen, drang doch durch sie vielfältig das Getöse der Großstadt herein. Freilich nicht in seinen unmittelbaren lauten Tönen, sondern leise und abgeschwächt, ein mattes Summen und Brummen. Und doch brachte es auch so noch Kunde von dem Leben, das durch die Straßen auf- und abwogte, dem Treiben, das sich zwischen den Häusermassen abspielte, dem Hasten der Menschen im Kampf um ihr Dasein, dem Ringen um das Glück. Die Sterne am Himmel, die nur matt durch die dicke, dunstige Atmosphäre schienen, schauten wie verdrossen durch die offenen Fenster in den halbdunkeln Raum. Nur vor dem Spiegel war es hell, denn hier stand auf der Kommode eine kleine Lampe, bei deren Schein ein junges Mädchen eifrig bemüht war, sich ein blaues Band durch ihre goldblonden Locken zu schlingen. Wie sie so dastand, die beiden Arme hoch erhoben, sodaß ihr schlanker Wuchs in dem leichten Sommerkleide zur vollen Geltung kam, hätte sie ein prächtiges Modell für einen Maler abgegeben. Jetzt war sie fertig; die schlanken Finger griffen nach einer halb erblühten Rose, die in einem Wasserglase neben der Lampe stand, und befestigten sie mit einer Nadel am Busen. Noch ein prüfender Blick auf ihr Spiegelbild, dann wandte sich das Mädchen, und nachdem sie die Lampe auf den Tisch in der Mitte des Zimmers gesetzt, griff sie nach Hut und Handschuhen, die dort lagen, und sprach dabei: „So, Mutter, jetzt will ich gehen, sonst wird er ungeduldig."

In der Ecke regte sich jetzt etwas; in dem Bette richtete sich zwischen den Kissen ein blasser Frauenkopf auf, von wirrem schwarzen Haar umgeben, durch das sich graue Strähne zogen. Die dunkeln Augen umfaßten die lichte Mädchengestalt mit einem Blicke halb freudigen Stolzes, halb schmerzlicher Trauer, und matt klang es von den fahlen Lippen: „'S ist gut, Lene. Geh und sei vergnügt."

Das Mädchen, das schon der Thür zugeschritten, stutzte doch bei dem müden Klange der Stimme und trat ans Bett, wenn auch zögernd: „Oder soll ich bleiben?" fragte sie, „ist es schlimmer geworden?"

„Schlimmer? Nein. Es wird immer besser, und bald werde ich hoffentlich ganz wohl sein."

„Na, dann schlaf wohl, Mutter" — und schon hatte sie die Thürklinke in der Hand, da drang noch einmal die Stimme der Kranken an ihr Ohr:

„Lene!"

„Was denn, Mutter?"

„Ein Glas Wasser möchte ich gern."

Das Mädchen eilte hinaus, kam aber gleich zurück. „Draußen ist kein Wasser; soll ich dir von unten ..."

Die Frau mochte es wol an dem halbverdrossenen Tone merken, daß Lene die Verzögerung schmerzlich empfinden werde. Sie seufzte leise und sagte dann: „Nein, laß nur. Es war mir nur im Augenblick — es ist schon vorüber. Geh du nur!"

„Adieu, Mutter."

Und hinaus war sie; einen Augenblick noch hörte man ihre Schritte auf der Treppe. Sie lief schnell die Stufen hinunter, damit „er" nicht ungeduldig werde. Auch dieses Geräusch verhallte, und nun war's ganz still im kleinen

Digitized by Google

Zimmer, bis auf das Summen, das nach wie vor durchs Fenster drang.

Die Kranke lag ganz still. Man hätte meinen können, sie schliefe, hätten nicht hie und da, wenn die Schmerzen zu arg wurden, die abgezehrten Hände sich krampfhaft geballt, hätten nicht ab und zu die schweren Lider sich gehoben, und sich gleich wieder über die vom Scheine der Lampe geblendeten müden Augen gesenkt. Und immer heftiger, immer quälender wurde der Durst, den sie verspürte. Hätte die Lene ihr doch nur Wasser geholt. Aber du lieber Himmel, das Kind sehnte sich doch so nach seinem Vergnügen. Nach des Tages Arbeit noch Krankenpflegerin spielen, das war zu viel. Vielleicht konnte sie sich auch selbst ein Glas — sie versuchte sich aufzurichten, aber sie sank stöhnend zurück. Nein, das ging doch nicht. Sie mußte so darüber hinkommen. Und wieder lag sie still da.

Aber während der kranke Leib fast regungslos in den Kissen lag, arbeitete das Hirn unaufhörlich; Gedanken kamen und gingen, führten einander herauf und verjagten sich, daß der arme Kopf nicht zur Ruhe kam, und der Schlummer blieb dem Lager fern. Schlaflose Nächte, wie kurz seid ihr, wenn das Uebermaß des Glückes uns wach erhält, wie lang, wie qualvoll lang, wenn Unglück und Leid uns selbst den letzten Trost versagen: Vergessenheit im Schlummer. Und wie die Frau so lag und dachte, da stieg die längst versunkene Vergangenheit vor ihrem Geiste wieder auf, die halb verloschenen Bilder gewannen neue Farbe und neues Leben, und Einzelheiten, die seit Jahren ihrem Gedächtnisse entschwunden waren, standen wieder deutlich und lebensfrisch vor ihrer Seele.

Es war nicht mehr das Summen des Straßenlärms, das sie da hörte, sondern das Summen und Brummen, das aus den Aehrenfeldern dringt, und statt des schwachen Lichtes der kleinen Lampe umflutete sie das helle, glühende Licht der sommerlichen Mittagssonne. Unter dem Nußbaume stand sie wieder, drinnen lag der Großvater stöhnend und scheltend, und vor ihr stand der Fritz.

„Ich kann nicht, Fritz, ich darf ihn nicht verlassen!“ stammelten ihre bleichen Lippen. Da wandte er sich trotzig ab. Warum nur? Er wußte doch, wie lieb sie ihn hatte. Wohin ging er? Zur Schulzen-Marie? Das durfte nicht sein, das konnte er ihr nicht anthun. Er mußte ja wissen, wie lieb sie ihn hatte. Alles, alles hätte sie für ihn gethan. Aber jetzt mit ihm zum Vergnügen gehen, während ihr Großvater krank und beständiger Wartung bedürftig daheim lag, das durfte sie nicht: die Pflicht über alles. Und doch ging er, ganz ohne sich umzusehen, die Sporen klangen und der Säbel klapperte. Nein, sie konnte ihn nicht lassen: „Fritz!“

Die Kranke fuhr auf, der Klang ihrer Stimme schreckte sie aus dem fieberischen Halbschlummer empor. Wo war sie denn? Sie lächelte schmerzlich. Die Zeit, von der sie eben geträumt, lag weit hinter ihr; sie war alt geworden und krank und müde. Wenn sie nur schlafen könnte! Aber der Schlaf kam nicht, so ungeduldig sie ihn auch erwartete.

Dafür stellte sich aber der Durst immer qualvoller ein, ihre Kehle war trocken und ihr Athem ging röchelnd und schwer. Und dabei war's schwül, erstickend schwül draußen, und die Luft dick und schwer. Die Nacht schien dunkler denn je zu sein, die Sterne waren erloschen, von schwarzen Wolken verdeckt, nur ab und zu zuckte ein bläulicher, matter Strahl durch die Finsterniß, und dumpfes Grollen kündete an, daß sich dort oben ein Gewitter zusammenbraute. Ein Gewitter — die Frau schauerte zu-

Digitized by Google

sammen. Ja, als sie noch draußen auf dem Lande gelebt hatte, in der niedrigen Hütte am Waldessaume, da hatte sie es mit Freuden begrüßt, wenn es nach langer Dürre am Horizont heraufzog, Kühlung bringend und Erquickung für die ausgedörrten Felder; aber hier in der Stadt, in der Häusermasse, wo es so plötzlich hereinbricht, so unvermuthet, hatte sie immer ein Bangen davor empfunden, und sie empfand es heute doppelt, da sie hülflos und allein war. Sie war ein Landkind, und sie hatte sich an die große Stadt nicht gewöhnen können, trotzdem sie schon lange Jahre in ihr wohnte.

Und ihre Gedanken flogen zurück zu jenem Tage, an dem sie ihre Heimat verlassen hatte. Es war ein stiller Abschied gewesen, den sie da genommen hatte, denn wer fragte nach ihr? Sie wußte es, daß sie keinen Freund im ganzen Dorfe hatte, und doch wäre sie nie von ihrem Anwesen gegangen, wenn der Fritz nicht gewesen wäre. Sehen, wie er mit einer andern lebte — nein, wenn sie ihm auch von Herzen alles Glück wünschte, das konnte sie nicht. So war sie denn in die Stadt gegangen, hatte dort mit redlicher Arbeit ihr Brot verdient und hatte dort auch einen Mann gefunden. Er war ihr freilich nicht das, was Fritz ihr gewesen war, aber sie lebte zufrieden mit ihm, und doppelt zufrieden, als Lene zur Welt kam. Und als ihr Mann starb, blieb ihr doch das Kind, und sie übertrug alle ihre Liebe auf das Mädchen, war es doch ihr einziges. Und Lene war ein gutes Kind und hing mit großer Liebe an der Mutter; fleißig war sie, ein wenig leichten Sinnes, aber das mochte ja wol daran liegen, daß sie in der Stadt aufwuchs, ihr Herz war gut. Und sie war ein hübsches Mädchen, das Mutterherz schlug höher, wenn die ganze Männerwelt dem hübschen Blondkopfe nachblickte. Es dauerte auch nicht gar lange, da fand sich einer, dem sie es ganz und gar angethan hatte, ein junger Schuhmacher, ein fleißiger, braver Mensch. Schon wollte man den Tag der Hochzeit festsetzen, da kam das Unglück, ihre Krankheit; nun konnte vorläufig vom Heirathen keine Rede sein, denn gleich mit einer kranken Mutter anfangen im jungen Hausstande, hatte er gemeint, das ginge doch nicht. Lene hatte freilich zuerst geweint, aber sich dann doch gefügt und die Mutter es nie entgelten lassen; im Gegentheil, sie war ihr eine sorgliche Pflegerin gewesen. Abends freilich war sie immer mit ihm ausgegangen; aber, du lieber Himmel, man konnte doch nicht verlangen, daß sie ewig in der Krankenstube saß. Noch dazu heute, wo großer Ball war; das gab es doch alle Jahre nur einmal. So hatte sie denn selbst sie weggeschickt; es ging ihr zwar gerade heute nicht besonders, bald meinte sie vor Hitze umkommen zu müssen, bald schüttelte sie der kalte Frost; aber das hatte ja wol nicht so viel zu bedeuten.

Nur der Durst, der Durst! Immer quälender wurde er, immer trockener die Kehle, und der Athem ging röchelnd und schwer, daß es der Frau selbst ganz unheimlich wurde, wie sie es so rasseln hörte. Wenn sie doch nur Wasser hätte, nur einen Tropfen, es würde ihr so gut thun und doch wenigstens für einen Augenblick die Hitze verscheuchen, die sie quälte. Ob denn die Lene nicht bald zurückkam? Aber vielleicht war es noch gar nicht so spät, vielleicht schien ihr nur die Zeit des Alleinseins in der stillen Nacht so lange. So unheimlich hatte sie sich aber auch noch nie gefühlt; ein Glück nur, daß die Lampe brannte, sonst hätte sie's gewiß vor Angst nicht aushalten können.

Digitized by Google

Da fuhr draußen am Himmel ein bläulicher Blitzstrahl hernieder, lauter Donner folgte ihm auf dem Fuße und ein heftiger Windstoß rüttelte an den offen stehenden Fensterflügeln und machte die Scheiben erklirren. Gertrud fuhr entsetzt zusammen. Gerechter Gott, auch das noch. Nun brach das Unwetter los und das Fenster stand offen. Ob sie's wol wagen durfte aufzustehen und es zu schließen. Nein, es ging nicht, sie durfte das Bett nicht verlassen, sie fühlte sich auch zu schwach dazu, selbst die kurze Strecke bis zum Fenster allein zu gehen. Vielleicht ging das Wetter auch vorüber.

Aber in dieser Hoffnung hatte sie sich getäuscht. Klatschend schlug der Regen in das Zimmer, Blitze zuckten durch die Nacht, unaufhörlich rollte der Donner, und der Sturm raste und tobte um das hohe Gebäude und rüttelte mit Macht an seinen Mauern. Und jetzt hatte er wirklich den einen Fensterflügel aus dem eisernen Haken gelöst, der ihn geöffnet hielt, und warf ihn zu. Klirr, klirr, die Scherben fielen in die Mansarde, und schon flog der fast leere Rahmen wieder zurück und krachte gegen die Mauer. Und jetzt fuhr auch noch ein Windstoß in die Kammer herein und löschte die Lampe, nachdem er sie noch einmal hoch aufflackern gemacht hatte. Nein, so ging es nicht weiter. Stöhnend richtete sich die Kranke auf und kroch aus dem Bette. Beinahe wäre sie am Fuße desselben zusammengesunken, als sie sich nun aufrichten wollte, so schwach fühlte sie sich; aber es mußte ja sein. Die Zähne fest auf die blutleeren Lippen beißend, die Hände vorgestreckt, wankte sie zum Fenster hin, obwol es ihr wie Blei in den Knien lag und ein heftiger Fieberfrost sie schüttelte. Da, ein greller Blitz, ein überlauter Donnerschlag. Der Kranken wird es schwarz vor den Augen, ihr Hirn schwindelt und eisig kalt legt sich's um ihr Herz, dessen Schlag — sie fühlt's noch — plötzlich stockt. Es ist ihr, als drehe sich das Zimmer mit ihr, als schwände der Boden unter ihren Füßen. Sie greift blindlings im Dunkeln um sich, einen Halt, eine Stütze suchend. Dabei stößt sie, taumelnd, die Lampe vom Tische, die klirrend zerspringt, und sinkt dann selbst, mit der Schläfe hart an die Tischkante stoßend, zu Boden. Ein Greifen, ein Stöhnen, ein krampfiges Zucken; dann wird alles still in der Mansarde, nur die Regentropfen klatschen durchs offene Fenster in den dunkeln Raum und draußen vergrollt das Gewitter.

* * *

Und die Stunden gingen und der Morgen kam, und das Frühroth schaute in die Kammer, auf deren Diele die Todte lag. Da kam ein leiser Schritt die Treppe herauf, und Lene trat in die Thür, mit dem Blicke das Bett suchend. Als sie dasselbe leer fand, ließ sie die erstaunten Augen weiter schweifen und da — „Allbarmherziger!" rief sie aus, als sie die Mutter am Boden liegen sah, und stürzte hin, sie aufzurichten; „Allbarmherziger!" als ihre warmen Finger die kalten Glieder berührten, und damit sank sie neben der Leiche auf die Knie und schlug erschauernd die Hände vors Gesicht, dann hob sie wieder den Kopf, blickte wie verständnißlos auf die starre Gestalt vor sich nieder, schrie dann, als ob ihr nun erst klar würde, was geschehen war, laut auf: „Todt, todt!" und warf sich schluchzend über sie.

„Mutter!" rief sie, „Mutter, wach' auf! Mutter, hör' mich doch! Du bist ja nicht todt, du darfst ja nicht todt sein, darfst ja nicht von mir gehen, von deiner Lene, von deinem Kinde. Warum

Digitized by Google

hörst du denn nicht, wenn ich dich rufe, Mutter? Wach' auf, sieh' mich doch an! Ich bin ja jetzt wieder bei dir, ich will dich ja auch ganz gewiß nie wieder verlassen, nie, nie wieder, nur wache auf!" Und dabei sah sie der Todten in das stille, kalte Antlitz, als wenn sie wirklich erwartete, daß die Augen sich wieder öffnen und sie mit mildem Blicke ansehen, daß die fest geschlossenen Lippen wieder freundliche Worte zu ihr sprechen könnten. Aber die Augen blieben geschlossen und die Lippen stumm. Da verstummte auch sie und barg ihr Gesicht in dem Gewande der Todten.

So lag sie lange, lange, ohne das Haupt zu erheben, ohne ein Glied zu rühren, bewegungslos, fast starr über der Leiche, und nur ein leises Schluchzen, ein schmerzvolles Wimmern verkündete ab und zu, daß Leben in ihr sei. Und durchs Fenster schien die Sonne und beleuchtete mit ihrem hellen, klaren Lichte die beiden Gestalten, die Mutter und die Tochter. Die blonden Flechten Lenens hatten sich gelöst und mischten sich mit Gertrud's grauschwarzen Strähnen; die Blumen, welche die Locken des Mädchens geschmückt hatten, waren ihnen gewelkt entsunken und ihre Blätter lagen zwischen den Haarmassen zerstreut, von dem lichten Ballkleide war der Besatz abgetreten, und ringelte sich wie eine Schlange über die kahlen Dielen. Lene wußte es nicht, und hätte sie es gewußt, sie hätte doch nicht darauf geachtet. „Die Mutter ist todt!" Dieser Gedanke, so grausam wahr und doch noch so unverständlich, so unfaßbar, beschäftigte sie allein.

Das Schluchzen verstummte allmählich, das Wimmern hörte auf, und wie die Sonne höher stieg, machte die Natur ihr Recht geltend. Lene lag noch immer am Boden, den Leib der Mutter umklammert haltend; aber der Gedanke, den sie nun stundenlang schon dachte, verwischte sich und ward undeutlich, und endlich dachte sie nicht mehr, wachte sie nicht mehr. Lange, ruhige Athemzüge ließen erkennen, daß sie in einen tiefen, traumlosen Schlummer gesunken war.

Es mochte Mittag sein, als sie erwachte. Jäh fuhr sie auf, strich sich, halb schlaftrunken noch, das wirre Haar aus der weißen Stirn und starrte um sich. Und mit dem Erwachen kam ihr die Erinnerung an die letzten Stunden, kehrten die Thränen zurück, und abermals warf sie sich über den Leichnam, bedeckte den blassen Mund mit Küssen und überließ sich ihrem wilden Schmerze. Doch nicht für lange. Sie durfte doch die Mutter nicht so liegen lassen. Sie hob den Leib in ihren Armen auf und trug ihn auf das Bett, deckte ihn bis an die Brust zu und faltete ihm die starren Hände ineinander auf der Decke, dann brach sie eine Knospe vom Rosenstocke am Fenster und legte sie in die Hände der Todten, dann ordnete sie ihr das wirre Haar und dann sank sie vor dem Bette in die Knie und starrte in die regungslosen Züge des weißen Antlitzes. Der erste Schmerz war überwunden, an seine Stelle war etwas anderes getreten, bitterer, quälender, nagender, und sie hatte nichts, es zu verscheuchen: es war die Reue.

Die Mutter war allein und verlassen gestorben, während sie tanzte — und mit erschreckender Deutlichkeit erinnerte sie sich der letzten Worte, die sie mit ihr gewechselt hatte, erinnerte sie sich daran, wie sie der Dürstenden nicht einmal mehr einen Trunk Wasser gebracht hatte, weil sie's gar zu eilig hatte, zum Tanze zu kommen. Und während sie sich vergnügte, hatte die Kranke geschmachtet und gelitten, war aufgestanden und da — nicht einmal im Bette, im Zimmer auf der bloßen Diele hatte

Digitized by Google

der Tod sie ereilt. Und die Angst, die die arme Frau während des Gewitters ausgestanden haben mußte!

Wie sie so saß und sann, überhörte sie, daß ein fester Schritt die Treppe heraufkam, daß ein-, zweimal leise an die Thür geklopft wurde. Da legte sich draußen eine Hand auf die Klinke, die Thür ging auf, und ein hübsches, frisches Männergesicht schaute herein.

„Lene!"

„Heinrich, du?" Sie sprang erschrocken in die Höhe.

„Ich wollte blos fragen, wie's dir bekommen ist."

„Die Mutter ist todt!" Und dabei schossen dem Mädchen wieder die Thränen in die Augen.

„Todt! Ja, aber wann ist sie . . ." Er war ins Zimmer getreten und hatte die Thür hinter sich geschlossen.

„Heute Nacht."

„Armes Kind!"

Er wollte ihre Hand fassen, aber sie fuhr wie entsetzt zurück.

„Rühre mich nicht an! Rühre mich nicht an, Heinrich! Du bist an allem schuld! Ich wollte nicht mit auf den Ball, ich wollte bei der Mutter bleiben, aber du ließest mir ja keine Ruhe. Du hörtest nicht auf zu bitten, du drohtest mir, mich zu verlassen, wenn ich nicht mitginge, es gäbe ja noch andere Mädchen. Aus Furcht, dich zu verlieren, gab ich nach. O, hätte ich es doch nicht gethan, nun habe ich ja keine frohe Stunde mehr auf der Welt, ich armes, unglückliches Geschöpf!"

Sie konnte nicht weiter sprechen, Thränen erstickten ihre Stimme; wie gebrochen ließ sie es geschehen, daß Heinrich seinen Arm um sie legte.

„So mußt du nicht sprechen, Lene", sagte er. „Es ist ja freilich traurig, daß deine Mutter todt ist, aber du hast ja mich."

„Wenn ich doch hier geblieben wäre", klagte sie, ohne auf ihn zu hören. „Wenn ich doch hier geblieben wäre, sie lebte noch!"

„Lene, sei doch vernünftig. Was hätte es denn genützt, wenn du hier gewesen wärst. Sie war ja so schwer krank, gestorben wäre sie doch."

„Ach, das sagst du nur so."

„Nein, nein, ich habe ja mit dem Doctor gesprochen; er hat mir gesagt, daß keine Hoffnung mehr wäre."

„Ist das wahr, Heinrich?"

„Freilich ist es wahr. Euch konnte er es ja nicht sagen, aber mir hat er reinen Wein eingeschenkt. Und dann, sieh einmal: sie hat so viel aushalten müssen, für sie ist es am besten, daß es so gekommen ist."

„Ja, aber . . ."

„Und dann, Lene, sei vernünftig, für uns ist es auch so am besten. Denn solange sie krank war, hätten wir ja doch ans Heirathen nicht denken können, und gesund hätte sie doch nicht wieder werden können, sagt der Doctor."

„Aber ich hätte ihr doch die letzten Stunden leichter gemacht."

„Das kann ja sein, aber jetzt ist es doch nicht mehr zu ändern. Ihr ist jetzt wohl, was wollen wir uns grämen!"

„O Heinrich, ich kann ja nie wieder glücklich werden!"

„Rede nicht so, Lene. Wenn die Mutter begraben und alles in Ordnung ist, dann heirathen wir. Eine stille, kleine Hochzeit wird's freilich werden; aber was wir da sparen, dafür kaufen wir ein schönes Kreuz auf ihr Grab."

„Willst du das wirklich thun, Heinrich?"

„Natürlich will ich. Es ist ja deine Mutter."

„O, Heinrich, du bist so gut!"

„Lene!" Und er nahm ihren Kopf in seine Hände und küßte sie auf den Mund.

Digitized by Google

„Und du verläßt mich wirklich nicht? Ich bin ja jetzt ganz allein.“

„In vier Wochen ist unsere Hochzeit, Mädchen. Und nun komm, wir wollen alles besorgen, damit sie ein anständiges Begräbniß bekommt.“

„Ja, Heinrich. Warte nur einen Augenblick, ich will nur ein anderes Kleid anziehen.“

Sie eilte in die Küche, deren Thür sie hinter sich schloß. Nach kurzer Zeit trat sie wieder ein; sie hatte ein einfaches wollenes Kleid angezogen und ein schwarzes Tuch um den Kopf genommen.

„So“, sagte sie, „nun können wir gehen.“

Und sie gingen. An der Schwelle drehte sie sich noch einmal um und warf einen Blick nach dem Bette. Dann schritt sie mit ihrem Bräutigam hinaus und die Thür schloß sich. Schnell verhallten die Schritte auf der Treppe.

Einsam lag die Todte auf dem ärmlichen Lager. Die Strahlen der Sonne fielen durchs Fenster und tanzten über die Rose in den kalten Händen und über das weiße, stille Gesicht, um das sie ein Goldnetz woben, und von draußen tönte es wie leises Summen und Brummen herein, das Getöse der Großstadt, das Getümmel der Menschen im Kampfe um ihr Dasein, im Ringen nach dem Glücke.

Arnold Böcklin.

Eine Studie von **Fritz Lemmermayer.**

Für uns Wiener war Arnold Böcklin lange eine unbekannte Größe. Wollten wir ihn kennen lernen, mußten wir nach München reisen, wo in der Galerie des Grafen Schack zahlreiche seiner Gemälde hängen. Erst im Vorjahre wurde es anders. Der Kunstverein in Wien stellte seine Pietà aus. Mit dieser Ausstellung traf der 60. Geburtstag des Meisters zusammen, der zu Basel das Licht der Welt erblickte, welches für ihn ein Licht der Kunst wurde. Und so ward es Wien vergönnt, dieses Fest dadurch zu feiern, daß es sich an seiner neuesten Schöpfung erfreute und ihr volle Bewunderung entgegenbrachte. Schauend und genießend mochte der Betrachter denken, welch ein Segen es ist, wenn man zu seinem 60. Geburtstage, anstatt beschert zu werden, die Menschen mit einem solchen an- und aufregenden Kunstwerke bescheren kann. Das Leben wurde Arnold Böcklin nicht leicht. Erst nach schweren Mühen und Kämpfen ist er zu Ruhm und Ehre gelangt. Das uralte Schicksal eigenartiger, ganz auf sich selbst gestellter, in Richtung und Zielen revolutionärer Genies ereilte auch ihn: lange Zeit misachtet, verkannt, verketzert, gilt er erst seit kurzer Frist als einer der ersten Maler des Jahrhunderts. Seine Bilder gehören zu jenen großen Werken, welche, um ähnliche Beispiele aus andern Kunstgebieten aufzugreifen, etwa wie die Dichtungen Friedrich Hebbel's und die Musikdramen Richard Wagner's, einen Sturm von leidenschaftlicher Begeisterung und leidenschaftlicher Anfeindung beschwören. Solche einen klaffenden Zwiespalt in der An-

Digitized by Google

erkennung hervorrufende Werke, von der zum Banalen neigenden Menge, von den phantasielosen ästhetischen Splitterrichtern misverstanden, sind, wie die Kunstgeschichte aller Zeiten auf das beredsamste lehrt, in der Regel die bedeutsamsten. Hervorgegangen aus den Ideen und Empfindungen ihrer Zeit, sind sie der künstlerische Ausdruck ihres Ringens und ihrer Schmerzen, und zugleich sind sie vorangeeilt ihrer Zeit, haben dasjenige, was in ihr lebendig, menschlich, ewig ist, im Bilde kräftig und anschaulich zusammengefaßt, um es spätern Geschlechtern zu verkünden. Böcklin's Gemälde gehören zu dieser Gattung.

Er ist ein echter Maler der Gegenwart. Zwar taucht er seinen Pinsel nicht in Farben, um zufällige, vergängliche Geschichten des Tages zu illustriren, er verläppert sich nicht in kleinlichen Genredarstellungen, es ist ihm nicht um eine hausbackene Technik zu thun, welche ihr Heil in tadellos naturgetreuer Wiedergabe einer Schürze mit all ihren Blümlein und Sternlein und Stickereien sucht — im Gegentheil: er flieht mit seiner hinreißenden Phantasie nach Griechenland, nach Italien, nach den heiligen Stätten der Menschheit, und malt mit tiefer Farbe, aus dem geheimsten Grunde seiner Seele heraus, was ihn erregt und bewegt. Nicht was er malt ist modern, sondern wie er malt. Landschaften, düster und leidenschaftlich wie Salvatore Rosa's und Poussin's, oder zauberhaft, überschwenglich in der Färbung wie die Landschaften Italiens, oder geheimnißvoll, verschleiert, wie von unsichtbaren Naturgeistern beseelt, oder zerrissen und zerklüftet, von fabelhaften Ungeheuern erfüllt, Nymphen, Najaden, Centauren, Einsiedler, Christus und seine Mutter — das sind die Motive, welche Böcklin auf die Leinwand zaubert, nicht immer sorgfältig und rein in der Technik, nicht völlig frei von Zeichenfehlern, aber groß und phantasiegewaltig in der Composition, ideal in der Farbe, ureigenthümlich, stimmungsreich und durchgeistigt. Seine Gestalten sind nicht allein etwas, sie bedeuten auch etwas; sie haben nicht blos Fleisch, sie haben auch Seele. Böcklin besitzt neben derjenigen Erscheinung, welche den Künstler vor allem macht: der schöpferischen Phantasie — in unserer nüchtern-praktischen Zeit kann man nicht häufig und nachdrücklich genug auf sie und ihre hohe Wichtigkeit hinweisen — auch Geist; er ist ein gedankenvoller Maler. Er neigt zum Originellen, Vorbildlosen, Ungeheuerlichen; er hat sogar Launen, welche ihn an dem Barocken, Absonderlichen, Gewaltsamen, an dem Verzerrten und Crassen, ja an der Caricatur Gefallen finden lassen. Das rein Schöne, vielleicht ist es erlaubt, es das Schöne an sich zu nennen: das unmittelbar durch die gefällige Linie, durch Reinheit und Harmonie des Inhalts und der Form Wirkende, es ist nicht immer seine Sache. Er liebt befremdliche Zuthaten, sogar das entschieden Häßliche: man denke an die widernatürlich, beinahe faunhaft zugespitzte Lippe der Muttergottes in einer vor Jahren gemalten Pietà. Ich möchte diese Eigenschaften das Krankhaft-Moderne in der Seele des Künstlers nennen, erzeugt durch Originalitätssucht und Zweifelsinn. Einen krankhaften Zug hat der träumerische Böcklin wie der in München sinnende, grübelnde und schaffende Gabriel Max, wie alle großen Kunsttalente, deren Wirken einer ausschweifenden Leidenschaft, einer tiefen Sehnsucht nach dem Idealen, einem pathologischen Streben nach dem Wahren, erzeugt durch den Ekel vor Lüge und Gemeinheit, entspringt. Ein Vorwurf sei ihm nicht im entferntesten daraus gemacht. Unerträglich in der Kunst ist

Digitized by Google

nur das Platte und Schale, ist auch die prosaische, langweilige Philistergesundheit, und interessant, anziehend, ja schön ist dagegen jene sinnvolle Krankheit verfeinerter Naturen, jene unsterbliche Hamlets-Krankheit, welche die Krankheit des Jahrhunderts ist; und eine Kunst, die so warm und so wahr ist, daß an ihr die Thränen unserer Zeit hängen, mag und soll sich offenbaren, aus vollem Herzen heraus, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln. Und dann: wer darf einem Künstler, der ganz diesen Ehrennamen verdient, seine Eigenart vorwerfen? Wer hat das Recht, ihm vorzuschreiben, du darfst nicht sein, wie du bist, du mußt anders sein, nicht tragisch, sondern komisch, nicht komisch, sondern tragisch, nicht herb und düster, sondern lieblich und gefällig? Das Geheimniß aller Kritik besteht darin, eine künstlerische Individualität so zu nehmen, wie sie ist, ihr auf den Grund zu kommen, sie zu verstehen und zu erklären zu suchen. Seiner selbst muß der Kritiker sich gleichsam entäußern, um desto freier und unbefangener die Persönlichkeit des Künstlers beurtheilen zu können. Weder mit den Stoffen und Ideen des Künstlers hat er zu hadern, noch mit den Formen, in denen sie lebendig geworden sind. Nicht ob der Künstler Hafis oder Horaz ist, darf für ihn ein Gegenstand der Anerkennung oder des Vorwurfes sein, sondern wie sein Gesicht aussieht, worin seine Wesenheit besteht, wie sich Materie und Geist, Stoff und Form zueinander verhalten, wie reich und tief seine Kraft sich entfaltet, wie redlich er mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchert — das ungefähr ist das Feld, welches der Kritiker zu bearbeiten hat. Und hier ist die Sünde der recensirenden Rhadamanthusse zu suchen. Akademisch und doctrinär, Eigenschaften, die der Kunst schlechthin widersprechen, wie sie sind, messen sie mit Einem Maßstabe, anstatt für jede Individualität sich einen besondern zu schaffen, oder sie ertheilen Gnade und Ungnade nach Willkür und Laune, wo es Aufgabe und Pflicht ist, streng sachlich zu sein. Auch vergessen sie, daß der Künstler selbst für seine Physiognomie nichts kann, sogar an seinen Stoffen unschuldig ist, die er von einem heiligen Geiste empfängt.

Arnold Böcklin hatte übergenug unter solcher Afterkritik zu leiden. Mit seiner Pietà, seinem letzten Werke, nicht weniger als mit frühern. Der als Kunstmäcen und Dichter berühmte Graf Schack besitzt zahlreiche ältere Bilder Böcklin's, darunter ausgezeichnete. Vor allem fesselt das Landschaftliche. Die Haupteigenschaften des Meisters treten deutlich hervor: Eigenart; Kraft, Tiefe, Wärme und Schönheit der Farbe; Phantasie; die Neigung zum Geheimnißvollen und Dämonischen. Aber auch die Mängel: eine leicht in Unordnung gerathende Technik, Vorliebe für ausschweifende Experimente. Die Naturauffassung und Darstellung ist von zauberhafter Wirkung. Er copirt die Natur nicht, er schafft sie wieder mit intuitiv schauender Einbildungskraft, er durchgeistigt, er beseelt sie. Es gibt Maler, die mit ängstlicher Genauigkeit aus ihren nach der Wirklichkeit aufgenommenen Skizzen ein Bild herstellen und sich auf die photographische Treue zufälliger Nebendinge etwas zugute thun. Anders Böcklin. Er faßt das Wesentliche ins Auge, die geistige Physiognomie der Landschaft. Das ist der Unterschied zwischen photographischem Naturalismus, der kleinlich, pedantisch und unkünstlerisch ist, anstatt eines Bildes Bilderchen gibt, und zwischen dem typischen Realismus, der nicht allein wahr, sondern auch poetisch ist, und in großen, gesteigerten Zügen ein plastisches Gemälde entwirft, das trotz

Digitized by Google

seiner allgemeinen idealen Bedeutung die zarten, individuellen Reize nicht zu entbehren braucht. Von der Literatur gilt das Nämliche. Unsere auf ihre Naturwirklichkeit stolzen Modernen verwechseln häufig genug die unpoetische, im Kleinen und Kleinlichen sich verläppernde Darstellung mit jener wahren, lapidaren, welche ein Grundpfeiler der Kunst ist.

Was bei Böcklin so mächtig anzieht und worin hauptsächlich die Großartigkeit seiner Malerei besteht, ist die Art, wie er die Natur beseelt, wie er sie individualisirt. Seine Landschaften scheinen nicht um ihrer selbst willen gemalt, nicht allein wegen ihrer Form und Gestaltung: ihn lockt das Walten und Weben der Naturgeister, und er veranschaulicht sie, indem er sie als leibhaftige Wesen hinstellt oder in geheimnißvoller Verschleierung nur ahnen läßt. Seine Naturauffassung ist tief und allumfassend. Ihm ist die Natur die gütige Mutter, welche segensreich schafft und ernährt, Genuß bereitet, zur Freude begeistert und in unendlicher Freigebigkeit aus einem ewigen Füllhorne die Welt mit Gaben überschüttet; aber er erkennt in ihr auch die dämonische Furie, die mit wüthendem Jubel Grauen und Schrecken verbreitet, ihre Wollust hat an grausamer Vernichtung und mit den furchtbarsten Waffen Noth und Tod verübt. Die liebliche Seite weiß er mit Zartsinn zu malen, für die düstere hat er eine hinreißende, leidenschaftliche Darstellungskraft. Der gewählte Schauplatz liegt meist im Süden; bald ist er ideal gedacht und erfunden, bald ist er in Griechenland, dem Lande seiner Sehnsucht, das er, abgestoßen von der faulenden Uebercultur seiner Zeit, wie einst Friedrich Hölderlin mit der vollen Kraft seiner schwärmerischen Seele sucht, oder in Italien, wo er in künstlerischer Anregung seine besten Jahre verbracht und eine Fülle herrlicher Motive für immer gefunden hat. Böcklin ist der Maler des Waldes, er ist der Maler heiliger Haine und Grotten, der Oede, des Sturmes und des Meeres. Das junge Werden in der Natur und das große Sterben haben durch seinen Pinsel eine erhabene Verewigung gefunden. Aber wie einzig und ideal er auch als Landschaftsmaler ist, es wäre eine Halbheit, ihn nur als solchen zu beurtheilen, denn auf dem Gebiete figuraler Darstellung ist er nicht minder ein bewunderungswürdiger Meister. Nicht zahlreich sind seine Bilder, auf denen Figuren selbständig behandelt werden; jedoch wo es geschieht, wie in seiner später zu betrachtenden Pietà, weiß er die mannichfaltigsten Gefühle zu beschwören und zeigt unwiderleglich, daß die Kunst sowol in ihren Mitteln als in ihren Wirkungen unendlich ist. In seine Landschaften sind fast immer Figuren gestellt, manchmal menschliche, häufiger fabelhafte. Ihr Vorhandensein ist niemals ein zufälliges; sie gehören organisch zum Ganzen, sie sind nicht müßige Staffage, sondern Sinnbilder, welche naturgemäß und harmonisch aus dem Geiste des behandelten Gegenstandes herauswachsen. Sie sind die Landschaft selbst in symbolischer Verkörperung.

Als Beweis mögen einige Hauptwerke der Galerie Schack dienen. In dem „Die Furien" genannten Bilde wird eine düstere Landschaft dargestellt. Der Sturmwind greift mit Allgewalt in die Wipfel und Aeste der Bäume und droht sie zu vernichten. Der Wolkenhimmel hängt schwer und dräuend hernieder — eine Landschaft, wie geschaffen zu heimlichem Verbrechen. Ein solches ist auch geschehen. Ein italienischer Edelmann in der malerischen Tracht der Renaissance hat einen Menschen ermordet und ist eben im Begriffe, das auf dem Boden liegende blutende Opfer in einen schilf-

Digitized by Google

bewachsenen Sumpf zu versenken. Aber mit der Darstellung dieses Vorganges begnügte sich die geniale Erfindung Böcklin's nicht, er bedurfte einer geistigen Zuthat. Vor dem Mörder stehen drei grauenhafte Gestalten, hexenhafte Weiber: es sind die rächenden Naturdämonen, die Erinnyen, welche an seine Sohlen sich heften und ihn nicht eher freigeben werden, als bis das Strafgericht an ihm vollzogen. Im „Ritt des Todes" wird der Herbst behandelt. Aus einer mächtigen Künstlerphantasie ist auch diese Schöpfung hervorgegangen. Dichter Laubwald, wieder von wildem Sturme durchwühlt. Man meint, das Aechzen im Geäste zu vernehmen. In den Wolken zuckt der Blitz, einen magischen Schein auf die vergilbenden Blätter werfend und ein Kirchlein beleuchtend, das in der Einsamkeit steht. Auf geisterhaftem Rappen sprengt ein Reiter — nicht der leibhaftige Tod, kein Rippenmann mit Stundenglas und Sense, sondern der Genius der Zerstörung, die Personification des Schauers, welcher in den herbstlichen Landschaften waltet und den einsamen Wanderer mit dem ahnungsvollen Bewußtsein erfüllt, daß es, wie für die grünen Sprossen der Erde, auch für ihn eine letzte Stunde gibt.

Eine ähnliche Stimmung athmet eine Illustration zu Goethe's Versen:

Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut.

Während es der Künstler zumeist liebt, der Landschaft kein örtlich bestimmtes Gepräge zu verleihen, deutet er sie diesmal bestimmt an. Die Scene spielt auf dem Gotthardpaß an der Teufelsbrücke. In schäumendem Wirbel strömt der Fluß dahin, einen dichten Wasserstaub aufwerfend, der nebelhaft in die Höhe sich dehnt. Reisende, die ruhig ihres Weges ziehen wollen, ergreifen, von Angst erfaßt, die Flucht; denn ein grausiges Ungeheuer, ein Drache, die lebendige Verkörperung der düstern Gegend, starrt aus seiner Höhle und droht den Harmlosen, die ihn aus seiner Ruhe aufgestört, mit Vernichtung. Dem Stoffe und der Stimmung nach ist dieser Tafel eine andere verwandt, welche „Panischer Schrecken" heißt. Die Oertlichkeit gehört der geistigen Heimat Böcklin's, dem Süden, an. Mit der vollen charakteristischen Köstlichkeit seiner Farben ist eine Felsenöde auf die Leinwand gezaubert. Die versengende Glut der Mittagssonne liegt darüber. Spärlich kriecht an dem nackten Gestein verdürstendes Gestrüpp empor. Der Staub erdrückt es; in der herrschenden Dürre scheint alles zu verschmachten und zu ersticken. Tiefe ängstliche Stille herrscht ringsum, der große Pan schläft und wehe demjenigen, der ihn mit verwegenem Geräusche erweckt. Er ist nirgends sichtbar, und er beherrscht doch die Landschaft. Man glaubt seine Athemzüge zu vernehmen und hält die eigenen an, um seinen Zorn nicht zu erregen. Auch der Hirte scheint ihn zu fürchten, und die Furcht macht ihn zum Phantasten: er hält einen grotesk geformten Felsblock für den Gott und rennt bestürzt von dannen.

Der mystische Farbenzauber Böcklin's, seine gesteigerte Feingeistigkeit, seine bald fieberhaft erschauernde, bald wie im Traumzustande hindämmernde Phantasie, diese auf ein empfindliches Seelenleben hindeutenden Eigenschaften, sie treten auch an einigen Landschaften hervor, in denen das Symbolische nicht durch besondere Wesen veranschaulicht wird, sondern der Naturgeist in die Natur selbst gelegt erscheint, wie ein tiefes Geheimniß unter dichten Schleiern verborgen, welches man nicht schauen und nicht ergründen kann, das aber ahnungsvoll das Gemüth ergreift. Eine Jugendmalerei möchte hierher zu zählen sein. Sie zeigt

Digitized by Google

einen Wald, in welchem eine Nymphe an einer Quelle ruht. Der Wald ist südlich und dicht; ein räthselhaftes Dunkel webt in ihm, nur erhellt von dem Lichte, das auf die Gipfel der Bäume fällt, und den glühenden Rhododendren. Die coloristische Kraft und ein unsagbares Etwas, worauf zuletzt jede große Kunstwirkung beruht, bannt sogleich die Phantasie. Sie empfindet, daß in diesem Walde Kobolde wohnen und ihre ernsten und neckischen Stücke und Spiele treiben. Ein anderes, später ausgeführtes Bild stellt einen heiligen Hain vor: es ist der Hain der Armida, welchen Einhörner bewachen. Wieder dasselbe Dunkel, dasselbe Geheimniß, dieselbe tiefe, unergründliche Wirkung. Von diesem erzählt Graf Schack eine Geschichte, welche für Böcklin so bezeichnend ist, daß sie mitgetheilt zu werden verdient: „Als ich einmal bei Böcklin eintrat und ihn bei diesem Bilde beschäftigt fand, fuhr er wie aus einem tiefen Traum auf und sagte mir, er habe schon seit frühem Morgen an dem Walde gemalt und sich alle die Herrlichkeiten vorgestellt, die darin verborgen seien.“ So traumverloren, so ganz in die Welt seiner Ideale vertieft, schafft ein echter Künstler.

Haben die bisher betrachteten Gemälde, schwankend zwischen Sentimentalität und Naivetät, vorwiegend ein finsteres und melancholisches Gepräge, so erfreuen andere durch die Darstellung der reinen Daseinslust, der naiv-idyllischen Fröhlichkeit, in welche die Nachtseiten der Natur und des Menschenlebens nicht ihre drohenden Schatten werfen. Zunächst einige Tafeln der Schack'schen Sammlung. Ein Mittelding zwischen Genre und Landschaft ist „Die Hirtin am Rande eines waldigen Hügels“, sind die lustigen Gruppen, bestehend aus Amoretten, die im Grase spielen, aus Personen, die sich musicirend ergötzen. Das Bild ist ein holdes Märchen, welches in die überschwengliche, unbeschreibliche Färbung des Südens getaucht ist. Ein anderes behandelt ein Motiv aus der Umgebung Roms. Eine Weinschenke aus uralter Zeit steht inmitten üppiger Reben, zahlreiche Personen lagern ringsum, dem ausgelassenen Jubel des Bacchusfestes hingegeben. Das Stück ist ein Kleinod moderner Malerkunst. Nach Griechenland versetzt uns die anmuthige „Klage des Hirten“. Angeregt von einer Idylle Theokrit's, zeigt uns Böcklin, wie der jugendliche Hirte Daphnis der Nymphe Amaryllis vor der blumenbekränzten Grotte flötenspielend seine Liebessehnsucht und sein Liebesleid klagt. Den Reiz des Lieblichen hat er kaum ein zweites mal so entzückend ausgedrückt als an dem schönen Knaben, an der ganzen Composition. Den Frühling, dessen begeisterter Anwalt er ist, dessen Wonnen in trunkener Seligkeit vor unser Auge zu bannen mit zu den Hauptaufgaben seines Lebens gehört, stellt auf das heiterste eine „Italienische Villa“ dar. Wie hat er das Naturwunder des gesegneten Landes in sein Herz aufgenommen und mit welcher Reinheit und Pracht wiedergegeben! Der Hügel mit seinem grünen, blumendurchwirkten Teppich, die Cypressenallee mit ihren dämmerigen Schatten, der Himmel darüber in seiner unaussprechlichen Schönheit — das ist Italien!

Wie Böcklin den Frühling malt, lernten wir aus zwei Gemälden kennen, welche auf ihrem Wanderzuge auch den Weg nach Wien fanden. Es sind „Die Quellennymphe“ und „Frühlingszauber“. Das erste gehört zwar zu seinen weniger gelungenen Schöpfungen, führt aber doch eine reiche, anregende Stimmung mit sich. Aus einem Fels bricht in hellen Strahlen Wasser hervor; eine Nymphe, in dunkelblaue Schleier gehüllt, sitzt sin-

Digitized by Google

nend daran. Ueber dem Abhange sproßt und keimt das junge Lenzgrün, Faune, flachshaarig, übertrieben lang gebeint, kommen herbei, um sich an dem Quell zu ergötzen. Ist die Nymphe in manchem Körpertheile gerade kein Ausbund an Schönheit, wirkt sie dennoch und erweckt die Empfindung, daß sie der lebendige Ausdruck der erwachten, allgegenwärtigen Natur ist — der erwachten, aber noch nicht in voller Herrlichkeit erblühten: denn das Weib ist noch verhüllt mit Schleiern, nicht ganz scheint die winternächtige Erstarrung von ihm gewichen zu sein. Aber von Eis und Schnee sind alle Höhen und alle Tiefen befreit, die rauhen Stürme wichen dem milden Zephyr, und die Erde sandte frohlockend ihre ersten Blumenkinder. Die Elementargeister, aus langem Schlafe erweckt, wackeln drollig herbei, und als sie die Quelle erblicken, die eben aufgethaute, scheinen sie mit Goethe zu rufen: „Seht den Felsenquell, freudehell", und spitzen wollüstig-komisch die Lippen, um von dem lieblichen Naß zu schlürfen. Das Ganze ist eine Naturoffenbarung, welche zum mindesten die geniale Ursprünglichkeit unsers Malers beweist. Künstlerisch höher steht, vollkommener in der Ausführung ist der „Frühlingszauber". Eine Landschaft von leuchtendem, saftigem Grün entfaltet sich vor unserm Auge. Im Vordergrunde dehnt sich eine einladende Wiese, im Hintergrunde gewahrt man einen etwas verschwommen gehaltenen See mit einer Gruppe prachtvoller Bäume davor, an denen jedes Blatt belebt ist. Menschen aus Fleisch und Blut bilden diesmal die Staffage, welche die Stimmung der Landschaft, den Zauber des Frühlings widerspiegeln. Kinder tummeln sich in harmloser Fröhlichkeit, spielen und suchen Blumen. Auf dem grünen Hage sitzt ein junges Paar. Die großartigen Vorgänge in der Natur, das rege Werden und Gebären allenthalben erzeugt in den Herzen des Jünglings und des Mädchens ein unbestimmtes Sehnen und Drängen, die Liebe beginnt mächtig zu treiben und fordert ungestüm ihre Rechte. Und an dem See steht, dem Beschauer den Rücken zuwendend, ein bejahrter Mann. Er blickt in das kühle Wasser, wie einer, der alles in der Welt verloren hat. Das Gefühl der Vereinsamung scheint ihn in seiner ganzen Bitterkeit ergriffen zu haben; er starrt in die Tiefe, als läge da unten das verlorene Glück, die Jugend. So sind es drei Menschenalter, die der Künstler vergegenwärtigt und mit dem Frühlinge in Einklang bringt, ohne Willkür, frei von allen zufälligen Zuthaten. Aus einer poetischen Phantasie hervorgegangen, anmuthend wie ein sinniges lyrisches Gedicht, schließt die Malerei jedes einzelne zu einem harmonischen, empfindungsvollen Ganzen zusammen, fügen sich Scenerie und Staffage zu einer Einheit, welche ergreift und erhebt. Wie ein Dichter, der auf Bedeutung Anspruch machen darf, so fordert auch Böcklin, daß jeder an seinen Werken mitarbeite, daß wir, was er nicht mit rauher Deutlichkeit ausdrückt, sondern nur wie einen zarten Hauch der Ahnung verbreitet, herausfühlen, auf die tiefe Mystik seines Geistes eingehen und zu verstehen uns bemühen, was er in seine Bilder hineingeheimnißt.

Einige Landschaften, z. B. den „Gang nach Emmaus", welchen er in die Sabiner- und Latinerberge verlegt, übergehend, wenden wir uns denjenigen Compositionen zu, welche den elementaren Zug Böcklin's in voller Wucht zeigen, und zugleich seine Neigung zum übertrieben Verzerrten, zum Grotesken und Häßlichen. Hier möchte der „Kampf der Centauren" zu nennen sein, eine kleine

Digitized by Google

Leinwand voll von großer Ungeheuerlichkeit. Fünf Fabelwesen, kraftgeschwellte Riesen, bei denen aus Pferdeleibern menschenähnliche Fratzenköpfe herauswachsen, von der Raserei der Verzweiflung erfaßt, liegen in wüthendem Kampfe, zerbeißen, zerfleischen, erschlagen einander. Der mythologische Vorgang ist lebendig und dramatisch-leidenschaftlich bewegt ausgedrückt; die dunkle Tinte paßt zu der entsetzlichen Handlung. Das centaurhaft Widerliche durfte nicht unterdrückt werden, denn ein Centaur kann nicht wohlgefällig sein, und was die schönheitstrunkene Seele der Griechen geschaffen hat, können auch wir, ohne Gefahr, mit einer hohen deutschen Aesthetik anzubinden, nachschaffen. Was an dem Bilde auszusetzen ist, ist das zu wenig Centaurenhafte, die zu wenig betonte Gliederkraft. Die Leiber sind zu leer, zu wenig ausgefüllt. Großartig ist ein „Triton" in der Schack'schen Galerie. Das struppige Ungethüm sitzt auf einem Felsenriff inmitten des stürmischen, tiefblauen Meeres und stößt in sein Muschelhorn, um die Gefährten aus der Tiefe des Oceans hervorzurufen. Eine Nereide mit gleißendem Leibe lagert hinter ihm und herzt eine Freundin, eine riesige Wasserschlange. Das Bild ist ein coloristisches Kunstwerk ersten Ranges. Der dunkle Himmel und das Azur der See, der verkürzte Körper der Nereide und der lustgeschwellte des Triton stimmen in wilden, brausenden Accorden eine Farbensymphonie an, die der Bedenklichkeit des Vorwurfs eine hohe Weihe ertheilt und durch die Naturwirklichkeit entzückt. Wer hätte die orgiastisch entfesselten Elementargewalten, die losgelassenen, zügellosen Naturgeister energischer und ausdrucksvoller gemalt? Höchstens Böcklin selbst in seinem „Spiel der Meereswellen". Dieses Bild ist eins der meist angefochtenen, denn es zeigt Scheusale von abschreckender Häßlichkeit, aber es bannt wie alles Gewaltige, es fascinirt. Eine umfangreiche Tafel, stellt es die Wollust des Meeres dar. Die menschliche Phantasie personificirt die Natur. Aus diesem Bestreben ging die Mythologie der Völker hervor, die in ihrem Kerne sinnig-naiver Naturcultus ist. Oft geschieht es uns, daß uns das Sausen des Windes wie das Aechzen der Creatur erscheint, daß wir im Waldweben Klagelaute zu vernehmen glauben, und wenn wir an dem sturmgepeitschten Meere stehen, da wird uns zu Muthe, als regten sich in der Tiefe empörte Dämonen und trieben in wildem Jubel ihre zerstörungssüchtigen Spiele. Diese Empfindung verbildlicht Böcklin. Finster verhängt ist der Himmel und finster das Wasser, nur dort und da eigenthümlich spielende Lichter. Die Ungeheuer sind emporgetaucht, furchtbare Gestalten, wie geschaffen, um rüstige Schiffe mit Mann und Maus zu verschlingen, wahre Urbilder der Kraft und Macht. Die Leidenschaft des Genießens ist in ihnen erwacht — und ihr Genießen ist Verderben. Den verzweifeltsten Lüsten sind sie schrankenlos hingegeben; man meint, ihr Gebrüll zu hören — das Brüllen des Meeres, das wie ein Chor von tausend Löwen die Luft erschüttert. Scheußlich sind die männlichen Dämonen; ihr Wesen ist von der Gier verzerrt, ihre Augen sind glotzig und verglast; besonders einer von ihnen schaut wie ein Meerteufel, der die Pest hat, mit bläulich schwarzem Gesichte aus den Wellen hervor. Sie stieren nach den schönen Weibern, haschen nach ihnen, fangen sie, kosen mit ihnen. Hoch oben bäumt sich ein dunkler Koloß, aus Pferdeleib und Menschenkopf bestehend, bauchig und greulich; eben will er sich in sein Element hinunterstürzen, schon glaubt man eine Woge sich aufthürmen zu sehen,

Digitized by Google

stark genug, um Hunderte zu verschlingen, aber erstarrt fällt er zurück, der Anblick einer Nixe, die eben tolltrunken untertaucht und nur noch mit den Beinen aus dem Wasser ragt, scheint ihn im Sprunge versteinert zu haben. Als groteske, riesenähnliche Felsenklippe mag er am Tage die Schiffer erschrecken. Auch das Element des Schmerzes ist vertreten, der beklemmenden Wehmuth, die wol manchem Menschen sich mittheilt, wenn er längere Zeit über den Ocean hinwegschaut und der unfaßbare Begriff des Unendlichen durch seine Sinne zieht: im Vordergrunde schwebt eine Nereide, von einem faunartigen Kobold lüstern umfaßt, welche mit tiefen, thränenvollen Augen in unendlicher Sehnsucht hinblickt. Melancholisch sucht sie, wonach sie, die Seelenlose, begehrungsvoll dürstet: nach einer Seele. So sind es alle Elemente des Meeres, vom Häßlichen bis zum Schönen, vom Drohenden bis zum Anziehenden, vom bacchantischen Tumulte bis zum träumerisch stillen Sehnen, die der Künstler offenbart mit einer Wahrheit von erschütternder Wirkung. Manchen wird das Gemälde abstoßen, die kleinen ästhetischen Seelchen wird es vernichten. Immerhin mag man die Frage aufwerfen, ob ein solcher Gegenstand in den Bereich der Kunst gehöre und ob man ihn also darstellen dürfe. Nun, es kann kein Zweifel sein, daß jedes Kunstwerk, sei es ein dichterisches, sei es ein malerisches, charakteristisch sein muß. Das Liebliche werde mit den Farben des Lieblichen, das Schreckliche mit den Farben des Schrecklichen gekennzeichnet. Aber ist das Schreckliche überhaupt kunstberechtigt? Gewiß, wenn es uns ein echter Künstler zeigt, denn unsere mitunter recht grauen Theorien schöpfen wir einzig und allein aus den Schöpfungen. „Die Blumen waren früher da als die Botanik", sagt Balzac. Und gewiß, wenn das Schreckliche zum tiefsinnig Symbolischen gesteigert und vergeistigt, durch eine große Idee geadelt, durch künstlerische Fülle dem Kreis des alltäglich Gemeinen entrückt und in eine höhere Sphäre erhoben wird und infolge dessen den Kunstgenießenden gewaltig berührt, eine starke Welt von Gedanken und Gefühlen in ihm wach ruft und seine Brust mit schicksalsschweren Schauern erfüllt. Aeschylos, Shakespeare, Goethe in mancher Scene des „Faust", Michel Angelo u. a. sind erhabene Beispiele.

Auf zwei Leistungen Böcklin's sei hingewiesen, die, landschaftlich geartet, seine schönsten, zum mindesten seine reinsten sein dürften, ohne jede Verneinung des Schönen, ohne jede Neigung zu Zerrbildern, an denen nicht allein bedeutende Künstler, sondern auch die Natur und das Menschenleben Gefallen finden. Es sind „Villa am Meeresufer", dem Grafen Schack gehörend, und „Die Todteninsel". Die große Landschaft „Villa am Meeresufer", obwol frei behandelt, versetzt uns nach dem an der Küste gelegenen Castell Fusano, unweit Ostia's. Cypressen stehen vor dem Gebäude, der Wind streicht hindurch und bewegt ihre Wipfel; der Himmel ist bedeckt und graue Nebel brauen in der Luft: denn es ist Scirocco. Die Sonne ist geschieden, aber ihre Strahlen liegen noch in mildem Lichte auf der Scene, die tiefe Schwermuth athmet. Erhöht wird diese noch durch eine Trauergestalt, die feierlich dem Meeresufer zuschreitet. Dieses bewunderungswürdige Bild ist voll heimlicher Reize, und kaum will man sich von ihm abwenden. In verstärktem Maße ist dies bei der „Todteninsel", im Besitze des Städtischen Museums zu Leipzig, der Fall. Unter den Schöpfungen des Meisters, soweit ich sie kenne, dürfte sie die Krone sein. Er hat, wie wir

Digitized by Google

wissen, düstere und anmuthige Landschaften gemalt; über dieser ruht, wie über der vorigen, eine bezaubernde schwermüthige Stimmung. Eine stille See; in ihrer Mitte steht ein kleines Eiland, von einem Felsen gebildet, welcher sich rund um dasselbe schließt und nur nach der Vorderseite grottenartig geöffnet ist. Der Felsen ist künstlich bearbeitet, er ist abgeschliffen und glänzt wie Marmor, Terrassen und Nischen oder Thore sind in ihn gehauen, zu Begräbnißstätten bestimmt. Dicht zusammengedrängt ragen innerhalb des engen Erdenfleckes hohe Cypressen empor. Die Cypresse ist der Lieblingsbaum Böcklin's. Wie es in der Natur kaum schönere Cypressen geben dürfte als diejenigen in dem herrlichen San-Miniato bei Florenz, so hat kein Maler, hat Böcklin selbst niemals schönere gemalt. In melancholischer Majestät stehen sie zwischen blassen Leichensteinen, diese ernsten Hüter der Gräber: denn wir befinden uns in einem heiligen Hain, auf einem Friedhof. Friedhof — dieses Wort möchte kaum treffender anzuwenden sein. Eine friedliche, erhabene Ruhe herrscht überall. Ruhig ist das Meer, in welchem sich keine Welle kräuselt, unbewegt starren die Bäume. Nur ein Kahn zieht die Fläche hin und auch er ist geräuschlos. Schweigend waltet der Fährmann seines Amtes. Er fährt eine Bahre, vor welcher eine aufgerichtete, starre, weiße Frauengestalt steht. Unsagbar sind die Farben. Die schwarzgrünen Cypressen, der bläuliche, am Meeressaume mit Moos bewachsene Felsen, der hier dunkle, dort leuchtende Himmel, welcher sich spiegelt im Wasser und ihm seine Farbe leiht, alles das schmilzt zu einem sanften Wunderaccorde zusammen, der zur Begeisterung hinreißt. In dieses Bild hat der Meister sein Herz gelegt; in ihm scheint seine Sehnsucht nach dem Ideal den vollendetsten Ausdruck erlangt zu haben. Die Todteninsel ist das Reich der Ueberwindung, des Friedens, der Seligkeit. Zu ihr möchte man mit geschwellten Segeln ziehen!

Einige figurale Bilder sind zu umgehen. An dem „Drachentödter" fällt die von Kopf bis zum Fuß in schwarzes Eisen gepanzerte Gestalt des Ritters und Tödters nicht eben angenehm auf. Die befreite Jungfrau ist von körperlicher Schönheit. Wie die genaue Anatomie beweist, scheint hier ein Actstudium vorangegangen zu sein; bei Böcklin, der sich von Geist und Phantasie mehr als von der realen Wirklichkeit leiten läßt, nichts Häufiges.

Eins seiner letzten und inhaltsschwersten, auch äußerlich größten Werke ist seine Pietà. Mit bewegten Gefühlen steht man davor. Sie ist ein ganzer Böcklin, unter Tausenden als sein Eigenthum erkennbar. Auf einer Marmorstufe, mit Blättern und Blumen freundlich bestreut, liegt der Leichnam des Herrn der Länge nach ausgestreckt. Seine Farbe ist die Todtenfarbe, doch nicht craß und widrig; sein Antlitz, etwa im Drittelprofil sichtbar, ist edel und ruhig, eine Statue, die Leid und Tod ausgemeißelt haben. Darüber gebeugt, das Haupt auf die kalte Brust des Sohnes gepreßt, liegt die Mutter. Ein weiter blauer Mantel umhüllt sie, fällt über die Leiche bis zur Stufe herab. Nur Mariens Hände sind gemalt, die linke wühlt in den Locken des Gekreuzigten — ähnlich wie auf einem Michel Angelo zugeschriebenen Relief im Albergo dei Poveri zu Genua — die rechte drückt sich krampfhaft in seinen Arm. Man kann nun sagen, daß es leichter sei, den Schmerz verhüllt als unmittelbar im Gesichte darzustellen; kann sagen, daß letzteres die ehrwürdigen alten Meister in

Digitized by Google

unvergleichlich tiefer Art gethan haben, Fra Angelico da Fiesole z. B. in innigfrommer Gläubigkeit an der ohnmächtigen Mutter in dem Frescogemälde „Der gekreuzigte Christus zwischen den beiden Schächern", gemalt auf der Rückwand des Capitolo im Kloster San-Marco zu Florenz. Aber es ist gerade ein Triumph der Kunst Böcklin's, daß er in Lage und Haltung der Heiligen, zumal in dem wunderbar beredsamen Ausdruck der Hände, den Schmerz in ergreifender Weise veranschaulicht hat. Durch den Mantel hindurch sieht man die arme Mutter, preisgegeben der Einsamkeit und Verzweiflung. Noch tiefer blau als der Mantel ist der Himmel. Ringsum webt finstere, dumpfe Nacht, von keinem Hoffnungsstrahl erhellt. So ist die untere Hälfte der Leinwand beschaffen. Ganz anders die obere. Oben scheint der Himmel in seiner vollen Herrlichkeit aufgethan; ein Licht von intensivstem Gelb, so leuchtend fast wie das göttliche Licht auf Tizian's Assunta, bricht, ein einziges, blendendes Strahlenbündel, hervor, und inmitten schwebt eine schöne, jugendliche, heiter-friedliche Gestalt, angethan in rothem Kleide, das sich scharf von dem gelben Hintergrunde abhebt. Vier Englein umgeben sie, betrübt, traurig, weinend. Sie sehen unten die Tragödie und scheinen das allgemein Menschliche und das durch besondere Umstände Gesteigerte in ihr zu fühlen. Die Lichtgestalt aber senkt sich nieder, breitet die Arme aus und will der Trauernden Haupt berühren, auf das ein zarter Strahl eigenthümlich poetisch fällt — eine Geisterbrücke zwischen Himmel und Erde!

Die beiden Hälften der Malerei stehen in schneidendem Gegensatze: die Erde mit ihrem Elende, der Himmel mit seinem Glanze. Die Harmonie muß man selbst im Geiste suchen und finden. Verzeichnungen fehlen nicht. Hände und Füße des Menschensohnes sind übermäßig groß, sein Hals ist zu lang. Unangenehm fällt besonders die Brust auf, die bis zum Halse hinauf gewölbt ist, fast wie die Brust eines Weibes. Ist dieser Fehler Zufall, ist er Absicht? Ein physiologischer Grund läßt sich allenfalls anführen: Leichen schwellen an. Doch von Böcklin, dem Idealisten, der niemals an dem Stoffe klebt, ist nicht anzunehmen, daß er einem so unnöthigen und unschönen Naturalismus zum Opfer fällt. Auch braucht man bei einem Gemälde wie diesem, so reich in den Motiven, so charaktervoll und prachtvoll in der Farbe, so vorzüglich im ganzen, bei derlei Mängeln nicht lange zu verweilen. Man kennt sie an den gefeiertsten Meisterwerken. Man weiß von der verfehlten Perspective des berückenden Tizianischen Venusbildes in der florentinischen Tribuna, weiß von der unförmigen Hand des grandiosen David Michel Angelo's. Solches des Breiten zu rügen, wäre gerade so, als griffe man aus einer bedeutenden Dichtung einzelne misrathene Verse heraus und hielte sich an diese.

Etwas anderes ist es mit jener zwischen Himmel und Erde schwebenden Gestalt. Man versteht sie nicht leicht, sie wirkt nicht unmittelbar, man muß die Reflexion zu Hülfe rufen. Ist die Gestalt ein Seraph, ist sie eine Vision der Mutter, ist sie der junge Jesusknabe selbst, der die Verzweifelte zu trösten erscheint? Man weiß nicht einmal, ob das Bild aus gläubiger oder ungläubiger Empfindung geflossen, und dieses Unbestimmte beeinträchtigt sicher um vieles die Wirkung. Jemand meinte, die Mutter sähe im Geiste den Sohn in jenem frühen Alter, als er im Tempel Schriftgelehrte und Pharisäer durch seine Weisheit in Erstaunen und Verwunderung setzte. Damals trat er zum ersten

Digitized by Google

male aus dem engen Vaterhause in die weite, verworrene Welt, zum ersten male kam er mit ihr in nahe Berührung, zum ersten male beschritt er den einsamen Weg, der ihn zum Kreuze führte. Es ist, als ob ihm die Mutter visionär zuriefe: damals schon warst du ein Schwärmer und Phantast, damals schon erhob ich meine warnende Stimme, du hörtest mich nicht und gingst zu Grunde an deinem Wahne! So würden sich Anfang und Ende seiner Laufbahn berühren, das Ganze wäre nichts als eine herbe, glaubenslose Tragödie des Irrthums. Versöhnlicher wollen wir annehmen: die Gestalt ist allerdings Jesus in jung-schönem Alter, er kommt vom Himmel, in den er erst aufgestiegen, zur Mutter, um sie mit der schon bereiten Hand zu berühren. Gleich wird sie zu ihm aufblicken und er wird ihr sagen: suche mich nicht todt auf Erden, sondern lebend im Himmel. Und sie wird begreifen, daß er sterben mußte, um in unzähligen Herzen wieder aufzustehen, welche sich zu ihm in Armuth und Noth als ihrem Erlöser wenden — Tragödie und Versöhnung!

Der Reiz des Gemäldes liegt in dem Phantasievollen und Verhüllten. Es hat einen magischen und mystischen Zauber, und es offenbart einen Schmerz, der menschlich und doch wieder göttlich ist, auch wenn der naive Heiligenschein der alten Meister fehlt.

Böcklin's Kunst erregt Vergnügen und Genuß, aber sie flößt auch Schrecken ein. Dadurch erschüttert sie, erhebt und läutert sie. Und eine erhabene Aufgabe ist vollbracht. Moral und Aesthetik berühren sich. Wir sehen wieder, wie an so vielen ruhmvollen Kunsterscheinungen, daß beider Gesetze und Zwecke die nämlichen sind.

Die deutschen Ansiedelungen außerhalb Europas.

Von * *.

Drei Nationen sind es, die vor andern sich den Oceanen zugewendet und mit den jenseit derselben liegenden Ländern und Plätzen regelmäßige Handels-, Gewerbe- und Verkehrsbeziehungen angeknüpft haben. Es sind die Engländer, die Amerikaner und die Deutschen. Es ist aber ein eigenthümliches Moment bei dieser Entwickelung, daß gerade das größte Binnenland von den drei genannten, d. h. Deutschland, den lebendigsten Antheil an dieser Anknüpfung überseeischer Verbindungen genommen, daß ferner deutsche Ansiedelungen überall fortkommen und gedeihen, und daß von den seefahrenden Völkern germanischen Stammes die große Völkerwanderung der Gegenwart getragen wird. Es gibt jetzt fast keinen Theil des Meeres, dessen Wogen nicht bereits der Kiel eines deutschen Schiffes durchschnitten hätte; auf allen Straßen und Stationen des Weltverkehrs weht der Wimpel der deutschen Kauffahrteischiffe; unter den vielen europäischen Handelsniederlassungen in transatlantischen Ländern sieht man die Deutschen voran. Deutsche Matrosen sind wegen ihrer Nüchternheit und Arbeitsamkeit, deutsche Kapitäne wegen ihrer Besonnenheit und Zuverlässigkeit überall gern gesehene und gesuchte Seeleute; zahlreiche Rhederei-

Digitized by Google

unternehmungen, mit großen Mitteln ausgestattet, und ebenso wohlorganisirte Dampfschiffgesellschaften stellen im Inlande wie im Auslande ein ebenso vielseitiges als vollzähliges schwimmendes Material in den Dienst von Handel und Verkehr. Nicht aber die Biegsamkeit und Leichtigkeit, sich in alle Verhältnisse hineinzufügen allein, sondern auch die dem Deutschen mitgegebene Befähigung für nützliche und einträgliche Beschäftigungen muß bei der nähern Betrachtung der Verbreitung derselben über den Erdball gewürdigt werden. Der Deutsche ist zwar vorsichtig und pedantisch in seiner Art, Geschäftsverbindungen zu unterhalten und anzuknüpfen, aber er ist von ausdauerndem Fleiße und von Beharrlichkeit, sein Charakter bietet im allgemeinen eine Bürgschaft dafür, daß er die übernommenen Verpflichtungen erfüllt. Man rechnet gegenwärtig, daß etwas mehr als 9 Mill. Deutsche über das Ausland vertheilt sind, die mehr oder minder den Zusammenhang mit dem Mutterlande bewahrt und die Verbindung mit demselben theils durch die Pflege nationaler Sitte, theils durch wirthschaftliche Beziehungen festgehalten haben.

Das geographische Gebiet, welches die Deutschen am meisten angezogen hat und auf dem das Deutschthum infolge dessen zur kräftigsten Entfaltung gelangte, ist das der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Man kann die deutsche Bevölkerung derselben auf etwa $7^1/_2$ Mill., die von Canada auf 200000 Individuen schätzen.

Unzweifelhaft behauptet die deutsche Einwanderung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika den ersten Rang und gibt den dortigen deutschen Niederlassungen den Charakter eines Factors im politischen Leben Nordamerikas. Man rechnete früher, daß das deutsche Element ein Drittel der gesammten Einwanderung in den Vereinigten Staaten ausmachte. Dasselbe hat seinen Mittelpunkt im Westen, in Neuyork und in Pennsylvanien, wo überall dichte deutsche Ansiedelungen vorhanden sind, in denen die Bewohner auf dem Lande Ackerbauer, in den Städten Kaufleute und Gewerbtreibende sind. Ihnen verdankt das Land in nicht geringem Maße die Entwickelung und den Aufschwung. Nicht minder als Engländer und Einheimische haben sie den Boden der Neuen Welt hier gegen die Indianer vertheidigt und mit ihrem Blute gedüngt.

Das am meisten von ihnen besetzte Gebiet ist Pennsylvanien. Außerdem bilden die Staaten Ohio, Indiana, Kentucky, Westvirginia große zusammenhängende Wirthschaftsgebiete, auf denen die Deutschen in ansehnlicher Zahl vertreten sind.

Am meisten interessiren bei der nähern Betrachtung des Deutschthums in den Vereinigten Staaten die Niederlassungen in den großen Handelsplätzen an der Ostküste, welche als die Hauptbrennpunkte des transatlantischen Verkehrs zu bezeichnen sind: es sind Neuyork, Boston, Philadelphia, Baltimore, Charleston, und außerdem St.-Louis, Chicago und San-Francisco.

Hervorragend durch die Zahl ihrer Bewohner und deren Antheil am überseeischen Geschäftsverkehr ist die Ansiedelung in St.-Louis, wo jetzt 59000 Reichsangehörige leben. In Chicago, der Hauptstadt des Staates Illinois, in welcher das deutsche Element fast ein Drittel (etwa 130000 Seelen) der Einwohnerschaft ausmacht, betheiligen sich die Deutschen an einem Geschäftszweige, welcher diese Stadt zu einem Weltmarkte gemacht hat. Es ist dies der Handel mit Schweinefleisch, Rindfleisch und Speck, der bei dem auch im Sommer

Digitized by Google

kühlen Klima von Chicago in den letzten Jahren einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen und eine Industrie geschaffen hat, welche mit verhältnißmäßig geringem Eisverbrauche das ganze Jahr hindurch betrieben wird.

Auch die Stadt Neuorleans, der größte von der Natur selbst geschaffene Stapelplatz für das Stromgebiet des Mississippi und ein großer Ein- und Ausfuhrhafen für dasselbe, hat das Deutschthum angezogen. Es wohnen dort jetzt 15—16000 Reichsangehörige, die namentlich Beziehungen mit Bremen unterhalten.

In der großen Handelsstadt des Westens, San-Francisco, innerhalb deren aus Bevölkerungen aller Welttheile bestehenden Einwohnerschaft sich 13000 Deutsche in fester Ansiedelung befinden, ist der deutsche Geschäftsverkehr in letzter Zeit sehr zurückgegangen.

In Mexico hat die deutsche Einwanderung und Niederlassung von jeher nicht recht festen Boden fassen können. Der Deutsche, welcher nach den Vereinigten Staaten geht, findet dort ein dem germanischen Stamme verwandtes Volk, eine Sprache, in der sich Anklänge und Aehnlichkeiten mit der seinigen wiederfinden und die ihm nicht schwer wird zu lernen. Sitte, Gewohnheiten, Lebensweise sind, wenn auch nicht der seinigen gleich, doch derselben verwandt, und mit dem, was er dort findet, versöhnt er sich schnell. Anders in Mexico.

Man besitzt keine genaue Statistik der Fremden in Mexico; geschätzt wird die Zahl der Deutschen, Schweizer und Oesterrreicher auf 5—8000, wovon die Hälfte in der Hauptstadt, die nächstgrößte Zahl in Colima und Veracruz ansässig ist. Die Deutschen in Mexico bilden eine unter sich abgeschlossene Kaste, die sich im ganzen von den aus den Vereinigten Staaten eingewanderten Deutschen fernhält. Der Kern dieser Deutschen, welcher sich „die deutsche Colonie" nennt, befindet sich in der Hauptstadt und besteht aus deutschen Geschäftshäusern, die mit andern deutschen Häusern, wie sie sich in jeder größern Stadt Mexicos befinden, in Verbindung stehen. Sie haben den ganzen Einfuhr- und Großhandel des Landes in ihren Händen und verfügen über sehr große Kapitalien. Centralamerika und Westindien weisen keine namhaften deutschen Niederlassungen auf. Das germanische Element findet sich nur in einzelnen Handelshäusern und Agenturen, die z. B. in der Havana (Cuba), dann auf verschiedenen Küstenplätzen der Inseln Portorico und Jamaica und auf Curaçao bestehen.

Von größerer Bedeutung ist Haïti. Hier ist die deutsche Nationalität am meisten vertreten, und zwar bildet die Cultur und Versendung des Kaffees den wichtigsten Erwerbszweig der deutschen Colonisten. Im Jahre 1877 fiel auf die hamburger Dampferlinie in Port-au-Prince ein Drittel, in Cap Haïti über die Hälfte und in Gonaives zwei Drittel der Kaffeeausfuhr.

Der große Unterschied zwischen Nord- und Südamerika in Bezug auf die deutsche Ansiedelung besteht darin, daß der deutsche Volkstypus dem spanisch-amerikanischen an Bildung, Kraft und Zähigkeit weit überlegen ist, dem angloamerikanischen nur gleichsteht. Aus diesem Grunde zeigen die deutschen Niederlassungen in Südamerika mehr das Gepräge fester, innerer Gemeinschaft, und es erhält sich ein Hauch nationalen Geistes in denselben.

Diejenigen Staaten Südamerikas, in denen die Verhältnisse am besten geordnet sind und wo die Regierungen den besten Willen und auch die Macht haben, fremde Colonisten zu schützen und zu

Digitized by Google

fördern, sind in erster Linie Chile, in zweiter Linie Brasilien und Argentinien.

Besonders Chile und Argentinien sind seit einigen Jahren eifrigst bemüht, die europäische Einwanderung anzulocken, und zwar legen beide Staaten den Hauptwerth auf die deutsche Einwanderung, weil diese sich als die in jeder Beziehung beste und werthvollste für diese ackerbautreibenden Staaten erwiesen hat. In Chile wird zwar der Bergbau in sehr ausgedehntem Maße betrieben, doch liegen die Salpeterlager und Minen sämmtlich in den nördlichen, heißern, holz- und wasserarmen Theilen des langgestreckten Küstenlandes und sagen die Verhältnisse in diesen Minendistricten dem deutschen Einwanderer nicht zu.

Ganz besonders eifrig ist die argentinische Regierung seit einigen Jahren bemüht, die deutsche Einwanderung, und zwar die Masseneinwanderung in ihr Gebiet zu lenken.

Ueber Argentinien sind gegen 20000 Deutsche vertheilt, welche meist in den fruchtbaren, durch Wasserstraßen zugänglichen Provinzen Entre-Rios und Santa-Fé wohnen. Die hier bestehenden Ansiedelungen liegen so, daß sie fast alle auf günstigen Wasserstraßen ihre Erzeugnisse abführen können, denn die schiffbaren Ströme Uruguay, Parana, Salado (der 300 Stunden weit in das Innere schiffbar ist) fließen in entweder nicht allzu großer Entfernung von den Colonien vorüber, oder berühren dieselben unmittelbar. Für die meisten Colonien ist daher ein Flußhafen nicht weit entfernt.

Bedeutender als die Zahl der Deutschen ist die Betheiligung der deutschen Handelsflotte an dem Verkehr in den argentinischen Häfen. Der Antheil der deutschen Rhederei ist ein von Jahr zu Jahr steigender, und zwar wie überall in der Welt unter Zunahme der Dampfer und Abnahme der Segelschiffe. Der directe Verkehr mit Deutschland nimmt jetzt bereits die dritte Stelle ein.

Buenos-Ayres, die Hauptstadt des Landes, ist der Sitz einer etwa 4000 Personen zählenden deutschen Colonie, auf welche etwa 40 deutsche Häuser kommen, welche den Ausfuhrhandel fast ganz, den Einfuhrhandel zu seinem wesentlichen Theile an sich gezogen haben, und unter denen die bedeutendste Firma einen jährlichen Umsatz von etwa 150 Mill. Mark aufweist. Es handeln diese Firmen mit Einfuhrwaaren aller Länder, unter welchen die deutschen bisjetzt nicht die allgemein bevorzugten sind; manche von diesen Häusern stehen mit England und Frankreich in so regem Geschäftsverkehr, daß sie ein gutes Stück französischen oder englischen Handels darstellen.

In Chile wohnen die Deutschen, von denen dort etwa 4600 leben, meist in den südlichen Landestheilen, in einer Breite, die etwa derjenigen von Italien entspricht. Auch hier ist der Getreidebau (obenan die Cultur des Weizens) der Haupterwerb der Colonisten, deren Ernten die Goldfelder von Californien und später von Australien mit Fruchtkorn versorgten. Chilenischer Weizen, auf deutschen Besitzungen gewachsen, kommt auch auf den europäischen Markt und geht nach England.

Die in Valparaiso lebenden Deutschen (etwa 1000) gehören meist dem Kaufmannsstande an, und unterhalten geschäftliche Beziehungen mit Gladbach und Barmen. Gegenstände derselben sind die Erzeugnisse der rheinischen Textilindustrie.

Die in Peru, und zwar in den Städten Lima, Iquique und Arica früher bestandenen Colonien sind infolge des Krieges sehr zusammengeschmolzen. Ein Hauptartikel, der sich dort in deut-

Digitized by Google

schen Händen befand, der Salpeter, liegt, bei der allgemeinen Auflösung aller Verhältnisse daselbst, fast ganz danieder; Peru ist von den Fremden jetzt sehr gemieden.

Von den deutschen Niederlassungen in Südamerika nehmen ferner diejenigen Brasiliens die Aufmerksamkeit in Anspruch. Dieselben dienen nicht Handelszwecken; ihre Bewohner sind meist Landbauer, Handarbeiter und Handwerker. Das deutsche Ansiedelungsgebiet in Brasilien umfaßt die zwischen dem 20. und 25. Grade südl. Br. gelegenen Südprovinzen des Kaiserreiches (Bahia, Minas-Geraes, Espiritu-Santo, Parana, Rio de Janeiro, San-Paolo, Santa-Catharina und Rio Grande do Sul). Die Erwerbs- und Lebensthätigkeit derselben richtet sich zum größten Theile darauf, dem Boden die Schätze abzugewinnen, mit welchen ihn die natürliche Vegetation in verschwenderischem Maße ausgestattet hat.

In der Provinz Santa-Catharina liegt die bestangelegte Colonie von Brasilien, Donna-Francisca, welche durch den Hafen von San-Francisco, einen der besten Häfen Südamerikas, fast in directem Verkehr mit Europa steht. Donna-Francisca verdankt ihr Entstehen dem Hamburger Colonisationsverein von 1849, welcher das Gebiet käuflich erwarb. Die Colonie Blumenau, im Jahre 1852 von einem Braunschweiger gleichen Namens begründet, zählt ebenfalls zu den großen derartigen Niederlassungen mit ungefähr 18000 deutschen Ansiedlern. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung bildet die Landwirthschaft, namentlich der Ackerbau, der hier schon überwiegend von kleinen Grundbesitzern betrieben wird.

Als die Kornkammer Südbrasiliens kann die von etwa 80000 Deutschen bewohnte Provinz Rio Grande do Sul bezeichnet werden. Die Deutschen sind hier hauptsächlich Ackerbauer; ihrer Betriebsamkeit und Intelligenz ist es gelungen, den Boden aus den Fesseln des Raubbaues zu befreien.

Montevideo, die Hauptstadt des Argentinien benachbarten Staates Uruguay, ist seit einer Reihe von Jahren ebenfalls zu einem von Deutschen gewählten Niederlassungsgebiet geworden; bewohnt ist dieselbe von etwa 3000 Deutschen, die sich mit den Engländern in den Besitz des Handels gesetzt haben. Derselbe bezieht sich ebenfalls wie in Argentinien auf die Ausfuhr von Fleisch, Fellen, Wolle und Fleischfabrikaten.

In dem Staate Columbia waren früher die beiden Schwesterstädte Baranquilla und Sabanilla, die letztere durch ihre Lage am mittlern Laufe des Magdalenenstromes günstig für den Schiffahrtsverkehr gestellt, sozusagen deutsche Factoreien.

Beide durch eine von angesehenen Handelsfirmen angelegte Eisenbahn verbundene Städte unterhielten früher sehr regen Ausfuhrverkehr nach Bremen, Hamburg und Altona. Die andauernden Revolutionen und Kämpfe lähmten den Handel und Wandel, beschränkten die Aus- und Einfuhr und lockerten die Beziehungen mit Deutschland. Die Hamburger Packetfahrt-Actiengesellschaft stellte infolge dessen auch ihre Fahrten ein und schickte nur kleine Frachtdampfer nach Sabanilla. So kam es, daß für die deutschen Märkte allmählich immer mehr der Verkehr der beiden Niederlassungen verloren ging. In Venezuela bilden die Deutschen etwa 12 Proc. der ausländischen Bevölkerung, und sind meist Kaufleute, Apotheker und Handwerker. Die stärksten deutschen Gemeinden sind außer in der Hauptstadt Caracas, wo etwa 1700 Individuen leben, in den Aus- und Einfuhrhäfen Puerto-Cabello, La Guayra und Ciudad-Bo-

Digitized by Google

livar. Bis in die ersten siebziger Jahre stellte sich die Betheiligung Deutschlands an dem venezuelaischen Handel auf etwa 4—5 Mill. Doll. jährlich. In diesem Verhältnisse ist in neuerer Zeit ein großer Umschwung eingetreten, theils durch den Rückgang in der Production, theils infolge von ungünstigen Conjuncturen; namentlich hat unter diesen Schwierigkeiten der Baumwoll-, Taback-, Kaffee- und Indigohandel gelitten.

Nächst Amerika ist Australien der von Deutschen in stetiger Niederlassung bewohnte Welttheil. Die Zahl derselben in Südaustralien, Queensland, Victoria, Neusüdwales mag heute etwa 65000 Individuen betragen, von denen die Hälfte auf Südaustralien mit der Hauptstadt Adelaide entfällt. Ueberhaupt haben sich deutsche Sprache und Sitte vornehmlich in Südaustralien erhalten; durch neu ankommenden Zuwachs wird das alte System vollständig aufgefrischt, und auch in Queensland im Osten, wohin sich die deutsche Einwanderung in den letzten Jahren in besonderm Grade wandte, ist das Deutschthum erheblich erstarkt. Hand in Hand mit dem persönlichen Wirken einzelner hervorragender Männer strebt auch die deutsche Rasse in dem fünften Welttheil danach, nationales Gefühl zu erhalten, und namentlich da zu beleben, wo es englischen Einflüssen zu erliegen droht. Die Deutschen Australiens werden besonders als ackerbautreibende Colonisten geschätzt, und haben sich in den Städten als Handwerker und Geschäftsinhaber eine geachtete Stellung errungen. Großkaufleute und Großgrundbesitzer gibt es unter ihnen nicht. Auch in socialer und politischer Beziehung spielt das deutsche Element, abgesehen von einigen Männern der Wissenschaft, keine hervorragende Rolle.

In Asien fehlt das Element der stark besetzten deutschen Niederlassungen, wie sie in Amerika und Australien theils als selbständige Ansiedelungen, theils als Mitglieder größerer Gemeinden bestehen. Nur in Syrien bestehen in den sogenannten Tempelgemeinden Genossenschaften, die einen selbständigen nationalen Charakter bewahrt haben.

Die Wohnstätten der deutschen Tempelgemeinden in Syrien bilden die Küstenstädte Jaffa, Haifa, Beirut und deren Umgebungen.

Die Gesammtzahl der Palästina bewohnenden Deutschen beläuft sich etwa auf 900 Personen. Hiervon kommen auf Haifa etwas über 400, etwas über 200 auf Jaffa, 130 auf Savona und etwas über 130 Colonisten auf Jerusalem und Umgegend. Die Mitglieder dieser Tempelcolonien verfolgen vorzugsweise religiöse Ziele und setzen ihren geistigen Bestrebungen alle übrigen Interessen hintenan.

Im englisch-indischen Kaiserreiche umschließen einige der größern Hafenplätze, namentlich Bombay, Madras und Kalkutta, kleine deutsche Colonien in der Zahl von 30—40 Individuen, von denen der größere Theil Angestellte in englischen Häusern sind. Auch in Ceylon, wo ungefähr 80 Deutsche wohnen, die theils als Kaffeepflanzer, theils in den Geschäften englischer und einiger deutscher Firmen thätig sind, hat das Deutschthum dadurch an Boden verloren, daß der Hauptbeförderer des liberischen Kaffees, welcher ein Reichsangehöriger war, jüngst durch den Tod seinen von Erfolg gekrönten Bestrebungen zur Verpflanzung dieser Frucht zu früh entrissen worden ist.

In Hinterindien ist die Hauptstadt von Siam, Bangkok, zwar nicht als Sitz einer größern deutschen Niederlassung zu bezeichnen, doch ist dasselbe dadurch immerhin bedeutend für den

Digitized by Google

Handel in Ostasien geworden, daß deutsche Schiffe die Vermittler des Verkehrs geworden sind, der sich zwischen diesem Reiche und Holländisch-Indien entwickelt hat. Von größerer Bedeutung als der vorstehend benannte Platz ist Singapore für Deutschland, dieses große maritime Karavanserai, welches man auch wol als das Alexandria des Ostens bezeichnet hat und über dessen Kais und durch dessen Docks der ganze Waaren- und Productenreichthum der malaiischen, indischen, britischen und chinesischen Handelswelt zieht. Singapore ist im wahren Sinne des Wortes eine commerzielle Hauptstadt für die Gegenden Hinterindiens, welche für den Indischen Archipel die Eingangs- und Ausgangspforte und ein großes Sammelbecken bildet.

Die schon angedeuteten vielfachen Beziehungen dieses Emporiums haben dasselbe zu einem Hauptplatze in dem Verkehre Deutschlands mit China gemacht. Namentlich hat Hamburg hier eine seiner Hauptstationen in Ostasien, und Hamburger vertreten deshalb auch daselbst der Zahl nach am stärksten das Deutsche Reich.

In China ruht der Schwerpunkt der Beziehungen zwischen Deutschen und Chinesen auf der nicht unbedeutenden Theilnahme der deutschen Flagge an der Küstenschiffahrt und auf dem aus amtlichen Aufstellungen nicht gut zu ersehenden ansehnlichen Antheile deutscher Arbeitskraft und deutschen Kapitals im Weltverkehre Chinas mit nichtdeutschen Ländern, insbesondere mit England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Frankreich. Verschwindend klein in den Yang-tse-Häfen, ist die deutsche Handelsbetheiligung verhältnißmäßig unbedeutend an den größern Plätzen, welche als die Mittelpunkte des Ein- und Ausfuhrhandels bezeichnet werden können; nicht unerheblich dagegen, d. h. zwischen 13 und 32 Proc. des Gesammthandels betragend, in denjenigen Häfen, welche als Aus- und Eingangspunkte für den Küstenverkehr angesehen werden können, und in denen die Segelschiffahrt immer noch eine Rolle spielt.

Als die vornehmlichsten Sitze, wo deutsche Interessen ihre Ausbreitung in China gefunden haben, dürfen Shanghai, Kanton, Hongkong, Tientsin und Amoy bezeichnet werden. Shanghai mit einer deutschen Colonie von etwa 200 Personen, 26 kaufmännischen Firmen, 10 Versicherungsgesellschaften zur See, ist wol der Mittelpunkt für die mercantilen Beziehungen, die zwischen dem Reiche und China bestehen; der Antheil der deutschen Firmen an fast allen Zweigen des Importgeschäftes daselbst ist ein sehr erheblicher. Dieselben beschränken sich nicht nur auf die Einfuhr deutscher Erzeugnisse, sondern bringen auch englische, französische, belgische Waaren auf den Markt. Die in Kanton ansässigen Deutschen, es sind einige 40 und 5 kaufmännische Firmen, treiben Handel mit Stapelartikeln und Küstenfrachtfahrt, außerdem Rhederei zur Beförderung chinesischer Auswanderer nach den Hawaii-Inseln und nach Californien.

Tientsin ist nur von etwa 20 Personen deutscher Nationalität bewohnt; dieselben gehören theils selbständigen kaufmännischen Häusern an, theils sind es Agenten, die die Einfuhr von Nähnadeln, Rohmetallen, Metallknöpfen, Fensterglas, Farben, Zündhölzern u. s. w. betreiben; im Jahre 1881 versandte dieser Platz für 20 Mill. Mark Thee nach Kiachta in Sibirien, der Hauptstation auf der Handelsstraße nach Europa.

Amoy, wo ungefähr 40 Deutsche wohnen und 3 deutsche Handelshäuser bestehen, unterhält Beziehungen zu einigen Häfen von Formosa. Wie aus den

Digitized by Google

neuesten Angaben von dort hervorgeht, ist die deutsche Schiffahrt bei dem Ein- und Ausfuhrhandel von, beziehungsweise nach dem Auslande nur in geringem Maße vertreten, nimmt aber namhaften Antheil an dem Küstenhandel, sodaß sie, wenn man den Außenhandel und den Küstenhandel zusammen betrachtet, unmittelbar hinter der den ersten Platz einnehmenden britischen Flagge folgt. In Amoy ist ebenso wie in Kanton das Zurückgehen der Frachten von den deutschen Rhedern sehr empfunden worden; die Hauptschuld daran trägt der Umstand, daß die Dampfschiffahrt immer mehr den chinesischen Handel monopolisirt und den Segelschiffen nur Formosa, Java und Siam überläßt.

Die Zahl der in Japan lebenden Deutschen betrug in letzterer Zeit etwa 350 Personen, die daselbst bestehenden deutschen Handelshäuser bezifferten sich auf 39. Die geschäftliche Thätigkeit derselben bezog sich in der Hauptsache auf die Einfuhr von Tuchstoffen (meist militärischer Bekleidung) und daneben auch auf den von Farbewaaren (Anilin, Berliner Blau, Ultramarin), medicinischen Präparaten und eine Menge kleinerer Industrieartikel, wie alle Art Leibwäsche und Unterkleider, Metallknöpfe, Seifen, Parfümerien, Papier, Lederwaaren, Scheren, Spiegelglaswaaren, Bleistifte, Nägel u. s. w.

Der Hauptgrund, warum der deutsche Gewerbfleiß sich noch keine festen Märkte in Japan erobert hat, liegt wol darin, daß die Leistungen der deutschen Industrie entweder zu sehr hinter denen der andern wetteifernden Länder zurückstehen, oder daß sie sich den localen Bedürfnissen der ausländischen Märkte nicht anzupassen verstanden haben. In neuester Zeit hat die Zahl der Deutschen in Japan sich etwa um ein halbes Dutzend vermehrt.

Von den Culturstaaten Ostasiens wendet sich der Blick den Eilanden der Südsee zu, welche das ausgewanderte Deutschthum seit Anfang der sechziger Jahre behufs Anknüpfung einträglicher Handelsbeziehungen aufgesucht hat. Es ist bekannt, wie inmitten dieser durch eine ungeheuere Entfernung von der Welt getrennten Gruppen von kleinen Continenten ein Culturwerk entstanden ist, das in rühmlicher Weise Zeugniß ablegt von dem Unternehmungssinn, der Thatkraft, Ausdauer, Betriebsamkeit und Intelligenz des deutschen Seefahrers wie des deutschen Kaufmanns.

Der Charakter der deutschen Südseeniederlassungen ist ausschließlich ein kaufmännischer. Selbst bis zu den entlegensten, durch die Feindseligkeit der Bewohner und durch ihre Unwegsamkeit und Abgeschlossenheit der Culturwelt entrückten Inseln und Inselchen ist der deutsche Ansiedler hier vorgedrungen.

Durch die mit den beiden Regierungen von Tonga-Samoa abgeschlossenen Verträge, vermöge deren vor acht Jahren die völkerrechtlichen Beziehungen Deutschlands zu jenem Archipel geregelt worden sind, wurde der Ausbreitung und Befestigung der Deutschen daselbst ein fester Boden gegeben, auf welchem dieselben ihre culturellen Bestrebungen ungehindert weiter verfolgen und dadurch dem überseeischen kaufmännischen Geschäfte neue Quellen des Erwerbes und dem nationalen Wohlstande neue Mittel und Wege des Gewinnes eröffnen konnten. Die Hauptstadt Apia der Samoagruppe, auf der Insel Upolu gelegen, war bisher die Stätte, in welcher sich die meisten Interessen vereinigten. Hier befindet sich ein weiter Hafen, welcher für eine sehr große Zahl von Schiffen alle Bequemlichkeiten bietet. Hier arbeitet die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln

Digitized by Google

(ein hamburger Unternehmen), welche auf der gesammten Samoagruppe bereits gegen 120000 Acres Land erworben hat. Neben derselben gibt es noch einige kleinere deutsche Firmen; beide lassen es sich angelegen sein, in ausgedehnten, sorglich gepflegten Pflanzungen die Cocosnußpalme, ferner Baumwolle, Zuckerrohr und Reis zu ziehen und demnächst nach Australien, England und Hamburg zu verschiffen. Der ersprießlichen Ausbreitung des Deutschthums auf den Inseln der Südsee haben die deutschen Pflanzer und Ansiedler auf der Samoa- und Tongagruppe dadurch großen Vorschub geleistet, daß sie die ihnen sehr mangelnden Arbeitskräfte aus den Bewohnern der nördlichen Inselreiche des großen australischen Archipels, insbesondere der Marschalls-, Kingsmill-, Salomons-, Duke of York-Inseln, welche einen Ueberschuß an Menschen haben und infolge dessen bisweilen von Hungersnoth heimgesucht sind, ergänzten und die gemietheten Arbeiter nach den erstgenannten Eilanden hinüberführten. Die ganz in der nordamerikanischen Machtregion liegenden Hawaii- oder Sandwichinseln sind seit einiger Zeit ebenfalls zu einer Station des überseeischen deutschen Handels geworden. In Honolulu, dem Haupthafenplatze derselben, bestehen drei deutsche Häuser, welche Ein-, Ausfuhr- und Commissionsgeschäfte betreiben und unter hawaiischer Flagge zwischen Bremen und Honolulu fahren lassen. Die deutsche Colonie ist etwa 200 Personen stark, und gehört, soweit sie nicht in den genannten Handelshäusern angestellt ist, meist dem Handwerkerstande an. Die außerhalb der Hauptstadt lebenden Deutschen sind zum größern Theil Plantagenbesitzer, Viehzüchter und Landwirthe. Bis vor kurzer Zeit machte sich der Mangel eines Handelsvertrages zwischen dem Deutschen Reiche und den Inseln sehr fühlbar, da die Regierung der letztern einen Zoll von 25 Proc. auf deutsche Leinen- und Seidenwaaren, Kleidungsstücke und Aehnliches erhob, die auch nach dem Eintreffen der Nachricht über die Zollerhöhung bei den hawaiischen Consulaten in Deutschland verschifft worden waren. Dieser Uebelstand, sowie auch die aus dem Handelsvertrage zwischen den Vereinigten Staaten und Hawaii sich ergebenden Benachtheiligungen der deutschen Ein- und Ausfuhr, haben durch die Uebereinkunft zwischen dem Deutschen Reiche und Hawaii ihre Erledigung gefunden, zumal der Bedarf des dortigen Marktes an allen Arten von Roherzeugnissen und Fabrikaten in letzter Zeit beträchtlich zugenommen hat.

Wie auf den Inselgruppen Polynesiens, so bleibt indeß auch hier der Mangel an Arbeitskräften ein Hinderniß, welches dem noch schnellern Aufblühen des unter so glücklichen klimatischen und Bodenverhältnissen liegenden Gebietes von Hawaii entgegensteht.

Afrika ist derjenige Welttheil, der das Deutschthum verhältnißmäßig am wenigsten angezogen hat und in dem die deutsche Niederlassung, wie sie beispielsweise in Amerika und Australien vorkommt, ganz fehlt. Das zum großen Theile innerhalb der Tropen liegende Land mit seinen wenig entwickelten culturellen und Verkehrsverhältnissen hat die deutsche Einwanderung von diesem Welttheile ferngehalten.

Nur in den Gestadeländern Afrikas, deren Küsten das Becken des Mittelmeeres im Süden umsäumen, gibt es einzelne Punkte, welche theils durch ihre Weltlage, theils wegen des an ihnen stattfindenden internationalen Verkehrs, theils weil sie große Stapelplätze und Lagerstätten darstellen, zum Sammelpunkte deutscher Bevölkerungselemente geworden sind. Es sind dies in der

Digitized by Google

Hauptsache Alexandria, Kairo und Capstadt. In Alexandria ist der Knotenpunkt, wo zwei verschiedene Cultursphären einander berühren und wo die Erzeugnisse und Fabrikate derselben auf großen Märkten ausgetauscht werden. Capstadt, infolge des Woll-, Diamanten-, Straußfedernhandels und des guten, einträglichen Marktes, der sich dem einsichtigen Kaufmann dort bietet, ist von einer verhältnißmäßig starken Colonie bewohnt. In der neuern Zeit ist auch die englische Capcolonie der Wohnsitz einer größern Anzahl von Deutschen (11—12000) geworden, von denen aber die Hälfte auf Capstadt und seine Umgebungen kommt. Der deutsche Handel hat daselbst ein zunehmend sich erweiterndes Absatzgebiet in Galanterie- und Wollgegenständen, auch in Silber- und Bronzeartikeln gefunden. Es erklärt sich dies theils aus dem Anwachsen der Zahl der deutschen Bewohner von Capstadt, theils aus der bessern Beschaffenheit der nach Afrika gelieferten deutschen Waaren.

In den vorstehenden Betrachtungen sind diejenigen Ansiedelungen nicht berührt worden, welche entweder ein colonisatorisches Unternehmen, oder aber überwiegend commerziellen Zwecken dienende Niederlassungen und kaufmännische Betriebe in sich schließende Geschäfte darstellen. Zu denselben gehören auch die neuen deutschen, unter die landesherrliche Hoheit des Reiches gestellten Schutzgebiete, in denen zunächst erst der Boden für ein Stück aufkeimendes Deutschthum gewonnen werden soll. Diese Schutzbezirke sowol als die an einigen Stellen, namentlich in Paraguay und Südbrasilien in der Bildung und im Aufwachsen begriffenen colonialen Gründungen, welche als ein Ergebniß der seit einigen Jahren im Gange befindlichen deutschen Colonialbewegung gelten können, sind zunächst als die Anfänge neuer Verzweigungen des Deutschthums auf der Erde anzusehen, die aber erst im Laufe ihrer weitern Entwickelung ihre Lebensfähigkeit und ihr Heranwachsen zu selbständigen nationalen Gemeinschaften zu bethätigen haben werden.

Das deutsche Turnwesen in der Nordamerikanischen Union.

Von **Rudolf Doehn.**

Die Auswanderung von Deutschen nach Nordamerika, sowie deren hohe Bedeutung und tiefgreifender Einfluß in politischer und socialer Beziehung auf die dortigen Zustände von dem Ende des 17. Jahrhunderts an bis zum Anfange des 19. sind bekanntlich von Friedrich Kapp in dessen Buche „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" in nahezu mustergültiger Weise geschildert worden. Diese Auswanderung aus unserm Vaterlande nahm aber im Laufe der Zeit einen immer stärkern Umfang an, zumal seit 1830 und 1848; und von dieser Zeit an wuchs auch das deutsche Turnwesen jenseit des Atlantischen Oceans und entfaltete sich zu der gegenwärtigen kräftigen Blüte. Dazu, daß deutsches Fühlen und Denken in der Nordamerikanischen Union nicht so bald untergehen wird, werden die deutschen Turnvereine daselbst nicht am

Digitized by Google

wenigsten beitragen, obschon sie in keiner Weise einseitigen particularistischen Bestrebungen huldigen. Der Vorort dieser Vereine befindet sich seit einer Reihe von Jahren in St.-Louis im Staate Missouri; dem dortigen Turnvereine stand Schreiber dieser Zeilen länger als zehn Jahre hindurch sehr nahe. Die nachstehenden Bemerkungen beruhen in allen Punkten auf den officiellen Jahresberichten und Protokollen des erwähnten Vorortes, der an der Spitze des Nordamerikanischen Turnerbundes steht.

Seit dem Jahre 1850, in welchem die Einwanderung aus Deutschland in die große transatlantische Republik einen besonders großen Aufschwung nahm, besteht der Nordamerikanische Turnerbund, dem sich die weit überwiegende Mehrzahl aller in der Union vorhandenen Turnvereine anschloß, und seit dem Bestehen dieses Bundes haben es sich die ihm angehörigen Vereine zur Hauptaufgabe gemacht, den ihnen anvertrauten Kindern die Vortheile einer vernunftgemäßen körperlichen Erziehung angedeihen zu lassen. Da im alten deutschen Vaterlande schon längere Zeit vorher, vorzugsweise seit Anfang der vierziger Jahre, vielfach durch die vorgesetzten Behörden bestimmt worden war, daß das Turnen als ein Theil des Erziehungsprogramms in den Landesschulen zu betrachten sei, und da aus diesem Grunde viele Einwanderer noch Gelegenheit gehabt hatten, sich von der Wichtigkeit und den Vortheilen dieser Vervollkommnung des Unterrichtssystems zu überzeugen, so wurden in Amerika fast überall, wo Deutsche in größerer Anzahl beisammen wohnten, Turnschulen eröffnet, welche man der Leitung solcher Männer, die es im Turnen zu einem gewissen Grade von Geschicklichkeit gebracht hatten, anvertraute. Diese Leiter waren indeß, obschon von dem besten Willen beseelt, häufig keine besonders guten Pädagogen, und sie verstanden es nicht immer, daß das Turnen nicht die einseitige Richtung auf die Entwickelung einer rohen Kraft zu nehmen habe, sondern auch zur Ausbildung und Stärkung des Charakters und der Gesinnung beitragen müsse. Der Turnerbund sah es daher auch bald ein, daß es, wenn ein durchgreifender Erfolg erzielt werden sollte, nothwendig sei, eine Anstalt zu gründen, welche im Stande wäre, den Schulen tüchtige Lehrer zu liefern. Die im Jahre 1856 zu Pittsburg abgehaltene Turnerversammlung beschäftigte sich bereits eingehender mit der Gründung eines Turnlehrerseminars, ohne jedoch zu einem endgültigen Ergebnisse zu gelangen. Erst im Jahre 1866 sah sich der Bund im Stande, ein Seminar ins Leben zu rufen, welches in dem genannten Jahre den ersten Cursus in der Stadt Neuyork eröffnete. Dem mächtigen Aufschwunge, welchen der Turnerbund in den letzten Jahren genommen, verdankt er, wie officiell zugestanden wird, in hohem Grade seinem Lieblingskinde, dem nordamerikanischen Turnlehrerseminar, aus welchem eine nicht geringe Anzahl von Lehrern in die verschiedenen Gaue hinausgesandt wurde, um die Ideen und Grundsätze des Bundes weiter zu verbreiten.

In den ersten Jahren seines Bestehens führte das Seminar allerdings eine Art Nomadenleben. Die Anstalt hatte kein eigenes Heim, kein besonderes Gebäude, sondern eine der Turnhallen derjenigen Stadt, welche die Tagsatzung alle zwei Jahre als Seminarort bestimmte, diente den Studenten der Turnkunst auch als Hörsaal. Der Anfang der Wirksamkeit des Seminars in Neuyork war ein ziemlich bescheidener; wöchentlich wurde nur zweimal Unterricht im theoretischen und praktischen Turnen ertheilt, und einmal

Digitized by Google

in der Woche ein Vortrag über Pädagogik, Heilgymnastik und Anatomie gehalten. Neue Zöglinge meldeten sich, um von den besten Lehrern der Stadt, die für ihre anerkennenswerthen Leistungen eine verhältnißmäßig nur geringe Entschädigung erhielten, für den Turnlehrerberuf befähigt zu werden. Von den neun Schülern erhielten nach einem einjährigen Cursus fünf ihr Diplom als Turnlehrer; einige von ihnen wirken noch jetzt im Dienste des Turnerbundes. Im Jahre 1869 wurde in Neuyork ein zweiter Cursus eröffnet, welcher dem Bunde acht Lehrer lieferte. Für das Jahr 1870 wurde Chicago mit dem Seminar betraut; allein der dortige Cursus zeigte keine günstigen Ergebnisse, weil schon vor Beendigung desselben die Unterrichtsanstalt infolge eines großen Brandes geschlossen werden mußte. Die durch das Feuer schwer geschädigten Vereine sahen sich auch im folgenden Jahre nicht im Stande, die Leitung des Seminars wieder zu übernehmen, weshalb dasselbe nach Neuyork zurückverlegt wurde. Gerade um diese Zeit gab sich im Turnerbunde ein frisches, kräftiges Leben kund. In allen Gauen der Vereinigten Staaten bildeten sich neue Vereine, von denen Turnschulen gegründet wurden, und die Anzahl der bis dahin ausgebildeten Turnlehrer reichte bei weitem nicht hin, die Vereine mit dem nöthigen Lehrerpersonale zu versorgen. Die im Westen der Union gelegenen Städte, nach denen sich der größere Theil der Einwanderung aus Europa drängte, verlangten für das Seminar einen mehr neutral gelegenen Platz, und diesem nicht unberechtigten Wunsche nachgebend, that die im Jahre 1874 zu Rochester abgehaltene Tagsatzung einen glücklichen Griff, indem sie die Stadt Milwaukee im Staate Wisconsin als Sitz des Turnlehrerseminars erkor. Hier erst blühte diese Anstalt kräftig empor, denn kaum ein anderer Ort in der Union hätte, namentlich in Bezug auf das Lehrerpersonal, solche Vortheile dargeboten wie Milwaukee. Der Bund mußte nämlich bei der Wahl der Mitglieder des Directoriums und der Lehrer in nicht geringem Maße auf die Opferwilligkeit derselben rechnen, da ihm die Mittel, den Lehrern diejenige Entschädigung, welche ihre Leistungen eigentlich verdienten, zu geben, nicht zu Gebote standen. Er fand aber diese Opferwilligkeit im höchsten Grade in Milwaukee, und mit aus diesem Grunde ist denn auch das Seminar dort bis in die neueste Zeit zum Segen des Bundes und seiner Schulen geblieben. Mehr als hundert tüchtige Lehrer sind von dort in alle Theile der Vereinigten Staaten hinausgesandt, und wo immer sie anfingen, den Boden für das Turnen zu ackern, da ist die Saat frisch und kräftig aufgegangen; doch nicht allein in den Vereinen des Turnerbundes sind die Zöglinge des Turnerseminars thätig, sondern auch viele der größten und besten Erziehungsanstalten in der Union haben sich ihrer Dienste versichert, wie z. B. die bekannte Militärschule in West-Point und einzelne Normalschulen und Universitäten. Wie wir indeß aus dem officiellen Protokolle der 13. Tagsatzung des Turnerbundes, welche im Mai 1888 zu Chicago im Staate Illinois abgehalten wurde, ersehen, wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verlegung des Seminars nothwendig machen, da das bisherige freundliche Verhältniß desselben zu dem Turnverein Milwaukee arg gestört ist. Die Nothwendigkeit dieses Schrittes ist schon deshalb zu bedauern, weil die Stadt Milwaukee auch der Sitz des nationalen Lehrerseminars ist und durch die Verlegung die äußerst wünschenswerthe

Digitized by Google

nähere Verbindung der in Rede stehenden Institute verhindert oder doch auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben wird. Schon jetzt bestand eine enge Beziehung zwischen beiden Anstalten. Die Lehrer waren theilweise die gleichen, die Seminaristen hatten miteinander Fühlung und in den letzten Cursen machte sich unter den Abiturienten des Lehrerseminars immer mehr das Bedürfniß fühlbar, nach Schluß ihrer besondern Studien auch noch einen Cursus im Turnlehrerseminar durchzumachen. Von allen Städten in den Vereinigten Staaten scheinen nun Chicago und St.-Louis im Staate Missouri, wo, wie bereits erwähnt, der Vorort des Turnerbundes seit Jahren seinen Sitz hat und das deutsche Element stark vertreten ist, am meisten die Vorbedingungen zu erfüllen, welche ein Gedeihen des Turnlehrerseminars in Aussicht stellen. Beide Städte besitzen gute Turnlehrer und Turnschulen. St.-Louis zählt unter den dortigen Turnern einige Männer, welche als Lehrer für einzelne der mehr wissenschaftlichen Fächer vorzüglich geeignet sind, und Chicago hat den Vortheil, das Turnen in seinen öffentlichen Schulen bereits als Unterrichtszweig eingeführt zu haben. Von dem Directorium des Turnlehrerseminars ist unlängst der Gedanke angeregt worden, diese Anstalt völlig selbständig zu machen, sodaß dieselbe unter keinen Umständen von der Gnade oder Ungnade eines einzelnen Vereins abhängig wäre. Falls sich der Turnerbund, wie bisher geschehen, nach innen und nach außen kräftig weiter entwickelt, so mag jener Gedanke praktische Bedeutung erhalten. Es müßte wol in einem solchen Falle eine vom Bunde geleitete Centralanstalt geschaffen werden und das Turnlehrerseminar würde zu einer ständigen Einrichtung erhoben. Die Unkosten wären natürlich bedeutend, der Gewinn aber auch entsprechend. Es könnte dann besondere Rücksicht auf die Ausbildung von Turnlehrern für die öffentlichen Volksschulen genommen werden, und es müßten auch Anglo-Amerikaner, die sich als Turnlehrer ausbilden wollen, nicht abgewiesen werden. In Verbindung mit dem nationalen deutsch-amerikanischen Lehrerseminar ließe sich vielleicht in nicht allzu ferner Zeit ein solcher Plan verwirklichen. Um das Turnlehrerseminar hat sich bisher, wie allgemein anerkannt wird, der Lehrer Georg Brosius besonders verdient gemacht.

Von mancher Seite wird in den Vereinigten Staaten behauptet, daß die Turner den eigentlichen Kern der großen deutschen Einwanderung daselbst bilden; so weit wollen wir indeß in dieser Frage nicht gehen, aber zu viel dürfte mit der Bemerkung nicht gesagt sein, daß sie das große Verdienst für sich in Anspruch nehmen können, das bessere Element des Deutschthums auch ihrerseits mit Umsicht, Kraft und Zähigkeit behauptet zu haben, ohne dabei auf der andern Seite in beschränkte Deutschthümelei zu verfallen, ohne durch ihre dem alten Vaterlande bewahrte Liebe ihre Vereinsmitglieder davon abzuhalten, sich im bessern Sinne des Wortes zu amerikanisiren. Nie ist es ihnen eingefallen, jenseit des Oceans einen Staat im Staate zu bilden oder eine auffällige Sonderstellung in politischer Beziehung einzunehmen — im Gegentheile, der Turnerbund hat immer seinen Mitgliedern warm empfohlen, das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben und als Bürger der Union alle vernünftigen Reformbewegungen zu unterstützen, die Gesetze und die Verfassung ihres Adoptivvaterlandes zu achten und aufrecht zu halten, was sie nicht hinderte, die alten guten Sitten, Gebräuche und Gewohn-

Digitized by Google

heiten ihres Geburtslandes nativistischer Anmaßung gegenüber zu vertheidigen und möglichst beizubehalten. Der Turnerbund hat von jeher seine Mitglieder angewiesen, die guten Eigenschaften des eingeborenen Amerikaners anzuerkennen, seiner Willensenergie und Thatkraft nachzueifern, seinen gesunden Realismus, seine straffe Mannhaftigkeit, seinen glänzenden Wohlthätigkeitssinn, seinen politischen Takt und seine schnelle und sichere Auffassung der Verhältnisse sich zu eigen zu machen. Auf der andern Seite hat aber auch der Turnerbund sein Streben darauf gerichtet, daß die deutsche Einwanderung den reichen Inhalt ihres Gemüthslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt im Kampfe für die politischen und allgemein menschlichen Interessen auf dem weiten Gebiete der Nordamerikanischen Union in die Wagschale werfe, wohl wissend, daß ihr Einfluß um so größer ist, je mehr sie an allem festhält, was das deutsche Mutterland der Welt Großes und Schönes gegeben hat. Wenn der Bund zunächst körperliche Kraft und Gewandtheit unter seinen Mitgliedern zu fördern suchte, so war dies manchen fremdenhassenden Elementen und den sogenannten „Rowdies" gegenüber fast nothwendig. Dies beweist z. B. der im Jahre 1851 zu Hoboken stattgefundene Kampf mit gesetzlosen amerikanischen Banden und später der auf Chestnut-Hill bei Philadelphia. Den Turnern Amerikas ist das hohe Verdienst nicht abzusprechen, in Verbindung mit einigen wenigen Abolitionisten Neuenglands zuerst gegen das entsittlichende Institut der Negersklaverei ihre Stimmen öffentlich und ohne Rückhalt erhoben zu haben. In dem durch die Sklaverei im Jahre 1861 heraufbeschworenen blutigen Kampfe zur Erhaltung des staatlichen Bestandes der Union haben mit in erster Linie Turner aus dem Osten, Westen, Norden und Süden der Vereinigten Staaten in den Reihen der Kämpfer für Wahrheit, Recht und Freiheit gefochten, geblutet und in vielen Fällen ihr Leben hingegeben. In den größern Städten waren die Turnhallen die Hauptrekrutirungsorte der Unionsarmee. Die Geschichte der Turnerregimenter aus Neuyork, Missouri, Illinois und Kansas verzeichnet glänzende Ereignisse dieses Rechts- und Freiheitskampfes. Gegenwärtig ist selbst der Süden der Union froh, daß er in dem blutigen Ringen unterlag.

Zur richtigen Beurtheilung und Würdigung des Nordamerikanischen Turnerbundes, der ohne Zweifel, wie alles Irdische, neben vielen Lichtseiten auch Schattenseiten hat, erscheint eine Kenntniß der „Platform" und der Statuten desselben in ihren Hauptzügen nahezu nothwendig. Die neueste Platform, welche im Mai 1888 von der in Chicago abgehaltenen Tagsatzung des Bundes angenommen wurde, lautet also: „Wir, die Turner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, bezwecken durch die Verbindung unter dem Namen der «Nordamerikanische Turnerbund» uns gegenseitig in der Heranbildung von körperlich und geistig tüchtigen Menschen zu unterstützen. Wir erkennen in der Verbreitung von Bildung und in der Pflege von Sittlichkeit die einzigen Mittel zur gründlichen Reform auf socialem, politischem und religiösem Gebiete. Wir befürworten und erstreben die Entwickelung des Volksstaates auf wahrhaft humaner und volksthümlicher Basis. Jeder Versuch zur Beschränkung der Gewissensfreiheit sowie alle Rechtsverkürzungen, welche der Vervollkommnung und dem Ausbau unserer staatlichen und socialen Institutionen widerstreben, werden von uns auf das entschiedenste bekämpft." Zu den ebenfalls im Mai

Digitized by Google

1888 in Chicago gefaßten „principiellen Beschlüssen" gehören unter andern folgende: „1) Wir befürworten allgemeine Schulpflicht und unentgeltlichen, den Mittellosen durch öffentliche Beihülfe zu ermöglichenden Unterricht für jeden in allen durch Staats- oder Gemeindemittel unterstützten Lehranstalten; 2) energische Agitation für Einführung des deutschen Unterrichts und des Turnens in die öffentlichen Schulen; 3) progressive Einkommen- und Erbschaftssteuer, mit Steuerfreiheit für das zum Unterhalt einer Familie erforderliche Minimum; 4) Ueberführung aller der Allgemeinheit dienenden Verkehrsmittel (Eisenbahnen, Telegraphen u. s. w.) an den Staat." Da die Bestrebungen für sociale Reformen im Sinne einer Vergesellschaftlichung der Productionsmittel und von Grund und Boden immer mehr das Interesse der Völker in Anspruch zu nehmen scheinen, so wurde allen Bundesvereinen eindringlichst an das Herz gelegt, über diese Fragen Vorträge und Debatten zu veranstalten, damit über den Werth oder Unwerth solcher Reformbestrebungen sich im Turnerbunde möglichst richtige Urtheile bilden möchten. Ferner empfahl die erwähnte Tagsatzung den einzelnen Vereinen die Anschaffung sachbezüglicher Werke für die Vereinsbibliotheken. Religiöse Ansichten und Ueberzeugungen wurden als Sache des individuellen geistigen und moralischen Bedürfnisses angesehen, das der individuellen Einsicht und Bildung entspricht; „dieselben entziehen sich", so erklärte man, „ihrer ganzen Natur nach aller gewaltsamen Einwirkung und Controle".

Was die Verwaltung des Turnerbundes anlangt, so tritt nach den neuesten Bestimmungen alle zwei Jahre eine Bundestagsatzung zusammen; dieselbe bestimmt den Ort der nächsten Tagsatzung, der Vorort den Tag der Eröffnung. Die Tagsatzung soll Mitte Mai oder Juni zwischen der ersten und letzten Woche des Monats stattfinden und der Tag der Eröffnung wenigstens zwei Monate vorher bekannt gemacht werden. Auf Verlangen einer solchen Anzahl von Bezirken, welche mindestens ein Drittel der Bundesstimmen vertreten, ist der Bundesvorort verpflichtet, eine außerordentliche Bundestagsatzung zu berufen; den Ort der Zusammenkunft bestimmt der Vorort. Jeder Bezirk muß bei der Tagsatzung vertreten sein, entweder durch Abgesandte aus dem eigenen Bezirke oder andern Bezirken. Diejenigen Bezirke, welche bei Bundestagsatzungen nicht vertreten sind, sollen, falls sie nicht innerhalb vier Wochen, vom Eröffnungstage der Tagsatzung an gerechnet, beim Vororte genügende Entschuldigungsgründe angeben, von demselben aus dem Bunde ausgeschlossen werden. Die Entscheidung des Vorortes soll im Bundesorgan angezeigt werden. Die Bewerber um Aufnahme in einen Bundesturnverein müssen das 18. Lebensjahr zurückgelegt haben, einen unbescholtenen Charakter besitzen und Bürger der Vereinigten Staaten sein oder doch Schritte gethan haben, um es zu werden; sie dürfen aus keinem Bundesvereine ausgestoßen oder innerhalb des letzten Jahres ausgeschlossen worden sein, auch müssen sie sich einer vierwöchentlichen Probe unterziehen und bei der Aufnahme sich durch Ehrenwort verpflichten, sowol die Platform und die Statuten des Bundes, als auch die Statuten des betreffenden Bezirkes und Vereines pünktlich zu beobachten. Ausgeschlossene Mitglieder können nach Verlauf eines Jahres, ausgestoßene jedoch erst nach fünf Jahren wieder als neue Mitglieder vorgeschlagen werden. Es darf kein Verein in einen Bezirk, beziehentlich den Bund, aufgenommen werden, wenn derselbe nicht

Digitized by Google

vorher durch Vereinsbeschluß seine Zustimmung zur Platform, zu den erwähnten principiellen Beschlüssen und den Statuten des Turnerbundes erklärt und dem Bezirksvororte, beziehentlich dem Bundesvororte, davon Mittheilung gemacht hat. Eine der Hauptaufgaben der Turnvereine und des Bundes soll darin bestehen, überall auf die Einbürgerung eines systematischen Turnunterrichtes in den bestehenden Schulen, als unentbehrlich zu einer tüchtigen Jugenderziehung, hinzuwirken. Die Vereine sind deshalb verpflichtet, das Turnen nach sachgemäßen Grundsätzen zu betreiben und besonders darauf Bedacht zu nehmen, daß Turnlehrer, Turnwarte und Vorturner angestellt werden, welche in dieser Weise das Turnen auffassen und zu lehren vermögen. Ferner ist es die Pflicht der Vereine, in ihrem Wirkungskreise auf Errichtung und Vervollkommnung guter deutsch-englischer Schulen, in denen Musik, Gesang, Zeichnen und Turnen als Bildungsmittel ihre volle Berechtigung erhalten, und auf verbindlichen Schulbesuch hinzuwirken, auch dafür Sorge zu tragen, daß die deutsche Sprache in den öffentlichen Schulen nicht vernachlässigt werde. Eine Aufgabe der Vereine ist es auch, zur weitern Ausbildung ihrer Mitglieder belehrende Vorträge, Vorlesungen oder Debatten wenigstens einmal monatlich abzuhalten: hierzu sollen in erster Linie solche Themata gewählt werden, die sich auf Beschlüsse und Grundsätze des Bundes beziehen. Ueber die so erzielten Ergebnisse sind Berichte dem Vororte zuzusenden, welcher alsdann einen Gesammtbericht veröffentlicht. Alle vier Jahre ist ein Bundesturnfest abzuhalten; jedoch sollen in der Zwischenzeit, stets im zweiten Jahre nach einem Bundesturnfeste, Kreisturnfeste stattfinden, zu welchem Zwecke der Bund in Kreise einzutheilen ist. Die nähere Bestimmung von Ort und Zeit des Bundesturnfestes bleibt der jeweiligen Bundestagsatzung überlassen. Die Preisrichter für diese Turnfeste werden auf Vorschlag des im Jahre vor dem Bundesturnfest stattfindenden Turnlehrercongresses vom Vororte ernannt und sollen ihre Reisekosten vom Bunde bestritten werden. Die Bundespreise bestehen in Diplomen und Ehrenkränzen; bei Vereins- und Bezirksfesten sind indeß auch andere Preise gestattet. Die Themata für literarische Preisaufgaben, von denen eins unbedingt das körperliche Turnen behandeln muß, werden während der Bundestagsatzung von einem dazu ernannten Ausschusse bestimmt. Turnlehrer dürfen sich nur bei den literarischen Arbeiten um Preise bewerben; die auf einem Bundesturnfeste durch Diplome ausgezeichneten Preisschriften sollen im Bundesorgane veröffentlicht werden.

Ueber Klagen und Appellationen im Turnerbunde enthalten die neuesten Verwaltungsstatuten genaue Vorschriften; die Bundestagsatzung bildet hinsichtlich der Revision der Statuten die höchste Instanz. Besagte Statuten können nur in einer regelmäßigen Bundestagsatzung durch Zweidrittel-Mehrheit der vertretenen Bundesstimmen abgeändert werden. Falls ein Mitglied eines Bundesvereins unehrenhaften Betragens wegen von seinem Vereine ausgestoßen worden ist und gegen dieses Urtheil Berufung einlegt, so soll dasselbe, solange diese Berufung noch in irgendeiner Instanz schwebt, keinerlei Rechte als Turner ausüben können, aber auch keinerlei Verpflichtungen als solcher unterworfen sein. Auch kann ein solcher Turner, falls seine Berufung erfolgreich ist, nicht zur Nachzahlung von Beiträgen angehalten werden. Bei Erkenntniß eines geringern Strafmaßes als Ausstoßung und dage-

Digitized by Google

gen erfolgter Berufung soll die Vollziehung der Strafe beanstandet und der Betreffende bis zur endgültigen Entscheidung in seinen Rechten als Turner belassen und nicht von seinen Verpflichtungen als solcher befreit werden. Die höchste Berufungsstelle in solchen Fällen soll der Bundesvorort sein; besteht aber die Strafe nur in einer Rüge, so steht die endgültige Entscheidung dem Bezirksvororte zu. Ein Bundesverein kann wegen Verletzung oder Misachtung der Bundesstatuten entweder von einem andern Bundesvereine, oder von dem Vororte eines andern Bezirkes, oder vom Bundesvorort bei seinem betreffenden Bezirksvorort in Anklagezustand versetzt werden, wenn immer dieser Bezirksvorort es unterlassen sollte, kraft des ihm verliehenen Rechtes selbst gegen einen solchen Verein vorzugehen. Die Begründung und Widerlegung der Anklage soll jedoch nur schriftlich geschehen, außer wenn der Bezirksvorort aus triftigen Gründen beschließt, beiderseitiges mündliches Zeugniß anzuhören.

Alles in allem genommen halten die vorstehend skizzirten Bestimmungen über Klagen und Berufungen wol so ziemlich die rechte Mitte zwischen allzu großer Strenge und allzu großer Milde, und tragen so dazu bei, daß der Turnerbund in den Vereinigten Staaten in hoher Achtung steht und nach den verschiedensten Richtungen hin im Privat- wie im öffentlichen Leben wohlthätig wirkt.

Es mögen jetzt noch einige zur genauern Charakteristik des Turnerbundes dienende Punkte, die theilweise mehr statistischer Natur sind, besonders hervorgehoben werden:

Wir haben schon in Kürze angedeutet, daß die nordamerikanischen Turner sich den socialen Bestrebungen der Gegenwart gegenüber nicht ganz gleichgültig verhalten, sondern Vorträge über dieselben in ihren Vereinen veranstalten. Ergänzend sei hier bemerkt, daß der Jahresbericht des Vorortes vom 1. Mai 1886 bis 1. Mai 1887 unter andern folgende Punkte enthält: „Der gewaltigen Arbeiterbewegung in diesem Lande sollten wir unsere ungetheilte Aufmerksamkeit schenken und mit Wort und That auf eine gesetzliche Lösung derselben hinwirken. Der Turnerbund sieht noch keine Nothwendigkeit, gegen irgendeinen eingeführten Misbrauch ungesetzliche Mittel anwenden zu müssen, und steht deshalb auf dem Rechtsboden des Gesetzes. Er muß dahin wirken, daß die besten socialen Elemente zur vereinten Thätigkeit sich zusammenfinden, um Männer nach ihrem Sinne in die gesetzgebenden Körperschaften erwählen zu können, damit auf diese Weise Zustände erzeugt werden, welche den gerechten Anforderungen der arbeitenden Klasse entsprechen und unserm Lande zur Ehre gereichen.“ In ähnlicher Weise läßt sich der Jahresbericht des Vorortes vom 1. April 1887 bis 1. April 1888 namentlich mit Bezug auf die in dieser Zeitschrift näher von uns besprochenen anarchistischen Unruhen in Chicago* vernehmen, und auf der 13. Tagsatzung des Bundes, die im Mai 1888 in Chicago abgehalten wurde, erklärte Dr. H. M. Starkloff von St.-Louis, der Vorsitzende des Turnerbundes, unter anderm: „Die Tendenz des Turnerbundes hat mit der Lehre des Anarchismus, welcher dem Staate in jeder Form den Krieg erklärt, nichts gemein. Die Gewaltrevolution in den Vereinigten Staaten, wo das Stimmrecht zur Verfügung steht, ist bedingungslos zu verwerfen. Die Platform des Nordamerikanischen Turner-

* Vgl. „Unsere Zeit“, 1887, I, 206 fg., 396 fg.

Digitized by Google

bundes besagt ausdrücklich, daß in der Verbreitung von Bildung und in der Pflege der Sittlichkeit die einzigen Mittel zur gründlichen Reform auf socialem, politischem und religiösem Gebiete zu suchen seien." Zu leugnen ist trotzdem nicht, daß der Proceß gegen die Anarchisten in Chicago und deren schließliche Verurtheilung in einzelnen Turnvereinen gewisse Sympathien erregte; allein in seinem letzten Berichte wiederholte der Bundesvorort ausdrücklich, „daß der Turnerbund auf dem Rechtsboden des Gesetzes und jeder gesetzlosen Ausschreitung fern steht". Von manchen Seiten wurde auch die „Amerikanische Turnzeitung" als ein „Anarchistenblatt" bezeichnet, dem gegenüber hob indeß Dr. Starkloff officiell hervor, „daß kein anderes Blatt in den Vereinigten Staaten sachlicher und fähiger den Anarchismus und Communismus, sowie die Lehre der Gewaltrevolution bekämpft habe", als die genannte Turnzeitung, das amtliche Organ des Bundes.

Es ist selbstverständlich, daß eine Organisation, wie der Turnerbund in den Vereinigten Staaten, nicht ohne verhältnißmäßig erhebliche Geldmittel gedeihen und blühen kann; dennoch befinden sich die Finanzen des Bundes nach wie vor in zufrieden stellendem Zustande. Zwar nahm in dem Geschäftsjahre 1885/86 das Seminar infolge der großen Zahl von Zöglingen alle ihm zukommenden Mittel in Anspruch und veranlaßte eine Verminderung des Baarvermögens; allein diese Abnahme war nicht bedeutend, und es erschien der Bundesbehörde fraglich, ob eine fortgesetzte Ansammlung großer Kapitalien in ihren Händen wünschenswerth sei. Man empfahl daher der Tagsatzung, Mittel und Wege in Berathung zu ziehen, durch welche die Gelder zur Agitation für regere Thätigkeit im Interesse der Grundsätze und Bestrebungen des Bundes verwerthet werden könnten. Im Januar 1888 belief sich der Werth des Besitzthums auf 3,296340 Doll., die Schulden dagegen auf 1,071365 Doll., während das schuldenfreie Vermögen 2,224975 Doll. betrug. Gegen das Ende des Jahres 1887 war der Werth des Besitzthums um 387330 Doll. gestiegen und das schuldenfreie Vermögen um 296399 Doll., die Schulden aber waren um 90931 Doll. gefallen. Der ganze Turnerbund bestand beim Beginne des Jahres 1888 aus 34 Bezirken, von denen die in St.-Louis, Chicago und Neuyork weit über 3000 Mitglieder zählten; die Zahl der Riegen war 3340, die der Vorturner 483; das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten besaßen 23564 Turner; besondere Turnlehrer gab es 108, Turnschüler 14963 und Turnschülerinnen 5326; die Zahl der Bände von Büchern in den verschiedenen Bibliotheken war 51298, davon hatte der Bezirk St.-Louis mit 8219 Bänden unter allen Bezirken die meisten.

Was die sonstige gemeinnützige Thätigkeit des Turnerbundes anbetrifft, so muß hier noch kurz auf den Lebensrettungsdienst bei Feuersbrünsten und auf die Feuerbestattungen hingewiesen werden. Schon vor fünf Jahren machte die Turnzeitung die Turnvereine darauf aufmerksam, daß gerade sie dazu berufen seien, in dieser Angelegenheit kräftig voranzugehen und „freiwillige Lebensrettungscorps" zu gründen. Unsers Wissens sind mehrere Vereine dieser Aufforderung in wirksamster Weise nachgekommen; ebenso hat man sich mit Erfolg der in einer ganzen Anzahl der größern Städte der Union begonnenen Bewegung für die Feuerbestattung angeschlossen. Auch die Verbindungen mit Turnvereinen in Europa sind mehrfach aufrecht erhalten worden; dies beweist

Digitized by Google

schon der Besuch, welchen verschiedene Mitglieder des Vorortes dem im Juli 1883 zu Gent abgehaltenen 15. Belgischen Bundesturnfeste und dem 1885 in Dresden stattgefundenen 6. Allgemeinen deutschen Turnfeste abstatteten. Ueber beide Feste enthalten die betreffenden Jahresberichte ausführliche Schilderungen.

Das Vorstehende macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; es dürfte aber genügen, die Entstehung und Weiterentwickelung, sowie den gegenwärtigen Zustand des Turnwesens in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Hauptzügen zur Anschauung zu bringen. Mit großer Mühe, aber unentwegt und zielbewußt fuhren die transatlantischen Turner in ihrem guten Werke fort, und in ernstem, belehrendem Streben, gepaart mit Geselligkeit und Fröhlichkeit, entstand der Nordamerikanische Turnerbund, ein Bund, der sich von den blühenden Gestaden des Atlantischen Oceans bis zu den gesegneten Ufern des Stillen Meeres, von den Seen des kalten Nordens bis zu den tropischen Ländern am Golfe von Mexico ausgebreitet hat und von Jahr zu Jahr an Kräften in socialer und selbst politischer Beziehung gewinnt. Die Entwickelung des Turnerbundes hat sich keineswegs immer still und friedlich vollzogen. Im Gegentheile, heftige Stürme haben wiederholt sein Innerstes erschüttert, und die hochgehenden Wogen der Meinungsverschiedenheiten drohten nicht selten ihn zu zertrümmern. Allein trotz dieser Meinungsunterschiede stand der Bund fest wie ein Fels im Meere, galten dieselben doch mehr der Art und Weise, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, als dem Ziele selbst. Dem alten deutschen Vaterlande gereicht der Turnerbund in der Nordamerikanischen Union nicht zur Unehre.

Der Sturz der Vereinigten Staaten von Colombia.

Von **Dr. Karl Löffler.**

Nach der Niederwerfung des conservativ-klerikalen Aufstandes, der 1876 kurz nach dem Regierungsantritte des radicalen Bundespräsidenten Dr. A. Parra im Staate Antioquia ausbrach und erst nach blutigen Kämpfen von dem Bundesfeldherrn Julian Trujillo durch die infolge eines kühnen Flankenmarsches über die Cordillere erzwungene Uebergabe von Manizales am 5. April 1877 beendet ward, begann die Spaltung in den Reihen der liberalen Partei, die seit 1861 in Colombia am Ruder war, sich schnell und unaufhaltsam zu vollziehen. Gegen den „gottlosen" Radicalismus, den Vater der geltenden Verfassung von Rio Negro, die auf der Grundlage der Souveränetät der Einzelstaaten die „Vereinigten Staaten von Colombia" aufbaute, die, einzig unter denen der südamerikanischen Republiken dastehend, keine Staatsreligion kannte, die römisch-katholische Kirche ihrer staatlichen Stellung mit einer Unmasse von Sonder- und Vorrechten entkleidete und Cultusfreiheit gewährte, machte unter der Führung des Bolivarenser Dr. Rafael Nuñez eine „Reformströmung" sich geltend, die

Digitized by Google

zur „Secession" der Rechtsliberalen, der „Nationalen", und zur Gründung des „Partido independiente democratico", der „unabhängigen demokratischen Partei", führte. Naturgemäß trat die neue Partei, die, bewußt und unbewußt, unter dem Deckmantel der Verbesserung der angeblich im Verlaufe von nur funfzehn Jahren offenkundig gewordenen Mängel des Grundgesetzes unitarisch-conservativen Zielen, Vernichtung der Souveränetät der Einzelstaaten und der freisinnigen Bundesverfassung mit ihren „zu ausgedehnten" (amplisimas) Freiheiten, zutrieb, bei ihrer Entwickelung in immer schärfern Gegensatz zu ihren frühern Genossen, insbesondere dem radicalen Flügel, der an seinem Werke nicht gerüttelt wissen wollte: eine Erscheinung, die von den „an die Wand gedrückten" Conservativ-Klerikalen mit Freuden begrüßt wurde, da sie ihnen zur Wiedergewinnung, wenn nicht der verlorenen Herrschaft, so doch wenigstens einer ausschlaggebenden Stellung die Handhabe bot. Geschickt setzten die conservativ-klerikalen Führer alle Hebel in Bewegung, um ihre Parteigenossen überall zur Stärkung der den Radicalen nicht gewachsenen „Independientisten" zu vermögen und zunächst das Uebergewicht der „Union liberal", des „liberalen Bundes", zu brechen. Nicht unwesentlich kam ihnen hierbei der Mangel an Einheit und Zucht in den Reihen der bei der alten Fahne verbliebenen Liberalen zu statten. Bereits zwei Jahre nach ihrer blutigen Niederlage konnten die Conservativ-Klerikalen ihre Rache nehmen, indem sie den Führer und Gründer des „Independientismus" oder der „Wiedergeburt", wie die Partei ihre Sache anmaßend taufte, zum Siege über den liberalen Candidaten für den Bundespräsidentenstuhl verhalfen.

Am 1. April 1880 übernahm Dr. Rafael Nuñez die Zügel der Regierung, seit der im Jahre 1861 vollzogenen staatlichen Umgestaltung der erste Bundespräsident, der nicht aus der Partei hervorgegangen war, welche die „Vereinigten Staaten von Colombia" geschaffen hatte. In seiner zweijährigen Verwaltung lavirte Dr. Nuñez indeß vorsichtig, um nicht durch zu frühes Aufdecken der Karten sein Spiel zu verlieren. Er brachte vorerst nur ein Gesetz über „Wahrung und Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung" durch, das die Bundesregierung ermächtigte, in den Einzelstaaten „auf Ansuchen der gesetzgebenden Körperschaft oder im Falle ihrer Vertagung des Präsidenten" militärisch einzuschreiten, wenn die öffentliche Ordnung gefährdet oder gestört sein sollte, ein Gesetz, das wol harmlos und unverfänglich aussah und doch der Bundesverfassung schnurstracks zuwiderlief. Es räumte der Bundesregierung Befugnisse ein, die ihr von den Einzelstaaten nicht übertragen („delegirt") waren; es öffnete der Einmischung des Bundes in die Verwaltung der Einzelstaaten Thür und Thor und brachte das Steinchen ins Rollen, das der Bundesverfassung die Füße zerschmetterte und mit Hülfe eines eidbrüchigen Bundespräsidenten die „Vereinigten Staaten von Colombia" über den Haufen warf.

Im Jahre 1882 bestieg Dr. Francisco Javier Zaldua, ein alter Kämpe der liberalen Sache, den Präsidentenstuhl, „gewählt", wie er sich rühmen konnte, „von allen Parteien". Dr. Zaldua, ein eigenwilliger Charakter, der, wenn er auch nicht auf das radicale Evangelium schwor, doch voll auf dem Boden der Verfassung von Rio Negro stand, die er mitgeschaffen hatte, und deshalb von den „Independientisten" später des Verrathes an der Sache der „Wiedergeburt" bezichtigt ward, regierte

Digitized by Google

aber nicht volle neun Monate; „todt geärgert" von der Parteien Haß und Streit, wie einer der Minister im Abgeordnetenhause behauptete, stieg er am 21. Dec. 1882 ins Grab. Ihm folgte in der Regierungsgewalt der „zweite Designado", Dr. José Eusebio Otálora, und ward am 7. Febr. 1883 vom Congreß für die Zeit vom 1. April 1883 bis zum 1. April 1884 zum „ersten Designado" gewählt, da der erste Stellvertreter, Dr. Rafael Nuñez, anstatt zur Uebernahme der Regierung nach der Hauptstadt zu eilen, es vorzog, in Cartagena zu bleiben, um seine Candidatur für die folgende Präsidentschaftsperiode 1884/86, die er erstehen sah, als das Grab sich über Dr. Zaldua's irdische Reste schloß, unbehindert von Verfassungsfesseln stellen und betreiben zu können.

Jetzt trat noch mehr als bislang die Zerfahrenheit des „liberalen Bundes" zu Tage. Trotz der Gefahr, die ihm die Geschlossenheit seiner Feinde, der „Independientisten" und der Conservativ-Klerikalen, die Schulter an Schulter standen und den Wahlkampf mit einer gemeinsamen parlamentarischen Kundgebung einleiteten, offen vor Augen führte, konnte er zu keiner festen Bildung, zu keinem einheitlichen Zusammenfassen seiner Kräfte gelangen. „Durchdrungen von den Bedürfnissen des colombianischen Volkes in politischer, socialer und wirthschaftlicher Beziehung, und in Anbetracht der schon seit Jahren aufgestellten Gewohnheiten, insoweit kein geeigneteres Mittel angetroffen ist, um die Wahlbewegung zu beginnen, als die vorhergehende Handlung der parlamentarischen Mehrheiten", schritten im Februar 1883 61 Congreßmitglieder des „unabhängigen demokratischen"-conservativ-klerikalen „Reformcartells", die Mehrheit des Senats und die Minderheit des Abgeordnetenhauses, welche die knappe Mehrheit der vereinigten beiden Häuser bildeten, zur „Nomination" des Dr. Rafael Nuñez „als Candidaten für die Bundespräsidentschaft in der verfassungsmäßigen Periode 1884/86". Am 9. März erließen dann „der Delegirtenausschuß der conservativen Partei" (für jeden der neun Staaten ein Mitglied), „das Directorium" und „der Rath" ein Rundschreiben, in dem die conservativ-klerikalen Führer die Lage des Landes und der Partei erörterten und zu dem Schlusse kamen, es sei „ihre Pflicht, den Parteigenossen der ganzen Republik zu empfehlen, entschieden für die Wahl des Herrn Dr. Rafael Nuñez zum Bundespräsidenten in der nächsten verfassungsmäßigen Periode zu arbeiten", weil trotz der günstigen Umstände die Partei noch „dem unmittelbaren Triumphe ihrer Leute und ihrer Sache entsagen" müsse. Um nun mittelbar „den Triumph ihrer Leute und ihrer Sache" zu sichern, hatte die conservativ-klerikale Parteileitung beschlossen, „auf eine entschiedene und wirksame Weise die Fraction zu unterstützen, die sich unter dem Namen «unabhängige» loslöste von der alten liberalen Partei", damit „diese Fraction, die anfangs schwach und gestaltlos (informe) war, sich zu einer wirklichen Partei herausbilde und Muth gewinne, um die Verwaltungs- und politischen Reformen, welche die Republik dringend erheischte, die radicale Partei aber zurückwies, zu Ende zu führen". Mit dieser zielbewußten, seit sechs Jahren unentwegt verfolgten Politik hatte die conservativ-klerikale Partei bereits viel erreicht und hoffte mit ihr noch mehr zu erreichen. Deshalb war sie, obwol den „Unabhängigen" bedeutend überlegen, „von vornherein entschlossen, keinen eigenen Candidaten aufzustellen, sondern den zu unterstützen, der von der unverfälscht

Digitized by Google

unabhängigen Partei ausgerufen auf dem Plane erschiene". Aus diesem Grunde waren aber alle echten Liberalen gegen die Candidatur Dr. Rafael Nuñez', des Herrn und Meisters der „Unabhängigen". Nur waren sie dem rührigen „Reformcartell" der „Independientisten" und Conservativ-Klerikalen gegenüber, die beiderseits eine stramme Parteizucht hatten, geradezu ohnmächtig. Die beiden Flügel des „liberalen Bundes" marschirten und schlugen getrennt. Während die „Union liberal" in den atlantischen Staaten Panamá, Bolivar und Magdalena unter Führung des Panameñer Dr. med. Pablo Arosemena den General Solon Wilches, den Präsidenten von Santander, der schon lange nach der Würde eines Bundespräsidenten geizte, als Candidaten aufstellten, weil „Dr. Nuñez' Candidatur eine Gefahr für die Souveränetät der Einzelstaaten" sei, boten die in Bogotá weilenden radicalen Häuptlinge dem Inhaber der Bundesgewalt Dr. Otálora, obwol seine Wahl nach der Verfassung, wenn auch gerade nicht dem Wortlaute, so doch dem Geiste nach*, ausgeschlossen war, die Präsidentschaftscandidatur an, um die Bundesgewalt gegen die parlamentarische Mehrheit und die größtentheils „independientistischen" Regierungen der Einzelstaaten in die Wagschale zu werfen. Allein die Radicalen hatten sich in dem Manne ihrer Wahl arg vergriffen.

Dr. José Eusebio Otálora war kein Tomás Mosquera: ihm fehlten zu der Rolle, zu der er ausersehen ward, alle Eigenschaften: Entschlossenheit, Festigkeit, Muth und Thatkraft. Nach anfänglichem Schwanken wich er vor der drohenden Haltung der Cartellparteien ängstlich zurück. In einem offenen Schreiben vom 15. April that er dem ganzen Lande feierlich kund, daß er das Anerbieten zurückgewiesen habe, einerseits weil „bereits die Bürger, denen jene Ehre übertragen werden sollte, vorgeschlagen" waren, andererseits aber weil er „nicht die Meinung ermächtigen wollte, daß er, schwach vor der Versuchung, sich des amtlichen Ansehens und Einflusses bedienen würde, um die Strömungen der unverfälschten Meinung zu hemmen und sich in der Gewalt zu erhalten". Und nachdem er sich dann „von der Strömung der Ereignisse und den wiederholten unumwundenen Kundgebungen der öffentlichen Meinung, die ihn zur Annahme jener Candidatur aufforderten unter Anrufung der Interessen des Friedens, dessen Gefährdung man sonst als unmittelbar bevorstehend glaubte", hatte „bestimmen" lassen, „keinerlei Opposition gegen die Aufstellung seiner Candidatur zu machen", entsank ihm abermals der Muth, als die Minister mit Ausnahme des Kriegsministers General Mateus am 30. Juli ihr Entlassungsgesuch einreichten, weil sie „gesehen, daß die Arbeiten zu Gunsten dieser Candidatur mit schwindelerregender Schnelligkeit beschleunigt" wurden, und „es nicht einen Augenblick länger scheinen sollte, als ob sie mit ihrer Gegenwart im Ministerium eine politische Schwenkung guthießen, die sie im Grunde ihres Herzens verdammten". Anstatt entschlossen

* Die Bundesverfassung vom 8. Mai 1863 verbot in Art. 75 die unmittelbare Wiederwahl des Bundespräsidenten. Dr. Otálora war allerdings nicht erwählter Bundespräsident, sondern nur der vom Congreß ernannte „erste Designado", der wegen Verhinderung (Todes) des Bundespräsidenten „mit der Vollzugsgewalt des Bundes beauftragt" war (el primer designado, encargado del poder ejecutivo de la Union). Es sollte aber mit dem Verbote der erste Beamte der Republik getroffen und gehindert werden, für seine etwaige Wahl seinen amtlichen Einfluß geltend zu machen.

Digitized by Google

und fest zuzugreifen, als die liberal-radicale Mehrheit des Abgeordnetenhauses infolge der während dreier aufeinanderfolgender Sitzungen von ihr herbeigeführten Beschlußunfähigkeit den Schluß des Congresses erzwungen hatte, den Ministern den verlangten Laufpaß zu geben und ganz nach eigenem Ermessen ohne Einmischung des „Senats der Bevollmächtigten" ein neues Cabinet zu bilden, das voll und entschieden für seine Candidatur eintrat, gab er kleinlaut und verzagt den Vorstellungen der Minister nach, und sah sich am 4. Aug. „in der unabweisbaren Pflicht", öffentlich kundzugeben, „daß er in keinem Falle die ihm im Namen der geheiligten Interessen des Friedens angetragene Candidatur annehmen werde", weil „die öffentliche Erregung, die hochernste Haltung, welche die Parteien angenommen, und die neuesten in der Hauptstadt vorgekommenen Conflicte klar und offen voraussagten, daß der Krieg mit allen seinen Schrecken sich über ihre Häupter entladen werde, er aber nicht den genügenden Muth finde, um die Verantwortlichkeit zu übernehmen . . .". Die Niederlage der Liberal-Radicalen war nunmehr besiegelt. Grollend über ihr Misgeschick, einen so wankelmüthigen Schwächling wie Dr. Otálora zum Nothanker der Partei genommen zu haben, zogen die Radicalen sich von der Wahlarbeit zurück und gaben die Parteilosung: Wahlenthaltung, da sie sich für die ohne ihre Einwilligung und Mitwirkung aufgestellte Candidatur des Generals Solon Wilches nicht zu erwärmen vermochten. Was im April der „independientistische" Senatspräsident Dr. Francisco de P. Mateus in einer von Dr. Otálora berufenen Conferenz von Congreßmitgliedern aller Parteien selbstbewußt den Gegnern angesichts der kläglichen Zerfahrenheit der „Union liberal" erklärt hatte, war eingetroffen. Es handelte sich jetzt hinsichtlich der Candidatur des Führers und Gründers des „Independientismus" nicht mehr „um eine einfache Candidatur, sondern um eine geschehene Wahl, der nur noch die Förmlichkeit der Wahl fehlte".

Inmitten eines bewaffneten Friedens erfolgte am ersten Sonntage im September die Wahl Dr. Rafael Nuñez', am 20. Oct. die amtliche Bekanntmachung des Wahlergebnisses und am 8. Febr. 1884 vom Congreß die Ausrufung des Erwählten zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Colombia für den Zeitraum vom 1. April 1884 bis zum 1. April 1886. Zwar gelang es den Radicalen, im Congreß als „ersten Designado" den General Exequiel Hurtado, Präsidenten des Staates Cauca, gegen den „independientistischen" General Daniel Aldana, Präsidenten des Staates Cundinamarca, durchzubringen; ihr Bemühen, den erwählten Bundespräsidenten fern zu halten, schlug jedoch fehl. Nach viermonatlicher Zwischenregierung des radicalen Generals Hurtado erschien Dr. Nuñez in der Hauptstadt und übernahm am 11. Aug. die Zügel der Regierung.

Als der Führer und Gründer des „Independientismus" im Congresse erschien, um das von der Verfassung vorgeschriebene eidliche Versprechen: „die Gebote der Verfassung und der Gesetze als Präsident des colombianischen Bundes zu erfüllen", vor den Senatoren und Abgeordneten abzulegen, glaubte das siegreiche „Reformcartell" Zeit und Ort günstig, um gewissermaßen amtlich seine Forderungen zum Ausdrucke zu bringen. In der üblichen Ansprache, die der „independientistische" Senatspräsident Dr. José Maria Goenaga G. hielt, ward das neue Staatsoberhaupt in recht bezeichnender Weise an

Digitized by Google

seine Parteiführerrolle und -Pflichten gemahnt. „In Ihrer Persönlichkeit betrachtet man nicht nur den ersten Beamten des Bundes", sagte der Redner, „sondern auch den anerkannten Führer einer Partei, die gegen das Land feierliche Verpflichtungen übernommen hat. Als Haupt der Vollzugsgewalt sind Ihre Functionen klar in den Gesetzen vorgeschrieben. . . . Aber das ist es nicht allein, was die Nation will und das Recht hat, von Ihnen in diesem Augenblicke zu verlangen. . . . Da die Uebel, die uns plagen, ihre Wurzeln in der fehlerhaften politischen Gestaltung haben, die wir uns gegeben haben, so finde ich kein anderes Mittel der Rettung, als mit männlicher Entschlossenheit die Umbildung der Einrichtungen vorzunehmen. . . . Und da Sie einer der ausgezeichnetsten Verbreiter der gesunden (so!) liberalen Lehren gewesen sind, einer von denen, die mit größtem Eifer und Glanz die Nothwendigkeit betont haben, die in der Bildung der Regierung begangenen Irrthümer zu verbessern, glauben unsere Mitbürger, daß die Gelegenheit gekommen ist, Ihre Gedanken in Thaten umzusetzen." In seiner Erwiderung ließ der Bundespräsident die angeschlagene Saite der „constitutionellen Rectification" forttönen, wenn er sie auch vorsichtig auf einen liberalen Grundton gestimmt hatte. „. . . Unwiderrufliches Mitglied des colombianischen Liberalismus (so!?), werde ich, soviel von mir es abhängt, nichts unterlassen, um seine zerstreuten Kräfte wieder zusammenzusetzen (?) . . . Möge es der göttlichen Vorsehung gefallen, uns allen genügende Kraft und Vorsicht zu geben, um den Ruf der Völker nicht zu überhören, auf daß das Ansehen unserer freiheitlichen Einrichtungen wiederhergestellt werde, indem wir sie praktisch national machen. . . ."

Um die freiheitlichen Einrichtungen des Bundes „praktisch national zu machen", d. i., wenn man Dr. Nuñez' kabbalistischen Ausdruck in ehrliches Deutsch übersetzt, um sie abzuändern, hatten die „Conventualen von Rio Negro" zur Verhütung einer Vergewaltigung des einen oder des andern der „Vereinigten Staaten von Colombia" durch die Mehrheit in Art. 92 der Verfassung zwei Wege vorgesehen. Der erste bestand darin, daß die Verfassungsänderung 1) „von der Mehrheit der gesetzgebenden Versammlungen der (neun) Staaten begehrt", 2) „in beiden Häusern des Congresses den für die Ausfertigung der Gesetze aufgestellten Normen gemäß erörtert und gutgeheißen", und 3) „von dem Senat der Bevollmächtigten einstimmig bestätigt werden" mußte, „wobei jeder Staat Eine Stimme besaß"; der zweite darin, daß „der Nationalcongreß auf Verlangen der Gesammtheit der gesetzgebenden Versammlungen der (neun) Staaten die Einberufung einer Convention verfügte, in der jeder Staat mit der gleichen Anzahl von Abgeordneten vertreten" sein sollte. Beide Wege erwiesen sich den „Independientisten" und ihren conservativ-klerikalen Verbündeten als nicht gangbar für die von ihnen begehrten „Verbesserungen", wie Schaffung eines Bundesdistricts mit der Hauptstadt Bogotá für die Bundesgewalt, Umwandlung des Staates Panamá in ein Bundesterritorium, Erhöhung des zweijährigen Regierungszeitraumes des Bundespräsidenten auf vier bis sechs Jahre und andere, die, wie die Wiederherstellung der bevorrechteten Stellung der römisch-katholischen Kirche und Auslieferung der Schule an dieselbe, man vorläufig „in petto" behielt. Auf dem ersten konnte man wol etwas, nie aber die einstimmige Bestätigung des Senats für die Vernichtung der Souveränetät eines der neun Staaten erreichen, und

Digitized by Google

der zweite war von vornherein ausgeschlossen, da die gesetzgebende Versammlung von Panamá nie und nimmer die Einberufung einer „Convention" verlangt haben würde, um ihre und ihres Staates capitis diminutio beschließen zu lassen. Dies war allen, auch dem „independientistischen" conservativ-klerikalen „Reformcartell" offenbar, sodaß denn auch das conservativ-klerikale Hauptblatt „El Conservador", der amtliche Anzeiger der Parteileitung in Bogotá, klar und deutlich schrieb: „Der Weg einer Reform auf gesetzliche Weise ist durch eine Mauer gesperrt." Allein es gab immerhin noch eine Hinterthür, durch die man ohne viel Schwierigkeiten die Mauer umgehen konnte. Art. 26 der Verfassung bestimmte nämlich: „Jede Handlung des Nationalcongresses oder der Vollzugsgewalt, welche die im Art. 16 verbürgten Rechte verletzt oder die Souveränetät der Staaten angreift, ist annullirbar durch die Abstimmung dieser (Staaten), ausgedrückt durch die Abstimmung der Mehrheit ihrer bezw. gesetzgebenden Versammlungen." Wenn also der Congreß motu proprio den Beschluß faßte, eine „Convention" einzuberufen, und diesen Beschluß den gesetzgebenden Versammlungen der neun Staaten unterbreitete, fünf derselben aber ihn genehmigten, so war der verfassungswidrige Beschluß Gesetz geworden, gerade so wie das Gesetz 19 vom Jahre 1880 über „Wahrung und Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung", das gegen den Art. 16 der Verfassung verstieß, von keiner gesetzgebenden Versammlung jedoch für null und nichtig erklärt worden war.

Was indeß das conservativ-klerikale Hauptblatt verschwieg, das ward von den diis minorum gentium offen ausgesprochen. So schrieb ein conservativ-klerikales antioqueñer Blatt kurz und bündig: „Der Radicalismus hat nothgedrungen der socialen und politischen Wiedergeburt den Weg zu öffnen und unter Beiseitesetzen der kleinlichen Parteiinteressen sich in seinem größten Theile darauf zu beschränken den Dr. Nuñez in der athletischen Arbeit zu unterstützen. Wenn das Land nicht die Befestigung des Friedens unter der heiligen Fahne des Gesetzes zu erreichen hat, so wollen wir lieber den Krieg, als fortfahren, die ergebenen Sklaven des Radicalismus zu sein. Wir wiederholen mit Cäsar beim Ueberschreiten des Rubicon: Alea jacta est!" Dr. Nuñez jedoch hielt die Stunde der „grundstürzenden Wiedergeburt" noch nicht für gekommen. Vor allem galt es, die liberale Maske noch festzuhalten, sich als „unwiderrufliches Mitglied des colombianischen Liberalismus" aufzuspielen, um das Zusammenschließen aller wirklich liberalen Elemente des Landes, auch derer, die einer Stärkung der Bundesgewalt und Erstreckung der zweijährigen Bundespräsidentschaft auf vier bis sechs Jahre das Wort redeten, zu verhindern. Deshalb hatte er auch in das Cabinet, mit dem er seine zweite Regierung eröffnete, fast alle Mitglieder des Ministeriums seines radicalen Stellvertreters aufgenommen. Lange konnte er aber den Ereignissen gegenüber, die den Austritt der liberal-radicalen Staatssecretäre veranlaßten, die Maske nicht festhalten.

Im Staate Santander hatten die Radicalen, aufgebracht über die Einmischung des Präsidenten Wilches in die Wahlen, eine Revolution vorbereitet, die noch im August unter der Führung des Generals Fortunato Bernal zum Ausbruch kam. Dr. Nuñez sandte im Einverständnisse mit dem Senat eine Friedenscommission nach Santander, die er, um sich recht unparteiisch zu zeigen, dem radicalen Dr. Felipe Zapata, der obendrein sein persönlicher Gegner war,

Digitized by Google

und dem „liberalen" Dr. Narciso González Lineros, den beiden Stellvertretern des Generals Wilches, anvertraute. Die Commissare, von denen der eine die Aufständischen, der andere die Regierung für ihre Vorschläge zu gewinnen wußten, erledigten ihren Auftrag schnell und gut, sodaß, als die Bundesdivision der „Guardia Colombiana", die der „Friedenscommission" als Stütze diente, in Socorro ankam, bereits am 10. Sept. ein Abkommen zwischen den beiden kämpfenden Parteien getroffen war. An Stelle des Generals Wilches übernahm der „zweite Designado" Dr. González Lineros die Regierung und schrieb die Wahlen zu einer „Staatsconvention" aus, um „die Fragen der Gesetzlichkeit, die aus den letzten im Staate zur Erneuerung der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt stattgefundenen Wahlen erstanden sind, der höchsten Entscheidung der Mehrheit der Wähler zu unterwerfen" (Art. 1), während die feindlichen Heerführer, der General Bernal ebenso wie der General Wilches, an der Spitze ihrer Truppen verblieben, sich jedoch der neuen Regierung zur Verfügung stellten, und Dr. Zapata, der als „erster Designado" zur Uebernahme der Regierung in erster Linie berufen war, zum Generalstabschef beider „Heere" bestimmt ward, um die gleichmäßige Verabschiedung der wilchistischen und der radicalen Truppen durchzuführen. Bei den Wahlen zur „Staatsconvention" erlangten nun die Radicalen, deren Hochburg Santander geblieben war, 22, die Cartellparteien dagegen trotz der Unterstützung, die ihnen von der Regierung des „liberalen" Dr. González Lineros zutheil wurde, nur 13 Sitze. Als die „Convention" dem Abkommen gemäß am 11. Nov. zusammengetreten war, erklärte die radicale Mehrheit die Präsidentenwahlen wegen vorgekommener Gesetzwidrigkeiten für null und nichtig und schritt, ihren verfassungsmäßigen Befugnissen entsprechend, zur Wahl eines neuen Präsidenten. Dieselbe fiel auf den radicalen General Sergio Camargo. Allein Dr. González Lineros, der in Erfüllung des am 10. Sept. von ihm selbst mit abgeschlossenen und mit unterzeichneten Abkommens seinerseits die größte Loyalität und Unparteilichkeit verbürgt und seine Ehre für die treue und pflichtschuldige Beobachtung desselben verpfändet hatte, war nicht gewillt, sich der für die Radicalen gefallenen „höchsten Entscheidung der Wähler" zu fügen. Anstatt, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit war, am 11. Nov. seine Regierungsgewalt in die Hände der souveränen gesetzgebenden Versammlung niederzulegen, weigerte er sich, die Beschlüsse derselben anzuerkennen, und ging, nachdem abgekartetermaßen die „independientistische" conservativ-klerikale Minderheit mit einem „energischen Proteste" gegen das Verfahren der radicalen Mehrheit den Sitzungssaal verlassen hatte, in seiner bodenlosen Misachtung von Recht und Gesetz so weit, die „Staatsconvention" für aufgelöst zu erklären und das Sitzungsgebäude schließen zu lassen.

Mit diesem vertrags- und gesetzwidrigen Verhalten des Dr. González Lineros und der Cartellparteien war den Radicalen in Santander der Handschuh vor die Füße geworfen. Sie griffen sofort wieder zu den Waffen, um den Beschlüssen der „Staatsconvention" Achtung zu verschaffen und die rechtswidrige Regierung zu stürzen. Indeß der Staatsstreichler Dr. González Lineros verfügte nicht nur über die Truppen des Generals Wilches, der den Radicalen ihren Widerstand gegen seine Candidatur nicht vergessen konnte, sondern auch über die „Guardia Colombiana", die der Bundespräsident nach dem Buchstaben,

Digitized by Google

aber gegen den Geist des Gesetzes über „Wahrung und Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung", gegen die radicale Mehrheit der „Staatsconvention" marschiren ließ. Die gesetzgebende Versammlung von Santander tagte ja nicht mehr, und Dr. González Lineros, Präsident de facto, hatte das Einschreiten der Bundestruppen verlangt. Für Dr. Nuñez und seine Leute der „Wiedergeburt" waren somit die thatsächlichen Voraussetzungen des Gesetzes erfüllt; die offenkundige Verletzung von Recht und Gesetz, gegen die im Ministerrathe die radicalen Staatssecretäre des Innern und des Verkehrs, General Eustargio Salgar und Dr. Napoleon Borrero — der liberale Dr. Justo Arosemena hatte das ihm überwiesene Unterrichtsministerium gar nicht übernommen — scharfen Einspruch einlegten, mußten sie übersehen, wenn anders sie ihr Ziel erreichen wollten. Daß die beiden radicalen Staatssecretäre aus dem Cabinet ausschieden, war ihnen gerade recht, da hierdurch ihre Handlungsfreiheit und -Kraft entschieden gewann. Ein Conservativ-Klerikaler erhielt das Ministerium des Innern und ein „Independientist" das des Verkehrs, sodaß das Cabinet „homogen" geworden, einig und geschlossen in dem entbrennenden Kampfe gegen den Bundesstaat vorgehen konnte.

Am 5. Dec. wurde der radicale General Fortunato Bernal von dem Bundesgeneral Rueda Ramon geschlagen und in Barichara, nördlich von Socorro, zur Uebergabe gezwungen. Gleichzeitig ward im Norden Santanders der radicale General Daniel Hernández von den Bundestruppen unter dem General Quintero Calderon hart bedrängt und mußte mit seinen 900 Mann am 9. Dec. Pamplona räumen, das sofort von Quintero Calderon's Vorhut besetzt wurde. Hernández, ein unternehmender und verwegener Soldat, zog sich südwärts nach dem Staate Boyacá zurück, um alle Kräfte, über die der Radicalismus in den Staaten Santander und Boyacá verfügte, in dem Departamento Gutiérrez zu vereinigen, den Bundeswaffenplatz Tunja zu überraschen, dort seine schlechtbewaffneten Truppen aus den Kriegsvorräthen des Bundes auszurüsten und den radicalen Präsidenten des Staates Boyacá, General Pedro José Sarmiento, zum Anschluß an die radicale Sache fortzureißen. Allein der Erfolg entsprach nicht der geschickt und kühn durchgeführten Bewegung. Als Hernández am 22. Dec. vor Tunja ankam, hatte Sarmiento, der noch zu keinem Entschlusse gekommen, auf Befehl des Bundespräsidenten das Kriegsmaterial ausgeliefert. Der „Independientismus" war gerettet. Die Bundesregierung gewann Zeit, alle Kräfte, über die sie verfügte, in Bewegung zu setzen. Die Conservativ-Klerikalen, die 1876 gegen den Bund in Waffen gestanden hatten, eilten auf den Ruf ihrer Führer in Masse herbei, um jetzt unter dem Bundesbanner ihren alten Kampf gegen den Bund fortzusetzen und die verhaßten Radicalen mit ihrem „gottlosen" Werke, der Bundesverfassung vom 8. Mai 1863, zu vernichten.

Am zweiten Weihnachtstage 1884 erließ Dr. Nuñez eine Ansprache „an die Soldaten", in der er immer noch die wahre Sachlage verschleiernd von der „Vertheidigung des Nationalfriedens, der Verfassung (so!?) und der Gesetze" sprach und erklärte, „die Regierung beschränke sich auf die Vertheidigung des in ihre Hände gelegten Depositum" (so!?), obwol er nicht umhin konnte, „den beginnenden Conflict" als „logisch in seinem Grunde" anzuerkennen. Drei Tage später folgte die parlamentarische Vertretung der liberal-radicalen Partei mit

Digitized by Google

einem Aufrufe, in dem feierlichst Verwahrung eingelegt wurde gegen das verfassungswidrige Vorgehen des Bundespräsidenten, der offen der Bundesstaaten Souveränetät vergewaltige. „An die Gewehre!“ ward allen, die liberal sein wollten, zugerufen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ueberall rührten die Radicalen die Trommel, der von den Liberalen indeß nur ein kleiner Theil folgte, weil die einen von einem Bürgerkriege überhaupt nichts wissen, die andern aber an einen Umsturz der Bundesverfassung nicht glauben wollten. Die radicalen Regierungen von Antioquia und Tolima rüsteten und ließen, als endlich der General Sarmiento am 18. Jan. 1885 in Sogamoso gegen „die Dictatur des Dr. Rafael Nuñez“ Front machte und offen auf die Seite seiner Partei trat, ihre Truppen marschiren, wurden dagegen in einem Erlasse des Bundespräsidenten vom 24. Jan. „wegen Auflehnung gegen die Nationalregierung“ einfach als abgesetzt erklärt.

Inzwischen war der General Hernández, 2000 Mann stark, weiter südwärts vorgedrungen, hatte am 2. Jan. in Gambita eine verschanzte Stellung eingenommen, dieselbe aber in der Nacht vom 5. auf den 6. Jan. wieder aufgegeben und sich nordwärts gewandt, um der drohenden Umzingelung und Erdrückung durch die Generale Rueda Ramon, Aldana, Ayarza, Morgan und Ponce, die unter dem Oberbefehl des Kriegssecretärs, Generals José Maria Campo Serrano, den Angriff vorbereiteten, zu entgehen. Nach Sarmiento's Anschlusse übernahm der General Camargo als „oberster Kriegsleiter im Norden und Centrum der Republik“ den Oberbefehl über die radicalen Truppen, wurde aber am 9. Febr. bei Moniquirá von den vereinigten Cundimarquesern und Santandereanern unter den Generalen Aldana und Wilches geschlagen, weil seine Truppen in der Bewaffnung und Ausrüstung den Gegnern nicht gewachsen waren. Nach dieser Niederlage wurden die Radicalen aus den Staaten Boyacá und Santander herausgedrängt und sahen sich schließlich auf den „Llanos de Casanare“ Ende März genöthigt, ihre Scharen zu theilen. Sarmiento, Hernández, Bernal und einige andere radicale Führer kehrten nach Santander zurück, öffneten sich mit etlichen 1800 Mann den Zugang zum Magdalena und gingen hinab nach Barranquilla, dem Hauptzollhafen der atlantischen Küste, der am 5. Jan. in die Hände der Radicalen gefallen war, während Camargo sich in Giromena auf Fahrzeugen der Eingeborenen (curiaras) einschiffte, den Meta, einen Nebenfluß des Orinoco, hinabfuhr und am 26. April in La Ciudad de Bolivar (Angostura) ankam, von wo er sich nach La Trinidad und dann ebenfalls nach Barranquilla begab.

Der General Mateus, Campo Serrano's Generalstabschef, war unterdessen am 23. Jan. mit einer Abtheilung Offiziere nach Facatativá abgegangen, um die Division Piñeros, die aus Tolima zurückberufen, die Liberalen hoch leben ließ und „Nieder mit den Conservativen!“ schrie, zu reorganisiren und dann zur Unterstützung des neuen „independientistischen“ Präsidenten von Cauca, Generals Eliseo Payán, gegen die radicale Regierung von Antioquia zu marschiren. In Cauca hatten die Radicalen am 11. Jan. das erste Gefecht in Tuluá geliefert, das zu ihrem Nachtheil ausfiel, dann am 16. Jan. Silvia angegriffen, wo sie ebenfalls geworfen wurden. Am 23. Jan. bei Sonso abermals geschlagen, da ihre Munition nicht zu ihren Gewehren paßte, erfochten sie unter dem Obersten Marquez, der, am 8. Jan. von Panamá der Regierung Payán's zu

Digitized by Google

Hülfe gesandt, den Radicalen sich angeschlossen hatte, am 3. Febr. bei Palmira einen Sieg. Am 23. Febr. aber unter dem General Deaza in dem blutigen Kampfe von Santa Barbara de Cartago aufs Haupt geschlagen, waren sie nicht nur in Cauca, sondern auch in Antioquia verloren, da infolge dieser Niederlage die antioqueñer Regierungstruppen in Manizales ohne Kampf die Waffen streckten. Am 24. Febr. vereinbarte in Neira der Bevollmächtigte der Regierung von Antioquia mit dem General Mateus die Capitulation, die den Zusammenbruch des radicalen Aufstandes in Süd- und Mittelcolombia besiegelte. Wenige Tage später war auch die radicale Regierung von Tolima nicht mehr. Am 2. März schlug der Bundesgeneral Casabianca bei Cogote, 1½ Wegstunden von der (damaligen) Hauptstadt Neiva, die Radicalen unter dem General Hurtado und dem Präsidenten des Staates Tolima, Dr. Gabriel González, der mit seinen Staatssecretären gefangen nach Bogotá geschickt wurde. Die Radicalen konnten sich nun weder in Süd- noch in Mittelcolombia im offenen Felde mehr halten und mußten sich auf den kleinen Krieg beschränken, in dem ihre Scharen bald aufgerieben wurden. Ende März konnten die Staaten Cauca und Cundinamarca als „pacificirt", die Staaten Antioquia, Boyacá, Santander und Tolima als unterworfen angesehen werden.

Nunmehr konnte die Bundesregierung alle ihre Kräfte an die Unterwerfung des Staates Bolivar setzen, in dem die Radicalen ihre letzten Kräfte vereinigt hatten. Am 29. Dec., dem Tage, an dem der Aufruf der parlamentarischen Vertretung der verfassungstreuen liberal-radicalen Partei erschien, hatten die Generale Ricardo Gaitán Obeso und José F. Acevedo sich der Dampfer auf dem Magdalena bemächtigt, am 5. Jan. Barranquilla, den wichtigsten Hafen an der atlantischen Küste, ohne einen Schuß abzugeben, weggenommen, sich dort festgesetzt, die Radicalen aus Bolivar und Magdalena gesammelt und am 11. Febr. den von Panamá nach Cartagena gesandten Brigadegeneral Urueta geschlagen und ihn mit seinen Adjutanten, 4 Obersten, 3 Majors, 8 Hauptleuten, 23 Lieutenants und 250 Mann gefangen genommen. Nach Ankunft der radicalen Führer aus Boyacá und Santander in Barranquilla hatte der General Sarmiento den Oberbefehl übernommen, während der General Gaitán mit dem General Cabeza die Belagerung von Cartagena leitete, nachdem der Oberbefehlshaber der Bundestruppen in den atlantischen Staaten, General Santodomingo Vila, die Uebergabe des Platzes, zu der er „im Namen der Verfassungstreuen" aufgefordert war, rundweg verweigert hatte. Während der General Mateus zum Entsatze Cartagenas aus Antioquia heranmarschirte und am 20. April in Ayapel, 3000 Mann stark, sein Lager aufschlug, ließ gleichzeitig der Präsident von Cauca, General Payán, auf Dr. Nuñez' Wunsch seine siegreichen Scharen von Buenaventura nach Panamá abgehen, um dort die Radicalen, die sich der Gewalt bemächtigt hatten, zu stürzen und dann auch von der atlantischen Seite her Cartagena Hülfe zu bringen.

In Panamá hatten die Dinge sich ähnlich wie in Santander entwickelt. Der mit übergroßer Mehrheit gewählte Präsident Juan Manuel Lambert war kein Mann nach dem Herzen des Bundespräsidenten und seines „Reformcartells", obwol er gerade in den Kreisen, die im Vorjahre Dr. Nuñez' Candidatur in Panamá zum Siege verholfen hatten, die ausgiebigste Unterstützung bei den Wahlen gefunden hatte. Denn wenn Lambert auch keineswegs zu den Radi-

Digitized by Google

calen zählte, so wollte er doch die Bundesverfassung nicht preisgeben und an der Selbständigkeit des Staates Panamá nicht rütteln lassen. Deshalb mußte der von der Bundesregierung als Befehlshaber der auf dem Isthmus garnisonirenden „Guardia Colombiana" nach Panamá gesandte General Gónima alle Hebel in Bewegung setzen, um in der am 1. Oct. 1884 zusammengetretenen gesetzgebenden Versammlung die Wahlprüfung zu hintertreiben. Seinen Bemühungen entsprach der Erfolg, sodaß er an Dr. Nuñez telegraphiren konnte: „Lambert wird nie Präsident sein." Anstatt die Wahlprüfungen vorzunehmen, beschloß die Versammlung die Einberufung einer „Convention" zum 1. Jan. 1885. Der Präsident Dr. Damaso Cervera schrieb noch die Wahlen zu derselben aus, trat dann aber am 25. Nov. von seinem Posten zurück, weil, wie er selbst in seiner an die Corte Superior, den Obergerichtshof von Panamá, gesandten Verzichtleistung angab, er als Liberaler die Einmischung und die Einflüsse, die von einer gewissen Seite ausgeübt würden, nicht dulden dürfe, andererseits sie aber auch nicht bekämpfen könne, wenn „das Land nicht zu einer Verlängerung der anomalen Lage verdammt werden" sollte; weil, wie klipp und klar der Staatssecretär Victor Dubarry in seinem an demselben Tage eingereichten Entlassungsgesuche schrieb, der Brigadechef Gónima „der conservativen Partei Departamentos aushändigen ließ, ... die Abgeordneten, die nach seinem Willen die nächste constituirende Versammlung bilden sollen, endgültig bezeichnete" und „überall und öffentlich aufrecht erhielt, daß er die Präsidentenschaft des Staates dem Herrn General Ramon Santodomingo Vila einhändigen werde". Der Obergerichtshof berief zur Uebernahme der Regierung den „zweiten Designado" Dr. José Maria Vives Leon. Ihm empfahl der Bundespräsident am 12. Dec. telegraphisch, die Wahlumtriebe zu unterstützen, die in seinem Auftrage der Befehlshaber der Bundestruppen auf dem Isthmus trieb, da sonst „für Panamá Folgen sich ergeben könnten, die denen von Santander gleich sind". Die „Convention" trat am 1. Jan. 1885 zusammen und wählte am 6. mit 35 von 36 Stimmen zum Präsidenten des Staates — den General Santodomingo Vila, der sofort annahm, am 7. den vorschriftsmäßigen Eid leistete und am 8. seinen Regierungsantritt dem Bundespräsidenten telegraphisch anzeigte. In Santander war von der „Convention" ein Radicaler, in Panamá ein „Independientist" gewählt; daher dort die gesetzwidrige Auflösung der „Convention" und militärisches Einschreiten der Bundesregierung, hier die Anerkennung und Ausführung der Beschlüsse. Von der Bundesregierung zum Oberbefehlshaber in den atlantischen Staaten ernannt, suchte Santodomingo Vila am 3. Febr. um die Erlaubniß der „Convention" nach, auf den Kriegsschauplatz abgehen zu dürfen, und ging, als diese Erlaubniß ertheilt war, am 15. nach Cartagena ab. Am 17. übernahm Dr. med. Pablo Arosemena als „erster Designado" die Regierung, hob einige kriegerische Verfügungen seines Vorgängers auf und suchte die Neutralität des Isthmus durchzuführen. Da dieser Versuch schon der Anwesenheit des Generals Gónima halber vergeblich war, so erfolgte am 16. März ein radicaler Putsch unter der Führung des Generals Rafael Aizpurú, der in Panamá fehlschlug, dagegen in Colon gelang, wo der „General" Pedro Prestán sich zum „Civil- und Militärchef" ausrufen ließ. Als acht Tage später Aizpurú von seinem Hauptquartier Farfán an den britischen

Digitized by Google

Consul in Panamá die Mittheilung sandte, er werde die Stadt angreifen, die Fremden möchten deshalb dieselbe verlassen, um sich vor Schaden zu bewahren, verzichtete Dr. Arosemena am 26. auf sein Amt, und der „zweite Designado" Dr. Vives Leon lehnte diesmal seine Berufung zur Regierung ab. Darauf übernahm der General Gónima als „Civil- und Militärchef" die Regierung, ernannte den General Correoso, einen persönlichen und politischen Freund Aizpurú's, zum Generalsecretär und erklärte den Staat Panamá als neutral. Allein Correoso gab am 28. schon wieder seinen Posten auf, weil zwischen ihm und Gónima „eine Meinungsverschiedenheit zum Ausbruch gekommen war hinsichtlich des Vorgehens, das anzunehmen sei, um den bewaffneten Kampf zu vermeiden, der kommen konnte zwischen Brüdern und hervorragenden Mitgliedern einer und derselben Partei". Am 30. sandte Gónima Truppen nach Colon, um Prestán und Genossen zu vertreiben. Sofort benutzte Aizpurú diesen Umstand zum Angriff und zwang Gónima am 31. nach vierstündigem Kampfe zur Uebergabe.

Zu derselben Zeit griffen die Bundestruppen unter dem Obersten Ulloa von Monkey Hill aus Colon an. Die Radicalen wurden überall zurückgedrängt und, als sie ihre letzten Stützpunkte umgangen sahen, ließ Prestán's Gehülfe, der Haïtianer „General" Pautrizelle, an mehrern Stellen Feuer legen, das, mit Petroleum genährt, an den hölzernen Häusern schnell emporzüngelte und, von einer frischen Seebrise getrieben, binnen kurzer Zeit die ganze Stadt in Asche legte. Diese Handlung der Verzweiflung war ein schwerer Schlag für die Radicalen, da man ihnen das Gesindel, das sich unter Prestán zusammengeschart hatte, an die Rockschöße hing.

Die Vereinigten Staaten von Amerika nahmen sofort gegen die Radicalen Partei und sandten ein Geschwader nebst Seesoldaten unter dem Befehle des Gegenadmirals Jouett nach Colon, um, wie der Staatssecretär Bayard an den Consul Adamson am 2. April telegraphirte, „die nöthigen Mittel zum Schutze des Verkehrs zwischen Colon und Panamá und der amerikanischen Bürger auf dem Isthmus zu ergreifen", zumal Prestán sich Gewaltmaßregeln gegen den amerikanischen Consul und den Agenten der amerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft erlaubt hatte, als ein Dampfer derselben von Neuyork Kriegsmaterial für die Radicalen gebracht, auf Geheiß des Consuls aber die Herausgabe desselben verweigert hatte. Am 9. April kam der Yankee vor Colon an und richtete am nächsten Tage an den Obersten Ulloa ein Schreiben, in dem er seine „Ankunft in Aspinwall mit vier Schiffen der Marine der Vereinigten Staaten" anzeigte, „die Dienste der Streitmacht unter seinem Befehle zur Hülfe und Beschützung des Eigenthums von Amerikanern und Einheimischen auf dem Isthmus von Panamá und zur Aufrechterhaltung des freien Verkehrs zwischen Aspinwall und Panamá" anbot und die Erlaubniß begehrte, Seeleute und Seeinfanterie auszuschiffen, „wie es die Umstände erheischen", falls „die colombianischen Streitkräfte unzulänglich sind, um das Leben und das Eigenthum zu schützen und den Verkehr über den Isthmus frei und ohne Unterbrechung aufrecht zu erhalten", oder falls „die Ausschiffung dieser Truppen als Gesundheitsmaßregel nöthig sein könnte". Obwol der Oberst Ulloa schlechterdings nichts zu erlauben oder zu verweigern hatte, da er sich in dem am 3. April mit den Bevollmächtigten des Generals Aizpurú getroffenen Abkommen ver-

Digitized by Google

pflichtet hatte, dem General Ibañez, der die Civilgewalt des Departamento Colon übernahm und neutral blieb, zur Verfügung zu stehen, erhielt der Yankee doch die nachgesuchte Erlaubniß, zumal der colombianische Gesandte in Washington, Dr. Ricardo Becerra, mit Bayard's Vorgehen einverstanden war. Der General Ibañez trat sofort von seinem Posten zurück, weil er die Yankeeeinmischung als einen Schlag gegen die Souveränetät seines Landes ansah und „als Colombianer, der sein Vaterland liebt, keinerlei Verwaltungsthätigkeit mit der Einmischung ausländischer Streitkräfte ausüben könne, ohne seinen Namen bloßzustellen".

Um den seitens der Caucaner drohenden Angriff abzuwenden, sandte der General Aizpurú im Einverständnisse mit den angesehensten Einwohnern Panamás am 14. eine Commission mit dem General Correoso an der Spitze an den Präsidenten des Staates Cauca ab, um einen Vergleich abzuschließen. Als die Commission in Buenaventura landete, ward sie jedoch gefangen gesetzt und dann nach Cali gebracht. Als nun am 24. Aizpurú Vorbereitungen traf, um Panamá gegen die am 23. von Buenaventura abgegangene Expedition zu vertheidigen, ließ der Befehlshaber der nordamerikanischen Seemacht in Panamá, McKalla, der den Hafendamm und die Gebäude der Eisenbahn- und Telegraphengesellschaften besetzt hielt, von seinen Truppen die Straßen, die zur Nonnenkaserne führten, besetzen und Mitrailleusen in denselben auffahren. Aizpurú ward mit seinem Staatssecretär angehalten und, als er auf dem Generalconsulat der Vereinigten Staaten von Amerika Aufklärung verlangte, als Gefangener behandelt, während McKalla eine Ansprache anschlagen ließ, nach der alle Schenken und Cafés geschlossen werden, die amerikanischen Truppen die Polizei in der Stadt handhaben und keiner bewaffneten Macht den Zutritt zur Stadt weder land- noch seewärts gestatten sollten. Am folgenden Tage gab der Yankee den General Aizpurú wieder frei, nachdem derselbe versprochen hatte, innerhalb der Stadt keinen Widerstand zu leisten, und zog seine Truppen nach der Eisenbahnstation und dem Hafendamme zurück. Aizpurú wollte nun sofort von seinem Posten zurücktreten, ließ sich aber von dem Wunsche des Consularcorps, das er zu einer im Stadthause am 26. anberaumten Versammlung eingeladen hatte, bestimmen, an der Spitze der Verwaltung bis zur Ankunft der Caucaner zu verbleiben. Am 28. morgens liefen diese mit vier Schiffen in den Hafen ein. Die Obersten Montoya und Reyes, jener als „Civil- und Militärchef" des Staates Panamá, dieser als „Befehlshaber der nationalen Streitkräfte aus Cauca", setzten sich sofort mit dem Consularcorps in Verbindung, das ersucht wurde, die „Rebellen" zum Verlassen der Stadt zu bewegen, und ließen gleichzeitig dem General Aizpurú ein Ultimatum von 48 Stunden zustellen. Am 29. kam die Capitulation zu Stande, und am 30. erfolgte der Einmarsch der „Nationalen". Die amerikanischen Seeleute, die die Eisenbahnstation noch besetzt hielten, mit dem Gegenadmiral Jouett und seinem Stabe an der Spitze, erwiesen der colombianischen Fahne die militärischen Ehrenbezeigungen und gaben 21 Kanonenschüsse ab, als die Flagge auf dem Regierungsgebäude gehißt ward.

Panamá war „pacificirt"; es blieb nur noch die atlantische Küste zu unterwerfen. Am 21. Mai gingen von Colon die ersten caucaner Verstärkungen nach Cartagena ab, nachdem schon zehn Tage vorher der Oberst Reyes an Bord des

Digitized by Google

amerikanischen Kriegsschiffes Tennessee dorthin geeilt war, um Lebensmittel zu vertheilen. Wie oben erwähnt, war der General Santodomingo Vila am 15. Febr. zur Uebernahme des Oberbefehls nach Cartagena abgegangen. Nachdem er dort einige drakonische Verfügungen erlassen, die Aufforderung der Radicalen zur Uebergabe der Festung verweigert und an den Befehlshaber des englischen Kriegsschiffes Canada eine geharnischte Verwahrung gerichtet hatte, weil dieser die Neutralität etwas anders auffaßte als die Yankees und dem englischen Handelsdampfer Alene nicht gestattete, unter dem Schutze seiner Kanonen das von Colon gebrachte Kriegsmaterial auszuschiffen, ihn vielmehr nach einer andern, den Belagerungsgeschützen ausgesetzten Stelle der Bai verwies, verließ er Mitte April die Festung, um sich mit dem unter dem General Mateus heranziehenden Entsatzheere in Verbindung zu setzen und den Feind außerhalb zu beunruhigen. Nach etlichen unbedeutenden Gefechten, die er ungemein aufbauschte, stieß er am 2. Mai in Sincelejo zu der Vorhut des Entsatzheeres unter dem Befehle des Generals Briceño, der als Commis-voyageur des „conservativen Directoriums" 1876 den conservativ-klerikalen Aufstand vorbereitet und sich in demselben die Sporen verdient hatte. Als das Entsatzheer, gegen das von Barranquilla der General Bernal mit 2000 Mann gesandt wurde, heranrückte, beschlossen die radicalen Belagerer unter Gaitán O. Cartagena zu stürmen. Am 7. Mai abends $9^1/_2$ Uhr begann der Sturm auf allen Seiten. Bereits hatte eine Abtheilung die Mauer überstiegen und sich innerhalb der Stadt festgesetzt, als der Tod des Generals Cabeza die Angreifer lähmte und den schon halb gelungenen Sturm fehlschlagen ließ. Auf allen Seiten geworfen, verloren die Radicalen 268 Gefangene, unter ihnen 78 Offiziere, und über 300 Todte und Verwundete und hoben am 14. die Belagerung auf, um nach Barranquilla zurückzukehren. Am 1. Juni zog der General Mateus in Cartagena ein und übernahm, von der Bundesregierung zum „Civil- und Militärchef" des Staates Bolivar ernannt, die Regierungsgewalt. Inzwischen hatte auf Veranlassung des Gegenadmirals Jouett ein Depeschenwechsel zwischen Panamá und Bogotá stattgefunden, um den Führer und Gründer des „unabhängigen demokratischen" conservativ-klerikalen „Reformcartells" für eine Versöhnung, für eine Verständigung mit den Radicalen in Barranquilla zu gewinnen. Dr. Nuñez, der zuerst von einer Initiative der Regierung nichts wissen wollte, nahm schließlich die guten Dienste des Yankee mit der Initiative der Regierung an und ermächtigte den mit einer außerordentlichen Sendung nach Washington betrauten conservativen Parteiführer Jorge Holguin, „Straflosigkeit für politische Vergehen mit Ausschluß gemeiner Verbrechen und Bürgschaft für Eigenthum auf der Grundlage der vorherigen Waffenübergabe anzubieten". Darauf hin nahm der Gegenadmiral Jouett den liberalen Dr. Justo Arosemena an Bord seines Flaggschiffes Tennessee und dampfte nach Cartagena. Dort angekommen, schrieb Dr. Arosemena an den General Mateus und bat um Vollmachten für sich, um Verhandlungen einzuleiten. Am 6. Juni gab Mateus die Ermächtigung, mit den Führern der Revolution ein Abkommen zu treffen und denselben die Bürgschaft zu geben, daß die Abmachungen genau befolgt würden. Hierauf ging der Tennessee, an dessen Bord auch der General Santodomingo Vila sich eingeschifft hatte, da er seit Mateus' Ankunft in Cartagena „überzählig" ge-

Digitized by Google

worden war, nach Sabanilla, wo der Gegenadmiral Jouett wie auch Dr. Arosemena sofort an Dr. Felipe Pérez schrieben, den sie als das Haupt der Radicalen ansahen. Dieser erschien darauf persönlich an Bord des Tennessee und erklärte, er stehe nur in zweiter Linie, vielmehr sei es der General Sarmiento, mit dem man zu verhandeln habe; er sei indessen bereit, dem General, der in Sabana Larga sein Hauptquartier habe, ein Schreiben zu überbringen und seinen Einfluß zu Gunsten der Verhandlungen geltend zu machen. Sarmiento nahm in der That sofort an und ernannte den General Hernández zum Unterhändler. Nach zweitägigen Verhandlungen einigte man sich endlich am 10. Juni über ein Abkommen, das jedoch, um gültig zu werden, erst von den Oberbefehlshabern gutgeheißen werden mußte. Nach Unterzeichnung des Abkommens lief der englische Postdampfer von La Trinidad mit dem General Camargo, dem frühern „Supremo Director de la guerra en el Norte y Centro de la Republica", an Bord ein. Sofort eilte Hernández an Bord desselben, verständigte Camargo von den eben getroffenen Abmachungen und kehrte mit ihm zum Tennessee zurück, wo Camargo sich dem nordamerikanischen Seemanne gegenüber als ein Anhänger des Friedensschlusses aussprach. Trotzdem konnte man sich im Kriegsrathe der Radicalen nicht für die Annahme des Abkommens entscheiden, wenn andererseits man dasselbe auch nicht verwarf. Mateus dagegen, dem der Gegenadmiral Jouett das Abkommen mit einem empfehlenden Schreiben zur Genehmigung zugehen ließ, war mit der Verwerfung desselben rasch fertig, weil, wie er in seiner Antwort schrieb, er „unglücklicherweise in keinerlei Art ermächtigt sei, die Bestimmungen des Vertragsentwurfs anzunehmen, solange sie den Anschauungen des Bürger-Präsidenten des Bundes fremde Gedanken enthielten". Allerdings die Bestimmungen im Art. 1: „... in der Nation wie in den Staaten bleibt das verfassungsmäßige Régime ... wiederhergestellt; ... in keinem Punkte Colombias wird eine Regierung, die nicht verfassungsmäßig ist, functioniren können; ... die Rechtmäßigkeit der Regierung des Staates Santander wird vom Congresse entschieden" — solche Bestimmungen, die die Waffenerfolge des „unabhängigen demokratischen" conservativ-klerikalen „Reformcartells" gänzlich in Frage stellten, die die in fünf Staaten von Dr. Nuñez eingesetzten Regierungen zum Abtreten zwangen und die Bundesverfassung von 1863, die bereits am 3. Mai in einer amtlichen Kundgebung an den Vorsitzenden des Gemeinderaths von Bogotá der Bundespräsident als „thatsächlich zerstört" bezeichnet hatte, wieder in Kraft setzen, waren allerdings „den Anschauungen des Bürger-Präsidenten fremde Gedanken". Das einzige Ergebniß dieses Versuchs zur friedlichen Schlichtung des Bürgerkrieges war die Auswechselung der Gefangenen, die, von Santodomingo Vila mit Hernández mündlich vereinbart, seitens der Radicalen sofort vollzogen ward.

Nunmehr versuchten die Radicalen den Magdalena stromaufwärts zu dampfen, um auf die wehrlose Hauptstadt zu marschiren, sich derselben zu bemächtigen und ihrer schon mehr als halb verlorenen Sache frische Kräfte und neues Leben zuzuführen. Der General Quintero Calderon war jedoch am 9. Juni von La Gloria, in der Nähe von El Banco am Magdalenenstrome, wo vorher schon ein heißes Gefecht stattgefunden hatte, stromaufwärts nach Tamalameque zurückgegangen, um dort in günstigen Vertheidigungsstellungen die für ihn unterwegs befindlichen Verstärkungen und Geld

Digitized by Google

zu erwarten. Am 17. erschienen die Radicalen auf sieben Dampfern und griffen Quintero Calderon's Lager in La Humareda an. Schon hatten sie den Feind aus seinen Stellungen verdrängt und sich den Weg frei gemacht, als der größte und stärkste ihrer Dampfer, der „11. Februar", in Brand gerieth und mit den Generalen Sarmiento, Hernández, Bernal u. a. in die Luft flog, ein Unfall, der die Sieger an der Ausnutzung ihres Erfolges hinderte. Sie fischten die Todten und Verwundeten auf und gingen mit den Gefangenen, unter denen die Generale Reinales und Martinez sich befanden, flußabwärts nach Mompos zurück, wo sie ihre Verwundeten unterbrachten und ihre Todten begruben. Am 1. Juli griffen sie Calamar, den Endpunkt des Canal del Dique, wo der General Briceño mit dem Obersten Reyes ein befestigtes Lager aufgeschlagen hatte, ohne jedweden Erfolg an. Nach einigen weitern Scharmützeln verlangte am 12. Juli der General Camargo, der nach Sarmiento's Tode wieder den Oberbefehl übernommen hatte, einen Waffenstillstand, um Unterhandlungen zu eröffnen. Im Kriegsrath der Radicalen wurde aber einstimmig beschlossen, „den Operationsschauplatz vollständig zu wechseln und ins Innere zu marschiren". Von Puerto Niño aus theilte Camargo am 18. Juli diesen Beschluß dem General Pinzón mit der Aufforderung mit, bis zum 20. vormittags zu ihm zu stoßen. Der General ward aber mit seiner Begleitung auf dem Magdalena abgefaßt, wobei auch dieser Brief in die Hände der Bundestruppen fiel. Als der Bericht in Calamar einlief, ging sofort am 22. unter der Führung des Generals Palacio ein Zug gegen Barranquilla ab, das am folgenden Tage widerstandslos besetzt ward. Der verfassungsmäßige Präsident von Bolivar, Dr. Manótas, floh mit seinen Staatssecretären ins Ausland, die geringe Besatzung ging unter dem General Ruiz auf einer Goelette in See. Der Stadt ward eine Kriegssteuer von 200000 Thlrn. auferlegt und die Austreibung der Präsidenten und Staatssecretäre von Bolivar sowie der Belagerer Cartagenas verfügt. Am 2. Aug. kam der General Santodomingo Vila, der am 24. Juli wieder den Oberbefehl in den atlantischen Staaten erhalten hatte, in Barranquilla an und leitete von da aus die Verfolgung des Restes der Radicalen. Diese hatten sich in Bolivar im Staate Magdalena getheilt. Camargo marschirte zu Lande nach Santander, Gaitán O. fuhr mit dem Reste der Magdalenenflotte den Strom hinauf. Jener, der die Aussichtslosigkeit seiner Sache längst erkannt hatte und auf dem Marsche die Stimmung seiner Truppen einer Fortführung des Krieges immer abgeneigter werden sah, bot in Botijes seine Unterwerfung an gegen Gewährung eines Sicherheitspasses, um sich auf seine Güter zurückzuziehen. Das Gesuch des „unbesiegten Revolutionärs", wie Camargo von einem conservativen Truppenführer im Tagesbefehle genannt wurde, ward sofort gewährt. Die Uebergabe erfolgte in Bucaramanga, der Hauptstadt von Santander. Außerdem ergaben sich in Ocaña an den General Quintero Calderon 600 und in Conejo an den General Casabianca 500 Mann. Am 24. erfolgte die Uebergabe des Restes der Magdalenenflotte mit Ausnahme ihres Führers, des Generals Gaitán O., der flußabwärts an der Regierungsflotte vorbeizukommen suchte, auf der Flucht jedoch gefangen genommen wurde und im Gefängnisse zu Panamá sein Leben endete. Am 27. Aug. ward auch der von Barranquilla entkommene General Ruiz in Portobelo eingefangen

Digitized by Google

und am 3. Sept. gefesselt in Panamá eingebracht.

Der Bürgerkrieg war beendet, Ruhe und Frieden in allen neun Staaten hergestellt, aber auf Kosten der Bundesverfassung von 1863 und der in ihr verbürgten Freiheiten und Rechte. Dr. Rafael Nuñez, der am 22. Aug. nach Camargo's Waffenstreckung das Ende des Krieges angekündigt und einen Erlaß unterzeichnet hatte, durch den unter Berufung auf Art. 1618/19 des Militärgesetzbuches die überlebenden Generale, die in den Reihen der Radicalen gestanden hatten, auch wenn sie, wie der Divisionsgeneral Correoso, nicht an den Kämpfen theilgenommen hatten, aus der Rangliste gestrichen wurden, erklärte am 1. Sept., als die Kunde von der Uebergabe der „Rebellenflotte" an die Generale Santodomingo Vila und Reyes in Bogotá ankam, in einer öffentlichen Ansprache offen und frei: „Die Verfassung von 1863 besteht nicht mehr." Sein feierliches, am 11. Aug. 1884 abgelegtes Versprechen, die Verfassung zu erfüllen und erfüllen zu lassen, galt dem Führer und Gründer der „fundamentalen Wiedergeburt" nichts; hatte er es doch nur gegeben mit dem heimlichen Vorbehalte, es nicht länger als nöthig zu halten. Nun hieß es, den schwer errungenen Sieg auszunutzen durch vollständige Umgestaltung des staatlichen Gefüges und durch Befestigung der „unabhängigen demokratischen" conservativ-klerikalen Herrschaft. Die Präsidentenwahlen, die verfassungsmäßig am 1. Sonntag im September stattfinden sollten, wurden nirgends anberaumt; statt dessen erfolgte vier Tage später, am 10. Sept., ein vom Gesammtministerium gegengezeichneter Erlaß, der einen „Nationalrath" auf den 11. Nov. nach Bogotá einberief, um über die „Reform" der Verfassung zu berathen. Jede Regierung der neun Staaten sollte zwei „Hauptdelegirte" (Delegados principales) und drei Stellvertreter ernennen. Wie dieser „Nationalrath" ausfallen würde, war von vornherein zu ersehen. In den Staaten Cauca, Cundinamarca und Magdalena bestanden noch verfassungsmäßige Regierungen, weil sie aus der „unabhängigen demokratischen Partei" mit Hülfe der Conservativ-Klerikalen hervorgegangen waren; in Santander war der „unabhängige" Dr. González Lineros am Ruder geblieben; in den übrigen fünf Staaten hatte Dr. Nuñez nach seinem eigenen freien Ermessen Regierungen eingesetzt. Das räudige bundesstaatliche liberal-radicale Element ward demnach ausgeschlossen, das „unabhängige demokratische"-conservativ-klerikale „Reformcartell" blieb im „Staatsrath" unter sich, um die „Vereinigten Staaten von Colombia" mit ihren „schrankenlosen" Freiheiten einzusargen und die unitarische Republik mit einer „starken" Regierungsgewalt an ihre Stelle zu setzen.

Digitized by Google

Zum gegenwärtigen Stande der Cholerafrage.

Von **Dr. med. Moritz Alsberg.**

Unter den die Heilkunde und öffentliche Gesundheitspflege betreffenden Fragen nimmt diejenige, welche die Entstehung und Verbreitung der Cholera zum Gegenstande hat, eine hervorragende Stelle ein. Dieser gefürchtete Gast hat, seitdem er im Jahre 1831 von Rußland aus zum ersten mal auf preußisches Gebiet gelangte, den deutschen Ländern wiederholt Besuche abgestattet und noch in den Jahren 1885 und 1886 von Frankreich und Italien aus, wo die Seuche stellenweise eine große Verbreitung erlangte, Deutschland bedroht. Wenn auch die im Jahre 1886 zu Gonzenheim und Finthen (in der Umgebung von Mainz) beobachteten Choleraerkrankungen ein weiteres Umsichgreifen der Seuche nicht zur Folge hatten, und wenn auch ein in demselben Jahre in Breslau aufgetretener Cholerafall ebenfalls nicht zur Entstehung einer Epidemie geführt hat, so sind wir damit gegen neue Einfälle der verheerenden Seuche für die Zukunft doch keineswegs gesichert — letzteres um so weniger, als der Verkehr zwischen Europa und den von der Cholera besonders heimgesuchten orientalischen Gebieten von Jahr zu Jahr ein lebhafterer wird. Die Frage nach den ursächlichen Momenten, welche der Entstehung und Verbreitung der Seuche zu Grunde liegen, sowie nach den gegen die Einführung und Verschleppung derselben zu ergreifenden Vorbeugungs- und sonstigen Maßregeln ist also nicht nur von theoretisch-wissenschaftlicher, sondern zugleich von überaus praktischer Wichtigkeit. Im Nachfolgenden wird es unsere Aufgabe sein, unter Zugrundelegung einiger neuerer wissenschaftlicher Veröffentlichungen* den gegenwärtigen Stand der diesbezüglichen Forschungen dem Leser in seinen Hauptumrissen darzulegen.

Ehe wir zur Besprechung von Einzelheiten übergehen, sei hier zunächst erwähnt, daß sich hinsichtlich der Entstehung und Verbreitung der Cholera zwei verschiedene Anschauungen, von denen eine jede Männer von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung zu ihren Anhängern zählt, scheinbar unversöhnlich gegenüberstehen. Wir betonen hier das Wort „scheinbar"; denn aus den nachfolgenden Betrachtungen dürfte sich alsbald ergeben, daß die Ansichten der beiden Schulen, welche auf den ersten Blick einen unauflöslichen Widerspruch zu bedingen scheinen, bei genauerer Betrachtung eine Vermittelung gestatten. Daß wir in der Erkenntniß des Wesens der Cholera ein sehr bedeutendes Stück vorwärts gekommen sind, seitdem im Jahre 1883 der Bacterienforscher Dr. Robert Koch, auf wichtige Verbesserungen der Untersuchungstechnik sich stützend, den für die in Rede stehende Seuche charakteristischen Spaltpilz, der wegen seiner Form in der Regel als „Kommabacillus" bezeichnet wird, zuerst nachwies — diese Thatsache wird allgemein zugestanden. Daß der soeben erwähnte pflanzliche Parasit als der Erreger der Cholera zu betrachten ist, dieser Schluß ergibt sich aus einer gan-

* Vgl. M. von Pettenkofer, „Zum gegenwärtigen Stande der Cholerafrage" (München 1888); Dr. Otto Riedel, „Die Cholera. Entstehung, Wesen und Verhütung derselben" (Berlin 1887).

Digitized by Google

zen Anzahl von Thatsachen. Dafür spricht zunächst der Umstand, daß die in Rede stehenden, in ihrem Wachsthum und biologischen Verhalten genau gekennzeichneten und von andern Spaltpilzen sich wesentlich unterscheidenden Bacillen bei an asiatischer Cholera Erkrankten oder Verstorbenen beständig nachgewiesen werden können, während sie bei andern Krankheiten und beim Gesunden nicht vorkommen. Auch wollen wir an dieser Stelle einschalten, daß gewisse andere Spaltpilze, deren Identität mit dem Kommabacillus behauptet wurde — wie z. B. die von Finkler und Prior beschriebenen Bacillen der Brechruhr (Cholera nostras) — wenn sie auch einige Aehnlichkeit mit den Erregern der asiatischen Cholera aufweisen, mit letztern doch keineswegs verwechselt werden können, und daß es auch bezüglich der von R. Emmerich aufgefundenen „Neapeler Bacillen" dem letzterwähnten Gelehrten nicht gelungen ist, die krankheiterregenden Eigenschaften der besagten Gebilde mit Sicherheit nachzuweisen. Daß wir andererseits in den kommaähnlichen Bacillen die Krankheitsursache — das eigentliche ens morbi — vor uns haben, dieser Schluß wird ferner noch gerechtfertigt durch die Thatsachen, daß die letzterwähnten pflanzlichen Gebilde im Darme, dem bei der Erkrankung am meisten angegriffenen Organ, vorzugsweise angetroffen werden, daß ihre Menge der Stärke der Krankheitserscheinungen entspricht, daß die Einverleibung der besagten Pilze beim Menschen, wie gewisse Beobachtungen lehren, Cholera hervorruft, und bei Thieren unter Umständen choleraähnliche Zustände zur Folge haben kann, sowie daß die in Rede stehenden Bacillen, wenn man sie außerhalb des menschlichen Körpers in künstlichen Nährlösungen züchtet, giftige Stoffe hervorbringen, welche, in den thierischen Körper eingeführt, einen Choleraanfall mit allen charakteristischen Merkmalen erzeugen. Daß es sich bei den letzterwähnten Versuchen um eine von der Gegenwart der Bacillen unabhängige rein chemische Wirkung handelt, haben gewisse, zuerst von Nicati und Rietsch angestellte, neuerdings durch van Ermengem bestätigte Versuche ergeben; dem zuletzt erwähnten Gelehrten gelang es selbst, nachdem er die Cholerabacillen in den Culturen zum Absterben gebracht hatte, durch Einbringung kleiner Mengen der besagten Cultur in den Dünndarm von Thieren schon binnen einer Stunde den Tod der letztern unter den charakteristischen Erscheinungen der Seuche hervorzurufen. Auch wollen wir an dieser Stelle darauf hinweisen, daß die neuern bacteriologischen Untersuchungen sammt und sonders zu dem Schlusse drängen, daß es nicht sowol die Spaltpilze selbst sind, welche durch ihre Anwesenheit und Vermehrung in den Geweben des Menschen- und Thierkörpers Krankheitserscheinungen hervorrufen, sondern daß letztere vielmehr auf die Einwirkung gewisser gleichzeitig mit der Entstehung und Vermehrung der Pilze in den Geweben sich bildender giftiger Zersetzungsproducte — der sogenannten Ptomaine — zurückzuführen sind.

Kehren wir zu den Ergebnissen der neuern Untersuchungen bezüglich des Cholerabacillus zurück, so ist hier zunächst hervorzuheben, daß eine große Anzahl von organischen Substanzen dem besagten Pilz als Nährmittel bezw. Nährboden zu dienen vermag. Wenn derselbe auf sterilisirten (d. h. durch Erhitzung von anderweitigen, zufällig anhaftenden Pilzkeimen befreiten) organischen Stoffen auch besonders üppig gedeiht, so vermag er doch auch auf unsterilisirter organischer Substanz eine Zeit lang fortzukommen. Nach Babes hielt sich der

Digitized by Google

Cholerabacillus 48 Stunden lang lebensfähig, aber ohne erkennbare Colonien zu bilden, auf Koth, Käse, frischem Gemüse, rohen Kartoffeln, Fruchtsäften, Zuckerwasser, Chocolade, Kaffee u. dgl., auch wenn die besagten Stoffe in keiner Weise sterilisirt waren. Der besagte Gelehrte hat auch den Cholerapilz noch nach 7 Tagen im Seinewasser und im berliner Leitungswasser in lebensfähigem Zustande nachweisen können. Nicati und Rietsch haben gefunden, daß derselbe im Hafenwasser (mit Süßwasser verdünntes Salzwasser) von Toulon 81 Tage lang, und daß derselbe in unvermischtem Meerwasser 64 Tage lang sich am Leben erhält. Von Wichtigkeit sind ferner die von Wolfhügel und Riedel neuerdings angestellten Versuche. Die letzterwähnten Forscher brachten Kommabacillen in sterilisirte Wasserproben verschiedenen Ursprungs (Pankewasser, Spreewasser, berliner Leitungswasser und Brunnenwasser) und beobachteten dabei, daß in sämmtlichen Wasserproben während der ersten Tage eine Verminderung der eingesäeten Bacillen stattfand, daß aber an den darauf folgenden Tagen die besagten Spaltpilze eine außerordentliche Vermehrung aufwiesen, die in ungefähr acht Tagen ihren Gipfel erreichte. In einem Theil der Wasserproben wurden sie noch nach mehr als Jahresfrist in lebens- und vermehrungsfähigem Zustande aufgefunden. Auch bedarf es wol kaum einer besondern Erwähnung, daß den letzterwähnten Versuchen insofern eine besondere Bedeutung zuzuerkennen ist, als dieselben beweisen, daß selbst ein Wasser, welches der chemischen Analyse zufolge als Trinkwasser nicht zu beanstanden ist, seiner Zusammensetzung nach dennoch befähigt sein kann, den Cholerapilzen als ein geeigneter Nährboden zu dienen. Was die in neuerer Zeit mit Proben von nichtsterilisirtem, beträchtliche Mengen von organischer Substanz enthaltendem Wasser angestellten Versuche anlangt, so haben dieselben allerdings ergeben, daß in solchem nicht von fremden Pilzkeimen befreiten Wasser die Cholerabacillen gewöhnlich nach einigen Tagen von andern im Wasser befindlichen und darin heimischen Mikroorganismen überwuchert und völlig oder fast völlig verdrängt werden. Indessen dürfen, wie Riedel hervorhebt, die mit nichtsterilisirten Wasserproben im Laboratorium gewonnenen Ergebnisse nicht ohne weiteres auf die natürlichen Verhältnisse übertragen werden, da es sich bei stehenden Wassern niemals um eine gleichmäßige Durchmischung der verschiedenen Bacterienarten handelt, und somit die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen ist, daß Cholerabacillen, welche auf irgendeine Weise in stehendes Wasser gelangen, unter begünstigenden Umständen (Temperatur von 16° C. und darüber) Gelegenheit gegeben ist, sich an das Wasser zu gewöhnen, in demselben festen Fuß zu fassen und gegenüber den in Betracht kommenden concurrirenden Bacterienarten, welche allerdings in der Mehrzahl der Fälle den Kommabacillus sehr bald verdrängen, Widerstandsfähigkeit zu gewinnen. Wenn auch der letzterwähnte Pilz an und für sich im Daseinskampfe mit andern Spaltpilzen sich wenig widerstandsfähig erweist und in der Mehrzahl der Fälle im Wasser bald nach seinem Hineingelangen zu Grunde geht, so kann derselbe doch, wie Koch bemerkt, sich an im Wasser befindliche feste Körper (Pflänzchen u. dgl.) anlehnend hier die für sein Gedeihen erforderliche Nahrung finden und auf diese Weise, wie auf einem künstlichen festen Nährboden isolirt und dem Kampfe mit andern niedern Organismen entrückt, sich weiter entwickeln.

Digitized by Google

Wir haben im Vorhergehenden jene neuern Untersuchungen, welche speciell das Verhalten des Cholerapilzes im Wasser betreffen, ziemlich eingehend erörtert, weil gerade diese Beobachtungen für die Lösung des uns beschäftigenden Problems von besonderer Wichtigkeit sind. Fassen wir nunmehr jene Theorien näher ins Auge, welche die Entstehung und Verbreitung der Cholera zu erklären versuchen, so herrschen, wie oben bereits angedeutet wurde, unter den Gelehrten, welche der in Rede stehenden Frage ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, zwei verschiedene Anschauungen vor. Die „Contagionisten" — im wesentlichen aus R. Koch und seiner Schule sich zusammensetzend — führen die Verbreitung der Cholera auf ein „Contagium" zurück, d. h. sie nehmen an, daß die Krankheit durch einen Keim (Spaltpilz) erzeugt wird, der dem Kranken zugeführt, sich in diesem vermehrt, von demselben wieder ausgeschieden wird, und indem er den verschiedensten Körpern — so vor allem den Fingern des Wartepersonals, der Wäsche, den Kleidungsstücken u. dgl. — anhaftet, oder indem er durch Speisen, Trinkwasser u. dgl. auf Gesunde übertragen wird, bei letztern die Erkrankung, der er seine Entstehung verdankt, aufs neue hervorruft. Diese Verbreitungsweise von Person zu Person bezw. durch Vermittelung von mit dem Cholerapilze verunreinigten Gegenständen leugnen nun die Anhänger der „localistischen" Theorie, welche in dem verdienstvollen münchener Gelehrten M. von Pettenkofer und dessen Schülern ihre Hauptvertreter gefunden hat. Wie es die Bezeichnung „localistisch" andeutet, soll die Oertlichkeit für die Weiterverbreitung der Cholera ausschlaggebend sein, indem nach von Pettenkofer der eingeschleppte Keim (die Thatsache, daß letzterer regelmäßig vom Orient her nach Europa eingeführt wird, erkennen auch die Localisten an) erst bei gewissen Bodenverhältnissen seine Reife erlangt und erst in diesem reifen Zustande die giftige, d. i. cholerakrank machende Wirkung entfalten kann. Zu der soeben erwähnten Theorie von dem Einflusse, den örtliche und zeitliche Verhältnisse auf die Entstehung und Verbreitung der Seuche ausüben — hierzu gelangte von Pettenkofer durch die Wahrnehmung, daß der Krankheitskeim sich an vielen Orten trotz wiederholter Einschleppung überhaupt nicht, und in andern Localitäten nur zu gewissen Zeiten entwickelt. Der besagte Gelehrte ist der Ansicht, daß ebensowol ein gewisser Gehalt des Erdbodens an thierischen Abfallstoffen wie auch ein gewisser Feuchtigkeitsgehalt desselben für die von ihm angenommene Reifung des Cholerakeimes im Erdboden unerläßlich sei. Auch wird von ihm hervorgehoben, daß das Auftreten der Seuche mit einem niedrigen Stande des Grundwassers regelmäßig zusammenfalle, was darauf beruhen soll, daß beim Sinken des Grundwasserspiegels gewisse, bis dahin feuchte Erdschichten austrocknen, und daß die in letztern gebildeten krankheiterregenden Pilze den Bodenpartikelchen nicht länger anhaftend, durch die im Erdboden vorherrschenden Luftströmungen zur Erdoberfläche emporgeführt, in das Bereich der menschlichen Wohnungen gelangen. Die Thatsache, daß gewisse Städte eine vollständige Unempfänglichkeit gegen die Cholera an den Tag legen, daß z. B. in Lyon die Seuche niemals festen Fuß fassen konnte in Jahren, wo dieselbe im übrigen Südfrankreich Tausende von Menschenleben dahinraffte, und obwol zwischen der ersterwähnten Stadt und den von der Seuche heimgesuchten Oertlichkeiten uneingeschränkter Verkehr bestand; daß die Cholera zwar durch einen Reisenden aus

Digitized by Google

München auf einige Personen in Stuttgart übertragen wurde, sich aber in letzterer Stadt niemals epidemisch verbreitete — diese und entsprechende Thatsachen werden von Pettenkofer mit dem Umstande in Zusammenhang gebracht, daß die eine Unempfänglichkeit gegen die Seuche aufweisenden Städte auf einem „siechfreien", d. h. wegen gewisser Eigenthümlichkeiten für die Vermehrung der krankheiterregenden Pilze sich nicht eignenden Boden gelegen sind. Ferner wird auch die nach M. von Pettenkofer öfters zu machende Beobachtung, daß eine auf Schiffen, die im Hafen liegen, auftretende Choleraepidemie in der Regel sofort erlischt, sobald das betreffende Schiff in See sticht und somit alle Verbindung mit der Küste abgeschnitten ist — diese Beobachtung wird von dem besagten Gelehrten ebenfalls als ein Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauungen angeführt, denen zufolge für die Entstehung und Verbreitung der Seuche die Bodenverhältnisse ebenso nothwendig sind wie der Krankheitskeim selbst. Was besonders das Trinkwasser anlangt, so spielt dasselbe nach dem münchener Gelehrten bei der Choleraentstehung und -Verbreitung keinerlei Rolle; derselbe leugnet vielmehr, daß Choleraerkrankungen jemals durch Trinkwasser hervorgerufen seien, und befindet sich auf diese Weise in directem Widerspruch mit den Ergebnissen der obenerwähnten, von zuverlässigen Forschern über das Fortkommen des Cholerabacillus im Wasser vorgenommenen Untersuchungen; er geht auch an der für die Beantwortung der Frage nach der Entstehung und Verbreitung der Cholera überaus wichtigen, mehr als hundert negative Befunde beweisenden Thatsache vorüber, daß Koch in Indien in einem sogenannten „Tank" — einem Tümpel, der für alle nur denkbaren wirthschaftlichen Zwecke benutzt wurde und dessen Wasser von Fäulnißstoffen und den verschiedensten Spaltpilzen wimmelte — den Kommabacillus aufgefunden und auf diese Weise den Beweis geliefert hat, daß der letzterwähnte Pilz unter Umständen auch in unsterilisirtem und unreinem Wasser sich erhalten kann. Im übrigen möchten wir, wenn wir auch gewisse Bedenken gegen die von Pettenkofer aufgestellten Behauptungen nicht unterdrücken können, doch keineswegs behaupten, der besagte Gelehrte habe seine im Vorhergehenden in ihren Hauptumrissen dargelegte Theorie in leichtfertiger Weise aufgestellt. Der Leser seines obenerwähnten compendiösen Werkes wird vielmehr in Erstaunen versetzt durch die überaus gründlichen, die Choleraepidemien aller Zeiten und Länder umfassenden und die gesammte Choleraliteratur beherrschenden Studien des Verfassers. Trotzdem dürfen wir uns aber nicht verhehlen, daß der von Pettenkofer in der Cholerafrage eingenommene Standpunkt, weil er eben die Ergebnisse der modernen Spaltpilzforschung nicht genügend berücksichtigt, als ein ziemlich einseitiger zu bezeichnen ist.

Ziehen wir dagegen in Erwägung, ob und wieweit die Anschauungen, denen die „Contagionisten" bezüglich der Entstehung und Verbreitung der Cholera huldigen, dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschung entsprechen, so können letztere, die, wie schon bemerkt, in R. Koch, Virchow und andern hervorragenden Gelehrten ihre Vertreter haben, durch die dunkeln Punkte, welche sich beim Studium der Verbreitungsweise der Cholera gegenwärtig noch zeigen, in ihren Ansichten nicht erschüttert werden. Auch läßt sich wol kaum behaupten, daß die von Koch bezüglich der Rolle, welche der Kommabacillus bei der in Rede stehenden Seuche spielt, gezogenen Schlüsse irgendwo eine Lücke

Digitized by Google

aufweisen. Indem der zuletzt erwähnte Forscher im Darm als demjenigen Organ, in welchem die Krankheit vorwiegend ihren Sitz hat, den kommaähnlichen Spaltpilz nachwies, indem er denselben nach der von ihm in die Wissenschaft eingeführten Methode in Reinculturen züchtete, indem er ferner, sobald er den in Reinculturen gezüchteten Pilz unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln in den Darmkanal eines Meerschweinchens einführte, den unter choleraartigen Symptomen erfolgenden Tod des Versuchthieres beobachtete, und indem er fand, daß die im Darme des verendeten Thieres nachweisbaren Veränderungen genau jenen Veränderungen entsprechen, welche man im Darme von an Cholera gestorbenen Menschen antrifft, indem er endlich noch beobachtete, daß ein Arzt, der im Laboratorium mit Kommabacillen arbeitete, an heftiger Diarrhöe mit choleraähnlichen Erscheinungen erkrankte, und daß in den Ausleerungen des Kranken Kommabacillen auftraten — indem Koch diese Versuche und Beobachtungen anstellte, gelangte er nicht nur zu dem unabweislichen Schlusse, daß der Kommabacillus als der eigentliche Verbreiter der Seuche zu betrachten ist, sondern er stellte auch zugleich fest, daß der besagte Pilz seine krankheiterregende Wirkung voll und ganz entfalten kann, wenn er direct dem menschlichen oder thierischen Körper oder irgendeinem künstlichen Nährboden entnommen ist, und daß er, um seine krankheiterregenden Eigenschaften zur Geltung zu bringen, keineswegs erst einer Reifung oder sonstigen Umgestaltung im Erdboden bedarf. Auch berechtigen die im Vorhergehenden erwähnten Versuche und Beobachtungen zu der Annahme, daß der Cholerapilz seine krankheiterregenden Wirkungen auch dann entfalten wird, wenn er sich in irgendeinem Medium, wie z. B. dem Trink- und Wirthschaftswasser, Milch, Speisen, Wäsche u. s. w., befindet, und in irgendeiner Weise in den Darmkanal eingeführt, dort Gelegenheit hat, sich zu vermehren. Mit Recht wird auch von seiten der Vertreter contagionistischer Anschauungen darauf hingewiesen, daß einige der von Pettenkofer als Stütze für seine Theorie angeführten Beobachtungen nicht ganz einwandfrei sind. So ist z. B. aus den Beweisgründen, die Koch auf der zu Berlin abgehaltenen zweiten Choleraconferenz vorbrachte, hervorzuheben, daß einerseits die Epidemien von Bombay und Genua die Lehre von dem durch einen undurchlässigen Felsuntergrund gewährten Choleraschutz entkräften, und daß andererseits das Verhalten der Cholera auf Schiffen sich nicht in der von Pettenkofer ausgeführten Weise zur Begründung seiner localistischen Theorie verwerthen läßt. Wenn andererseits Pettenkofer die so häufig gemachte Wahrnehmung, daß eine Choleraepidemie in einem Orte sich an das Eintreffen des ersten Cholerakranken anschließt, als Beweis für die contagiöse Natur der Krankheit nicht gelten lassen will, weil bei vielen Choleraausbrüchen eine solche Ableitung von dem ersten Kranken nicht direct möglich ist, und wenn derselbe das zeitliche Zusammenfallen zwischen dem ersten Cholerafall und der Epidemie als auf Coincidenz, d. i. auf einem zufälligen Zusammentreffen beruhend bezeichnet, so möchten wir der Erwägung anheimgeben, ob nicht solchen Coincidenzen, wenn sie häufig wiederkehren, ein bestimmtes naturwissenschaftliches Gesetz zu Grunde liegt, ob diese Erscheinung nicht auf eine Gemeinschaftlichkeit der ursächlichen Beziehungen hindeutet.

Lassen sich aber — das ist die Frage, die sich uns nunmehr aufdrängt — die beiden Anschauungen, welche bezüglich

Digitized by Google

des Wesens, der Entstehung und Verbreitung der Cholera gegenwärtig vorherrschen, nicht miteinander in Einklang bringen? Daß die Thatsachen an und für sich eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit nicht bedingen, daß vielmehr neben der Verbreitung der Cholera von Person zu Person bezw. durch inficirte Gegenstände auch eine solche Ausbreitung der Seuche stattfinden kann und thatsächlich stattfindet, bei welcher die localen und zeitlichen Verhältnisse und insbesondere die Feuchtigkeitsdurchtränkung des Erdbodens eine bedeutsame Rolle spielt — dieser Ansicht sucht Riedel in seinem oben erwähnten Buche Geltung zu verschaffen und auf diese Weise eine Annäherung zwischen den beiden Schulen herbeizuführen, welche sich für die wissenschaftliche Erkenntniß nur förderlich erweisen kann und die voraussichtlich auch insofern Nutzen stiften wird, als auf dieser Basis eine Einigung über die gegen die Einschleppung der Cholera zu ergreifenden sanitären und hygieinischen Maßregeln sich erzielen läßt. Das Problem der Choleraentstehung und -Verbreitung, welches den hervorragendsten Vertretern der medicinisch-naturwissenschaftlichen Forschung bisher Kopfzerbrechen verursacht hat, erscheint gelöst oder doch wenigstens seiner Lösung nahe gebracht, die sich anscheinend widersprechenden Ergebnisse verschiedener Untersuchungen und Beobachtungen treten zueinander in ein harmonisches Verhältniß, sobald wir annehmen, daß die in Rede stehende Seuche ihre Ausbreitung in verschiedener Weise — nämlich auf directem und indirectem Wege — bewerkstelligt. Nach der nunmehr festbegründeten und durch Würdigung der zeitlichen und örtlichen Factoren wesentlich umgestalteten und erweiterten contagionistischen Auffassung haftet das Krankheitsgift entsprechend dem Vorkommen der Bacillen an den Ausleerungen des Cholerakranken, seltener am Erbrochenen. Als Träger und Verbreiter des Ansteckungsstoffes kommen demnach die an Cholera oder Choleradurchfällen Erkrankten sowie außerdem feuchte inficirte Gegenstände in Betracht. Die Infection des Menschen kann nur nach Aufnahme lebensfähiger Krankheitserreger in den Verdauungskanal, speciell den Darm erfolgen, und wird ermöglicht, wenn Bedingungen gegeben sind, welche die Cholerakeime in entwickelungsfähigem Zustande durch den Magen zur Stätte ihrer Wirksamkeit, dem Dünndarm, gelangen lassen. Eine Gelegenheit hierzu kann geboten werden, wenn durch Verdauungsstörungen die saure Reaction des Magensaftes vermindert oder aufgehoben ist, oder wenn die Salzsäure im Mageninhalt durch andere, infolge von Gärungsvorgängen entstandene Säuren (Butter-, Milch- und Essigsäure), welche eine weniger schädliche Wirkung auf die Cholerabacillen ausüben, ersetzt ist.* Nur für eine Minderzahl von Erkrankungen dürfte übrigens eine directe Infection von den Ausleerungen eines Kranken her erfolgen; für

* Auf die am Sonntage besonders häufig begangenen Alkoholexcesse, beziehungsweise auf die am Tage nach dem sonntäglichen Trinken sich einstellenden, von Gärungsvorgängen im Magen begleiteten Verdauungsstörungen, ist es zurückzuführen, daß nach den statistischen Erhebungen die Choleraerkrankungen an keinem Wochentage mit solcher Häufigkeit auftreten wie am Montag. Indessen kann auch ohne gastrische Störungen die Salzsäurebildung im Magen fehlen. So bleibt z. B., wenn Wasser in den nüchternen Magen gebracht wird, der Inhalt des letztern längere Zeit neutral oder selbst alkalisch. Beim Genuß größerer Mengen von Flüssigkeit, namentlich wenn nicht gleichzeitig feste Nahrung genommen wird, kann ein Theil der Flüssigkeit sofort in den alkalischen Darm hinüberpassiren.

Digitized by Google

die Entwickelung einer epidemischen Verbreitung ist vielmehr eine indirecte Uebertragung des Krankheitsgiftes bei dem gleichzeitigen Bestehen einer „zeitlichen" und „örtlichen Disposition" anzunehmen. Während als zeitliche Disposition eine warme Witterung zu betrachten ist, kommen als örtliche Disposition alle die Verhältnisse zur Geltung, welche einerseits das Vegetiren der Cholerabacillen außerhalb des menschlichen Körpers, andererseits eine Masseninfection der Menschen ermöglichen. Neben allgemeinen ungesunden Verhältnissen, Schmuz, Durchfeuchtung und Verunreinigung des Grund und Bodens u. dgl., erscheint die Sachlage für das Auftreten einer epidemischen Verbreitung der Cholera besonders günstig, wenn den Cholerabacillen Gelegenheit gegeben ist, ins Wasser zu gelangen, daselbst festen Fuß zu fassen und im Trink- und Nutzwasser mit Speisen und Getränken in die Verdauungswege der Menschen zu gelangen. Als eine Stätte, in welcher sich das Choleragift vermehren und lange Zeit erhalten kann, hat sich bei auf Versuche gestützter Prüfung die Wäsche erwiesen. Auch von Nahrungsmitteln und Getränken können einzelne (Bouillon, Milch, rohes Fleisch, rohe Gemüse u. dgl.) nicht nur als Vehikel des Krankheitsstoffes, sondern auch, wie bereits erwähnt, als ein zur Vermehrung desselben geeigneter Nährboden in Betracht kommen. Aus dem Gesagten ergibt sich zugleich, daß es sich bei der Ansteckung in bei weitem der Mehrzahl der Fälle um eine Einführung der die Krankheit erzeugenden Pilze in den Verdauungskanal, nicht aber um eine Uebertragung durch die Luft nach Art eines Miasmas oder um eine Aufnahme durch die Lungen handeln kann. Eine Verbreitung der Ansteckung auf dem zuletzt bezeichneten Wege würde nach Koch nur unter ausnahmsweisen Bedingungen, wie z. B. durch Zerstäubung bacillenhaltiger Flüssigkeiten bei der Wäsche, zu Stande kommen.

Als ein Punkt, dem die ihm gebührende Aufmerksamkeit bisher nicht zutheil wurde, der aber da, wo es sich um gegen die Seuchenverbreitung zu ergreifende praktische Maßnahmen handelt, eine besondere Beachtung verdient, ist hier noch zu erwähnen, daß die Verschleppung des Krankheitsgiftes durch Insekten — insbesondere durch Fliegen, welche die Cholerakeime von Ausleerungen her auf Nahrungsmittel übertragen — keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Nach Riedel kann man sich die letzterwähnte Art und Weise der Krankheitsverschleppung versuchsweise vergegenwärtigen, indem man Fliegen unter eine Glasglocke bringt, unter welcher Fließpapier, das man mit Cultur von Cholerabacillen getränkt hat, und außerdem sterilisirte Kartoffelscheiben, Gelatineplatten u. dgl. sich befinden. Binnen wenigen Tagen wird man dann auf den letzterwähnten Gegenständen die Culturen des Kommabacillus, den die Fliegen auf dieselben übertragen, nachzuweisen im Stande sein. Eine Bestätigung der Annahme betreffend die Verbreitung der Cholera durch Insekten liefern auch die von Tizzoni und Cattani vorgenommenen Untersuchungen. Den besagten italienischen Forschern ist es nämlich bei Gelegenheit der im Jahre 1886 in Bologna herrschenden Choleraepidemie gelungen, aus Fliegen, welche in den Lazarethsälen gesammelt waren, krumme Bacillen zu züchten, welche sämmtliche dem Cholerabacillus eigenthümliche Kennzeichen aufwiesen. Auch hat die Annahme vieles für sich, wonach die häufig beobachteten Hausepidemien nicht, wie man bisher angenommen hat, auf Benutzung desselben Abtritts oder

Digitized by Google

auf eine örtliche miasmatische Infection, sondern vielmehr auf die zuvor erwähnte Verschleppung des Choleragiftes durch Fliegen zurückzuführen sind.

Wir haben im Vorhergehenden die wichtigsten jener Folgerungen erwähnt, welche sich aus neuern Untersuchungen bezüglich des Wesens und der Verbreitungsweise der Cholera ergeben — Folgerungen, die, während sie die epochemachenden Untersuchungen Robert Koch's zum Ausgangspunkte nehmen, doch auch zugleich die von Pettenkofer bezüglich des Einflusses, den zeitliche und örtliche Verhältnisse auf die Verbreitung der Cholera ausüben, angestellten wichtigen Beobachtungen mit in Betracht ziehen. Zum Schlusse unserer Beobachtungen sei es gestattet, hier noch einige Punkte namhaft zu machen, welche bei Feststellung der gegen die Einschleppung bezw. Ausbreitung der Seuche künftig zu ergreifenden Maßnahmen in erster Linie berücksichtigt zu werden verdienen. Wenn auch die Quarantäne dem Vordringen der Seuche nicht immer Einhalt zu gebieten vermag, und wenn auch gewisse Maßregeln — wie z. B. die vor einigen Jahren noch allgemein gebräuchlichen Ausräucherungen von Reisenden und Gepäckstücken — bei demjenigen, der über die Natur der als Krankheitserreger und -Verbreiter wirkenden Pilze einigermaßen unterrichtet ist, nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen können, so hieße es andererseits doch zu weit gehen, wenn man aus dem Umstande, daß die Quarantänemaßregeln sich hie und da als erfolglos erwiesen haben, die Berechtigung ableiten wollte, dieselben vollständig abzuschaffen. Für die Wirksamkeit der Quarantäne zum Schutze von Seehäfen sprechen insbesondere die leuchtenden Beispiele, wo ein bis dahin frei gebliebener Hafen durch den Bruch der Quarantäne — so z. B. Malta im Jahre 1865 — inficirt wurde. Während also die Quarantäne der Häfen nach wie vor als eine unentbehrliche Maßregel zu betrachten ist, wird eine Landsperre (Abschließung der Landgrenzen durch besondere Sperrmaßregeln, Sanitätscordons u. dgl.) nur unter besondern Bedingungen durchführbar und erfolgreich sein; im allgemeinen wird aber von der letzterwähnten Maßnahme, deren Nutzen in keinem Verhältniß steht zu den durch sie bedingten politischen, commerziellen und socialen Nachtheilen, abzusehen sein.

Vielmehr muß innerhalb des Landes selbst aufs nachhaltigste für eine Durchführung derjenigen hygieinischen Verbesserungen gesorgt werden, welche, wie eine gute Wasserversorgung, zweckmäßige Beseitigung der Abfälle und Reinhaltung von Grund und Boden erfahrungsgemäß geeignet sind, einer Oertlichkeit Schutz gegen Seuchen zu verleihen. Beim Herannahen der Cholera ist für eine Herrichtung von Choleralazarethen und Desinfectionsanstalten, für Vorausbestimmung des dazugehörigen Personals, Bereitstellung von Transportmitteln, Belehrung des Publikums, Errichtung von Sanitätscommissionen Sorge zu tragen. Beim Ausbruche der Seuche selbst ist ein Hauptgewicht auf die frühzeitige Erkenntniß der ersten Fälle, dann auf ärztliche Behandlung und Vereinzelung der Kranken, auf eine Vernichtung der von Kranken und Leichen ausgehenden Ansteckungsstoffe zu legen, jede Gelegenheit zu einer Existenz oder Vermehrung der Krankheitskeime außerhalb des menschlichen Körpers, zu einer Verschleppung durch leichtkranke umhergehende Personen ist möglichst zu verhindern. Bei der Durchführung dieser den Schutz der Gesunden bezweckenden Maßnahmen sind eine Ueberwachung und gewisse Beschränkung des Verkehrs, sowie eine sanitätspolizeiliche

Digitized by Google

Controle der ungünstiger gestellten Klassen und eine materielle Unterstützung derselben in ihrer socialen und hygieinischen Nothlage von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Von großer Wichtigkeit ist ferner die Verhinderung von Menschenanhäufungen (auf Messen, Jahrmärkten, Wallfahrtsorten u. dgl.), sowie das Verbot der Einfuhr von Waaren, die, wie z. B. feuchte Lumpen, ganz besonders geeignet erscheinen, eine Infection zu vermitteln. Die allgemeine Anwendung von gegen die Krankheit gerichteten Medicamenten ist vor dem Ausbruche derselben nicht zu empfehlen; dagegen muß einer strengen Durchführung diätetischer Vorschriften das Wort geredet werden. Da, wo die Beschaffenheit des Trinkwassers zu wünschen übrigläßt, empfiehlt es sich, in Zeiten von drohender Choleragefahr nur abgekochtes oder mit Salzsäure angesäuertes Wasser zu genießen. Wegen der obenerwähnten Uebertragung des Choleragiftes durch Fliegen sollen an Orten, wo die Seuche grassirt, keine größern Mengen von Speisen in Vorrath zubereitet werden; dieselben sollen auch jedenfalls durch Glocken oder Gitter vor Verunreinigung durch Insekten geschützt werden.

Emerich Madách.

Von **Romulus Katscher.**

Der Einfluß der französischen Romantik machte sich in der ungarischen Literatur seit den dreißiger Jahren immer mehr geltend, bis schließlich die Kritik ihre Stimme warnend gegen die Misbräuche dieser Richtung erhob. Zu einer Zeit, in der die durch politische Wirren erregten Gemüther von der Bühne herab mehr als bloße Worte hören wollten, konnten die Dramen der französischen Schule mit ihren hochtrabenden, inhaltsleeren Versen keine Befriedigung bieten. Der ungarische Geist konnte sich mit dem fremden Ideenkreise, in den ihn die Werke eines Obernpik, eines Czakó einführten, nicht befreunden. Lange schwankte unsere Dramenliteratur, und erst spät schlossen sich unsere Dramatiker dem gesunden Realismus an.

Aber auch im Auslande lagen die Verhältnisse ähnlich. Erst Byron und Schopenhauer gaben den entsprechenden Wünschen Europas würdigen Ausdruck; ihre Weltanschauung ist die directe Erklärung des Ringens und des endlichen Sieges der Menschheit. Die Poesie des Zweifels ist ein Kind der Kämpfe unsers Jahrhunderts, sie ist die Frucht der Umwälzungen der letzten Jahrzehnte. Byron's „Manfred" zeichnete dem Drama neue Bahnen vor, und ihm gelang es, die bewegenden Fragen großer Epochen in seinen Kreis aufzunehmen. So ward das Drama die dichterische Form unserer modernen Denkart. Auf Goethe's „Faust" folgt Byron's „Manfred", und Madách tritt als dritter in die Reihe jener Geistesheroen, die nicht das einzelne Individuum, sondern im Individuum das Menschenthum und die Wirkung der Jahrhunderte auf die Bewohner der Erde zergliedernd darstellen.

Bekannt ward Madách durch seine

Digitized by Google

„Tragödie des Menschen"; Kritik und Publikum bemühten sich gleich eifrig, den Dichter des ungarischen „Faust" zu feiern. In den allerletzten Jahren ist seine Schöpfung mehrfach ins Deutsche übertragen: die erste deutsche Aufführung des Dramas auf dem wiener Burgtheater wird vorbereitet. Da hoffen wir mit einigen Mittheilungen über den Dichter willkommen zu sein. Madách's Leben war eine lange Vorbereitung zu seinem Lebenswerke; die Enttäuschungen seiner Jugend, die traurige Katastrophe seines Vaterlandes und sein eigenes Unglück boten ihm die düstern Farben seines Gemäldes, während er seiner Liebe die sonnigen Züge desselben verdankt.

Emerich Madách erblickte in Unterstregova, einem von jedem Verkehr völlig abgeschlossenen Gebirgsdörfchen des neograder Comitats, am 21. Jan. 1823 das Licht der Welt. Sein Vater war k. k. Kämmerer und lebte, fern vom Gewühle der Menschen, nur seiner hochherzigen Gemahlin Maria Majthényi und seinen Kindern. Nur selten barg das bescheidene Schloß, in welchem Emerich seine Jugend verlebte, eine größere Zahl von Gästen. Hier, zwischen den geheimnißvoll rauschenden Fichtenwaldungen und den düstern Ruinen, den traurigen Zeichen irdischer Vergänglichkeit, verbrachte der kränkliche Knabe die goldenen Jahre der Jugend. Früh entriß der Tod den Kämmerer dem Kreise seiner Lieben, und der kaum elfjährige Imre blieb ausschließlich auf seine Mutter, an der er mit zärtlicher Liebe hing, angewiesen. Ihr Einfluß auf das weiche, poetische Gemüth des talentvollen Knaben ist unermeßlich; ihr verdankt es seine „Eva", wie Madách im Mannesalter selbst gesteht, daß er sie nicht mit grellern Farben dargestellt. Emerich lernte die Welt nur aus den Büchern kennen, und vielleicht ist sein späteres zurückhaltendes, anscheinend kaltes Wesen diesem Umstande zuzuschreiben. Die Einsamkeit seiner Jugend bedingte es auch, daß seine geistigen, abstracten Fähigkeiten sich besser entwickelten als seine Phantasie; denn daß letztere mit seinen tiefen Gedanken nicht Schritt halten kann, beweist jede Zeile seiner Werke.

Im Jahre 1840 gab er unter dem Titel „Lantvirágok" („Lyrablüten") ein Heftchen lyrischer Gedichte heraus, welches jedoch nur im engern Kreise seiner Verwandten und Freunde verblieb und nie größere Verbreitung fand; Den Gegenstand dieser Herzensergießungen bildete seine erste Liebe, von der er sich auf den Wunsch seiner Mutter blutenden Herzens losgerissen hatte; 1843 beschloß er in einem Alter, in dem unsere Jugend ihre akademische Laufbahn erst beginnt, seine juridischen Studien und nahm als Notar an den zu dieser Zeit schon sehr bewegten Comitatssitzungen Neograds theil. Schon bei seinem ersten Auftreten überraschte er seine Hörer durch die Tüchtigkeit seiner Aufsätze, die knappe Stilisirung und die Klarheit seines Vortrags, und durch die überzeugende Kraft, die allen seinen Beweisgründen inne war. Zwei Jahre betheiligte er sich lebhaft an den Kämpfen des Comitatslebens; seit er jedoch sich am 20. Juli 1845 ein eigenes Heim gegründet hatte, zog er sich allmählich vom öffentlichen Leben zurück, um sich ungestört seinen Studien widmen zu können. Aus diesen zwei Jahren stammen die „Epigramme", in denen er, gemeinschaftlich mit seinem Busenfreunde Paul Szontágh, Personen und Zustände des Comitats scharf und treffend geißelte. Hier ist es am Platze, den heilsamen Einfluß zu erwähnen, den der nahezu ununterbrochene Umgang mit Szontágh auf Madách ausübte. Der

Digitized by Google

sprühende, sich jeder Lage anpassende Geist, die beißende Ironie Szontágh's rissen auch unsern Dichter mit sich fort; der schüchterne, ernste Jüngling wurde trotz seiner Kränklichkeit ein beliebter Gesellschafter in den Salons des ungarischen Adels; der Einfluß Szontágh's erstreckte sich auch auf Madách's Weltanschauung; die feine, treffende Ironie, die wir besonders in der „Tragödie des Menschen" finden, ist hauptsächlich diesem Umgange zuzuschreiben.

Das praktische Leben bildet zumeist den Schlußstein einer kaum begonnenen literarischen Laufbahn; die Muse so manch begabten Anfängers verstummt auf immer zwischen den staubigen Acten einer Kanzleistube. Madách's schöpferischer Geist kam gerade in dieser Periode zur klarsten Geltung. In den fünf Jahren von 1843 bis 1848, inmitten der heftigsten politischen Parteikämpfe Ungarns, die alles Bestehende zu stürzen drohten, vollendete er, außer einer größern Anzahl lyrischer Gedichte, einigen Erzählungen und ästhetischen Abhandlungen, sechs Dramen. Wir können der Versuchung nicht widerstehen, hier eins seiner Gedichte zu besprechen, da es uns am deutlichsten mit seiner Geistesrichtung bekannt macht. Es führt den Titel „Die Erschaffung der Frau", und besingt das Weib, den Fluch und Segen der Menschheit. Das weibliche Wesen, Hajna, steht vom Uranfang an neben dem Throne Jehovah's, und selbst Lucifer, der sich der Allmacht Gottes nur mit Widerstreben unterwarf, huldigt willig den Reizen Hajna's. Aber auch sie findet Gefallen an der männlich-schönen Gestalt, am trotzigen Muthe Lucifer's. Einst kam der Herr auf den Gedanken, im Verein mit seinen Geistern den Erdball, Blumen, Thiere und Menschen zu erschaffen, deren Beherrschung er sich allein vorbehalten wollte. Lucifer weigerte sich, diese Oberherrschaft anzuerkennen, und ward deshalb aus dem Paradiese verbannt. Seine Sehnsucht, Hajna noch einmal zu sehen, zieht ihn mit Macht zum Himmelsthrone, wo sich auch Hajna einfindet. Seither sind beide aus den Reihen der Engel ausgestoßen, doch ihre Vereinigung läßt sie das Trostlose dieser Verbannung fröhlich ertragen. Die Frucht ihres Bundes, die Tochter des Teufels und des Engels, ist Eva, die Lucifer dem Adam an die Seite stellt, damit sie ihm auf Erden ein neues Heim begründen helfe.

Die Dramen, unter denen besonders „Mann und Frau" und „Königin Maria" hervorzuheben sind, können als Vorläufer seines berühmtesten Werkes betrachtet werden, wie sie denn auch alle den Kampf zwischen dem rauhen Realismus und dem Idealismus in der Geschichte der Menschheit zum Gegenstand haben.

Von 1843 bis 1845 lebte Madách mit seiner alten Mutter in Stregova; nach seiner Hochzeit aber zog er aus Rücksicht für seine junge, lebenslustige Frau auf sein Gut Csesztve, weil es der Hauptstadt des Comitats näher lag. Hier verlebte er die schönsten, sonnigsten Tage seines Lebens. Die für sein Vaterland so verhängnißvollen Ereignisse des Jahres 1848 mußte er vom Krankenbette, an das ihn sein altes Leiden fesselte, mit ansehen. Hatte ihn auch die Krankheit verhindert, an den Kämpfen seiner Landsleute persönlich theilzunehmen, so sollte er dieselben doch schwer zu büßen haben; er hatte im Winter 1852 einen politischen Flüchtling gastfreundlich aufgenommen und mußte dafür ein Jahr voll Pein und Qual zwischen den Gefängnißmauern Preßburgs und Pests verbringen. Endlich öffnen sich ihm am 20. Aug. 1853 die Thore des düstern Gefängnisses; voll

Digitized by Google

banger Erwartung eilt er nach Hause, um daselbst — nur die Trümmer seines häuslichen Glücks zu finden: seine schwache, unbeständige Frau war mit eben dem Manne, um dessentwillen Madách so viel zu leiden gehabt hatte, entflohen. Nie konnte Madách diesen Schlag ganz überwinden; nur die aufopfernde Liebe seiner Mutter, und später die eifrige Beschäftigung mit seiner „Tragödie des Menschen", die 1860 fertig ward, ließen ihn zeitweise seinen Schmerz vergessen. Der Tragödie verdankte er die Berufung in die literarische Kisfaludy-Gesellschaft (1862) und ein Jahr später an die Ungarische wissenschaftliche Akademie. Mit der „Tragödie des Menschen" schien auch seine Arbeitskraft erschöpft zu sein; er ließ nur mehr wenig von sich hören, seine Schwäche nahm allmählich zu, bis ihn am 5. Oct. 1864 der Tod von allen Leiden befreite.

Unsere Skizze wäre nicht vollständig, wenn wir nicht dem Meisterwerk Madách's, das in neuerer Zeit den deutschen Literarhistorikern Anlaß zur Vergleichung mit Goethe's „Faust" gegeben, einige Worte widmeten. Wir schließen deshalb mit einer hierauf Bezug habenden Stelle aus der Gedenkrede Karl Berczy's. „Madách's erster Plan", sagt Berczy, „war nur, den Menschen in seinem tragischen, erschütternden Geschicke, den Sturz jedes Bestrebens, den erträumten freien Willen, die Größe und den Ruhm des Menschen zu schildern. Doch die Repräsentanten des unaufhörlichen Ringens, der ewig währenden Hoffnung und Begeisterung, der mit seinem Ruhm übersättigte Tyrann, der Märtyrer der Völkerfreiheit, der nach Glauben lechzende Wollüstling, der Fanatiker der Revolution, der Skeptiker in der Wissenschaft, der käufliche Mensch des Materialismus, der Schwärmer des Socialismus, der elende Eskimo: sie alle bekamen, als Pharao und Miltiades, als Sergiolus und Danton, als Tancred und Kepler u. s. f. personifizirt, aber immer und überall den Urtypus Adam's in sich tragend, Farbe, Leben und Gestalt."

August Trefort.

Von **Dr. Bernhard Münz.**

Der 22. Aug. 1888 war ein großer Trauertag für Ungarn. Es hatte an diesem Tage den Verlust eines seiner besten und hervorragendsten Söhne zu beklagen. August Trefort war aus dem Leben geschieden — zu früh für die seinen nimmer ruhenden und rastlosen Geist beschäftigenden weit ausschauenden Pläne und zu früh für sein Vaterland, das sich trotz des seit mehrern Monaten über Trefort's Haupt schwebenden Verhängnisses mit dem Gedanken an seinen Heimgang nicht vertraut machen konnte. Er schien von der Natur mit einer schier unerschütterlichen Gesundheit begnadet, und die zahlreichen Bitterkeiten, die ihm in seiner Laufbahn neben großen Ehren nicht erspart geblieben, wie die herben Schläge des grausamen Schicksals, das ihm frühzeitig die hochsinnige Gattin entriß, in der Blüte ihrer Jugend eine Tochter dahinraffte und den Stolz seines

Digitized by Google

Alters, seinen Sohn Erwin, auf dem Felde der Ehre in Bosnien verbluten ließ, vermochten nicht das Gleichgewicht seines Gemüths zu erschüttern. Auch die Last der an ihm vorübergerauschten Jahre drückte ihn nicht. Des Winters Schnee auf dem Haupte, trank er doch unablässig aus dem Jugendbrunnen der Schaffenslust und Arbeitsfreudigkeit, welche ihre Wirkung auf ihn niemals verfehlten, ihn niemals zum Vollbewußtsein seines Greisenalters gelangen ließen. Er gedachte nicht des Todes, weil er keine Zeit hierzu hatte, sich keine Zeit dazu nahm. Als vor zwei Jahren gelegentlich der 70. Wiederkehr seines Wiegenfestes eine unabsehbare Flut von Huldigungen auf ihn einstürmte, fuhr er die ihm zu Danke verpflichteten Gratulanten unwirsch an, daß es ihm durchaus nicht erwünscht sei, sich wegen seines Alters umjubeln zu lassen; er fühle sich noch jung und arbeitsfähig, habe daher noch keine Lust, sich eine Ehrwürdigkeit andichten zu lassen, die der Unbrauchbarkeit zum Verwechseln ähnlich sehe. Die Beglückwünschungen dünkten ihm eine Mahnung an das Grab, eine Anerkennung der nunmehr abgeschlossenen Thätigkeit zu sein. Sein Geschmack aber stand nicht nach solcher Anerkennung, er dürstete nicht nach Lobeserhebungen, mit welchen eine Streichung aus dem Reiche des regsamen, schaffenden und hervorbringenden Lebens verknüpft zu sein schien. Er war eben kein Greis, der mit seinem Tagewerke zufrieden, in behaglicher, beschaulicher Ruhe auf die Vergangenheit zurückblickt, um von den in zwei Menschenaltern gepflückten Lorbern zu zehren. Er fühlte sich vielmehr jugendfrisch, vom Willen zum Leben beseelt, von des Mannes Thatkraft beflügelt. So hielt er sich denn vor etwa Jahresfrist im Scherze selbst einen Nachruf, da er einem befreundeten Journalisten sagte: „Wenn ich einmal gestorben bin und Sie mir in Ihrer Zeitung einen Nachruf widmen wollen, dann fassen Sie mein Programm in die Worte zusammen: Mehr Kinder, mehr Schulen und mehr Industrie. Unser Land ist zu wenig bevölkert, hauptsächlich ist der Magyarenstamm an Zahl noch zu gering, und wenn wir den ungarischen Staat als solchen erhalten wollen, müssen unsere Frauen ihre schmerzensreiche Mission so häufig erfüllen, wie die Weiber der unter uns lebenden slawischen Völkerschaften, die uns in der natürlichen Zunahme weit überflügeln. Wir brauchen mehr Schulen, um auf dem Zuge nach dem Westen gleichen Schritt halten zu können, und wir müssen selbst mit einiger Gewaltthätigkeit unsere Industrie vermehren, damit wir nicht an Blut- und Geldarmuth zu Grunde gehen.“ Aus dem Scherze ist leider inzwischen bitterer, trauriger Ernst geworden. Die Natur hat unerbittlich ihr Recht gefordert.

Kaum kann die Arbeit seines reichbewegten Lebens besser zusammengefaßt, der Leitstern, der ihm vorschwebte, treffender dargestellt werden, als der Verblichene es in diesen Worten gethan. Der Zug nach dem Westen ist der hervorstechende Zug in seinem Leben und Wirken. Ob er auch aus Zweckmäßigkeitsgründen in seiner politischen Entwickelung manche Wandlung erfahren, so hat er doch bis an das Ende seiner Tage dem Westen treue Liebe und Anhänglichkeit bewahrt. Schon nach der Vollendung seiner Rechtsstudien an der pester Universität zog es ihn als neunzehnjährigen Brausekopf dahin. Und er verwendete noch seine letzten Ferien im Sommer 1887 zu einer Studienreise nach England und Frankreich, um aus der unversiegbaren Quelle der über diese Länder sich ergießenden Cultur eine

Digitized by Google

Fülle von Anregungen und Eindrücken zu schöpfen, welche daheim verwerthet werden könnten. Die Reise, welche er als Jüngling nach Deutschland, Frankreich, England und Italien unternommen, hat seinem Leben die Richtung gegeben. Als er aus diesen an der Spitze der Civilisation schreitenden Ländern nach der Heimat zurückkehrte, blutete ihm das Herz beim Anblicke des tief daniederliegenden Vaterlandes, das in den Rahmen Europas schier nicht hineinpassen wollte. Da that er das heilige Gelübde, seine Anlagen und Kräfte der Wiedergeburt seines heißgeliebten Ungarn zu weihen. Er fühlte in sich die Verpflichtung, seine zurückgebliebenen Landsleute aus dem Sumpfe ihres unwürdigen Daseins, ihrer „asiatischen Barbarei", wie er sich einmal in einem Aufsehen erregenden Artikel ausdrückte, zu den lichten Höhen der Bildung und Gesittung zu erheben. Wie in einer Vorahnung des nachmaligen, gereiften Trefort, welcher in sämmtlichen Erscheinungen des Culturlebens Ausstrahlungen eines einheitlichen, untheilbaren Ganzen sah, sie als voneinander untrennbar erklärte, stellte er es sich zu seinem Ziele, Ungarn gebildeter zu sehen, um es reicher zu machen, und es reicher zu machen, um ihm die Bedingungen zu seiner Heranbildung zu verschaffen. Von solchem Streben erfüllt, trat er 1839 in der dritten und letzten Nummer der von Ladislaus Szalay geleiteten „Themis" für die allmähliche Emancipation der Juden ein. Im folgenden Jahre stellte er den Antrag auf Gründung eines ungarischen Kunstvereins, und gleichzeitig schuf er in Verbindung mit seinem nachmaligen Schwager und Amtsvorgänger Baron Joseph Eötvös und Ladislaus Szalay die erste „Budapester Revue", welche in dem Gewande der im Auslande so wirksamen Form des Essays die wissenschaftlichen Errungenschaften und Ideen vermittelte. Sie fristete wol gleich der „Themis" wegen der mangelnden Theilnahme des Publikums nur ein kurzes Leben, nichtsdestoweniger ebnete sie jedoch den gleichnamigen Nachfolgerinnen den Weg. In Anbetracht seiner „literarischen Verdienste" wurde er mit 23 Jahren zum correspondirenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, deren Präsident er dereinst nach dem Tode des Grafen Melchior Lónyay werden sollte, gewählt, und er hielt seinen Einzug in dieselbe mit einem Vortrage über die Geschichte der Staatswissenschaften. Zwei Jahre später erfreute er sich im ganzen Lande bereits einer solchen Beliebtheit, daß ihn die Stadt Altsohl als ihren Abgeordneten in den preßburger Landtag entsendete.

Es ist sehr bezeichnend, wie der Verfasser der „Neuen Croquis aus Ungarn" (1844) sich über den neuen Abgeordneten aussprach: „In der ungarischen Deputirtenkammer ist dieser junge Mann derjenige, welcher die meisten Kenntnisse in dem Gebiete der politischen Oekonomie besitzt. Mit einer Aufopferung und einem Fanatismus hat er sich in die verschiedenen Theorien dieser Wissenschaft gestürzt und gleich einer Biene überall das Süße ausgesogen. Frondeur in politischen Fragen, ist er der Mann der Ueberzeugung in ökonomischen. Trefort wird erst später seine Nützlichkeit, sein schönes Talent bewähren; er hat eine Zukunft!" Und er hatte eine Zukunft, welche sich besonders glänzend in den 16 Jahren seiner Ministerherrlichkeit, von 1872 bis zu seinem Tode, entfaltete. Er knüpfte als Unterrichtsminister dort an, wo die Parzen das Gewebe Eötvös', der nach Trefort's Ausspruch in seinen „Essays und Denkreden"* (S. 153)

* Autorisirte deutsche Ausgabe (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1887).

Digitized by Google

„unter den Ungarn am meisten gedacht und in der ungarischen Literatur die meisten Gedanken in Umlauf gebracht hat", unterbrochen hatten. Getreu seinem Wahlspruche, daß die Schulen wie die Eisenbahnen Locomotiven unsers Fortschritts sind, ging er an eine Neugestaltung des Schulwesens, um in alle Schichten der Bevölkerung mehr Licht zu tragen. Er eröffnete zunächst einen Vernichtungskampf gegen das Heer der Analphabeten, welches sich dank seiner umsichtigen Taktik immer mehr und mehr lichtete. Er hob alsdann die verwahrlosten, von dem modernen Wissen noch nicht beleckten Mittelschulen auf eine ansehnliche Stufe. Es wäre gewiß unter seiner tüchtigen Leitung aus den überkommenen Ruinen ein ganz neues, frisch pulsirendes Leben hervorgeblüht, wenn er über ein durchweg zulängliches Lehrermaterial verfügt hätte. Dem war jedoch leider nicht so. „Ich kenne", so bekennt er in den erwähnten „Essays" (S. 224), „viele Mittelschullehrer — unter diesen so viele gebildete Männer, die in jeder Beziehung selbst hochgespannten Anforderungen genügen — die jenem Begriffe vollständig entsprechen, den wir mit dem Worte Humaniora bezeichnen und der zugleich den Gegenstand ihres Unterrichtes an den Gymnasien charakterisirt; aber es gibt auch solche Lehrer in großer Zahl, die in diesem Sinne wahre Satiren auf die Humaniora sind." Das vielfachen Anfeindungen begegnende letzte organisatorische Gesetz über die Mittelschulen, welches jetzt in Geltung ist, kann nicht Trefort zur Last gelegt werden, sondern nur der Volksvertretung, welche unter dem Einflusse der in Mitteleuropa sich breit machenden rückläufigen Strömungen den um vieles bessern Entwurf des Ministers ablehnte. Weiter war er bestrebt, soviel als möglich Specialfachschulen zu errichten, welche gleichsam als Blitzableiter der Mittelschulen dienen sollten, damit das geistige Proletariat nicht zu üppig in die Halme schieße. Demgemäß richtete er an die Directoren eine eindringliche Mahnung, in den untern Klassen mit der nöthigen Strenge vorzugehen, damit die armen Kinder, die weder Talent noch Fleiß besitzen, rechtzeitig eine andere Laufbahn einschlagen. Nicht zum mindesten widmete er den Hochschulen liebreiche Aufmerksamkeit. Er setzte sich in Wort und Schrift und That für die Erziehung der Mittelschullehrer nach dem Muster der französischen École normale supérieure, d. h. für die Errichtung einer mit einem Internat verbundenen Lehrerbildungsanstalt ein. Er rief philologische und historische Seminare ins Leben und gab den Naturwissenschaften, welche er nach Maßgabe ihrer wohlthätigen Umgestaltung der menschlichen Denkweise für das unbedingt nothwendige Organ jeglicher Cultur erklärte, und der Medicin einen großen äußern Apparat. Von Sehnsucht geschwellt, Wissenschaft und Kunst in süßem Vereine zu sehen, ließ er jener würdige Tempel aufführen. Er brachte die alte Hochschule Maria Theresia's in einem Kranze reicher Paläste unter, innerhalb derer nach dem Zeugnisse Rudolf Virchow's die schönsten und praktischsten Kliniken sich befinden. Er gründete die Universität in Klausenburg, und für sein Leben gern hätte er noch eine dritte geschaffen, denn „zwei Universitäten genügen nun einmal nicht zur Pflege der Natur- und medicinischen Studien. Insolange die Errichtung einer dritten Universität durch ökonomische und Localinteressen vereitelt wird, müssen wir auf große Fortschritte in den genannten Wissenschaften, die doch die Grundlage für gesunde volkswirthschaftliche Zustände bilden, verzichten". Die

Digitized by Google

Verwirklichung dieser Lieblingsidee konnte er indeß nicht mehr erleben. Abgesehen von den stolzen Heiligthümern der Wissenschaft, förderte er, wie dies von dem Werber für die Gründung des ersten ungarischen Kunstvereins auch nicht anders erwartet werden konnte, in angelegentlicher Weise die Kunst, indem er Dome und historische Schlösser wiederherstellte und der Entstehung neuer kirchlicher Monumentalbauten lebhaften Vorschub leistete.

Ueber die Bildung des männlichen Geschlechts ließ Trefort die des weiblichen nicht außer Acht. In voller Würdigung des hehren erziehlichen Berufes der Frauen und ihrer einschneidenden Einflußnahme auf die Festigung und Kräftigung des nationalen Bewußtseins räumte er mit dem ungenügenden Stückwerke des Frauenunterrichts auf und schuf an seiner Statt die in Beobachtungen, welche in Deutschland und der Schweiz gemacht wurden, wurzelnden höhern Staatsmädchenschulen. In dem ersten Satze des für dieselben entworfenen Organisationsstatuts setzte er ihnen das Ziel, den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft Gelegenheit zu bieten, eine ihrem Geschlechte und unsern gegenwärtigen socialen Verhältnissen angepaßte, für ihren Lebensberuf erforderliche allgemeine Bildung zu erwerben. In der Darlegung des zu diesem Ziele leitenden Weges führt er alsdann aus, die Schule habe die Zöglinge für alles Gute, Wahre und Schöne zu begeistern und alles zu vermeiden, was bloße Scheinbildung zur Folge haben könne; der Unterricht habe darauf hinzuarbeiten, daß nicht eine große Summe von mannichfachen Kenntnissen, sondern eine aufklärende, abgerundete, harmonische Bildung erzielt werde.

Bevor wir von dem Unterrichtsminister Trefort scheiden, müssen wir noch seines Verhältnisses zur deutschen Sprache gedenken. Dasselbe ward nächst der politischen Zusammengehörigkeit Ungarns und Oesterreichs durch seinen Grundsatz, wonach die Wissenschaft kein Vaterland hat, sondern Gemeingut der ganzen Welt ist, bestimmt. Er fühlte sich mit dem deutschen Volksgeiste durch die Herrschaft der ewigen Gesetze des menschlichen Geistes, durch die Richtung seines Strebens, durch den Patriotismus der Civilisation eng verbunden. Wie er selbst zu seinem Heile aus dem Kastalischen Quell der deutschen Wissenschaft und Literatur getrunken, so war er auch bei aller im Interesse der Festigung des ungarischen Staates gelegenen Magyarisirung fürsorglich darauf bedacht, daß dieser edle, heilkräftige Born seinen Landsleuten allezeit zugänglich bleibe. Demgemäß wandte er sein Augenmerk darauf, daß an den Mittelschulen der deutschen Sprache unter den vorgeschriebenen Gegenständen ein breiter Raum gegeben werde. Kann man füglich von einem ungarischen Minister mehr verlangen? Kann im Angesichte Trefort's, welcher an geweihter Stätte in der 1882 in der feierlichen Jahresversammlung der Akademie der Wissenschaften gelesenen Denkrede auf Moritz Lukács über den sich mit der Unkenntniß des Deutschen brüstenden Chauvinismus mitleidig die Achseln gezuckt und ihn an den Pranger gestellt hat, die von der deutschen Presse vielfach erhobene Beschuldigung von der systematischen Unterdrückung und Ausrottung des Deutschthums in Ungarn aufrecht erhalten werden?*

Als Cultusminister wachte Trefort strenge darüber, daß von unberufener Seite kein Eingriff in die Gerechtsame

* Allerdings gestattet sich in einem Nachwort die Aufrechterhaltung dieser Thatsache die Redaction.

Digitized by Google

des Staates geschehe. Er legte große Schärfe und Schneidigkeit an den Tag, so es der Kirche beifiel, an der Selbstherrlichkeit und Oberhoheit des Staates zu rütteln. Noch kurz vor seinem Tode zwang ihn das „ihm ans Leben gehende" herausfordernde Benehmen des Fürst-Primas Simor von Gran in der bekannten Angelegenheit der tyrnauer Lehrerbildungsanstalt, deren geistlicher Leiter dem zu den Prüfungen erschienenen königlichen Commissar jeden Einfluß auf dieselben verwiesen hatte, mit unbeugsamer Härte aufzutreten. Ob er aber auch widerhaarigen Kampfhähnen der Kirche keinen Zoll breit nachgab, so hatte er doch nichts von einem Kampfesminister an sich. So es das Ansehen des Staates gestattete, ging er wohlweislich jedem Streite mit den Bischöfen aus dem Wege, und er hat so manchen Keim zu einer Zwistigkeit mit ihnen durch seine Liebenswürdigkeit und weltmännische Gewandtheit aus der Welt geschafft. Er war ein viel zu kluger Staatsmann, als daß er einen Culturkampf, bei dem der Staat wenig zu gewinnen und viel zu verlieren hatte, hätte entfesseln mögen. Ihn beschäftigte vielmehr die Lösung der Congruafrage, durch welche er den niedern Klerus, dessen Friedfertigkeit seit der Vorlage des Gesetzes über die gemischten Ehen durch den ultramontanen Justizminister Pauler brüchig geworden war, vermittels der Aufbesserung seiner traurigen Lage dem Staate zu befreunden und zu gewinnen hoffte, ferner die endgültige Regelung der reformirten Kirche, die Beschwichtigung der nach dem orthodoxen Rußland schielenden Serben durch Gewährung einer Autonomie und die Ordnung der Rechtsverhältnisse der Juden.

Erstaunlich genug erübrigte der Minister Trefort noch Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit. Diese verfolgte unmittelbar oder mittelbar den patriotischen Zweck, die nicht unbedeutende Schar seiner Landsleute, welche in der Wissenschaft einen Luxusartikel, einen Zierath erblickten und das vom Staate auf dieselbe verwendete Geld als vergeudet ansahen, zu dem Spruche Bacon's von Verulam, wonach Wissen Macht ist, zu bekehren, ihnen in zündenden Worten nahezulegen, daß die Pflege des Ideals für unser Leben genau so nothwendig ist wie das derbe, hausbackene tägliche Brot. Leider vermissen wir nur an seinen geistreichen, originellen und von einer vornehmen, weltumfassenden Lebensanschauung durchwehten Essays und Reden den ihm sonst eigenthümlichen Zug nach dem Westen, denn sie entbehren der Kunst des Gedankenausdruckes, des formschönen Aufbaues. Wenn er auch der Akademie als deren Vorsitzender unter anderm die Aufgabe gesteckt hat, den Reichthum der Sprache und die Vollkommenheit des Stils zu entwickeln, so ist er doch in dieser Beziehung nicht mustergebend vorangegangen. Seine Arbeiten tragen den Stempel der Flüchtigkeit, es ist in ihnen keine Spur von einem Stile zu entdecken. Und wie in formalem, so machen sie auch in logischem Betrachte den Eindruck eines Rohbaues. Die Bestandtheile, aus welchen sie sich zusammensetzen, sind sehr oft lose und aphoristisch aneinandergefügt, es besteht kein innerer, zwingender Zusammenhang zwischen ihnen; sprunghaft und ohne vermittelnden Uebergang fließen sie ineinander über. Es ist freilich wahr, daß die systematische Form noch keineswegs das richtige System im Kopfe des Verfassers verbürgt. Allein es ist ebenso wahr, daß erst in der systematischen Form das richtige System sich als solches zu erkennen gibt.

So hat denn Trefort eine reiche

Digitized by Google

Saat in seinem Vaterlande ausgestreut. Es war ihm allerdings nicht vergönnt, die Früchte derselben in ihrem vollen Maße zu ernten. Ist er aber auch wie Moses nicht an der Spitze seiner Landsleute in das gelobte Land des innigen Anschlusses der ungarischen Cultur an die westliche eingezogen, so war es ihm doch wie dem unsterblichen jüdischen Gesetzgeber beschieden, es von der Ferne zu sehen und zu begrüßen; denn die Verdächtigungen und Angriffe hatten eine geraume Zeit vor seinem Kampfe mit dem Würgengel aufgehört, alle Parteien würdigten die großen patriotischen Verdienste des bedeutenden Mannes, und er war während der letzten Jahre in allen Lagern geradezu der volksthümlichste Minister geworden.

Nachwort der Redaction. Das von unserm geehrten Herrn Mitarbeiter ausgesprochene Lob, wie fürsorglich Trefort darauf bedacht gewesen, daß der edle heilkräftige Born der deutschen Sprache, der deutschen Wissenschaft und Literatur seinen Landsleuten allezeit zugänglich bleibe, findet in den aus seiner Unterrichtspolitik bekannten amtlichen Thatsachen nicht immer Bestätigung. Diese zeigen ihn vielmehr, insbesondere in den letzten zehn Jahren, gegen deutsches Wesen geradezu im magyarisch-chauvinistischen Fahrwasser stürmisch dahingetrieben. Den großen Grundsatz, für den er sich auf dem pester Reichstage von 1861 in seiner bedeutsamen Rede vom 21. Mai erklärte (vgl. „Der ungarische Reichstag 1861", Pest, Osterlamm, 1861, I, 299): „Ich wünsche die innere Entwickelung der Völker so in Ehren gehalten, wie die Religion, in die der Staat sich zu mischen kein Recht hat. So wie es (auf Grund der Gleichberechtigung) keine privilegirte Religion geben kann, so kann es im Gebiete Ungarns keine privilegirte Nationalität geben", hat er als Unterrichtsminister, namentlich auch der deutschen Nationalität in Ungarn gegenüber nur zu oft ebenso aus den Augen gelassen wie das spätere Gesetz (Art. 44 von 1868) „Ueber die Gleichberechtigung der Nationalitäten". Davon legen die von ihm herausgegebenen, dem ungarischen Reichstage vorgelegten, auch in deutscher Sprache im Druck erschienenen (Budapest 1873—88) amtlichen Berichte über das ungarische Unterrichtswesen ein unwiderlegliches Zeugniß ab. Hiernach sind durch Trefort's Unterrichtspolitik die deutschen Volksschulen in Ungarn von 1232 im Jahre 1869 auf 668 im Jahre 1886 gesunken. Als er 1881 („Zehnter Bericht", S. 150) mittheilte, daß in Budapest bei einer deutschen Bevölkerung von amtlich 120000 Seelen jüngst auch die 2 letzten deutschen Volksschulen vollständig eingegangen, die 14 magyarischen Volksschulen von 1869 dagegen auf 133 gestiegen seien, da fügte er das schwere Wort hinzu: „Auf diesem Gebiete hat das Publikum der Hauptstadt einen solchen Erfolg aufgewiesen, dessentwegen es den Dank der Nation mit Recht verdient." Von den 739 staatlichen Volksschulen, welche sämmtlich, natürlich aus den Steuern aller Staatsbürger, Trefort ins Leben gerufen und erhalten, ist keine einzige deutsch; nur 34 gebrauchen als „Nebensprache" anfangs auch Deutsch. Die auf Staatskosten herausgegebene, unentgeltlich vertheilte „Volksschullehrerzeitung" erscheint nur magyarisch, unter Eötvös erschien sie auch deutsch. Die 24 staatlichen Lehrerpräparanden, von welchen Trefort 12 errichtet hat, mit einem staatlichen Kostenaufwande von jährlich 532517 Fl., sind ausschließlich magyarisch, wie wenn es nicht auch 2 Millionen Deutscher in Ungarn gebe. Gegen das Gesetz „Ueber die Gleichberechtigung der

Digitized by Google

Nationalitäten" hat Trefort 1879 das Gesetz (Art. 18 von 1879) eingebracht und durchgesetzt, welches den deutschen Volksschulen befiehlt, die magyarische Sprache unter die verbindlichen Lehrgegenstände aufzunehmen; über die nicht in letzter Reihe gegen die deutsche Nationalität gerichtete Bestimmung desselben gaben die Verhandlungen im ungarischen Reichstage (nach den stenographischen Protokollen in: „Magyarisirung in Ungarn", München, Ackermann, 1879) ein Zeugniß, dem niemand widersprechen kann. Ja Trefort selbst ging über seine eigenen Zusagen, über den zweifellosen Inhalt und Geist des Gesetzes weit hinaus, als er die ihm dort ertheilte Vollmacht, die wöchentliche Stundenzahl des magyarischen Unterrichts in der deutschen Volksschule zu bestimmen, dazu gebrauchte, zugleich die Methode dieses Unterrichts anzubefehlen, indem er als Mittelpunkt des Unterrichts statt, wie er früher verordnet, die Muttersprache, jetzt die Muttersprache und „damit im Zusammenhange" die magyarische Sprache hinstellte, zugleich aber für diesen neuartigen Mischsprachenunterricht eine wöchentliche Stundenzahl gebot, die alles pädagogische Maß überschritt und die deutsche Volksschule zu einem einfachen Magyarisirungswerkzeuge herabdrückte. So sollen auf „Denk- und Sprachübungen und magyarischen Sprachunterricht, dann auf Lesen und Schreiben in deutscher und magyarischer Sprache" in der einklassigen deutschen Volksschule bei 32 wöchentlichen Unterrichtsstunden 17, auf deutsche Sprache 2 Stunden verwendet werden. (Vgl. Schwicker, „Die ungarischen Schulgesetze. Drittes Supplementheft", Budapest 1880, S. 26, 84.) Wie diesen Schülern „der edle heilkräftige Born der deutschen Sprache" (ihrer Muttersprache) zugänglich bleiben soll, ist nicht zweifelhaft.

In demselben Geiste ist Minister Trefort auf andern Gebieten thätig gewesen. Er hat die hermannstädter deutsche Rechtsakademie magyarisirt und dann, während er die klausenburger zu einer magyarischen Universität erweiterte, unter allen staatlichen Rechtsakademien allein aufgehoben. Welch ein dem Deutschen feindlicher, einseitigen Magyarisirungsbestrebungen huldigender Geist seine Gesetzentwürfe über die Gymnasien und Realschulen aus den Jahren 1874—83 erfüllte, ist aus der in Deutschland und Ungarn darüber erschienenen umfangreichen Literatur allzu bekannt. Um nur einzelnes hervorzuheben, verbot der Entwurf von 1881 den deutschen Gymnasien die Ausstellung des Reifezeugnisses in deutscher Sprache; die Sprache der Lehramtsprüfung sollte in geradem Gegensatze gegen alte Grundrechte der siebenbürger Sachsen, deren bisheriger zuständiger Behörde das Prüfungsrecht genommen wurde, ausschließlich die magyarische sein. Staatliche Gymnasien und Realschulen durften nur magyarische Unterrichtssprache haben; den Jurisdictionen und Gemeinden, auch den deutschen, wurde die Bestimmung der Unterrichtssprache in den von ihnen erhaltenen Anstalten genommen. Die endgültige Codification des Gesetzes im Jahre 1883 ist wesentlich hierbei geblieben; eine deutsche Stadt in Ungarn kann sich heute kein deutsches Gymnasium errichten! Von den aus Staatsmitteln, also auch aus den Steuern der Deutschen, erhaltenen staatlichen 10 Gymnasien und 19 Realschulen, zusammen 29 Anstalten, haben 18 ausschließlich magyarische Unterrichtssprache, daneben 7 zur „Neben-Unterrichtssprache" die deutsche, doch, wie der ministerielle Bericht (Budapest 1888, S. 119) verschämt bemerkt, „zumeist nur in der ersten Klasse". Und doch ist nach dem Gesetze „Ueber die

Digitized by Google

Gleichberechtigung der Nationalitäten" von 1868 (§. 16) „der Minister für öffentlichen Unterricht verpflichtet, in den Staatslehranstalten möglichst dafür zu sorgen, daß die Bürger einer jeden Nationalität des Landes, wenn sie in größern Massen zusammenleben, in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bilden können bis dahin, wo die höhere akademische Bildung beginnt".

Das alles ist unter August Trefort, unter seinem Cultus- und Unterrichtsministerium, mit ihm, durch ihn geschehen. Gewiß, er hatte „aus dem Quell der deutschen Wissenschaft und Literatur getrunken", — auch seine Schriften zeugen davon: aber es ist zu beklagen, in erster Reihe im staatlichen Interesse Ungarns selbst, daß er die logische Folgerung hieraus in gerechtem Schutze der deutschen Schule und Bildung selbst nicht zog und daß diese deutsche Schule, die culturelle Entwickelung der Deutschen in Ungarn seinen, gerade seinen Amtsweg mit mehr als einem Kreuze bezeichnen muß. Verschuldete das der gegen die tausendjährige geschichtliche Entwickelung Ungarns so tief verstoßende Grundirrthum von der „im Interesse (?!) der Consolidirung des ungarischen Staats gelegenen Magyarisirung"? Aber wie konnte ein europäisch gebildeter Geist zu diesem verderblichen Irrthume kommen, und — im Jahre 1861 war Trefort fern davon! Oder soll als mildernder Grund dienen, was der „Pester Lloyd" (vom 23. Aug. 1888) in seinem Nachrufe von ihm sagt: „er hatte zu kämpfen gegen eine falsche nationale Tendenz, welche auf Exclusivität hinlenkte und in der Zurückdämmung des europäischen Geistes die erste Bedingung des Wachsens und Gedeihens der ungarischen Cultur erblickte"? Aber wenn Männer wie Trefort in solchen Kämpfen zuletzt dem chauvinistischen Ansturme gegen das alte, durch Gesetz und Staatsverträge geheiligte Recht des Landes nachgeben und endlich mit dem Strome schwimmen, so wäre das eine Thatsache, die an alle Denkenden der Monarchie, Ungarns, Europas die tiefernste Frage richtet, was denn auf solchem Wege aus dem Rechtsstaate Ungarn, seinen Culturaufgaben und seiner Zukunft werden solle, ob es etwa dauernd mit Rußland auf Eine Stufe gesunken angesehen werden wolle?

Die mohammedanische Geistlichkeit Afrikas.

Von **Richard Schäfer** in Tripolis.

Als einst Hermann Vámbéry in dieser Zeitschrift seine anziehende Studie: „Der Panislamismus im Kampfe gegen Europa" *, veröffentlichte, wandte er sich nach der Darlegung der Ursachen der panislamitischen Bewegung den Zuständen der mohammedanischen Welt in Asien zu und warf nur ein kurzes Streiflicht auf jene in Afrika. Bei der heutigen Zuspitzung der europäisch-afrikanischen Beziehungen wird eine sach-

* Vgl. „Unsere Zeit", 1882, I, 361 fg., 538 fg.

Digitized by Google

liche Schilderung der Vorkämpfer des dortigen Glaubenslebens auf Berücksichtigung rechnen können.

Der Islam berührt nicht nur Religion und Recht, er berührt auch das Staatswesen und Staatsleben der Mohammedaner; mit andern Worten, die Politik der Moslims ist grundsätzlich und durchaus mit der Religion verknüpft, ja man kann sagen, Religion und Politik bedeuten für sie dasselbe. In unsern Tagen freilich erscheint neben dieser religiösen Politik diejenige des Herrschers der Gläubigen zu Konstantinopel, welche aus vielen Ursachen aus weniger abstracten Beweggründen handelt als die überlegene Nebenbuhlerin. Doch vielleicht ist der Tag nicht mehr allzu fern, an dem jene mächtige Partei der Moslims, welcher die Interessen der Religion über alles gehen, die politische Führung der mohammedanischen Welt übernimmt. Beweise für das stetige Wachsthum ihres Einflusses sind genug vorhanden. Die Sultane unsers Jahrhunderts, die ja nach dem Gesetze der Moslims ebenfalls den Koranvorschriften unterworfen sind, haben durch ihre beständigen Zugeständnisse gegenüber den christlichen Mächten Europas bei den fanatischen Anhängern des Propheten, welche jene Zugeständnisse als wirkliche Sünde gegen den Glauben betrachten, bedeutend an Ansehen verloren. Zudem gilt der Padischah von Konstantinopel, „der Schatten Gottes auf Erden", bei der Mehrzahl der Gesetzeskundigen durchaus nicht als der legitime Imam oder der Oberpriester der Gläubigen. Denn nach dem wunderbaren Verschwinden des letzten der zwölf rechtmäßigen Nachfolger des Propheten, des Imam Mahdi, haben nach ihrer Ansicht all die verschiedenen Herrscher, die im Laufe der Jahrhunderte aufeinander gefolgt sind, ihre Gewalt durchaus nicht von Rechts wegen, d. h. infolge einer wirklichen Uebertragung und Anordnung dieses letzten Imams, wie es das mohammedanische Gesetz vorschreibt, können diesen also auch nicht ersetzen. Welches sind nun die politischen Ziele dieses siegreich vordringenden Ultraislamismus? Kurz und bündig bestehen sie in nichts Geringerm als in der Herstellung des Weltimamats, d. h. in der Begründung der Weltregierung durch den Stellvertreter oder Chalifa des Propheten. Als letzterer, als das Oberhaupt dieses panislamitischen Weltimamats aber soll derjenige betrachtet werden, der über alle andern hervorragt durch persönliche Heiligkeit, durch tiefe Kenntniß der heiligen Bücher und ihrer Auslegungen sowie der Ueberlieferung. Diese Lehre ist es, welche in allen religiösen Büchern der Commentatoren des Koran gepredigt wird und die wir in einem sehr verbreiteten Religionsbuche der Moslims folgendermaßen ausgedrückt finden: „Die Moslims sollen regiert werden durch einen Imam, der das Recht und die Gewalt hat, zu wachen über die Befolgung der Lehren des Gesetzes, die gesetzmäßigen Strafen zu vollstrecken, die Grenzen zu vertheidigen, die Heere auszuheben, den fiscalischen Zehnten zu erheben, die Rebellen und Räuber zu unterdrücken, die öffentlichen Freitagsgebete und die Beiramfeste zu begehen, die Bürger zu richten, die Zwistigkeiten zwischen den Unterthanen beizulegen, die juristischen Beweise in Streitsachen zu prüfen, die minderjährigen Kinder beiderlei Geschlechts, die ohne natürliche Beschützer sind, zu verheirathen, endlich die legale Erbtheilung vorzunehmen." Und wann wird diese panislamitische Politik verwirklicht werden? Eine Sammlung arabischer Prophetien aus dem 14. Jahrhundert bezeichnet als diesen Zeit-

Digitized by Google

punkt: „Wenn die Christen die Herren der ganzen afrikanischen Küste sein werden, dann wird «der Herr der Stunde» (mûl es-sâa) kommen, das Moslimreich wiederherstellen und dem Islam das Universalreich begründen.“ Zahlreiche Moslims glaubten schon diese Zeit herangekommen, als Mohammed-Achmed, der Mahdi des Sudan, seinen Siegeszug von Kordofan aus angetreten hatte und seine großartigen Erfolge über die Aegypter und Engländer errang. Aber durch die Nachricht von seinem plötzlichen Tode wurden sie eines Bessern belehrt, und harren nun von neuem auf das Erscheinen ihres Erretters und Erlösers, von neuem auf die Herstellung mohammedanischer Herrlichkeit.

Die Träger dieser Hoffnung sind vor allem in der mohammedanischen Geistlichkeit zu erblicken, doch in der einen Schicht derselben mehr als in der andern. Die mohammedanische Geistlichkeit zerfällt in die beiden Abtheilungen des officiellen oder regulären und des unabhängigen Klerus.

Den officiellen Klerus bilden die Religionsbeamten der Moslims. An ihrer Spitze steht gleichsam als eine Art mohammedanischer Erzbischof, um nicht zu sagen Papst, der Scheich-ul-Islam zu Konstantinopel, der bei Streitfällen in der Lehre durch sein gewichtiges Wort entscheidet. Als zweithöchste Stufe folgen die Kadis oder Richter. Sie wählen und überwachen neben ihrem Richteramte den untern Klerus, haben die Oberverwaltung der Kirchengüter oder des Wakuf und die Unterhaltung der Moscheen, verrichten selbst aber keine Culthandlungen, so wenig wie die Muftis oder mohammedanischen Rechtsgelehrten. Der Cultusdienst liegt vielmehr den Imams ob. Sie lesen den Koran, recitiren den Glaubensartikel, führen überhaupt den Vorsitz bei den Gebeten. Die Imams brauchen durchaus keine durch theologische Studien tief in die Lehre eingedrungene Priester zu sein, wennschon einige Kenntniß der Theologie auch bei ihnen wünschenswerth erscheint. Imam kann vielmehr jeder werden, der den wahren Glauben hat, gut gesittet und von gesetzlicher Geburt ist, der vor allem gewandt zu lesen versteht, auch im Besitze einer guten, vollen Stimme ist, und endlich durch sein Alter Ehrfurcht einflößt. Im Verhinderungsfalle kann den functionirenden Imam jeder andere, der diese Eigenschaften besitzt, ersetzen. Zu den Amtspflichten des Imam gehört auch die Vertheilung des verbindlichen Almosen, wenn nicht ein besonderer Beamter dafür eingesetzt ist.

Als der unterste kirchliche Beamte der Moslims ist der Mueddin zu betrachten, der etwa dem Küster in den christlichen Kirchen entspricht. Sein Amt ist vor allem, die Gläubigen öffentlich zum Gebete zu rufen. Fünfmal am Tage steigt er zur Galerie des Minarets empor und sendet mit lauter, weithallender Stimme nach den vier Himmelsrichtungen seinen Ruf, der in der ganzen mohammedanischen Welt sein Echo findet. Dieser Ruf besteht aus 18 Formeln, zwischen denen eine kleine Pause gemacht wird. Das Amt des Mueddin verlangt gute Sitten, gute Stimme und die Fähigkeit, die vorgeschriebenen Gebetszeiten zu beurtheilen, denn der Ruf zum Gebete soll erst im Augenblicke des wirklichen Beginns der Gebetszeit erfolgen.

Imam und Mueddin werden durchaus nicht von der Kirche ernährt, wie es bei den christlichen Priestern der Fall ist. Ihre Aemter sind vielmehr lediglich Ehrenämter, und nur zuweilen erhalten sie für ihre Mühewaltung eine mehr oder minder große Bezahlung.

Digitized by Google

Der unabhängige Klerus setzt sich aus den Marabuts und den Anhängern der religiösen Bruderschaften zusammen.

Die Marabuts, d. h. „Leute, die sich Gott gewidmet haben", gehören keinem religiösen Orden an. Sie erinnern in gewisser Hinsicht an die frommen Einsiedler des Mittelalters. A chaque saint sa chandelle! Unsere Eremiten machen im allgemeinen den Eindruck von gar sonderbaren Heiligen. Mit einer Halbtrommel ausgerüstet, ziehen die Aermern unter ihnen in den Straßen und auf den Märkten umher, um die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Ja bei der großen arabischen Fantasia, einer Art Pferderennen mit maßloser Pulververschwendung, die am Beiramfeste in Tripolis stattzufinden pflegt, konnte man einen dieser Heiligen sehen, der gleichsam als Clown auf einem elenden Klepper sich betheiligte zum Ergötzen des mohammedanischen Publikums. Aber neben den armen Teufeln gibt es auch Marabuts aus vornehmen und reichen Familien, denn diese Gruppe des mohammedanischen Klerus ergänzt sich im allgemeinen aus allen Gesellschaftsklassen. Die Marabuts genießen bei den Moslims eine hohe Achtung, wennschon der Einfluß selbst der aus vornehmen Familien stammenden Mitglieder dieser frommen Gilde nur ein rein persönlicher ist. Die Würde eines Marabuts ist auch durch Geburt übertragbar. Daher gibt es Stämme, die nur aus Marabuts bestehen, wie z. B. die Ulâd Sidi Scheîch, weil der gemeinsame Ahn diesen Titel erhalten hat.

Weit wichtiger als die Marabuts sind die religiösen Bruderschaften der Moslims, die in ihrer Existenz und Einrichtung an die christlichen Orden und Congregationen erinnern. Diese Bruderschaften sind eine sehr alte Einrichtung des Mohammedanismus. In den ersten Jahren der Hedschra und selbst schon zu Lebzeiten des Propheten hatten die glühendsten seiner Anhänger, besonders Abu-Bekr, der spätere Nachfolger des Propheten und erste Chalif, eine Art freier religiöser Bruderschaft, die Seddikija gegründet. Ihr Ideal war der Sufismus, d. h. das auf Ausübung eines beschaulichen Lebens und frommen Uebungen beruhende Streben nach einem Zustande moralischer Reinheit und nach einer Vergeistigung, durch welche die Seele in nähere Beziehung zur Gottheit treten kann. Diese erste Vereinigung war der Ursprung aller religiösen Orden, die in der mohammedanischen Welt entstanden sind und deren Zahl sich auf etwa hundert belaufen mag. Einzelne freilich dieser Orden sind fast verschwunden, andere zählen nur wenige Mitglieder, noch andere endlich haben nur eine örtliche Bedeutung. Doch haben trotz aller Angriffe des officiellen Klerus, trotz aller Verfolgungen die Bruderschaften im allgemeinen fast immer triumphirt.

Alle Begründer, sowie alle diejenigen, welche ihre Nachfolger in der Leitung der religiösen Orden waren, haben natürlich eifrig darauf Bedacht genommen, keine wider den Koran und die heilig gehaltene Tradition verstoßende Neuerung einzuführen, vielmehr ihren völligen Gehorsam gegen die religiösen Grunddogmen laut zu betonen. Den Grunddogmen haben dann die Häupter der religiösen Orden eine Einweihung, eine Reihe zum Theil bis zum Unglaublichen strenger frommer Uebungen, welche den Gläubigen auf den richtigen Weg führen sollen, die Recitation gewisser Gebete, sowie endlich eine überaus straffe Zucht, welche die armen untergeordneten Geister in strenger Unterwerfung hält, hinzugefügt. Die Ver-

Digitized by Google

schiedenheiten der Orden beruhen jedenfalls meist nur auf unwesentlichen Punkten der Lehre oder der äußern Cultusformen.

Mehrere dieser religiösen Orden haben verschiedene Grade der Weisheit, zu denen man allmählich emporsteigt. Der höchste dieser Grade ist nach ihren Worten so hoch, und die Seele, welche dahin gelangt, ist so von Gott erfüllt, daß sie nicht nur das Existenzbewußtsein, das Gefühl des eigenen Ichs verliert, sondern selbst die Empfindung ihres Aufgehens in der Gottheit. Dieser höchste Grad der Frömmigkeit entspricht somit etwa dem Nirwana der indischen Buddhisten. Natürlich sind eine große Zahl der Ordensmitglieder infolge ihrer tiefen Unwissenheit und geistigen Verrohung ohne Kenntniß dieser abstracten Theorien; bei ihnen besteht alles nur in gewissen äußerlichen Bräuchen, d. h. vor allem in Uebungen der praktischen Askese und in dem Hersagen der vorgeschriebenen Gebete.

Die Organisation der Bruderschaften ist mit wenigen Ausnahmen die folgende: An der Spitze des Ordens steht ein Haupt oder Scheich, der im allgemeinen von seinem Vorgänger im voraus bestimmt ist, zuweilen aber auch durch die Mitglieder des Mokaddemcollegiums erwählt wird. Die Mokaddems selbst, die etwa den Prioren in den religiösen Orden der katholischen Kirche entsprechen, werden vom Ordenshaupt ernannt, aber fast stets auf den Vorschlag der Brüder. Sie erhalten ein besonderes Diplom, welches ihre Stellung kundthut und außerdem die Hauptanweisungen über die religiösen Uebungen des Ordens enthält. Ihnen liegt die Leitung der Sawjas, der Religionsschulen der Bruderschaft ob, in denen sie als Professoren schalten; aber außerdem sind sie die nächsten Vorgesetzten der Brüder und die Einführer der Novizen. Die Brüder oder Chuans sind untereinander durch eine strenge gegenseitige Verpflichtung geeinigt; moralische Beziehungen und vor allem ein gemeinsamer Grundgedanke bilden das Band, das sie als wirkliche Brüder aneinanderkettet. Und sie zeigen in der That eine gegenseitige Liebe und Ergebenheit, die bis zum Aeußersten geht; was ein Bruder besitzt, gehört sozusagen auch seinen Mitbrüdern. Die Ordenshäupter legen großes Gewicht auf diese Einigkeit und suchen sie durch häufige gemeinsam verrichtete Gebete und durch oft und regelmäßig wiederholte religiöse Uebungen zu erhalten und zu verstärken. Die wichtigste dieser Uebungen ist das Hersagen des dem Orden eigenthümlichen Gebetwahlspruchs oder Dsekr. Dieser besteht aus einer Koranstelle oder einem einzelnen Worte. Zuweilen dient diese Koranstelle als Erkennungszeichen unter Brüdern, die sich begegnen; hierbei citirt der eine den ersten Vers, der andere den zweiten und so fort bis zum Ende des Dsekr; doch machen meist auch Kleidung, Anwendung bestimmter Farben und Zeichen, die Art zu beten und den Rosenkranz zu tragen, die Brüder untereinander kenntlich. Einzelne dieser Dsekr müssen 2—3000 mal täglich, und zwar mit lauter Stimme, wiederholt werden; der Chuan zählt mittels seines Rosenkranzes. Ueber den geistigen Zustand nach einer so oftmaligen Wiederholung ein und desselben Satzes wollen wir mit Stillschweigen hinweggehen; nur darauf möchten wir hinweisen, daß eine derartige lange Zeit hindurch fortgesetzte Lebensordnung die ihr Unterworfenen schließlich für die gröbsten Hallucinationen und die wüstesten religiösen Träumereien empfänglich machen muß.

Viele religiöse Orden nehmen auch

Digitized by Google

Frauen als Mitglieder auf. Diese stehen dann in ähnlicher Weise wie die männlichen Mitglieder unter den Mokaddems oder Prioren, unter Priorinnen oder Mokaddemas, die sie leiten.

Die Einführung eines Novizen findet, wie erwähnt, durch den Mokaddem statt, und zwar meist unter verschiedenen Ceremonien, welche ein besonderer Ritus regelt. Es werden dabei Gebete gelesen und die vorschriftsmäßigen Uebungen gemacht. Sodann wird dem Eingeweihten der Gebetwahlspruch des Ordens mitgetheilt, sowie die Verpflichtungen, die er von nun an gegen seine Mitbrüder hat, und die Vorschriften, nach denen er in Zukunft sein Leben regeln muß.

Alljährlich findet beim Ordenshaupt ein großes Concil statt, an welchem die Mokaddems theilnehmen und in welchem die Bruderschaft betreffende Fragen erörtert werden. Nach der Rückkehr von diesem Concil vereinigt jeder Mokaddem die ihm untergebenen Brüder und theilt ihnen die Beschlüsse und Anordnungen mit, welche ihm anvertraut wurden. Gewöhnlich benutzt er diese Gelegenheit, um die Großmuth und Opferwilligkeit seiner Leute in Anspruch zu nehmen.

Die Orden zerfallen in geschlossene und offene. Bei den erstern, die übrigens wenig zahlreich sind, können die Mitglieder nicht gleichzeitig einer andern Bruderschaft angehören; den Mitgliedern der offenen Orden ist aber dies durchaus gestattet, und es gibt in der That eifrige Moslims, welche fünf bis zehn, ja selbst mehr Bruderschaften gleichzeitig angehören.

Als die hervorragendsten religiösen Orden, wenigstens soweit sie Nordafrika betreffen, erwähnen wir: die Kaderia, die Schadelia, die Tidschania, die Rahmania, die Tajibia und die Snussia.

Der Kaderiaorden ist von einem der größten Heiligen des Islam, Sidi Abd-el-Kader el-dschilani, gegründet worden. Dieser Heilige, der in der ganzen mohammedanischen Welt ein hohes Ansehen genießt, lebte im 11. Jahrhundert in Bagdad. Er kann als einer der vollkommensten Typen der Menschenliebe betrachtet werden; auch zeigte er stets eine hohe Achtung vor Christus und Sympathien für die Christen. Das Ziel des Begründers der Kaderiabruderschaft war nach seinen Schriften und seinen durch die Tradition erhaltenen Lehren: nicht nur den religiösen Glauben durch das Gebet und fromme Uebungen zu heben, sondern auch die Menschen zu gegenseitigem Schutz und Beistand nach den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln anzufeuern.

Die Mitgliederzahl dieses materiell und moralisch außerordentlich einflußreichen Ordens ist ungemein groß. Von Bagdad, wo sich der Centralsitz befindet, bis in die Berglandschaften Marokkos leben seine Anhänger. Diese sind kenntlich an der Stellung beim Gebete; sie kauern nämlich dabei mit gekreuzten Beinen, die Hand offen, die Finger über das Knie gelegt. In dieser Stellung wiederholen sie nach jedem der fünf vorgeschriebenen Tagesgebete 165 mal die Formel von der Einheit Gottes: „Lâ ilâha ill-allâh.“ Viele fügen noch andere Recitationen hinzu, womit sie einen Theil des Tages ausfüllen. Die Kaderia beten zudem gemeinschaftlich; sie bilden dabei einen Kreis und sprechen die Gebete in einer Art Rhythmus. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes ist mit großen Ceremonien verknüpft. Die Fragen, welche der Novize zu beantworten hat, sind ungemein zahlreich. Der Neuaufgenommene erhält ein Diplom, welches ihm als Erkennungszeichen für seine neuen Brüder dient.

Eine der den Christen feindlichsten

Digitized by Google

Bruderschaften ist diejenige der Schadelia, die namentlich in Algerien, Tunesien und Tripolitanien verbreitet ist. Ihr Begründer war Schwaib abu Median, ein spanischer Araber, der wahre Organisator aber war Sidi Schadeli. Die Schadelia sind wirkliche und wahrhaftige Revolutionäre; sie haben eine tiefe Abneigung gegen die Vertreter jeglicher Macht und kennen nur Achtung und Gehorsam gegen ihre Obern, eingedenk der Worte Sidi Schadeli's: „Gehorche deinem Scheich, bevor du dem zeitigen Herrscher gehorchst!" Beim Gebet kauern sie mit gekreuzten Beinen; die Arme sind dabei um die Beine geschlagen, der Kopf ist zwischen die hoch gehaltenen Kniee gesenkt, die Augen sind geschlossen. Von Zeit zu Zeit erheben sie den Kopf, um Allah anzurufen. Während des Tages müssen sie wenigstens eine Stunde, während der Nacht eine halbe Stunde die besondere Ordensformel wiederholen. Diese besteht darin, daß sie zunächst 100 mal „Ich bitte Gott um Verzeihung" sprechen, sodann 100 mal „Die göttliche Gnade ruhe auf dem Propheten", endlich 1000 mal: „Es gibt keinen Gott außer Gott!" Außerdem sind dem Orden zahlreiche Gebete für gewisse Tage des Monats und für gewisse Lebenslagen eigenthümlich.

Im Gegensatz zu den Schadelia haben die Tidschania, deren Bruderschaft um 1780 in der Gegend von Laguât in Algerien durch Sidi Ahmed el-Tidschani gegründet wurde, stets eine gewisse Neutralität, um nicht zu sagen Sympathie für die Christen gezeigt, was zu einem blutigen Kampfe zwischen ihnen und dem berühmten Araberhelden Abd el-Kader führte, in welchem ihr Hauptsitz Ain Mahdi theilweise zerstört wurde. Die Tidschania bilden einen geschlossenen Orden, der hauptsächlich in Algerien und Tunesien verbreitet ist. Die Mitglieder desselben sind leicht kenntlich an ihrem Rosenkranz aus Sandelholz, dessen einzelne auf eine rothseidene Schnur aufgereihte Stücke durch fünf ebenfalls rothseidene sehr auffallende Flocken in sechs Gruppen getheilt sind; eine sechste ähnliche Flocke, auf welche sechs rundliche Plättchen folgen, vereinigt die beiden Enden der Schnur. Die Plättchen dienen, um die Hunderte bei der Recitation der Ordensformel zu bezeichnen. Die letztere besteht aus der je hundertmaligen Wiederholung von „Gott ist gnädig", „Gott verzeihe mir", „Es gibt keinen Gott außer Gott", „Gott breite deine Gnade und dein Heil aus über unsern Herrn Mohammed, der geöffnet hat, was verschlossen war, der zu Ende führte, was vorausging, der das Recht begründet hat", und der zwölfmaligen Wiederholung eines Koranverses oder längern Gebetes. Diese Ordensformel muß laut gesprochen werden, und zwar am Morgen, beim Nachmittagsgebet und beim Sonnenuntergang.

Die Bruderschaft der Rahmania, welche die meisten weiblichen Mitglieder, die überhaupt ein Orden besitzt, zählt, wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Sidi Mahmed ben Abd er-Rahman gegründet. Sie ist namentlich in Algerien sehr verbreitet und zeichnet sich durch unversöhnlichen Haß gegen die Tidschania und erbitterte Feindschaft gegen die Christen aus. Ihr gegenwärtiges Haupt, Sidi Asis, wurde nach dem von ihm eifrig unterstützten Aufstand von 1871 nach Neucaledonien deportirt, von wo es ihm nach zehnjährigem Aufenthalt gelang, zu entkommen. Seitdem lebt er in Mekka und sucht durch fortgesetzte Unterhandlungen mit der französischen Regierung Mittel und Wege zu finden, die ihm endlich

Digitized by Google

die Rückkehr nach Algerien ermöglichen. Die Ordensformel der Rahmania besteht in der möglichst oft wiederholten Recitation von „Es gibt keinen Gott außer Gott", und in der achtzigmaligen Wiederholung von „Mein Gott! Gewähre deine Gunst unserm Herrn Mohammed, dem unstudirten Propheten, und seiner Familie, sowie seinen Genossen; das Heil sei über ihnen!" In den Sawjas der Rahmania lösen sich die Brüder von Stunde zu Stunde im Gebete ab, damit das Lob Gottes keine Unterbrechung erleide.

Berühmt durch eine Weissagung ist die Bruderschaft der Tajibia, deren Hauptsitz zu Wesan in Marokko sich findet. Diese Weissagung, welche aus dem Munde eines ihrer Häupter, Mulei Tajib, und zwar aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts stammt, lautet folgendermaßen: „Mulei Tajib wendet sich an seine Schüler mit diesen Worten: Ihr werdet später alles Land im Osten beherrschen, das ganze Algerien wird euch unterthan sein. Aber vor der Erfüllung dieser meiner Worte müssen die Franken dieses Land besessen haben. Wollt ihr euch schon jetzt seiner bemächtigen, so werden sie euch euere Eroberung entreißen; so sie aber das Land vor euch in Besitz nehmen, werdet ihr es eines Tages wieder zurückerobern!" Die Ordensformel der Tajibia ist wahrhaft entsetzlich. Die wirklichen Brüder, welche den höchsten Grad der Heiligkeit erreichen wollen, müssen diese Formel 4650 mal täglich wiederholen.

Ehe wir zur Betrachtung des wichtigsten der religiösen Orden übergehen, wollen wir mit einigen Worten der Aissawa gedenken, einer Bruderschaft, die durch die sonderbaren Uebungen ihrer Mitglieder sehr bekannt geworden ist. Diese sonderbaren Heiligen, welche sich dem Publikum für Geld zeigen, sind wahrhafte Künstler des Jahrmarkts, denn sie verschlingen Schlangen, zerkauen Skorpione, essen Steine und Glasstücken und treiben sonstigen Hokuspokus. Nach der Ansicht ihrer Obern freilich ist dieses Treiben der Ordensbrüder keine bloße Gaukelei, da es ja zum Zwecke hat, die Massen zu erschüttern und den Glauben an Wunder zu erhalten. Die Häupter selbst, sowie die höhern Grade huldigen einem Mysticismus, der an das Aeußerste streift; sie behaupten nämlich, daß durch eine beständige inbrünstige Hinneigung zur Gottheit sowie durch Mäßigkeit und Enthaltsamkeit der Mensch in einen Zustand versetzt werden kann, in welchem er gegen körperliche Leiden und physische Kasteiungen unempfindlich ist.

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!" Wir wollen diesen Schritt jetzt umgekehrt machen, indem wir von den Aissawa zu den Snussia uns wenden. Es ist dies heute die lebenskräftigste, die am besten organisirte und auch für die europäischen Mächte gefährlichste Bruderschaft. Sie wurde im Jahre 1835 durch Sidi Mohammed ben Ali ben es-Snussi, einen 1792 in Südalgerien geborenen Marabut, begründet. Nach zahlreichen Reisen und wechselvollen Schicksalen kam Sidi Snussi nach Mekka. Hier in der heiligen Stadt entwarf er die Grundlage seiner Lehre. Von den Behörden, denen seine Lehre staatsgefährlich erschien, verfolgt und zur Flucht gezwungen, gelangte er nach der Cyrenaika, wo er die erste Sawja zu El-Beïda gründete. Von hier aus verbreitete sich allmählich sein Einfluß in den Ländern Nordafrikas, die Zahl seiner Sawjas mehrte sich von Jahr zu Jahr. Aus Furcht vor seinem zunehmenden Einflusse und aus Eifersucht gegen seine wachsende Macht begann man ihn zu verfolgen, wie ehedem in Mekka. Daher verlegte

Digitized by Google

1855 der in hohem Ansehen stehende Scheich Snussi den Centralsitz seiner Lehre in die unzugängliche Einsamkeit der Wüste nach der Oase Dscherbub, drei Tagereisen südwestlich von Siwah, der berühmten Oase des classischen Jupiter Ammon. Die hier begründete Sawja wurde die Pflanzschule für zahlreiche Schüler, die als Missionare ins Innere Afrikas zogen und den Glauben des Propheten, aber auch den Ruhm ihres Meisters hinaustrugen in die Heidenwelt der Sudanländer. Fast alle Staaten des Sudan wurden dem Islam gewonnen, fast alle Herrscher derselben wurden Mitglieder der Snussiabruderschaft. Befriedigt durch seine Erfolge konnte 1859 der für Mohammed's Lehre begeisterte Scheich die Augen schließen. Sein Grab ist seitdem ein Pilgerziel geworden, die Oase Dscherbub ein zweites Mekka. Sein Nachfolger als Ordenshaupt wurde sein noch junger Sohn El-Mahdi es-Snussi, der in den ersten Jahren von weisen Mokaddems berathen und unterstützt, gar bald bei seiner außergewöhnlichen Klugheit im Stande war, das große Werk seines Vaters selbständig fortzuführen. El-Mahdi genießt in der Moslimwelt eines gewaltigen Ansehens. Durch seinen Namen, durch sein Alter sowie durch ein schwarzes rundes Zeichen zwischen den Schultern gilt er als der in alten Weissagungen verheißene Mahdi oder Mul es-sâa, der ja gerade in der Gegenwart auftreten und den Ruhm des Islam wieder aufrichten soll. Der Scheich unterhält natürlich sorgsam dieses von seinen Anhängen allenthalben verbreitete Gerücht; fast nie zeigt er sich öffentlich, und nur höchst selten empfängt er persönlich Besuche.

In der Lehre der Snussiabruderschaft ist Politik und Religion eng vermischt. Wie die andern religiösen Orden, haben auch sie als Ziel das Weltimamat und den Sufismus. Sie wollen nichts anderes als die reine Lehre des Korans, befreit von allen Ueberschwenglichkeiten, mit denen er bisher ausgeschmückt war; sie wollen die Moslims wieder zurückführen zu den Lehren und Uebungen der ersten Jahrhunderte des Islam. Aber indem sie die Strenge der religiösen Vorschriften wieder einzuführen trachten, eifern sie gegen die Lockerheit der sogenannten civilisirten und modernisirten Moslims, welche Sitten und Bräuche der Christen angenommen haben. Auf politischem Gebiete verfolgen sie ohne Ermüdung das universelle Imamat, wennschon sie sich nicht öffentlich in politische Angelegenheiten mischen. Aber heimlich und mit großer Umsicht organisiren sie die große Bewegung in Afrika, deren nächstes Ziel zu sein scheint, Afrika den Europäern möglichst zu verschließen. Im Norden ist dieses ihnen bereits gelungen: der Nilweg ist gesperrt von Wadi-Halfa an, die Karavanenwege von Bengasi und Tripoli sind in ihren Händen, oder doch in denjenigen der ihnen befreundeten Tuâreg; Algerien endlich ist schon seit Jahren ohne Karavanenverkehr mit dem Innern. Um ihren Einfluß in der mohammedanischen Welt zu erhöhen und die Bewegung der verschiedenen Orden zu vereinigen, haben die Snussia versucht, dieselben um sich zu scharen. Und dieser Versuch ist ihnen herrlich gelungen. Wie der Begründer des Ordens selbst 40 Bruderschaften angehörte, eine Zahl, die beim gegenwärtigen Scheich sich sogar auf 60 beläuft, so konnten die Brüder der offenen Orden ja ihrerseits ebenfalls ohne Schwierigkeit zugleich Mitglieder der Snussiabruderschaft werden. Kann es uns da wundernehmen, daß die Macht dieser Bruderschaft in der Gegenwart

Digitized by Google

so ungemein groß ist? Dürfen wir staunen, daß heute das Ansehen des Scheich El-Mahdi in der Moslimwelt ein weit höheres ist als dasjenige des Padischah zu Konstantinopel, und daß selbst in der Cyrenaika, die doch unter der Regierung dieses letztern steht, in Wahrheit nicht er, sondern der Scheich der Snussia regiert? Ueberall, wo Mohammedaner leben, zählt der Snussiaorden seine Anhänger. Das Erkennungszeichen derselben untereinander bildet ihre Haltung beim Gebet; sie haben nämlich dabei die Arme über der Brust gekreuzt, das linke Handgelenk zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand. Die tägliche Gebetsformel besteht aus vier Sprüchen, die vierzig- oder hundertmal hintereinander zu bestimmten Tageszeiten wiederholt werden müssen. Die Ordensvorschriften gebieten ferner, den Rosenkranz stets in der Hand zu tragen; sie verbieten den Tanz und Gesang, das Rauchen und Schnupfen, sowie den Genuß des Kaffees. Die Sawjas, in welchen die Ordenslehren unterrichtet werden, zählen gegenwärtig zu Hunderten; die hauptsächlichste derselben ist aber noch immer die heute vom Bruder des Scheichs, dem Scherif Sidi Mohammed, geleitete zu Dscherbub, und zwar, weil in Dscherbub zugleich das Oberhaupt der Bruderschaft residirt. Hier in dem kleinen Wüsteneilande sitzt der spiritus rector des afrikanischen Mohammedanismus der Gegenwart, der Scheich El-Mahdi, und schlingt mit jesuitischer Klugheit die feinen Fäden des religiösen Gewebes der panislamitischen Politik. Ob freilich dieses Gewebe dauerhaft genug sein wird, um den Anprall europäischer Civilisation auszuhalten, kann nur die Zukunft lehren; einen Ausblick aber zu thun in die dunkle Zukunft des dunkeln Erdtheils dürfte als ein thörichtes Beginnen erscheinen.

Wir beschränken uns daher, zum Schlusse noch einmal auf das Unwetter hinzuweisen, das immer drohender sich über den europäischen Colonien, und zwar zunächst Nordafrikas zusammenzieht. Unter dem mächtigen Einflusse der Bruderschaften hat das religiöse Leben der Moslims in der That einen neuen großartigen Aufschwung genommen, was man in den europäischen Kreisen freilich noch nicht wahrzunehmen scheint. Aber die harte Noth wird den Blinden die Augen öffnen und sie werden sehen, daß der Islam noch lebt, daß der religiöse Feuergeist noch in seinen Anhängern glüht, wie in den ersten Jahrhunderten des Mohammedanismus. Mag in den Küstenstädten und in den Ländern des kranken Mannes auch mancher Reformmuselman vorhanden sein, mag hin und wieder selbst ein sogenannter Reformator auftauchen, der die Lehre des Propheten modernisiren will: die Mehrzahl der Gläubigen schaut mit tiefer Verachtung auf diese Abtrünnigen. Die Anhänger des Propheten im allgemeinen sind nicht entartet; immer neue Moscheen werden gegründet, von immer neuen Minarets erschallt das Loblied Allahs, immer neue Religionsschulen thun sich auf und die Zahl der Gläubigen wächst und mehrt sich, während überall das wilde Heidenthum mit seinem Fetischcult zurückweicht vor dem Ruhme des einzigen Gottes. Und wenn eines Tages der Mahdi oder Mul es-sâa die Gläubigen rufen wird zum heiligen Kriege, werden sich die Anhänger Mohammed's wie Ein Mann erheben gegen die Bedroher ihres Glaubens, ihrer Herrschaft in Afrika. Im Vordertreffen aber werden die fanatischen Mitglieder der religiösen Orden kämpfen, begeistert für die Religion des Propheten und streitend für Haus und Herd.

* * *

Digitized by Google

Steht es so in der nördlichen Hälfte Afrikas, so erscheint die kräftige Unterstützung Emin-Pascha's in dem Reste der einstigen Aequatorialprovinz um so mehr geboten, weil seine Herrschaft daselbst, nach dem Zeugnisse eines Kenners wie Hermann Wißmann, den einzigen Keil bildet, der das Zusammenströmen des nordafrikanischen und des südafrikanischen Mohammedanerthums und damit das Uebergreifen des geschilderten Fanatismus auf die bisher religiös recht kühlen arabischen Sklavenhändler des Südens hindert. Die Redaction.

Hermann Johann Friedrich Schulze von Gävernitz.

Am 28. Oct. 1888 starb in Heidelberg der ausgezeichnete Kenner deutschen Staats- und Fürstenrechts, Geheimrath Professor Dr. Hermann Johann Friedrich Schulze von Gävernitz. Die Universität verliert in dem in der Wissenschaft allgemein anerkannten Gelehrten auch einen trefflichen Docenten. Der Verewigte besaß Eigenschaften, welche jedem, der ihm nahezutreten das Glück hatte, Hochachtung einflößen mußten. Er gehörte zu denjenigen heidelberger Professoren, welche eine große Zugkraft auf alle, welche sich staatsrechtlichen Studien widmen wollten, auszuüben pflegte. Schulze war der Sohn des am 3. Juli 1860 in Jena verstorbenen Geh. Hofraths Friedrich Gottlieb Schulze, welcher als Leiter des Landwirthschaftlichen Instituts in Jena und als Docent der Nationalökonomie und Staatswirthschaft in hohem Ansehen stand und eine große Anzahl solcher Jünglinge, welche sich dem Studium der Landwirthschaft widmen wollten, nach der berühmten thüringischen Hochschule hinführte. Hermann Schulze, der einzige Sohn dieses überaus trefflichen Mannes, erblickte am 23. Sept. 1824 in Jena das Licht der Welt. Der Vater folgte im Anfange der dreißiger Jahre einem Rufe nach Greifswald als Director der Staats- und Landwirthschaftlichen Akademie in Eldena. Schon 1839 kehrte er nach Jena zurück. Hier wurde Hermann Schulze durch einen tüchtigen Hauslehrer so wohl vorbereitet, daß er 1840 in die Prima des unter der Leitung des gelehrten Stürenberg stehenden, eines guten Rufes sich erfreuenden hildburghauser Gymnasiums eintreten konnte. Zu Ostern 1842 bezog Schulze, in den alten Sprachen vortrefflich unterrichtet, die Universität Jena, um Jurisprudenz und Staatswissenschaften zu studiren. Auch versäumte er nicht, neben seinen juristischen Collegien philologische, geschichtliche und philosophische Vorträge zu hören. Im Jahre 1844 setzte er in Leipzig seine Studien fort, und schon 1845 legte er die juristische Staatsprüfung ab. Durch W. Francke, den berühmten Pandektisten, durch Michelsen, Albrecht u. a., war er in die Disciplinen des römischen und deutschen Rechtes gründlich eingeführt worden, sodaß er schon 1846 die juristische Doctorwürde erlangen konnte. Den Sommer 1846 verlebte er mit mancherlei Studien beschäftigt in Wien. Hierauf begab er sich zu seiner weitern Ausbildung nach Berlin. Im Frühjahre 1848

Digitized by Google

habilitirte er sich in seiner Vaterstadt. Er hielt Vorlesungen über Staatsrecht, Völkerrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht und über Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft. Außerdem war er als Lehrer des Landwirthschaftsrechtes an dem Landwirthschaftlichen Institute seines Vaters thätig. Schon im Jahre 1850 wurde er zum außerordentlichen Professor und zum Beisitzer in der Juristenfacultät und dem Schöppenstuhle ernannt. Zum Zwecke seiner weitern staatsrechtlichen Ausbildung unternahm Schulze 1852 eine längere Reise nach England, Frankreich und Belgien. Die auf dieser Reise gesammelten Erfahrungen legte er in einer Schrift nieder, welche den Titel führt: „Nationalökonomische Bilder aus Englands Volksleben. Mit besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse" (Jena 1853). Infolge der Anerkennung seiner akademischen Thätigkeit wurde er 1855 von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrathe ernannt. Als im Herbste 1857 ein Ruf an ihn erging, die Professur des Staatsrechtes in Breslau zu übernehmen, folgte er diesem ehrenvollen Anerbieten, so schwer es ihm auch wurde, seine geliebte Vaterstadt zu verlassen. Auch in dem neuen größern Wirkungskreise fand er reiche Anerkennung. Mit Heinrich Rückert, dem gelehrten Kenner der deutschen Literatur und der deutschen Geschichte, mit dem er bereits in Jena ein enges Freundschaftsverhältniß geschlossen hatte, verkehrte er viel und gern in Breslau. Auch mit dem Professor der Medicin Häser, ebenfalls einem Jenenser, war er sehr befreundet. Die Regierung würdigte seine Bedeutung, indem er 1869 als lebenslängliches Mitglied ins preußische Herrenhaus berufen ward und durch seine Ernennung zum Kronsyndicus. Trotzdem folgte er 1878 einem Rufe nach Heidelberg, wo er einer der angesehensten und beliebtesten Docenten war und ihm vom Großherzog von Baden im Sommer 1888 der erbliche Adel verliehen wurde.

Seiner gesegneten Wirksamkeit hat ihn nun der Tod entnommen. Oft wurde er, um seiner gründlichen Kenntniß des Staats- und Fürstenrechtes willen, in Anspruch genommen, um Gutachten in wichtigen Erbfolgefragen abzufassen. Außer seinen von allen Seiten anerkannten mannichfachen Werken über das deutsche und preußische Staatsrecht sind noch zu erwähnen seine im Jahre 1850 in Jena erschienene Schrift „Der Freiherr vom Stein und seine Bedeutung für Deutschlands Wiedergeburt" und das 1851 in Leipzig erschienene Werk „Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern und seine Bedeutung für die deutsche Staatsentwickelung". Im Jahre 1854 veröffentlichte er eine Schrift: „Die staatsrechtliche Stellung des Fürstenthums Neuenburg in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Bedeutung"; ferner: „Neuenburg, eine geschichtlich-staatsrechtliche Skizze nebst einer Beleuchtung der neuesten schweizerischen Denkschrift vom 7. Dec. 1856" (1. bis 3. Aufl., Berlin 1857). Auch von dem Verstorbenen gilt das Wort Shakespeare's: „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem!"

Digitized by Google

Denkwürdiges.

Fortschritte in der Mechanik.

(Mit einer Abbildung.)

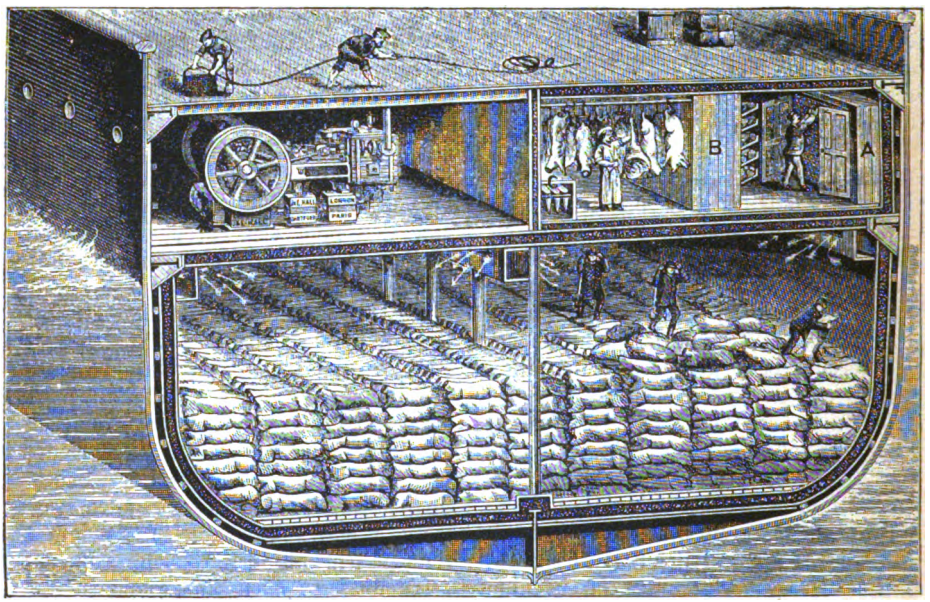
Einrichtung auf Seeschiffen für den Versand frischen Fleisches. Zu den wesentlichsten Annehmlichkeiten, mit denen heute im Gegensatze zu früher das Reisen zur See ausgestattet ist, gehören die Erleichterungen und Verbesserungen, welche sich auf die Versorgung der Schiffsküche beziehen. Um nicht ausschließlich auf den für die Dauer schädlichen Genuß gesalzenen Fleisches angewiesen zu sein, mußte man ehemals auf langen Seereisen das Schlachtvieh lebend mitführen, was nicht nur große Unbequemlichkeiten und directe wie indirecte Kosten, sondern auch durch die nothwendigerweise mangelhafte Verpflegung der Thiere eine Verschlechterung ihres Fleisches zur Folge hatte. Unter der Glut des tropischen Himmels waren ferner Wein und Trinkwasser nicht anders als in lauwarmem Zustande zu erhalten, während auf frisches Obst und Gemüse vollständig verzichtet werden mußte. Heute darf sich die Küche der transatlantischen, der ostindischen und australischen Dampferlinien mit derjenigen eines Gasthofs ersten Ranges messen. Diese erfreuliche Veränderung ist nicht allein auf die durch größere Fahrgeschwindigkeit der Schiffe bedingte Abkürzung der Seereisen zurückzuführen; die fortgeschrittene Technik hat auch noch in anderer Richtung dahin gewirkt, die erwähnten Uebelstände zu beseitigen. Fleisch, Milch, Obst, Gemüse u. s. w. werden jetzt vor dem Verderben geschützt, indem man sie in zweckmäßig eingerichteten Räumen aufbewahrt, deren Temperatur künstlich auf 8—10° C. unter dem Gefrierpunkt erhalten wird.

Aber auch dem Handel und der Volkswirthschaft kommt das auf vielen Schiffen eingeführte sachgemäße Aufbewahrungsverfahren reichlich zugute. Noch vor wenigen Jahrzehnten bestand für die großen Viehzüchter Australiens und der La-Plata-Staaten, deren ausgedehnte Weideplätze ungeheuere Mengen von Rindern und Schafen ernähren, der Nutzen ihrer Heerden lediglich darin, daß Häute und Wolle der geschlachteten Thiere nach andern Ländern ausgeführt wurden, während das Fleisch nur zum kleinsten Theile und nur auf dem einheimischen Markte Absatz fand, weil man es nicht verstand, dasselbe für die Ausfuhr haltbar zu machen. Einen wichtigen Fortschritt bedeutete daher schon die von England ausgegangene Fabrikation verschiedener Fleischconserven; doch konnten diese Präparate, welche eine Zeit lang den europäischen Markt überschwemmten, weder mit Rücksicht auf den Wohlgeschmack noch bezüglich des Nährwerthes einen vollständigen Ersatz des frischen Fleisches bieten. Eine befriedigende Lösung der Aufgabe, den Fleischreichthum überseeischer Länder zu verwerthen, brachte erst die Conservirung mittels trockener Kälte, durch welche das Fleisch alle seine natürlichen Eigenschaften zugleich mit seinem guten Aussehen behält. Dank diesem Verfahren können jetzt alljährlich viele Tausende geschlachteter Ochsen und Hammel nach England und dem Festlande versendet werden, um dort in völlig frischem, schmackhaftem Zustande auf den Markt zu kommen.

In umstehender der englischen Zeitschrift „Engineering" entlehnten Abbildung ist die für ihren Zweck bereits praktisch bewährte Einrichtung nach dem System der Ingenieure J. u. E. Hall in Dartford (England) dargestellt. Die Fleischvorräthe, in Rindervierteln und ganzen Hammelrumpfen bestehend, werden, nachdem sie auf dem Lande in eigens hierzu bestimmten Anlagen mit Kälteerzeugungsmaschinen in hartgefrorenen Zustand versetzt worden sind, an

Digitized by Google

Bord geschafft und hier in den im Schiffsraum vorgesehenen Kühlkammern, deren doppelte Wandungen mit schlechten Wärmeleitern, am besten mit pulverisirter Holzkohle ausgefüllt sind, auf Latten- oder Gitterwerk (in der Abbildung nicht ersichtlich) reihenweise aufgeschichtet. Längs der Mittellinie der Decke läuft eine fein durchlöcherte Holzröhre, durch welche die in der Kälteerzeugungsmaschine gekühlte Luft ausströmt. Indem dieselbe infolge ihrer verhältnißmäßigen Schwere herabsinkt, streicht sie zwischen den aufgestapelten Fleischmassen hindurch und gibt an diese Kälte ab, worauf sie durch seitlich angeordnete Holzröhren wiederum der Kälteerzeugungsmaschine zugeleitet wird, um in dieser von neuem gekühlt zu werden. Die im vorliegenden Falle benutzte Maschine, deren Betriebskraft der Dampfkessel der Schiffsmaschine liefert, arbeitet ohne Verwendung von Chemikalien, durch Zusammenpressen und Wiederausdehnen atmosphärischer Luft. Die Vorräthe für die Schiffsküche werden in einer im Zwischendeck befindlichen kleinern Kühlkammer, deren Einrichtung in der Abbildung rechts oben ersichtlich ist, aufbewahrt. In der Figur sind mit A Gestelle zum Kühlen von Wein, mit B solche zum Kühlen von Wasser, mit C Eiskübel bezeichnet; außerdem sind noch Gestelle zur Aufnahme von Speisen sowie mehrere Fleischhaken vorhanden. Für Schiffe, die nicht dem geschäftsmäßigen Fleischversand dienen, sondern nur für den eigenen Bedarf Kühlräume erfordern, genügt eine kleinere Ausführung der Kälteerzeugungsmaschine. Am Verbrauchsorte wird das Fleisch, welches durch Verdunsten der wässerigen Theile und Gerinnen des Fettes eine nahezu holzähnliche Beschaffenheit angenommen hat, durch langsames Aufthauen in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt. Außer in England findet das in dieser Weise conservirte australische oder amerikanische Fleisch besonders in Frankreich und Belgien immerfort zunehmenden Absatz, da dasselbe trotz der Kosten für Schifffracht und Aufbewahrung noch erheblich billiger verkauft werden kann als das Fleisch der im Lande geschlachteten Thiere.



W. H. Uhland.

Digitized by Google

Todtenschau.

Bamberger (Heinrich von), seit 1872 als Nachfolger Oppolzer's ordentlicher Professor der Medicin und Director der medicinischen Klinik in Wien (geb. 1822), starb 9. Nov. d. J. daselbst.

Degenfeld (Alfred Ludwig, Freiherr von), preußischer Generallieutenant z. D., seit 1887 nationalliberales Mitglied des Deutschen Reichstages als Vertreter des Wahlkreises Offenburg (geb. 1816), starb 16. Nov. d. J. in Karlsruhe.

Delius (Nikolaus), namhafter Shakespeare-Kritiker, seit 1855 Professor an der Universität Bonn (geb. 1813), starb daselbst 18. Nov. d. J.

Härtel (Raymund), Senior der leipziger Buchhändlerfirma Breitkopf u. Härtel, deren Leitung er von 1827 bis 1879 führte (geb. 1810), starb 10. Nov. d. J. in Leipzig.

Helene Wilhelmine Henriette Pauline Marianne, Fürstin zu Waldeck und Pyrmont, Gemahlin des regierenden Fürsten Georg Victor, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau (geb. 1831), starb 27. Oct. d. J. in Pyrmont.

Horawitz (Adalbert), Geschichtsforscher über die Renaissance, Docent an der wiener Universität (geb. 1840), starb 6. Nov. d. J. in Döbling bei Wien.

Kjerulf (Theodor), norwegischer Geolog, Professor an der Universität Christiania und Director der Geologischen Landesanstalt (geb. 1825), starb 25. Oct. d. J. in Christiania.

Maximilian Joseph Herzog in Baiern (geb. 1808), starb 15. Nov. d. J. in München.

Prshewalski (Nikolai von), berühmter russischer Entdeckungsreisender, welcher seit 1870 fünf von bedeutenden Erfolgen gekrönte Reisen durch das Hochland Hinterasiens unternommen hatte (geb. 1839), starb 1. Nov. d. J. in Karakul im russischen Gebiet Ssemirjetschensk.

Verzeichniß der Mitarbeiter

zum zweiten Bande des Jahrgangs 1888.

Achelis, Th. 111. 394.
Adler, Heinrich. 234.
Alsberg, Moritz. 539.
Asmus, M. 97. 193.
Baas, J. H. 429.
Bendt, Franz. 191. 477.
Berlepsch, H. E. von. 224.
Bienemann, Friedrich. 93.
Breitenbach, Wilhelm. 275.
Dehn, Paul. 126.
Doehn, Rudolf. 512.
Dürer, Emil. 60.
Eckert, Rudolf. 84. 151.
Eyssenhardt, Franz. 289.
Fleischmann, Adolf. 314.
Fuld, Ludwig. 171.
Gregorovius, Ferdinand. 1.
Heyfelder, O., Staatsrath. 339.
Katscher, Romulus. 548.
Koenig, Gustav. 39.
Könneritz, von. 182. 371.
Kurs, Victor, Major a. D. 295.
Lemmermayer, Fritz. 50. 492.
Löffler, Karl. 521.
Marshall, V. G., Consul. 263.
Matern, Johann. 409.
Müller, Karl. 481.
Münz, Bernhard. 381. 551.
Pohlig, Hans. 18.
Reimann, Heinrich. 29.
Reinholdt, Alexander von. 71.
Rudow, Wilhelm. 385.
Rullmann, Wilhelm. 253.
Schäfer, Richard. 559.
Schiffner, Karl. 356.
Schwicker, J. H., Professor. 209.
Seefeld, Karl. 462.
Speyer, Otto. 329.
Spitteler, Karl. 177.
Uhland, W. H. 89. 281. 475. 571.
Wespy, Leon. 469.
Anonym. 141. 444. 451. 503. 569.

Digitized by Google

Register

zum zweiten Bande des Jahrgangs 1888.

Die mit * bezeichneten Namen befinden sich unter der Rubrik „Todtenschau".

*Adlerberg, Alexander, Graf. 479.
Afrika, s. Geistlichkeit, Die mohammedanische, Afrikas.
Agrarpolitische Fragen. Von Rudolf Eckert. 151.
Aksakow, Konstantin, der Historiker des Slawophilenthums. Von Alexander von Reinholdt. 71.
*Allou, Edouard. 287.
Am Sarge Kaiser Friedrich's. Von Friedrich Bienemann. 93.
*Anethan, Jules Joseph, Baron d'. 479.
*Anrep-Elmpt, Reinhold, Graf. 479.
*Anschütz, Roderich. 287.
Ansiedelungen, Die deutschen, außerhalb Europas. Von * *. 503.
Arbeit, s. Recht auf Arbeit, Das, und seine Durchführung.
Arcinazzo. Von Franz Eyssenhardt. 289.
Aufzeichnungen aus Rumäniens Vorgeschichte. Von Wilhelm Rudow. 385.
Ausländerei, s. Deutschthum, Officielles, und freiwillige Ausländerei.
Ausstellung, nationale, s. Kunsthandwerk, Das deutsche.

*Bamberger, Heinrich von. 573.
*Bazaine, François Achille. 479.
Berner Uebereinkunft, Die, zum Schutze des Urheberrechts. Von Adolf Fleischmann. 314.
*Bertheau, Ernst. 91.
*Beseler, Karl Georg Christoph. 384.
Böcklin, Arnold. Eine Studie von Fritz Lemmermayer. 492.
*Bonitz, Hermann. 287.
Bonitz, Hermann. Von Dr. Bernhard Münz. 381.
*Boulanger, Gustave Rodolphe. 479.
*Brand, Jan Hendrik. 287.
Brotversorgung, Zur Regelung der städtischen. Von Dr. Johann Matern. 409.
Buchara nach und vor der Transkaspischen Eisenbahn. Von Staatsrath Dr. O. Heyfelder. 339.
*Budge, Ludwig Julius. 288.
Bürgerliches Gesetzbuch, s. Entwurf, Der, eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.

Carnot, Sadi, s. Frankreich unter der Präsidentschaft Sadi Carnot's.
Cholerafrage, Zum gegenwärtigen Stande der. Von Dr. med. Moritz Alsberg. 539.
*Clausius, Rudolf Julius Emanuel. 479.
Colombia, s. Vereinigten Staaten von Colombia, Der Sturz der.
Consum, s. Landwirthschaft, Zwischenhandel und Consum.
*Correnti, Cesare. 480.
*Cotta, Karl Freiherr von. 384.
*Crenneville, Franz, Graf Folliot de. 192.

Darwin, Charles, und sein Verhältniß zu deutschen Naturforschern. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. 275.
*Degenfeld, Alfred Ludwig, Freiherr von. 573.
*Delius, Nikolaus. 573.
Denkwürdiges. 89. 191. 281. 384. 475. 571.
Depretis, Agostino. Von Otto Speyer. 329.
Deutsches Reich, s. Entwurf, Der, eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.
Deutschland, s. Ansiedelungen, Die deutschen, außerhalb Europas.
Deutschthum, Officielles, und freiwillige Ausländerei. Von * * *. 141.
*Drenteln, Alexander Romanowitsch. 288.
*Duclerc, Charles Théodore Eugène. 288.
*Duncker, Franz. 91.

*Ebrard, Johann Heinrich August. 288.
*Edlund, Erik. 480.
Eisenbahnen, Die, nach Konstantinopel und Saloniki. Von Paul Dehn. 126.
Eisernes Thor an der untern Donau, s. Regulirung, Die, des Eisernen Thores.
Entwurf, Der, eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Von Ludwig Fuld. 171.
*Erhardt, Alois von. 92.
Ethik, Zur Reform der. Von Th. Achelis. 394.
*Eudes, Emile Désiré François. 288.

*Fiala, Friedrich. 92.
Fortschritte und gegenwärtiger Stand der geologischen Forschung. Von Dr. Hans Pohlig. 18.

Digitized by Google

*François, Alphonse. 288.
Frankreich, Das heutige. Von Dr. Gustav Koenig. 39.
Frankreich unter der Präsidentschaft Sadi Carnot's. Von Karl Seefeld. 462.
Frankreich, s. Trauerspiel, Das historische, der Franzosen.
Friedrich III., Deutscher Kaiser, s. Am Sarge Kaiser Friedrich's.
*Friedrich Wilhelm, Landgraf von Hessen. 480.

Geistlichkeit, Die mohammedanische, Afrikas. Von Richard Schäfer in Tripolis. 559.
Geologie, s. Fortschritte und gegenwärtiger Stand der geologischen Forschung.
Gesetzbuch, bürgerliches, s. Entwurf, Der, eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.
*Gondrecourt, Leopold, Graf. 92.
*Gosse, Philipp Henry. 384.
*Greuter, Joseph. 192.
Gymnasialreform, s. Mediciner, Der Bildungsgang der.

*Hahn, Ludwig Ernst. 480.
*Hall, Karl Christian. 288.
*Hamilton, Herzogin von. 480.
*Härtel, Raymund. 573.
*Heine, Ernst Karl Erdmann. 384.
*Helene Wilhelmine Henriette Pauline Marianne, Fürstin zu Waldeck und Pyrmont. 573.
Hexenglaube, Der, und seine Nachfolger. Von Dr. Léon Wespy. 469.
*Hofmann, Friedrich. 288.
*Horawitz, Adalbert. 573.
*Hornbostel, Theodor von. 288.
Hypnotismus, s. Hexenglaube, Der, und seine Nachfolger.

*Jähns, Friedrich Wilhelm. 480.
*Jessen, Christian. 480.
Jubiläums-Kunstausstellung, Die, in Wien. Von Fritz Lemmermayer. 50.

*Kahnis, Karl Friedrich August. 192.
Kaiser Wilhelm I. als Feldherr. Von Victor Kurs, Major a. D. 295.
Kaiser-Wilhelms-Land, Zur heutigen Lage der Verhältnisse auf. Von v. Könneritz in Sydney. 371.
Kaiserfeld, Moritz von. Von Wilhelm Rullmann. 253.
*Keil, Johann Karl Friedrich. 92.
*Kjerulf, Theodor. 573.
*Klasing, Otto. 92.
Konstantinopel, s. Eisenbahnen, Die, nach Konstantinopel und Saloniki.
Kriticismus, Der philosophische. Von Th. Achelis. 111.
*Kühne, Ferdinand Gustav. 92.
Kunstausstellung, s. Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.
Kunsthandwerk, Das deutsche, auf der nationalen Ausstellung zu München 1888. Von H. E. von Berlepsch. 224.

Landwirthschaft, Zwischenhandel und Consum. Von Heinrich Adler, Landwirth in Brixen. 234.
La-Plata, Die Wunder von. Von Emil Dürer. 60.
*Lasch, Johann Karl. 480.
*Leboeuf, Edmond. 92.
Liszt, Der junge. Von Heinrich Reimann. 29.
Livländische Zustände. 451.
*Löschner, Joseph Wilhelm, Freiherr von. 92.

Madách, Emerich. Von Romulus Katscher. 548.
*Marie Anna Karoline, Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen. 92.
*Marie Elisabeth Luise Friederike, Prinzessin von Sachsen-Altenburg. 192.
*Maupas, Charlemagne Emile de. 192.
*Maximilian Joseph, Herzog in Baiern. 573.
Mechanik, Fortschritte in der. Von W. H. Uhland.
Ein transportabler Fernsprechapparat mit Mikrophon. 89.
Der Riesenthurm auf dem Marsfelde bei Paris. 281.
Ein fahrbarer Riesen-Drehkran. 475.
Einrichtung auf Seeschiffen für den Versand frischen Fleisches. 571.
Mediciner, Der Bildungsgang der. Von Dr. J. H. Baas. 429.
*Meixner, Karl Wilhelm. 480.
Melbourne, die Hauptstadt von Victoria. Von v. Könneritz in Sydney. 182.
Meyer, Konrad Ferdinand. Von Karl Schiffner. 356.
Mohammedanismus, s. Geistlichkeit, Die mohammedanische, Afrikas.
*Mohr, Christian. 480.
*Molbech, Christian Knud Frederik. 92.
*Monselet, Charles. 288.
*Mühry, Adalbert Adolf. 288.
München, s. Kunsthandwerk, Das deutsche.

Naturforscher, deutsche, s. Darwin, Charles.
*Naumann, Emil. 192.
Neugriechenland, s. Reisebilder aus Neugriechenland.
*Neumann-Spallart, Franz Xaver, Ritter von. 92.
Nordamerika, s. Turnwesen, Das deutsche, in der Nordamerikanischen Union.
Novellen:
Asmus, M. Eine Marmorgruppe. 97. 193.
Müller, Karl. Frauenherzen. 481.

Oesterreich, s. Politik und Verwaltung in Oesterreich.

Digitized by Google

*Pape, Heinrich Eduard. 384.
Philosophie, s. Kriticismus, Der philosophische.
Physik, Fortschritte in der. Von Franz Bendt. 191.
Brechungsexponenten der Metalle.
Ueber die Ausbreitungsgeschwindigkeit elektrodynamischer Wirkungen im Luftraume.
Leitungsfähigkeit im leeren Raume.
Einwirkung des Magnetismus auf Gase.
Schätzung der Elektricitätsmenge in einem Blitzstrahle.
Ueber den sibirischen Kältepol (Werchojansk).
Physik, Fortschritte in der. Von Franz Bendt. 477.
Ueber atmosphärische Bewegungen.
Verwandlung der Fluorescenz in eine Phosphorescenz.
Fluorescenzvermögen einer Flüssigkeit.
Neue Elektricitätsquelle.
Eigenschaften des Selens.
*Pickert, Karl. 480.
*Pisko, Franz Joseph. 192.
Politik und Verwaltung in Oesterreich. Von *—*. 444.
*Prandch, Siegmund, Freiherr von. 92.
*Prantl, Karl von. 384.
*Prshewalski, Nikolai von. 573.

*Ranke, Ernst. 288.
*Rath, Gerhard vom. 92.
Recht auf Arbeit, Das, und seine Durchführung. Von Rudolf Eckert. 84.
*Redern, Heinrich Alexander, Graf. 480.
Regulirung, Die, des Eisernen Thores an der untern Donau. Von Professor Dr. J. H. Schwicker. 209.
Reisebilder aus Neugriechenland. Von Consul V. G. Marshall in Patras. 263.
*Riedel, Karl. 92.
*Riefstahl, Ludwig Friedrich Wilhelm. 480.
*Robilant, Carlo Felice Nicolis, Graf. 480.
Rom, s. Villa Malta in Rom.
Rumänien, s. Aufzeichnungen aus Rumäniens Vorgeschichte.

*Salm-Reifferscheidt, Fürst und Altgraf Hugo zu. 192.
*Salm-Reifferscheidt-Dyck, Fürst Alfred. 288.
Saloniki, s. Eisenbahnen, Die, nach Konstantinopel und Saloniki.
*Schmidt, Moritz. 480.
Schulze, Hermann Johann Friedrich, von Gävernitz. 569.
*Schwarzenberg, Johann Adolf, Fürst. 384.
*Schweizer, Alexander. 288.
*Schwerin-Putzar, Heinrich, Graf von. 288.
*Segesser, Franz von. 288.
*Sheridan, Philipp Henry. 288.
Slawophilenthum, s. Aksakow, Konstantin.
*Sommer, Anton Bernhard Karl. 384.
*Storm, Theodor Woldsen. 192.

*Teichmüller, Gustav. 384.
Todtenschau. 91. 192. 287. 384. 479. 573.
Transkaspische Eisenbahn, s. Buchara nach und vor der Transkaspischen Eisenbahn.
Trauerspiel, Das historische, der Franzosen. Von Karl Spitteler. 177.
*Trefort, August. 384.
Trefort, August. Von Dr. Bernhard Münz. 551.
Turnwesen, Das deutsche, in der Nordamerikanischen Union. Von Rudolf Doehn. 512.

Urheberrecht, s. Berner Uebereinkunft, Die, zum Schutze des Urheberrechts.

Vereinigten Staaten von Colombia, Der Sturz der. Von Dr. Karl Löffler. 521.
Verwaltung in Oesterreich, s. Politik und Verwaltung in Oesterreich.
Villa Malta in Rom, Die, und ihre deutschen Erinnerungen. Von Ferdinand Gregorovius. 1.
*Vosmaer, Karl. 480.

*Weber, Georg. 288.
Wien, s. Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser, s. Kaiser Wilhelm I. als Feldherr.
*Winkler, Emil. 480.

Zwischenhandel, s. Landwirthschaft, Zwischenhandel und Consum.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07604 8597

Digitized by Google

Digitized by Google